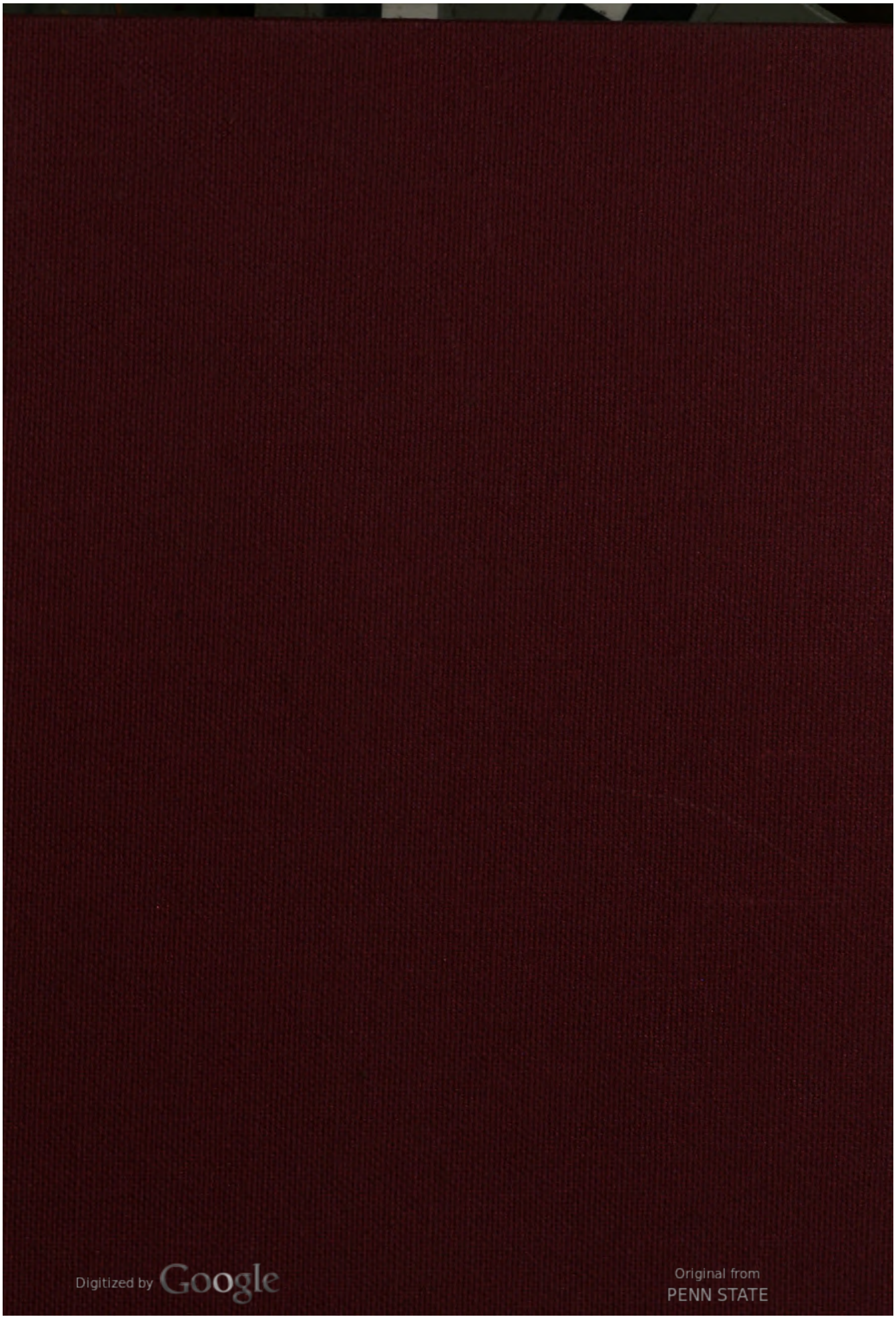
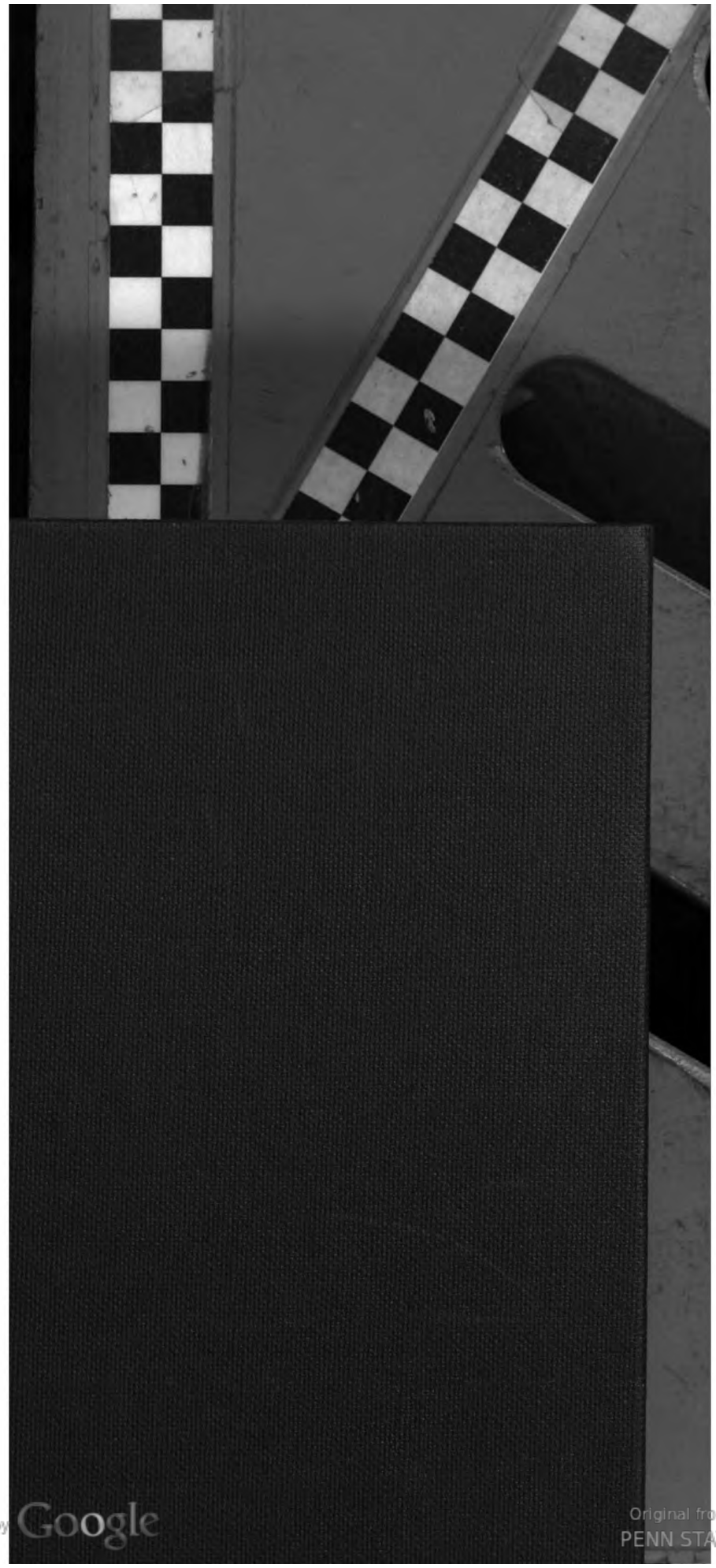
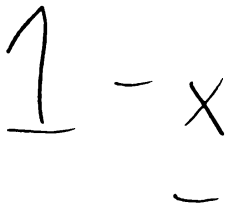

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Achter Jahrgang 1914

Dritter Band

(Juli bis September)

MÜNCHEN 1914

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des Dritten Bandes 1914

Hauptteil

	Seite
Angel, Ernst: Trost an den Menschen	288
Aram, Kurt: Rußland und die Juden 50, 86, 126, 160, 226, 281, 329, 365,	382
Bonus, Arthur: Bergson muß es wissen	312
Wider die moralische Sentimentalität	375
Braun, Immanuel: Aus den Lothringer Kämpfen	326
Cohn, Alfons Fedor: Der dänische Verfassungskampf	44
Diplomaten, Von einem ehemaligen: Kriegslüsternheit in Deutschland?	77
Ehinger, Otto: Heiliges Land	30
Ehrler, Hans Heinrich: Media Vita	1„
Fischer, Johannes, M. d. L.: Lohnet das Vertrauen	324
France, Raoul H.: Urneger und Renntierfranzosen	59
Francis, W.: Die beiden Frankreich	120
Frank, Bruno: P. N., der Kritiker	34
Friedberg, Johanna: Frühling in Palästina	217
Funke, Max R.: Die französische Kolonialarmee	373
Glaser, Friedrich: Der Dollar in Mexiko	113
Goldmann, Nachum: Rußland und Europa	233
Goldschmidt, Dr Alfons: Wirtschaftspolitik	54, 171
Gothein, Georg, M. d. R.: Der englische Konkurrenzkrieg	000
Großmann, Stefan: Schwedisches Schicksal	194
Haas, Dr Ludwig, M. d. R.: Offener Brief an Sembat	292
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Wir Schwaben	8
Europas Krieg	246
Nach dem 2. Abschnitt des Feldzugs	317
Haußmann, Friedrich: Aus nachgelassenen Papieren	15
Hesse, Hermann: Erwachen	29
Erinnerung an Asien	190
Heuß, Ludwig: Im Feldlazarett	361
Heuß, Theodor: Ein Parteijubiläum	1
Der Weltkrieg	221
Holdermann, Friedrich: Die Quertreiber	149

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Janſſon, W.: Skandinavien und der Weltkrieg 271
Korn, W. A.: England und Aegypten 357
Larſſon, Karl: Vorfrühling 106
Lieſching, Theodor, M. d. R.: Der Tübinger Vertrag 4
Loosli, C. A.: Die ſchweizeriſche Landesausſtellung in Bern . . . 99
Müller, Oskar: Sardinien 200
Naſariantz, L.: Perſiſches 242, 314
Oeſterling, Anders: La Superba 213
Owlglaß, Dr.: Skribifaxe 10
Paquet, Alfons: Am See von Kinnereth 206
Pernerſtorfer, Engelbert: Die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand 41
Ein feſter Bund 289
Perutz, Leo: Der Sieger 66
Pouvourville, Graf von: Kolonien zu verkaufen 81
Rauſcher, Ulrich: Frank Wedekind 135
Franktireure 337
Der fruchtbare Krieg 351
Rohrbach, Paul: Auf Expedition 185
Die deutſchen Kolonien im Krieg 345
Rutra, Arthur: Die Steppen von Ackerman 181
Salus, Hugo: Jungfernpreis 102, 139, 172
Schäff, Heinrich: Zwei Gedichte 36
Schanderl, Joſef: Gruft 73
Schickelé, René: Süddeutſches Reich 166
Der große Aufſtand 252, 275, 300
Schnack, Fritz: Handwerksburſchen im Abend 144
Schuſſen, Wilhelm: Die ſchöne Witwe 20
Landſturmlied 360
Schwarzwald, Hermann: Männergeſpräche in ernſter Zeit . 155
Spröße r, v.: Die franzöſiſche Nordoſtfront 245
Der ruſſiſch-polniſche Kriegsſchauplatz 269
Großbritanniens Heer 321
Die Ergebniſſe des Kriegs im Weſten 349
Stetten, Freiherr von: Balkangloſſen 94
Kultur und Politik 168
Zur Kriegslage 261
Stieve, Friedrich: Martin Anderſen Nexö 257
Der Sinn 381
Südekum, Albert, M. d. R.: Ludwig Frank 370

Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Seite

Supper, Auguste: Der Führer 20
Sutter, Otto Ernst: Der „neue Kurs" in Baden 96
Thoma, Ludwig: Schwäbische Eindrücke 11
Zeitgeschichte 47
Stimmungen 296
Zickert, Hermann: Die Kriegsmilliarden 239

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Seite

Bäumler, Alfred: Theodor Georgii 146
Fridolin: Resolutionsdramatik 75
Die Marseillaise in Petersburg 182
Friedemann, Hermann: Hanſi oder die Geneſis des Ruhmes 145
Nerven behalten 265
Fromm, Hans: Ueber Reiſebeſchreibungen 218
Gottſchalk, Hermann: Ludwig Schmid-Reutte 74
Auf des Meeres Grunde 263
Heſſe, Hermann: Hektor Berlioz Erinnerungen 109
Chineſiſche Volksmärchen 218
Zeichnungen von Orlik 388
Heuß, Theodor: Ludwig Frank 338
Ille: Das Land der Mörder 243
Kahn, Harry: Ulivi 182
Kerſten, Kurt: Sturm von Geſtern 110
Liſſauer, Ernſt: Muſikaliſches Erlebnis 74
Mayer, Hermann Leopold: Albert Haueiſen 111
Pernerſtorfer, E.: Ein Wiener Roman 363
Rauſcher, Ulrich: Wir jungen Württemberger 38
Reik, Theodor: Aphorismen 112
Richter, Werner: Der Sterlett 243
Schickele, René: Landſchaften 219
v. S.: Die Neutralen 268
Siegeszuverſicht 315
Ausländerei 316
Völkerrecht 338
Stieve, Friedrich: Rega Ullmann 387
Supper, Auguſte: Beſinnliches 148
Tagger, Theodor: Ein Wort über Brunetière 108
Tannenbaum, Eugen: Das patriotiſche Kino 364
Teutenberg, Adolf: Ein hiſtoriſcher Schweizerroman 266
Traub, Gottfried: Dank an die Heimat 37
Wahl, Fritz: Nieder mit den Kannegießern 339
Zeichnet die Kriegsanleihen 340

Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Ein Parteijubiläum

Von Theodor Heuß

Die großen Erschütterungen der Geschichte, die mit dem Begriff Demokratie verbunden, sind keine Leistungen von Parteikörpern: Reformation, Cromwell, 1789, sondern Reaktionen, Aktionen eines Gesamtvolkes. Auch die deutsche Bewegung des Jahres 1848 hat in ihrem großen Zug keinen Parteicharakter. Die Partei im technischen Sinn, wie wir das heute verstehen, ist eine spätere Erfindung, eine spätere Möglichkeit und Notwendigkeit. Deshalb hat es auch sehr lange gedauert, bis sie von der Geschichtsbeschreibung bemerkt wurde.

1848 schafft aber dann einen Aufriß von Parteienzukunft in den Gruppen des Frankfurter Parlaments; nichts ist so charakteristisch für ihre tastende Unsicherheit, als daß sie ihre Namen von Wirtshausschildern bezogen. Und der Ausgang jener wunderbar jungen Zeit übergibt dem späteren Geschlecht die Lehre, daß Schwung und Begeisterung, Hingabe und Gefühl nicht ausreichen, wenn sie nicht durch die Fesseln verantwortungsvoller Gebundenheit gesichert sind.

Freilich: Parteiwesen bedarf einer gewissen Freiheit zu seiner Entfaltung, und die bot das kommende Jahrzehnt so wenig als die vorangegangene Zeit, da die politischen Energien sich in Schützen- und Gesangsvereine verkleidet hatten. Erst mit dem Beginn der sechziger Jahre tritt Wandel ein: das Ende der liberalen Aera in Preußen formiert die deutsche Fortschrittspartei, die bald genug in die Feuerprobe des Verfassungskonfliktes getrieben wird, Lassalle sammelt den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein um ein gewissermaßen sozialistisches Programm, im Süden, vorab in Württemberg, suchen die alten Ideale und Traditionen nach einer erneuten Form.

Die geistige Struktur der schwäbischen Demokratie hat sehr eigentümliche Züge. Sie bezieht ihre Abstammung nicht nur auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Ideen der großen Revolution, auf die Namen Rousseau oder Adam Smith, sondern auf die Ueberlieferungen der heimatlichen Landesgeschichte. Deshalb hat sie einen besonders kräftigen Zusatz von Rechtsgefühl, Verfassungssinn, die etwa in Uhland ihren klassischen Ausdruck fanden.

Das muß man festhalten, um den besonderen Charakter der politischen Gruppe zu begreifen, die sich aus der allgemeinen nationalen Bewegung der Jahre 1863 und 1864 (Schleswig-Holstein!) herausarbeitete. 1849 hatte der württembergische Staat die Frankfurter Reichsverfassung anerkannt — damit war der Umkreis der Forderungen gegeben. Es handelte sich darum, dieser Tatsache Geltung zu verschaffen, den schlechten Gang der Geschichte zu korrigieren. Eine Anekdote illustriert viel: als man sich im engeren Kreis einmal über das Oberhaupt eines neuen Reiches unterhielt, meinte der alte Pfarrer Hopf, dieser Ueberlegung bedürfe es nicht. Wenn einer, dann haben wir ihn ja zwischen uns, Becher. Dieser war im Jahr 1849 einer der „Reichsregenten" gewesen.

Nun folgt die Geschichte schlechthin nicht solchen einfachen Vorlagen und zumal der Weg, den die Lösung der deutschen Aufgabe ging, brachte Ueberraschung und allerhand Zwang zum Umlernen. Aber das Bedeutsame und Bedeutende war der frische Enthusiasmus, mit dem man das Erbe des großes Jahres der Hoffnung und Enttäuschung als völlig aktuelle Aufgabe über die Zeit herübernahm. Das war vielleicht geschichtslos gedacht, aber notwendig und wichtig, wenn die Erziehungsarbeit der politischen Organisation sich an großen Formeln orientieren wollte.

Ein alter Achtundvierziger — dieses Wort hat im Südwesten einen anderen Klang als anderswo. Anderswo ist das so vielleicht eine Antiquitätenspezialität, ein isolierter Sonderling, der verstimmt ist, daß sich der Weltlauf nicht seinen Intentionen anschloß, im Südwesten ist es der Ausdruck der lebendigsten politischen Tradition, eine schöpferische Kraft, die sich als Stärkung der Gesinnung mitteilt. Jede Familie, die etwas auf sich hält,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat mindestens einen Großonkel, der „dabei war". Bei der schwäbischen Demokratie war dieser Personalzusammenhang sehr stark gegeben — Märtyrer von 1848 wurden die Erneuerer von 1864.

Es gibt keine Gründungsurkunde der schwäbischen Volkspartei, man hat die Auswahl, welchen Tag, welchen Vorgang man entscheidend nennen will — sicher ist, wer als Gründer zu gelten hat. Gewiß saßen erprobte, unabhängige, kluge Männer im Land — aber „Leben" gab es erst im rechten Sinn, als, unter einem Amnestieerlaß, Ende 1863 Carl Mayer und Ludwig Pfau aus dem Exil zurückkehrten. Mayer war zu 20, Pfau zu 21 Jahren Zuchthaus verurteilt worden (der Vorsprung hat Pfau zeitlebens wohlgetan) — sie konnten fliehen, ein Gesinnungsfreund, Julius Haußmann, hatte sich gestellt und mit 2½ Jahren Festung den freiheitlichen Idealismus seiner Jugend gebüßt — dieses Triumvirat redet und schreibt eine starke geschlossene Partei aus dem schwäbischen Boden.

Dieser menschliche Freundschaftsbund wird die Gewähr der Parteimöglichkeit, stärker als alles Programm und Prinzip. Mayer ist der volkstümliche Agitator, der unmittelbar ans Volk herankommt, im Grunde weich, gemütvoll, ein heimlicher Dichter, in Uhlands Nähe aufgewachsen; Haußmann, straffer und überlegener, der eigentliche Taktiker und Führer; Pfau, der Publizist mit dem scharfen, sehr gebildeten Stil und der tödlichen Sicherheit der polemischen Verve, kein Mann der öffentlichen Gebärde.

Wer gerne in der Geschichte den Atem frischer Menschlichkeit spürt, muß sich in die Zeit der Kämpfe der jungen Demokratie hineinbegeben: es funkelt von Temperament, Witz, Haß. Gewiß, es ist sub specie aeterni keine große Geschichte in ihren Wirkungen, ihre Größe ist die kulturelle Geschlossenheit und die Reinheit ihrer Züge. Ganz stark und unmittelbar sind die Gemütswerte, die aus der politischen Gesinnung dieses Kreises wirken: sie konnten lange keinen stärkeren Antipoden ihrer inneren Art finden als den preußischen Techniker der Staatsgewalt, Bismarck. Der Haß geht hart auf hart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Begriff der Demokratie ist für diese Generation keine staatsrechtliche Theorie, sondern eine höchst lebendige Gegenständlichkeit. Schweizer Erfahrungen des Exils wirken in ihnen. Die unmittelbare Auswirkung der gesunden Volkskräfte, denen die Hemmungen des Schreiber- und Militärstaates genommen sind, das ist der Inhalt dieser Politik. Deshalb zielt die politische Einzelarbeit ganz auf das Praktische der württembergischen Verwaltungsreformen, in dem Stil, in dem der junge Friedrich List sich seine Sporen verdient hat. Mit dieser partikularen Haltung aber vertrug sich aufs innigste der weite und freie Zug zum Menschentum. Die Lehre des Exils konnte ihre Heimatliebe nicht dämpfen, aber sie gab ihnen auch den Sinn für Art und Arbeit anderer Volksgemeinschaften. Das bewahrte sie davor, je jenem gedankenlosen Nationalismus zu verfallen, unter dessen Lärm die feineren und tieferen Züge des Volkstums verbleichen.

Diesen gehörten ihre Liebe und ihr Glaube.

Der Tübinger Vertrag vom 8. Juli 1514

Von Theodor Liesching
Mitglied des Reichstags und des württ. Landtags

Der jüngere Pitt, der berühmte Staatsmann Englands in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, hat einmal ausgesprochen, außer England habe nur noch ein einziges Land Europas eine richtige Verfassung, das sei Württemberg. Diese ständische Verfassung gründete sich in der Hauptsache auf den Tübinger Vertrag des Jahres 1514. Schon vor der Erhebung der Grafschaft Württemberg zum Herzogtum (1495) war tatsächlich eine Art ständischer Verfassung vorhanden. Dem Grafen stand bei der Regierung der Adel zur Seite, der ihn in seinen Kämpfen mit dem Schwert unterstützte. Er gehörte aber nicht zu den Untertanen, so wenig wie die Klöster mit ihren Hintersassen. Die eigentlichen Untertanen bildeten die Aemter, die aus einer Stadt und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Anzahl bestimmter umliegender Dörfer bestanden. Die Aemter bildeten die Landschaft. Die Landschaft trat auf Landtagen, wenn auch verhältnismäßig selten zusammen. Bis zum Tübinger Vertrag waren aber nur Abgeordnete der Städte und nicht der Dörfer auf den Landtagen vertreten. Die Hauptaufgabe der Landschaft war, daß, wenn der Landesfürst nicht mit seinen regelmäßigen Einkünften aus dem Kammergut auskam, sie ihm mit Geld aushalf. Dieses Geld erhob dann die Landschaft ihrerseits durch Steuern, die sie selbst einzog und verwaltete. Auch die Klöster trugen zur Hebung dieses Abmangels in der Kasse des Regenten bei, der Adel begnügte sich mit dem Kriegsdienst und hielt sich von finanzieller Beihilfe an den Fürsten fern. Die Landschaft mit Adel und Klöstern hatte auch schon in den Streitigkeiten der Grafen, insbesondere der Herzog Eberhard mit Verwandten anderer Linien die Befugnis der Vormundschaft über künftige Regenten, ja im Fall des Aussterbens des Fürstenhauses das Recht der vollständigen Regentschaft erhalten.

In der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts war nun Württemberg an den Rand des Staatsbankrotts gelangt. Der tüchtige Herzog Eberhard im Bart, der Gründer der Universität Tübingen, hatte versucht, sich ständige Zuschüsse von der Landschaft gegen Gewährung weiterer Rechte an die Untertanen zu verschaffen. Es ist nicht bekannt, woran diese Reformvorschläge scheiterten. Der junge prunk- und herrschsüchtige Herzog Ulrich vermehrte durch seine Verschwendungssucht das Finanzelend. Er versuchte nun eigenmächtige Erhebung von Steuern ohne Zustimmung der Landschaft. Die Vorschläge interessieren in der Zeit der allgemeinen Steuersuche auch jetzt noch: Zwölf Jahre lang sollte von 1 fl. Vermögen 1 Kreuzer, also etwa 1,6% bezahlt werden. Ein Umgeld auf Fleisch, Wein und Früchte sollte durch Verringerung des Gewichts zu Gunsten der herzoglichen Kasse beschafft werden. Beide Vorschläge scheiterten am Widerstand der Bevölkerung, insbesondere auf dem Land. Im Mai 1514 kam es zu Zusammenrottungen des „armen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Konrad"; aber auch in den Städten gärte es allenthalben. Durch das Versprechen der Einberufung eines Landtags beruhigten sich die Bauern, die damals nur das „alte Recht" wollten. Doch erlangten sie nicht das Recht der Teilnahme am Landtag, sie sollten aber ihre Bitten dem Herzog nach dem Landtag vorzutragen berechtigt sein. So kam am 26. Juni 1514 der erste nach Stuttgart, dann nach Tübingen einberufene Landtag in dieser Stadt zusammen. Der Adel war nicht vertreten, weil er beim Zahlen nicht in Betracht kam, wohl aber war die Landschaft durch städtische Abgeordnete und die Klöster durch Prälaten vertreten. Dem Landtag wohnten auch eine Reihe Vertreter des Reichs, die häufig vermittelnd eingreifen mußten, bei. Die Verhandlungen begannen mit der Ueberreichung einer umfangreichen Beschwerdeschrift über die Mißstände in Stadt und Land durch die Landschaft. Das Ende der Verhandlungen war, daß die Landschaft die Schulden des Herzogs in Höhe von 800 000 fl. übernahm und sie durch die Erhebung einer Landsteuer zu decken versprach. Der Herzog verzichtete auf das Recht irgend sonstiger Steuern jetzt oder in Zukunft auf das Land zu legen. Der Landschaden d. h. Frondienste für den Herzog wurden abgeschafft. Damit war dem Landtag das Recht der Steuerverwilligung und -Verwaltung sowie der Schuldenverwaltung gegeben, ein Recht, das durch Erhebung auch der Staatssteuer durch die Gemeinden bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, noch zum äußeren Ausdruck kam, in der Staatsschuldenverwaltung durch die Stände bis heute noch erhalten ist. Das Recht über Krieg und Frieden mitzuentscheiden wurde der Landschaft wenigstens für Unterstützungs- und Bündniskriege gewährt, Kriege zum Schutz des Landes und des Regentenhauses sollten nur „mit Rat und Wissen gemeiner Landschaft" geführt werden.

Zugestanden wurde ferner das wichtige Recht der Freizügigkeit. Ebenso sollte die Einteilung des Landes in die einzelnen Städte und Aemter nur mit Zustimmung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Landschaft geändert werden können. Da in Zukunft sowohl Städte wie Aemter auf dem Landtag vertreten sein sollten, lag hierin ein Schutz gegen willkürliche Beschränkung oder Aenderung der Wahl- oder wohl richtiger Vertreterkreise.

Jeder neue Herzog mußte bei Antritt der Regierung sich auf den Tübinger Vertrag verpflichten, ebenso wurde nach kurzer Zeit die Verpflichtung auf diesen Vertrag in den Diensteid der Beamten aufgenommen. Der Vertrag selbst wurde vom Kaiser im Januar 1515 bestätigt. Bei den Verhandlungen in Tübingen wurde wegen der Beschwerden über Beamtenüberschreitungen, wegen Beschädigung durch Reisige und Jäger, Wildschaden u. a. ein Nebenabschied vereinbart, den ich mit den Resolutionen, die z. B. anläßlich der Wehrvorlage vom Reichstag gefaßt wurden, vergleichen möchte. Damals aber versprach wenigstens der Fürst, den Beschwerden abzuhelfen, allerdings vielfach auch nur auf dem Papier, jetzt aber verspricht die Regierung nicht einmal die Erfüllung berechtigter Wünsche.

Der Tübinger Vertrag mit seiner Scheidung in die zwei selbständigen Parteien der Fürsten und der Vertreter des Volkes in der Landschaft blieb jahrhundertelang bestehen, bis ihn Friedrich I. nach der Vergrößerung seines Landes und seiner Erhebung zum Könige, beides von Napoleons Gnaden, am 31. Dezember 1805 zerriß.

Man wird nun eher verstehen, warum Uhland bei den darauf folgenden Verfassungskämpfen immer wieder auf den Vertrag hinwies:

„Vertrag! es ging auch hier zu Lande,
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpften seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Ob einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir Schwaben

Von Conrad Haußmann

Die Schwaben sind eine besondere Rasse — darüber sind Nichtschwaben und Schwaben einig. Eine Rasse wird durch nichts mehr gekennzeichnet als durch die Neigung, ihre Eigentümlichkeiten zu bewahren, die guten und die unguten. Dies trifft auf die Schwaben zu. Sie geben ihre Erkennungszeichen nicht auf, nicht daheim, nicht in Europa, nicht in Amerika, wo sie haufenweise sitzen, nicht in Asiens hundertjährigen Schwabenniederlassungen, nicht in Rumänien und Ungarn, nicht in Afrikas neuen Kolonien.

Sie lassen sich bespötteln über ihre langsam breite Sprechweise, ihren Sprachsatz und ihren Dialekt, über ihre Dickköpfigkeit und über ihre ungelenken Umgangsformen. Sie lachen mit und haben eine heimliche, aber entschlossene Abneigung vor dem Gegenteil ihres Wesens.

Das alles ist seit Jahrhunderten so. Vor und nach Hans Sachs' Schwabenschwänken sind die Schwaben die Zielscheibe der anderen deutschen Stämme und das ist ihnen „wurscht". Diese letztere Eigenschaft ist vielleicht ein Charaktervorzug. Ihr Name dient in einer Ausdehnung, deren Grund in die Zeit der schwäbischen Staufen zurückreicht, als hänselndes Unmutswort gegen die Deutschen überhaupt. Der Ungar am Schwabenberg in Pest wettert gegen die „Schwaben", der Schweizer kennt nur Prüßen und Schwoben und vermutet bei jenen einen Defekt des Charakters, bei diesen einen Mangel des Intellekts; die Elsässer handhaben das Wort „Schwoben" gleichfalls mit besonderer Betonung. Der Berliner liebt den Schwaben aus einer Art von Mitleid über seine Rückständigkeit und findet unter den Süddeutschen fast nur den Badener sich annähernd kongenial.

Aber Scherz bei Seite. Man muß bei den zahllosen Uebergängen der Stämme, Völker und Menschen sich freilich hüten, zu verallgemeinern. Aber den verschiedenen Ausdrucksformen in Sprache, Aussprache, Auftreten, Bewegungen entspricht eine innere Eigenart. Bei den Schwaben ist Art und Inhalt der Gedankenbildung von einer freilich schwer zu erfassenden Abweichung. Nicht im Alltäglichen, vielleicht nur im Sonntäglichen: Das Gedankliche selbst lenkt sie unbewußt um ein ganz klein wenig stärker vom Geschäftlichen und Erwerbsmäßigen ab. Sie sinnieren gern, sie sind eigensinnig, sie bilden Sekten, sie sind politisch, sie haben Volkslieder. Sie haben Uhland, diesen stärksten Ausdruck schwäbischen Wesens, und Möricke, dessen Schmelz neben dem Goethes steht, und Hölderlin, der bis in die Umnachtung „mit der Seele suchte" und sie haben Schiller, dessen Pathos

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus ein Stück Schwabentum herausgearbeitet hat. Dieser Besitz ließ Herwegh sagen: „Und du, voll Gedanken schwäbisches Gemüt". Setzt man statt „Gedanken" das Fremdwort „Ideen", so leitet es über zu den Idealen, an denen die Schwaben oft bis zur Weltfremdheit sich zu sättigen versucht haben. Wohl zeitigt die hiebei mitwirkende Zähigkeit auch starke wirtschaftliche Eigenschaften, die sich gerade auch im weiteren Kreis der Fremde erstaunlich entfalten und betätigen. Aber daneben bleibt ein heimischer Erdgeschmack von Gemeinsinn und auch von Phantasie, die möglicherweise ein Erbteil des hügeligen Berglands, der schwäbischen Alb und des Schwarzwalds sind. Vielleicht hängt dieses Wesen mit ihrer Geschichte, vielleicht ihre Geschichte mit ihrem Wesen zusammen. Sie führten friedlich den Hirsch und die Hirschkuh im Landeswappen, bis ihnen der dicke Fritz den für Württemberg stilwidrigen Leuen hineinsetzte. Das Land war zu klein, um eine „Nation" zu erziehen, und seine Bewohner waren zu selbständig, um sich der bayrischen „Nation" oder der preußischen einzugliedern. Sie wissen seit Jahrhunderten nichts anderes, als daß sie Deutsche sind. Sie gründen auch keinen Bund, etwa wie den Preußenbund mit politischen Hintergedanken.

Aber eins sollten sie erwägen. Gäbe es nicht eine unpolitische und unparteimäßige Form, mit den Schwaben außerhalb des Landes einen intimeren Zusammenhang herzustellen? Dazu besteht ein stilles Bedürfnis für die einen, wie für die anderen. Es zogen und ziehen viel Schwaben aus dem kleinen Land. Der Zug in die Welt und der Zug zum heimatlichen Winkel kreuzen sich, ohne sich aufzuheben. Sie bleiben draußen noch Schwaben, oft länger, viel länger als andere, die sich nicht nur akklimatisieren, sondern auch die Gelenkigkeit besitzen, sich umzunationalisieren. Keinen Bund, aber ein Band, das die draußen verbindet und denen zu Haus eine Art von Erweiterung bringt. Die Aufgaben würden sich rasch einstellen; man müßte die Schwaben in den anderen Ländern und Weltteilen nur klug befragen. Sie könnten in ihren neuen Umgebungen die Unterstützung der Sympathie manchmal brauchen und könnten auch heimische Aufgaben fördern, denen ein Hebel oft recht nützlich wäre. Es gibt viele Schwaben, die im alten Heimatland an etwas mitarbeiten möchten. Der Heimatschutz im Schwabenland steht erst am Anfang seiner konservierenden und erziehenden Tätigkeit. Zahllose Bewohner haben nur ihr Tal, das Schwabenland selbst aber noch nicht entdeckt. Viele lokale Bestrebungen sind wert, zusammengefaßt zu werden. Dem Schwaben widerstrebt die Reklame und das Renommieren, was ihm anzurechnen ist. Aber auch ohne dies läßt sich viel erreichen, so z. B. . . . . Aber nein, es handelt sich erst um den Gedanken und nicht um seine Einzelheiten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In fünf Jahren ist ein Jahrhundert um, seit aus Uhlands altem Recht das neue Staatswesen herauswuchs, das die Schwaben mit ihren fränkisch-alemannischen Angrenzern gebildet haben. Bis 1919 könnte bei gutem Willen, „drunten im Unterland, droben im Oberland" und draußen in den Schwabenköpfen die Idee Wurzel fassen, sich ausbreiten und organisiert werden: Die Idee einer Verbindung der Schwaben zur Steigerung des inneren und äußeren Reizes der Heimatlichkeit.

Skribifaxe

Von Dr. Owlglaß

I.

Franz war so munter, jung und lose.
Da riß er sich ein Loch in seine Hose.

Durch das Ereignis tief verletzt,
hat er es gleich in ein Gedicht gesetzt:
Was immer auch die Menschen schaffen,
der Weise sieht nur Risse klaffen.

Bei diesem Satz blieb unser Franz
nach dem Gesetz von der Konstanz;
und was er seitdem reimt und dichtet,
ist dementsprechend eingerichtet.

Ihm ward die Welt ein dummer Witz,
beschaut durch einen Hosenritz.

II.

Vor Zeiten schrieb er unermüdlich,
tat sich in Büchern und Journalen gütlich
und fing sich so mit klug gelegtem Hamen
im Eilzugstempo einen Namen.

Das ist jetzt freilich lang vorbei.
Er gackerte (wer will ihn darob schelten?)
erst nur noch selten;
nun fehlt seit Jahr und Tag das hochbeliebte Ei.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die arme Mitwelt darf bloß dann noch von ihm lesen,
wenn ein Protest, ein Aufruf los gewesen;
wenn irgendwo die Intellektuellen
mal irgendwie für irgendwas entquellen:
für Ultraviolett, für Tiefentrieb en gros,
für Säuglingsselbstbestimmung oder so.

Da mög' uns denn die süße Tröstung bleiben:
Gottlob, er kann doch wenigstens noch seinen Namen schreiben!

Schwäbische Eindrücke

Von Ludwig Thoma

Meine schwäbischen Eindrücke sind nicht rein rechtlicher, aber doch stark rechtlicher Natur; denn die meisten meiner Reisen ins Württembergerland führten mich vor die Stuttgarter Strafkammer.

Einige auch ins Stuttgarter Hoftheater und wieder andere waren dem reinsten Vergnügen gewidmet. So, wenn ich mit Konrad Haußmann und dem unvergeßlichen Ignatius Taschner ins schöne Remstal fuhr und in Strümpfelbach alle guten Gaben des Landes versuchte, die Rechtsanwalt Heusel begeistert anpries.

Ein Vormittag in Marbach mit Taschner und eine Radfahrt mit Thöny und Wilke von Stuttgart nach Heilbronn und Heidelberg sind mir in liebster Erinnerung.

Das erste Mal kam ich nach Stuttgart im Herbste 1902 zur Erstaufführung meiner „Lokalbahn", bei der von kritischer Premierenstimmung ganz und gar nichts zu merken war; die Aufführung war vortrefflich, der Erfolg gut und ich fühlte mich der süddeutschen Herzlichkeit gegenüber pudelwohl.

Nach einer kleinen Feier im Marquardt nahm mich Baron Putlitz unter seine Fittiche und lehrte mich einige Orte kennen, wo man einen guten schenkt.

Das hat sich seitdem öfter wiederholt, immer heiter und ungezwungen, ohne jeden offiziellen Beigeschmack, und wenn ich an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die vergnügten Abende denke, komme ich zu dem gerechten Schlusse, daß für mich Stuttgart die freudenreichste Theaterstadt geworden ist.

Am Tage vor der Aufführung meiner „Lokalbahn" lernte ich Friedrich und Konrad Haußmann kennen und ich denke gerne daran, wie ich mit den beiden Männern, deren Wirken ich schon lange verehrt hatte, das erste Mal zusammen war. Friedrich, stiller und in sich gekehrt, mit einem sympathischen Lächeln um den Mund, hörte meinen etwas apodiktischen Aeußerungen zu, während der lebhaftere Konrad mit einer leisen Neigung zum Lehrhaften bald widersprach, bald zustimmte. Was sogleich in die Augen fiel, war die auf einer herzlichen, unausgesprochenen, und doch aus jedem Worte hörbaren Liebe beruhende volle Uebereinstimmung der beiden Männer.

So, wie sie war, konnte sie nur aus der schönen freiheitlichen Tradition ihrer Familie, die zu Uhland, Kerner, Freiligrath, Pfau, Vogt und Herwegh herzliche Beziehungen hatte, herauswachsen. Dieses völlig gleich gerichtete Streben war von Jugend auf harmonisch gepflegt und war für beide mit den frühesten Erinnerungen verbunden, die ja immer das stärkste bleiben.

Jedenfalls machte auf mich die Seelengemeinschaft zweier Männer, die so ganz und gar nicht leidsam waren, sondern mit starken Impulsen sich in leidenschaftlichen Kämpfen tummelten, einen tiefen Eindruck.

Ich will dem Lebenden hier keine Kränze winden, wohl aber des leider so früh verstorbenen Friedrich Haußmann gedenken.

Er wirkte auf mich, wie der rechte Erbe jener freiheitlichen Volksmänner, die in der Paulskirche für eine schönere Zukunft stritten. Nicht bloß seine klaren und gefestigten politischen Ansichten nahmen mich für ihn ein, es lag in seiner ganzen Art etwas, das mich sicherer machte, meine Zuversicht stärkte und mich mancher Gleichgültigkeit schämen ließ.

Man konnte in unserem Bayern leicht dazu kommen, den Glauben an die Kraft der liberalen Ideen zu verlieren und sich einer gewissen Wurstigkeit hinzugeben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber im Gespräche mit Friedrich Haußmann wurde man aufgerüttelt; sein frohsinniger Optimismus steckte an und wenn ich sah, wie ihm das Geringste wertvoll war und wie sich seine Liebe zum Volkstum immer wieder in tätige und kluge Sorge auf Entwicklung guter Kräfte umsetzte, dann wandte ich mich ab von unserem altbayrischen Gehen- und Geschehenlassen.

Er war ein ganzer Mann.

Ein Führer wie er wäre ein Segen für Bayern gewesen; er hätte der liberalen Partei Ideen und Ideale, Festigkeit und vor allem Würde gegeben und ganz gewiß wäre unter ihm die traurige Versandung unseres öffentlichen Lebens unmöglich gewesen.

Den stärksten und nachhaltigsten Eindruck im Schwabenlande hat dieser gütige, hochgebildete und feurige Volksmann auf mich gemacht. Durch ihn und seinen Bruder Konrad lernte ich die Herren Payer, Liesching, Gauß, Elsas kennen und es wird mir froh zu Mute, wenn ich mich der Wechselreden erinnere, die in diesem Kreise über Tisch geführt wurden.

Wenn ich hier zu Lande sehe, wie ein seniler Liberalismus zwischen der Angst vor Oben und der Angst vor Unten hilflos pendelt und sich im Kampfe gegen die Dummheit lähmen läßt, dann denke ich an die zielbewußte Art der Schwaben und glaube wieder, daß am süddeutschen Wesen noch einmal die Welt, die uns etwas angeht, genesen wird.

Nicht ganz so freundliche Eindrücke habe ich von der württembergischen Strafrechtspflege erhalten.

Ich denke dabei nicht etwa verbittert an die sechs Wochen Gefängnis, die mir die Stuttgarter Strafkammer aufbrummte; die sind lange verschmerzt oder richtiger gesagt, sie bilden eine Erinnerung, die ich nicht gerne missen möchte.

Aber ich fand in der Art der Prozeßführung zu viel Aehnlichkeit mit jener, die ich im Bayrischen schon als Rechtspraktikant mit Widerwillen erlebte.

Ich kritisiere hier kein Urteil, ich sage nur, es hätte mich gefreut, wenn ich in Württemberg, das ich mir gerne als frank und frei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorstelle, Richter gefunden hätte, denen eine Formel weniger und eine Idee mehr gegolten hätte.

Das Volkstum dringt offenbar im Gerichtssaale nicht durch und in Talaren gibt es keine Stammeseigenarten.

Immerhin boten mir die Prozesse willkommene Gelegenheiten, ins Schwabenland zu reisen — und Jahr um Jahr die bayrische Strecke mit der württembergischen zu vergleichen. Was lehrreich ist.

Die Fahrt von München nach Ulm führt durch ein Land, in dem ich seit vierzehn Jahren keinerlei Aenderung wahrnahm. Mein Großvater würde vermutlich das Gleiche feststellen, wenn er noch am Leben wäre.

In Württemberg dagegen beobachtete ich im Fils- und Neckartale ein Vorwärtsschreiten und Vorwärtsdrängen, ein Aufblühen und eine Entwicklung, von der Worte kaum eine Vorstellung geben können. Vom Fuße der Geislinger Höhe an bis Stuttgart wachsen Häuser, Fabriken, Dörfer, Städte aus dem Boden und rings herum ist blühendes, wohlbebautes Land.

Ueberall spricht einen Behäbigkeit, Wohlstand, Tätigkeit an, und der Blick, der freudig über gepflegte Gärten, Weinberge, Obstbaumpflanzungen hingeglitten ist, bleibt wieder erstaunt haften an riesigen Etablissements, in denen für den großen Weltmarkt gearbeitet wird und deren Erzeugnisse in allen Teilen der Erde gerühmt werden.

Man müßte alle Halbjahre unsere klerikalen Landboten zwangsweise die Strecke fahren lassen, damit sie sähen, was aus einem Lande werden kann, das nicht von ihnen regiert wird.

Ich glaube, daß ich im Verkehre mit meinen schwäbischen Freunden auch die Gründe verstehen lernte, warum Württemberg, dessen Wachstum zum Kupeefenster herein sich so bemerklich macht, vorwärts kommt.

Und diese Gründe liegen tief genug in der schwäbischen Art, daß sie nie ihre segensreiche Wirkung verlieren werden. So möge das schwäbische Land blühen und gedeihen und so frei sein, wie es seine Besten wünschen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus nachgelassenen Papieren

Von Friedrich Haußmann †

Vaters Tod

Aus einem Traum erwacht das Herz voll Trauer
Wenn sich des Vaters treues Auge schloß. —
Ach, deine Kindheit wähnte sich von Dauer,
Und fühlt mit eins, umwogt von Todesschauer,
Sich nun wie abgetan und heimatlos.

Es ist so viel und ist so jäh zerrissen!
Weich ist die Liebe, und die Trennung hart:
Wie war es traut, ihn immer nah zu wissen,
Kein Glaube stillt dein Heimweh und Vermissen
Die Sehnsucht, ach, nach seiner Gegenwart.

Da naht der Trost der Treue und der Zähren
Bevor der Schmerz ins Uferlose treibt:
Vergeistigt, wie aus körperlosen Sphären,
Will sich sein Bild schon deinem Blick verklären,
Die Schwäche sinkt und nur die Güte bleibt.

Es drängt, was edel war, sich zu gestalten
Und wie ein Schutzgeist zieht es leise ein:
Dir lebt sein Wesen und sein liebes Walten,
Es leitet dich — so darfst du ihn behalten,
In deinem Herz wird er unsterblich sein.

Brief aus Weimar

Der Kutscher und der Kastellan
Priesen mir Weimars Bedeutung an — —
Dann sucht ich das Haus der Frau von Stein,
Da sagte ein Herr, das könn es nicht sein,
Er wohne hier seit den Kinderjahren
Und habe nichts von der Dame erfahren,
Doch glaube er, eine Frau von Schwechten
Bewohne ein Haus in der Straße zur Rechten.

Ich dankte und ging in den Park hinein,
Der wußte mehr von der Frau von Stein.
Still floß die Ilm und der Nebel herunter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und also geschah mir ein freundliches Wunder:
Die alte Zeit und das alte Bild
Hat sich aus dem Schleier in wenig enthüllt.

Da steht ja sein einsames Gartenhaus
Drin sieht's noch gerade wie damals aus.
Und, den er gemeißelt, der leblose Stein
Will noch ein lebendiger Zeuge sein.

Dreihundert Schritte waren's nur
Zu ihrem Haus durch Wald und Flur.
Und wenn sie still ins Tal gekommen,
Hat sie sein liebend Wort vernommen.

Da rasselt etwas vom Schloß einher,
Sie trommeln, die Wache tritt ins Gewehr.
Wie oft ist ihm wohl auch vor Jahren
Etwas vom Schloß in die Quere gefahren?

In Goethes Haus trat ich hinein:
Die Arbeitsstube wie nieder und klein!
Und doch, ich sah in meinem Leben
Sich keine Kuppel so hoch erheben!
Da also war's. — — — Mir ist als seie

Ich unwert einer solchen Weihe.
In dieser Werkstatt, nun verwaist,
Erging und löste sich sein Geist,
Und fand die Form, um endlos weit
Hindurchzudringen durch Raum und Zeit.

Und rings im Haus die tausend Zeichen
Von seinem Schaffen ohnegleichen —
Zu fühlen so und zu gestalten,
Zu schöpfen aus dem Born der Alten,
Und doch die neue Zeit zu ahnen,
Ihr forschend einen Weg zu bahnen,
So wahr in der Natur zu leben
Dem Herzen solch ein Lied zu geben,
Und selbst im Leide zu gesunden,
— Wo hast du all die Kraft gefunden?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wem ist es nicht an deinem Herde,
Als müßt er segnen dies Stück Erde
Und preisen alles deutsche Land,
Daß dich sein Genius ihm gesandt.

Einsam

Schon ist in sanftem Bangen
Der letzte Abendschein
Von Dämmerung umfangen
Im Tale hingegangen
Und ich bin ganz allein.

Die ersten Sterne steigen
Bleich in die Nacht herein,
Sie schließen ihre Reigen
In atemlosem Schweigen,
Und ich bin ganz allein.

Und gleich der Sterne Weben,
Gleich bangem Abendschein
Will es mein Herz umschweben —
In meinem ganzen Leben
War ich nicht so allein.

Media vita ....

Von Hans Heinrich Ehrler

Oben in der Falte eines Seitentals über einem Dorf steht ein kleines Haus. Ein Garten und Wiesen sind darum, ein Bach rieselt daneben hinunter an Pappeln und Birken vorbei. Dahinter steigen tannbewaldete Berge auf, und jenseits über dem breiten grünen Haupttal stufen sich Berge übereinander in den Himmel.

Wie das Zeichen eines Ziels trägt der höchste einen Turm, so fern, daß der Turm ein schlanker, dunkler Stein zu sein scheint.

In dieses Haus kam eine junge Frau zu Besuch, gerade mit dem Frühling. Und als sie da war, blühten die Kirschen aus dem Dorf hervor, gleich einem Zauberwerk Mauern und Dächer schäumend zu überquellen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die junge Frau brachte Schlüsselblumen von den Wiesen, Blütenzweige von den Dornen und erstes Laub in die Stuben, stellte Fenster und Türen auf, sagend:

„Seht, es ist das Gehäus der Sonne."

Auch wehte immer frischer Wind aus dem Frühling und machte uns leichten Wesens, als wären wir eben paradiesisch geboren.

Die junge Frau sagte wieder:

„Morgen ist Sonntag, da gehen wir hinüber zu dem Turm."

Sie gingen, und um den Mittag dachte ich allein daheim, jetzt seien sie droben und suchten von der Zinne herüber das Haus.

Spät, ums Nachten, kam die Gesellschaft zurück und brachte viele, schön müd gewordene Freude mit. Drei Stunden hatten sie auf einer Wiese gelagert, deren grünen Schein man hoch drüben neben dem Turm schweben sieht.

Aber am anderen Tag klagte die junge Frau und legte sich fiebernd zu Bett, hinten in dem weißen Zimmer am Waldrand.

Wieder am anderen Tag erkannte der Arzt die Diphtherie, gab das Heilmittel und tröstete in Zuversicht. Auch war noch frischer Wind und Sonne um das Haus, die in das Bett der Kranken schien, dem gelben Stein ihres Ringes Glanz entlockend.

Doch Nachts hörten wir, gerade wie man uns als Kindern erzählte, das Käuzlein vom nächsten Baum schreien, während es sich sonst nur fernher im tieferen Wald hören läßt. Die Schreie waren wie böse, kalte Schläge. Wie davon erregt wuchs der betroffen Horchenden das Fieber, wie davon geschlagen wurde das Herz schwach. Unter meinen Händen stieß am Morgen eine unsagbar grausame Faust sinnlos in höhlenden Stößen das Leben aus dem armen schönen Leib, der sichtbar verfiel.

Die junge Frau lag tot, während ihre vielen Blumen unverwelkt in den Stuben standen; man mußte aus dem weißen Zimmer die Sonne schließen, die gleich dem Wind noch nicht gegangen war.

In der Nacht blieb ich allein in dem Haus oben über dem Dorf; als der Schlaf nicht kam, ging ich hinüber und öffnete den Sarg. Da wurde es im Schein der rotbeschirmten Lampe, der Körper

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und das Gesicht, das sich in violetten Enzian und gelben Primeln gebettet hatte, seien noch nicht .... tot, sondern vielleicht nur .... gestorben; als sei das Gestorbensein nur ein vorläufiger Zustand; als ginge erst jetzt in einer magischen Atmung das nur scheinbar im letzten Atemzug gewichene Leben aus dem Leichnam aus.

Und ich spürte, wie die seltsame Ausstrahlung sich in geheimer Durchtränkung mitteilte und überging in den Raum, in die Dinge, in mich, in die Wände. Es war ein gespenstiges Wunder, das auch nicht verging, nachdem ich den Sarg und das weiße Zimmer wieder verschlossen hatte.

Ich weiß seit der Stunde aus durchfühlter Kunde, warum ein Haus, in dem ein Mensch starb, nach der Sprache des Volkes unheimlich ist.

Vor der Dorfkapelle drunten stehen zwei schöne Linden in einer Krone geschwistert, die wie ein umgekehrtes, herrlich grünes Riesenherz im Himmel bebt. Unter diesem wurde die Tote eingesegnet; die Dorfleute waren freundlich beten gekommen zu der fremden, jungen, schönen Frau, die so im Frühling hatte sterben müssen.

Auf das Grab im Gottesacker in dem breiten, grünen Haupttal schaut über das Dorf her das Haus herab, und weit von jenseits der Turm als ein schlanker, dunkler Stein und das Zeichen eines Ziels.

Ein paar Tage später brachten sie Photographien, die sie droben an jenem frohen Sonntag aufgenommen hatten. Doch wir erschraken: da war das Gesicht der noch Lebenden, das uns in Frische und Lust erschienen war, schon gezeichnet und wie von einem Alter getroffen, das ärger ist, als alle Jahre der irdischen Zeit.

In schauernder Demut entdeckten wir, es treffe der Tod kein Leben, das ihm nicht schon verfallen und reif sei seiner Hand.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Führer

Von Auguste Supper

Im Staub der Erdenpfade
Zog müde ich landein.
Es ging der Tag zu sterben,
Das Glück lag längst in Scherben,
Ich irrte ziellos und allein.

Da ging auf weißer Straße
Ein Fremdling mir vorbei.
Er winkte stumm, zu folgen
Und zeigte nach den Wolken,
Als ob dort Ziel und Heimat sei.

Nun wollen meine Füße
Nicht mehr im Staube gehn.
Durch unermeß'ne Weiten
Möcht' ich in Lüften schreiten
Und nie mehr in die Tiefe seh'n.

Hast du mich schon gerufen,
Du fremder, stiller Mann,
So schenke auch die Schwingen,
Daß ich zur Höhe dringen
Und Ziel und Heimat finden kann.

Die schöne Witwe

Von Wilhelm Schussen

Er schrieb sich Melchior Kiene, und sie hieß Ottilie Gerst, geborene Siegrist.

Noch im sechzehnten Lebensjahre hatte Melchior als Bäckerjunge das Frühstücksbrot in der Stadt herumgetragen und war dabei über die Hofgitter geklettert, wenn eine Magd oder Pförtnersfrau sich beim Aufschließen verspätete. Und nach dem Mittagsmahle hatte er unter der zähen Aufsicht des Vaters der Meisterin, der alt und krank und zu nichts Besserem mehr taugte, Backscheiter gespalten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da war ſeiner Familie endlich das längſt unerwartete kleine Erbe zugefallen. Nun hatte er ſich doch noch dem Studium widmen dürfen. Er war ja immer ſchon eine Art Wunderkind geweſen, und die Lehrer und Nachbarn und Bekannten hatten es ja immer geſagt: „Eine Sünde, einen Jungen, der Talente zum Wegwerfen hat, zum Bäcker zu verdonnern, bloß deshalb, weil gerade eine Lehrſtelle offen und kein Geld zu etwas Rechtem vorhanden war".

Natürlich ging das Studium raſch und ohne jeglichen Anſtand von ſtatten, wenn auch der neue Lebensgang manchmal ein wenig komiſch erſchien. Denn Melchior bewegte ſich jetzt als hochaufgeſchoſſener, flaumbärtiger Jüngling unter viel jüngerem Volk und oft mußte er, der beinahe der Vater ſeiner Weggenoſſen hätte ſein können, auf Kindereien reagieren, die merkwürdig von ſeinem Alter abſtachen. Auf der andern Seite aber genoß er eben dadurch die ſüße, glückliche Knabenzeit gleichſam ein zweites Mal nach. Ganz wie die andern grüßte er die langzopfigen Mädchen einer nahen Töchterſchule als große fertige, wunderſchöne Weſen, und abſolvierte im fünfundzwanzigſten Lebensjahre mit aller Wichtigkeit einen Tanzkurs, den man ebenſogut einen vorbereitenden Kinderball hätte nennen können. Damals war ja auch die ſcheue Neigung zu Seminardirektors Gretchen ins Keimen geraten. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Hochſchule hatte er dann dieſe gewohnte Rolle als die beſte und billigſte vollends weiter geſpielt. Aber ſchließlich war er doch recht froh, die künſtlich verlängerten Jünglingsjahre endgültig hinter ſich zu wiſſen. Er ſtand jetzt bereits vor dem Staatsexamen, und wenn alles ſo gut verlief wie bisher, dann konnte er noch einmal Miniſter werden, oder doch zum mindeſten in Bälde auf die eigenen Beine kommen. Denn es war gewiß keine Kleinigkeit, als ein Mann von dreißig Jahren immer noch zum Schaden der Eltern zu leben, ſich von den Schweſtern, die als Dienſtboten gehen mußten, Geld zu borgen und immerfort die übrigens ordentlich zu kurzen, ausgebrauchten Beinkleider und durchſchweißten ſchwarzen Schwalbenröcke eines alten Kanzleirats und weitläufigen Verwandten abzutragen. Dieſe Kläglichkeiten trugen ſicherlich auch dazu bei, ihn in Geſellſchaft und namentlich vor Frauen ſcheu und unbeholfen zu machen. Es gab alſo zunächſt nichts Wichtigeres in der Welt, als dieſem unerquicklichen Zuſtande ehemöglichſt zu entrinnen und durch einen letzten Trumpf , er meinte damit ſein Staatsexamen, ein fröhliches Ende herbeizuführen. Er würde dann in kürzeſter Friſt eine ehrenvolle Stellung einnehmen, würde menſchliche Kleider am Leibe haben und den bedürftigen Eltern und Schweſtern ſeine Studierſchulden mit geſegneten Zinſeszinſen zurückerſtatten können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er freute ſich ganz unbändig darauf.

Das letzte vorbereitende Jahr wollte er, um durch nichts in ſeinem Eifer geſtört zu werden, ganz allein mit ſich ſelber verbringen.

Er bezog deshalb ein billiges, totſtilles Dachzimmer im Hauſe der Frau Straubenmüller, das angenehm abſeits der Stadt lag, deſſen Umgebung aber immerhin noch für ein ſtandesgemäßes Viertel gelten konnte. So ſchaute zum Beiſpiel, gleich ihm gegenüber eine Art Villa mit Schieferdach und kurzen geweißten Schornſteinen aus einem, die ſanfte Hügellehne beinahe bis zur Hälfte bedeckenden hübſchen Garten heraus, deſſen ſchmiedeiſerne Gittertorpfeiler je eine mäßig große, ſattgrüne, blecherne Agave zierten. Er beachtete das alles indeſſen zunächſt kaum, ſondern ſtreifte höchſtens dann und wann, wenn er gerade einmal von ſeinen Büchern aufſah, die kleine Villa, mit leeren Blicken. Da träumte er ſchon lieber ein paar Minuten lang zur Erholung von jenen erfriſchenden, kindlichen Tanzabenden. Vielleicht würde er eines Tages das herzignette Gretchen des Seminardirektors ſogar noch heimführen. Aber das hatte alles gute Zeit!

Anläßlich einer beſcheidenen Pfingſtwanderung indeſſen ſchrieb er ihr doch einmal zwiſchenhinein eine Anſichtskarte, eigentlich mehr aus Ritterlichkeit und Höflichkeit als aus einem beſtimmten Wunſche heraus. Zu ſeiner nicht einmal beſonders angenehmen Ueberraſchung wurden aber dieſe im Grunde rein formellen Grüße ziemlich eilig erwidert, und auf einer übernächſten Antwortkarte ward er ſogar zu einem Beſuche eingeladen. Wäre er klüger geweſen, er hätte dieſe etwas eilige Kartenkorreſpondenz über das Examen hinaus verſchoben! Denn von einem Beſuche konnte zurzeit überhaupt keine Rede ſein. Sein ſchwarzer Schwalbenrock, den er neuerdings Sonntags wie Werktags im Gebrauch hatte, war nicht das Kleidungsſtück, in dem man einer Liebe entgegenfährt. Und dann wollte er ja die kurze Spanne Zeit mit nichts anderem mehr als mit Klugheit und Arbeit ausfüllen. Nachher ſollten dann alle die holden Wünſche ihren Flug wagen dürfen!

So lebte er denn in Glück und Hoffnung. Es focht ihn darum auch nicht im mindeſten an, daß er ſein Mittagsmahl unter Landjägern und Schreibersleuten einnahm und ſein Abendbrot auf einem Stück Zeitungspapier mit dem Taſchenmeſſer zerlegte und mit eben demſelben Werkzeug zum Munde führte. Das waren alles ſcheidende Dinge, die noch einmal in wehmütiger Schönheit blühen würden; denn wer mochte es wiſſen, ob er nicht in ſo und ſo vielen Jahren in einer ebenſo ſchmucken, wenn nicht ſchmuckeren Villa haushielt wie die an der Hügellehne über dem Gehweg drüben eine war, und die einer reichen Witwe gehörte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Frau Straubenmüller hatte ihm neulich von der Eigentümerin dieſer Villa erzählt. Sie ſchrieb ſich Ottilie Gerſt und hatte ehemals einen Ingenieur zum Gemahl gehabt, mit dem ſie lange Jahre in Frankreich Italien, in Oſtaſien und Gott weiß wo verbracht hatte. Die Witwe war nach den Erzählungen der Frau Straubenmüller von bedeutender Schönheit und Friſche und von ſehr feinen, liebenswürdigen, wenn auch etwas freien Umgangsformen.

Doch was gingen ihn alle dieſe Dinge an?

Er war froh, daß die Frau Straubenmüller mit ihrer Teigſchüſſel auf dem Arm ſich endlich empfahl. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da bekam Melchior Kiene die Witwe zufällig einmal zu Geſicht. Aus Zerſtreutheit und weil ihm Frau Straubenmüller immer wieder von der Nachbarin erzählte, hätte er beinahe den Hut gelüftet; er hob ſchon den Unterarm und hatte ſchon die Hand an der Krempe; in der Verlegenheit rieb er ſich dann mit dem Zeigefinger am rechten Auge herum.

Einige Zeit darauf paſſierte ihm dieſelbe Unachtſamkeit wieder. Diesmal grüßte er dann einfach in aller Form. Die Witwe erwiderte ſeinen Gruß ohne beſondere Ueberraſchung, in liebenswürdiger Selbſtverſtändlichkeit. Von da ab grüßte man bei jeder Begegnung.

Frau Gerſt war eine ſtattliche Frau mit ſchönem, vollem, braunem Haar. Er hätte alſo ſchon den Wunſch ſeiner Hausfrau erfüllen und einmal in der Villa drüben einen Anſtandsbeſuch abſtatten können. Frau Straubenmüller, die über ein kleines Oekonomieanweſen mit zwei Kühen bewirtſchaftete, lieferte die tägliche Milch in die Villa hinüber; ſie hätte es ſchon aus dieſem Grunde gerne geſehen, wenn ihr erſter feinerer, bei allen Gelegenheiten mit Stolz erwähnter Mieter die bereits beſtehenden freundnachbarlichen Beziehungen noch gefördert hätte. Melchior Kiene fand indeſſen zunächſt weder die Zeit noch das Gewand, dieſen Wunſch zu erfüllen. Dagegen verfehlte er nicht, als er einmal durch Zufall in der Straßenbahn dicht neben die Witwe zu ſitzen kam, ihr ſeinen Namen und Stand zu nennen und ſich des verſäumten Beſuches wegen zu entſchuldigen. Die Witwe war wirklich, wie er nun ſelber zu beobachten Gelegenheit hatte, eine Dame von Takt und großer Schönheit. Sie gab ſich ganz unbefangen und lachte liebenswürdig zu ſeinen übertriebenen Entſchuldigungen, die eigentlich mehr von der Frau Straubenmüller als von ihm ſelber ausgingen. Straubenmüllers hatten in ihrer Obſtwieſe einen Kirſchbaum ſtehen. Weil nun Frau Gerſt einmal im Vorbeigehen von den prachtvollen reifen Früchten ſprach, wollte Frau Straubenmüller ihr gerne einen Gefallen tun. Nun war aber ihr Mann, Straubenmüller, der in der ſtädtiſchen Gasfabrik

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

arbeitete, und der allein die hohe, schwanke Leiter zu besteigen imstande gewesen wäre, noch nicht zu Hause. Die Hausfrau verfiel also auf den glücklichen Gedanken, bei ihrem Zimmerherrn Melchior Kiene anzuklopfen, der sich ohnehin schon das Gesicht „weißstudiert" hätte und dem ein bißchen Zerstreuung nur gut tun konnte.

Kiene erschien hemdärmelig, ohne Kragen und in roten Plüschschuhen. Er legte sogleich Hand an. Er ging die Sache nicht einmal so ungeschickt an. Ja, er band sich, da die Schürze der Frau Straubenmüller sich nicht dazu eignete, sogar die der Frau Gerst auf deren Vorschlag hin um. Und bald darauf schwebte seine lange, etwas drollige Figur mit dem schmalen, gebräunten Antlitz, der steifen, billigen Brille, dem breiten Mund und den prachtvollen gesunden, kräftigen Zähnen hoch oben im durchsonnten, von Aetherblau zerklüfteten Geäst zwischen Himmel und Erde.

Die schöne Witwe beschattete die Augen und schaute lachend zu ihm empor. Frau Straubenmüller aber streckte ihren wohlgenährten Bauch weit in den Raum hinaus, behielt den Mund offen und ermunterte den Zimmerherrn einmal um das andere, nur ja keine Sparsamkeit walten zu lassen, dafür aber um Gotteswillen doch recht achtzuhaben, daß keine der Kirschen in der hochnobeln Schürze der Frau Gerst zerdrückt würde. Das Ablassen der Leiter bot einige Schwierigkeiten, und schon wollte man das Gerät bis zur Rückkunft des Straubenmüller aus der Gasfabrik am Baume stehen lassen. Das wollte aber Kiene um keinen Preis zugeben. Er handhabte vielmehr eine ganze Menge kraftvoller Reden. Aber es gelang ihm doch nicht, das Gerät ohne Beihilfe, wie er sich gebrüstet hatte, niederzulegen. Erst als die Frau Straubenmüller mit ihren großen Schuhen die unteren Enden der Leiter anhielt und die hübsche Witwe in der Angst, Kienes Kraft möchte nicht hinreichen, noch herzusprang und dicht neben ihm herzhaft zufaßte, gelang die Arbeit.

Es war das erste Mal, daß eine reife, schöne Frau ihm so nahe war. Und ein seltsames, nie gekanntes Gefühl brannte in ihm.

„Herrjeh! Sie lassen die Leiter noch fallen!" rief die Witwe.

„Nur nicht bange", sagte er jedoch mannhaft und plötzlich ruhig, indem er sich tüchtig aufstemmte und nun wie ein fertiger Held die Leiter niederlegte. Man plauderte dann noch eine Weile, bewunderte die köstlichen Früchte, und nahm freundlichen Abschied.

Von nun an traf Melchior Kiene die nachbarliche Witwe hin und wieder. Er grüßte sie allemal lebhaft, und wenn es sich schickte, wechselte man ein paar Worte. Auch von seinem Fenster aus nickte er ihr bei Gelegenheit ein „Guten Morgen" oder „Guten Tag" über den Garten hinüber zu.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach einigen Wochen begegnete er der Witwe und ihrer Nichte Eliſabeth auf einem einſamen, vom Verſchönerungsverein neu angelegten Waldwege, wo er ſcharf ſtudierend auf und ab wandelte. Den Damen zu Gefallen ſteckte er ſein Buch ein und ſetzte ſich, nachdem er zuerſt eine Weile plaudernd dageſtanden hatte, zu ihnen auf die etiquettierte Lattenbank, in deren Hintergrund junge Weißtannen mit hellgrünen Zweigen und zarte Lärchen mit hängenden Haaren ſich lieblich miſchten.

Es war ein ſonniger Tag.

Frau Gerſt erſchien heute jugendlicher denn je in ihrem blaugrünen Tupfenkleid und dem mit Margeriten geſchmückten Sommerhut. Sie gab ſich ganz ungezwungen. Im Verlauf der Unterhaltung nahm ſie ſogar ihren hübſchen Hut ab und bat Kiene, denſelben an eine nahe dürre Baumgabel aufzuhängen und fragte ihn dann ſcherzend, wie ihm nun ihre neue Friſur gefalle. Er geriet in ordentliche Verlegenheit, denn er hatte keinerlei Veränderung wahrgenommen. Da ward er gehörig ausgelacht und verſpottet. Ein kameradlicher Ton kam in die Unterhaltung. Und ſchließlich glitt das Geſpräch wie von ſelber auf die Liebe über. Frau Gerſt erzählte aus Schalkerei vom Bräutigam ihrer Nichte Eliſabeth, den ſie als einen wortkargen Finſterling bezeichnete, welche Schilderung die Nichte dann mit hochroten Wangen widerlegte. Selbſt vom Küſſen redete man.

„Ob er auch ſchon eine Frau geküßt habe?“ ward Melchior Kiene geneckt.

Mit dem beſten Gewiſſen der Welt konnte er dieſe Frage verneinen. Dagegen geſtand er den beiden Damen ſeine Neigung zu Gretchen und brachte auch die bis heute vorliegenden fünf Anſichtspoſtkarten aus der inneren Rocktaſche zum Vorſchein.

„Wie alt iſt dieſes Fräulein Gretchen?“ fragte Frau Gerſt.

„Ungefähr neunzehn“, antwortete er und ward plötzlich einſilbig.

„Groß? klein? blond? ſchwarz? blaß? oder rotwangig? So erzählen Sie uns doch ein bißchen davon“, ſagte die ſchöne Witwe.

Er war in ſolchen Dingen kein Meiſter. Das Bildnis, das er von Gretchen entwarf, entſprach in keiner Weiſe den Eindrücken, die er ſeit jener Tanzſtundzeit mit ſich herumtrug.

„Uebrigens iſt der Weg noch ſo weit und der Erfolg noch ſo unwahrſcheinlich, daß ich ſelber noch gar nicht ernſthaft daran gedacht habe“, ſchloß er.

„Nach dieſen Karten zu urteilen, dürfen Sie bloß zugreifen“, behauptete die blonde Nichte.

Er ſchürfte mit ſeinem rechten Fuß über den Sand auf dem Boden hinweg, ſenkte die Blicke dorthin und ſagte: „Zunächſt iſt mein Examen ja meine einzige Sorge“.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wo ein Wille iſt, iſt noch jedesmal ein Weg geweſen", ſagte die Witwe, aller Hoffnung die Tore öffnend.

Aus blitzenden Zähnen erzählte er dann auf dem Heimweg von ſeinen Plänen und der vor ihm liegenden Zukunft. Auch ſeine gegenwärtige Kümmerlichkeit bekannte er mit gutem Humor.

Und als nun bei der Verabſchiedung die weiche, und wie ihn dünkte, federleichte Hand der ſchönen Frau Gerſt in der ſeinen ruhte, ließ er ſich nicht ſchlecht finden, ſondern drückte ſie warm und kräftig. Zu Hauſe aber ſetzte er ſich nach einem kärglichen Abendbrot an ſeine Bücher und ſtudierte, das pochende Gewiſſen befriedigend, bis der erſte Hahn krähte. — — — —

Drei oder vier Tage hindurch ſah er die Damen nicht. In einer Art von Heimweh richtete er deshalb an ſeine Hausfrau gelegentlich die Frage, ob die Herrſchaften in der Villa drüben verreiſt wären. Frau Straubenmüller verneinte dies und fügte hinzu, daß die Magd wie immer die Milch geholt hätte, daß Frau Gerſt ſelber ihr noch geſtern mittag ein Bukett Roſen über den Zaun hinweg geſchenkt habe, daß dieſe Frau Gerſt überhaupt die liebenswürdigſte Frau der Welt wäre und daß ferner auch die Nichte ein Fräulein wäre, wie man es ſich reizender nicht vorſtellen könne. Uebrigens habe der Bräutigam des Fräuleins ſich unerwartet zu einem Beſuche angemeldet.

*

Da war nun auf einmal die Gelegenheit gekommen, den Herrn Nachbar Kiene für einen Sonntagnachmittag einzuladen. Dieſer Sonntagnachmittag aber war wie geſchaffen dazu, in Geſellſchaft zu verweilen und gemeinſam die Zeit zu vertun; denn es regnete unaufhörlich, und die zähen Waſſerfäden hingen ſo greifbar in der Luft, daß man hätte glauben können, die Abermillionen Weſen im Himmel oben hätten alle zu gleicher Zeit das Angeln angefangen. Kiene ging bei dieſem Wetter nicht einmal zum gewohnten Mittagstiſch, ſondern erbat ſich von ſeiner Hausfrau drei hartgeſottene Eier, die er mit dem vertrockneten Kipfbrot, das er in der Tiſchſchublade verwahrte, während des Studiums verzehrte. Als die neben den Büchern liegende Taſchenuhr ein Viertel vor drei Uhr zeigte, verließ er ſeine Dachkammer, in welcher eine ungaſtliche Regenkühle herrſchte, die einem mit feuchten Fingern die Haut berührte.

Er drückte kräftig auf die Klinke am Agavengitter und erſtieg die Steintreppe des Gartens, mit ſeinen langen Beinen immer zwei oder drei Stufen auf einmal bewältigend. Die Räume der Villa aber waren ſo behaglich durchwärmt, daß er im Angeſicht des Bräutigams und noch ehe derſelbe ihm richtig vorgeſtellt ward, in allerlei Ausdrücken ſeinem Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gnügen freien Lauf ließ. Der Bräutigam war in der Tat etwas ſteif und hölzern. Ernſt und Gemeſſenheit lagen auf ſeinem von einem breiten dunkeln Vollbart umrahmten Antlitz. Kiene, der doch, wie er wußte, um etliche Jahre älter war, kam ſich neben dieſem gereiften Manne beinahe kindiſch jung vor. Zum Ueberfluß verharrte der Bräutigam dem angehenden höheren Beamten gegenüber, von deſſen Gelehrſamkeit und Zukunftsherrlichkeit er ſich ſchon ſo viel hatte erzählen laſſen müſſen, in einer Art demütigem Reſpekt, während das friſche, drollige Weſen Kienes nun in aller Köſtlichkeit glänzte.

Man trank Kaffee.

Eliſabeth verſorgte den Bräutigam. Und Frau Gerſt verpflegte Herrn Kiene, der nebenher ſeine entzückenden Ungeſchicktheiten beging.

Wie von ſelber bildeten ſich allmählich zwei Parteien, die zwar beide gemeinſam der Freude huldigten, aber auch ihre eigenen Wege hatten.

Melchior Kiene war ganz gefangen von all der Behaglichkeit, an der Seite der blühenden Frau Gerſt. Dem Kaffee folgte ein Glas Rheinwein, der einem wie Heuduft ans Gemüt griff und allerhand Einfälle ins Herz legte.

Der Regen hatte aufgehört. Eine heiße, kleine, weiße Sommerſonne ſtand jetzt auf einmal am Abendhimmel. Warme Düfte ſchlugen in ſchweren Wellen durch die geöffneten Fenſter vom Garten herein. Man roch ſogar ein irgendwo in der Ferne in der Sonne bratendes, durchnäßtes Heu, und über allem ſchwebte der Duft der Holunderbüſche. Kiene ſchlug einen Gang durch den Garten vor.

Als dann Eliſabeth ihrem Bräutigam zum Scherze fortlief und der ernſte Engelbrecht in ſteifen, komiſchen Sprüngen die Braut einzuholen trachtete, tat das andere Paar ein Gleiches.

Wie in wirbelnder Sommerwind floh die ſchöne Witwe mit rauſchenden Kleidern vor ihrem Verfolger her, der ſie trotz ſeiner langen Beine nicht erhaſchte. Er jagte ihr um die heiß duftenden Holunderbüſche nach und ſprang im Eifer über die Blumenbeete hinweg, aber ſie rettete ſich immer wieder durch irgend einen kecken Entſchluß und warf ihm dann ein triumphierendes Lachen entgegen. So waren ſie bis in den oberen Teil des Gartens gekommen.

Da erreichte er ſie plötzlich wider Erwarten hinter einer Gruppe junger Tannen. Sie ſtieß einen kurzen, hellen Schrei aus. Er aber hielt ſie feſt und preßte ſie an ſich.

Da hob ſie ihr glühendes Antlitz mit den bebenden Lippen zu ihm auf. „Iſt doch nicht ſo leicht geweſen, Melchi?“ hauchte ſie.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unwillkürlich ſchaute er ſich um, und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß keine fremden Blicke ſtörten, zog er ſie ſelig an ſich, beugte ſich zu ihr und küßte ihren ſüßen, reifen Mund, bis ihm die Sinne ſchwanden.

*

Die Weisheit hat ein ernſtes Geſicht, und die Liebe liebt das nicht.

Kiene hielt zwar immer noch mit halsbrecheriſchem Willen an der gewohnten Tagesordnung feſt, aber die alte, ſtolze, unbeſiegliche Unerſchütterlichkeit eignete ihm nimmer. Mitten im zähen Studium huben die Gedanken das Flüchten an und ſtürmten wie im Tanze fort. Dann erſchien gerade Frau Ottilie wieder zufällig am Fenſter, ein Buch leſend oder ein farbiges Tuch ſchüttelnd oder ihren blühenden Arm hochhebend, um einen Flügel zu öffnen. Und dann grüßte und winkte er, ohne ſich lange zu fragen, ob es ſchicklich wäre oder nicht.

In ruhigeren Stunden legte er ſich ſelber das Neue ungefähr alſo zurecht: Er war in gewiſſer Hinſicht und auf eine gewiſſe Art ziemlich ſtark verliebt in die wunderbare Schönheit der Frau Ottilie, allein er dachte ſelbſtredend mit keinem Gedanken daran, die nach ihrer eigenen Ausſage ihn um fünf Jahre an Alter übertreffende Witwe etwa ernſthaft an ſich zu ketten. Frau Ottilie aber dachte wohl noch weniger an ſolche Möglichkeiten. Das lag alles klar auf der Hand. Er beantwortete nach wie vor Gretchens Anſichtskarten und ward, wie um ſich dadurch vor etwas Drohendem zu ſchützen, in ſeinen Ausdrücken ſogar noch wärmer als ehedem. Wenn er ſich jedoch jenes berauſchenden Kuſſes im Garten erinnerte, ſtieg ihm alle Seligkeit ins Herz. —

Frau Ottilie aber blühte jetzt noch einmal wie eine ſpäte Roſe in die Welt und alle Wolken hinein, ohne darnach zu fragen, was daraus werden ſollte. Schon in einigen Tagen ſchuf ſie wieder eine holde Gelegenheit. Da fiel er heiß und wild über ſie her und küßte ſie ohne Ende.

Und da ſie den Frühling lebten, mußte der Sommer von ſelber kommen ....

Das Examen aber ward nun völlig aufgegeben. Und ſchon empfing der verkrachte Student von ſeinen Eltern und den Schweſtern Briefe voll Tränen und Beſchwörungen: er ſolle doch um Gottes willen von dieſer ſchlechten Frau laſſen und nicht ſich ſelber und die ganze Familie in den Abgrund reißen.

Doch das war alles einfältig! Frau Ottilie war nicht ſchlecht, jedenfalls nicht ſchlechter als er ſelber. Die blinden Schweſtern taten ihr da bitter Unrecht. Und vollends lächerlich erſchien der Schritt der Schweſtern, die Hilfe Gretchens anzuflehen, ſie möge doch den unſeligen Bruder von ſeinen Abwegen zurückbringen! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da brachte, freilich reichlich spät, eine plötzliche Krankheit rasche Aenderung. Die schöne Frau Ottilie litt nach einer glücklich verlaufenen Operation Monate hindurch im Krankenhaus. Das genossene Glück aber lag so fern hinter ihr, als ob es nie wahr gewesen wäre. — — — — — — — — — — — —

Kiene, der unterdessen, da von keiner Seite mehr eine Unterstützung eintraf, in einem Büro jämmerliche Dienste tat, wagte es nicht einmal, sie zu besuchen. Noch viel weniger getraute er, der reinen Nichte Elisabeth unter die Augen zu treten. Er wollte sich jetzt nur noch das Reisegeld verdienen, um die Stadt und alles zu fliehen!

Aber immer noch nicht besaß er die Kraft dazu, und litt. Eines Tages, als Frau Ottilie bereits wieder genesen war, schlich er auf einem verstohlenen Grasweg oberhalb der Villa auf und ab und harrte in atemloser Erwartung bis die schöne Witwe endlich auf den Arm ihrer Nichte gestützt, eine breiten Schal um die spitzen Schultern gelegt, langsam, bleich, still, niedergedrückt und — alt! alt! den Weg nach einer nahen Gartenbank einschlug. —

Er hätte sich aufhängen mögen, wenn er nicht den Eltern und Geschwistern sein Blut geschuldet hätte.

Erwachen

Von Hermann Hesse

Stille Zeit kam träg geschlichen,
Alle Stürme schwiegen tief,
Alles Leid war ganz verblichen
Und die Seele schlief.

Aber heut bin ich erwacht
Tief in Finsternissen,
Ringsum dunkelte die Nacht.
Jäh emporgerissen
Aus der langen lahmen Rast
Schlug mein Herz in banger Hast,
Hell aus lang geheilten Wunden
Brannten der Vergangenheit
Leidenschaften neu entbunden.
Seele, bist du nun erwacht?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ist zu Ende Schlaf und Ruh?
Schau, sie steht zu neuem Leid,
Neuen Stürmen froh entschlossen
Und sie zittert, und sie lacht
Allen Himmelssternen zu,
Ihren seligen Genossen.

Heiliges Land

Die Seele einer Zentrumsburg

Von Otto Ehinger

Ueber meiner Heimat hängt ein anderer Himmel als über dem weltklügeren Rest von Deutschland. Gott wohnt noch über der Sonne, und seine Engel steigen zwischen den Wolken auf und ab.

Die lästerlichen und langweiligen Gesetze der Wissenschaft gelten nicht im Land nördlich des Bodensees. Wenn es donnert und blitzt, so weiß der christkatholische Landwirt, daß der Herr Gott über seine Sünden schimpft. Und wenn der Bauer sich über die Himmlischen ärgern muß wegen des Wetters oder des Viehs, so sagt er ihnen gleichfalls freimütig die Meinung. Er flucht dann mitunter so, daß sein entsetztes Weib deutlich den blauen Himmel krachen hört, und ein besonders glaubensstarker Meßner in der Gegend von Pfullendorf schreit gewöhnlich auch noch nach einer Leiter, auf die er steigen wolle, daß „die da droben" ihn besser hören. So halten Gott und Mensch hier noch Zwiesprache!

Von dem angeblich religionsfeindlichen Staat (der freilich zugleich auch den werdenden Aerzten die der heiligen Schrift etwas widersprechenden Darwin'schen Forschungsergebnisse einbleuen läßt), werden die erwachenden Kinderseelen vermittelst des allgemeinen Schulzwangs gewaltsam in die mittelalterliche Gesellschaft der Teufel und der guten Geister gestoßen, die in den unterirdischen Reichen und im Himmelsraum die Gewalt haben. Die Angst vor der Hölle, zu welcher bekanntlich allein die katholischen Priester die Schlüssel von Gott selbst erhalten haben, genügt dann meistens, um auch den Lauen lebenslänglich der von der Kirche gesegneten und geleiteten Partei zu erhalten.

Der Unterweisung durch die Eltern überläßt die Kirche nur jenen Teil ihrer Vorstellungswelt, dessen offizelle Verkündigung ihr in neuester Zeit zu riskant wurde. So weiß in meiner Heimat doch jedermann, wie ver-

Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

breitet die entsetzliche Sitte, seine arme Seele dem Teufel zu verschreiben, noch immer ist, sowohl bei jenen, welche dadurch die Schwarzkunst erlernen wollen, als besonders bei den Freimaurern in den Städten. Zu ihnen gehören fast alle liberalen Zeitungsredakteure und Verleger. Sie leben reich und herrlich, bis sie der Böse holt, und suchen den katholischen Landmann aus Neid auf die ewige Seligkeit, die ihm im Gefolge der Kirchenfürsten winkt, zum Liberalismus oder gar zum Abfall vom Glauben zu verführen. Die von den Priestern finanzierten und geleiteten oder beaufsichtigten Zentrumsblätter wissen sich von ihren schaudernden Lesern in Daisendorf oder Uhldingen gar wohl verstanden, wenn sie allwöchentlich einige Male auf den unsauberen Geisterverkehr der „freimaurerischen" — liberalen — Konkurrenz hinweisen.

Begreiflicherweise achtet der Dorfgeistliche und Verlagsaktionär andererseits scharf darauf, daß jedermann das Zentrumsblatt hält, damit alle die Ideen des Christentums frei in seine Seele strömen. Er sieht an den Haustüren nach, welche Zeitung der Postbote in den Schlitz gesteckt hat, und versäumt keine Gelegenheit zum Abonnentenfang.

„Herr Staub", sagte kürzlich auch einer der hochwürdigen Herren zum Glaser, der die vom Sturm zerschlagenen Fenster in der Kirche reparierte, „Sie halten das liberale Blatt! Ich warne Sie! Wenn Sie halsstarrig sind, kann man Ihnen ja das Lebenslicht ausblasen! Sie sind abtrünnig!"

Abtrünnig! — — Vor die Seele des Meisterleins in der leeren Kirche treten die schaurigen Abbildungen aus der Heiligenlegende, die er so oft mit wohligem Grauen betrachtet: nackte, dunkelfarbige Männer mit Hundeohren, die haßerfüllt nach dem göttlichen Feind im offenen Himmel schielen und mit ausgestreckten Händen nach dem Schatten in den unteren Ecken des Bildes rennen, in dem unbestimmte Gestalten hohnlachender Teufel lauern. Und so Einer soll er sein! — — Nachdem die Schritte des Pfarrers verhallt sind, schleicht er hin an den Biertisch, vor das Gericht der Oeffentlichkeit, und schimpft — —.

Aber nach zwei Tagen klopft er wieder am Pfarrhof an und bittet um einen Vorschuß. Denn er ist nicht zum Märtyrer geboren. — —

Die Naturvorstellungen meiner Heimat sind noch dieselben wie damals, als sie — vor 1300 Jahren — in den mütterlichen Schoß der Kirche gelangte. Eisenbahn und künstlicher Dünger allein gemahnen den lächelnden Beschauer an die geistige Welt der Moderne und ihre abscheulichen Zweifel an des lieben Gottes Rachebedürfnis und Höllenfeuer. An die Stange der Telegraphenleitung, durch welche die Kunde von der Erfindung des Sal-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

varsan geeilt ist, bindet der Bauer trotzig seinen Ochsen, der sich den Schenkel an einem Stachelzaun aufgerissen hat, läßt das Blut an einem Baumpfahl, den er aus der Erde zog, hinunterfließen, und steckt ihn wieder ins alte Loch; — da schwärt die Wunde nicht. In unserem Hausbuch stehen viele ähnliche bewährte Mittel, zum Beispiel: „Gegen tobenden Hunds Biß. Hennenkoth mit Essig verrührt. Darauf geschmiert. — Kaltes Fieber. Ueber Nacht drei Krebse auf den Kopf gestellt in einem Glas Wein ersaufen lassen, alsdann alles wohl aufrühren, was die Krebse gelassen haben, und trinke es, wenn das Fieber kommt. — Haare zu vertreiben. Fledermäusblut und Gehirn mit Milch gerührt; schmiere den Ort".

Zuverlässige bleierne Taschenheilige aus Einsiedeln wohnen in winzigen Blechkapseln unter den Brotkrümeln der Tasche des Bauern und der seines Weibes, unter Schnupftuch, Pfeifen und Schnupftabak. Wenn es der Dorfhexe - - meist ein altes alleinstehendes Weib — trotzdem gelingt, dem Euter der Kuh mit ihrem bösen Blick zu schaden, werfen ihr die Kinder des Bauern in der Andreasnacht die Scheiben ein. —

Und doch findet der Zweifel seinen Weg zu jeder neuen Generation! Unser Bauer ist nämlich äußerst empfindlich gegen Anmaßung. Sobald man ihn schlägt, schlägt er fröhlich zurück, in dem festen, tückisch auf dem Grund seiner Seele schlafenden Vertrauen, vor Gott Recht zu behalten, der im Grunde trotz seiner Vorliebe für die Geistlichen auch ungefähr so denkt, wie ein rechtschaffener Landmann, und seine Feinde einfach in die Hölle steckt. Es ist also die geistige Hoffart, bekanntlich eine der sogenannten Hauptsünden, die dem Bauern den liberalen Stimmzettel in die Hand drückt. Denn die Nachfolger Christi „sitzen gerne (und regelmäßig!) oben an den Tischen und lassen sich gerne grüßen auf dem Markt". Und obgleich der Katholik nicht erfährt, wie Christus über solche Leute dachte (siehe Lukas 20, 46), so mißfällt es ihm doch, so lange er nicht ganz Demut gegen die Priester ist. Wenn sich die Saaltür weit öffnet und der dunkle Mann mit dem Regenschirm und dem schwarzen hohen Strohhut sich einige Sekunden aufrecht und majestätisch der Versammlung präsentiert, ehe er steif grüßt, während die Bauern ihr Sitzorgan vom Stuhl lüften, ärgern sich mitunter auch die Gesinnungstüchtigsten.

Wo aber die Ohrenbeichte und das Grauen von Weib und Kind vor dem Familienvater, der an Ostern vom Priester seiner Sünden nicht ledig gesprochen worden ist, nicht mehr ausreichen wollen, da ruft der Pfarrer die mönchischen Kanzelredner ins Land. Und wenn der Bauer ihnen nur einmal, um der Sensation willen, zuhört, ist er wieder für Jahre gerettet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Kapuzinerpredigt bei einbrechender Nacht in einer Kirche, welche die schwarzgekleidete, lautlos sich drängende Menge kaum faßt, vergißt man nicht mehr.

„Wer nicht will beichten, muß leuchten!
Wer nicht will bekennen, muß brennen!

Wer nicht glaubt, ist ein Lump! Wehe über die Reulosen! -- Ein Kranker wies die Sterbesakramente zurück und küßte unablässig einen kleinen Gegenstand, den er in der Hand verbarg. Man hoffte trotzdem noch für ihn, weil man dachte, es sei ein Kruzifix. Da — — ein letzter Kuß — — er stirbt — — man reißt sofort seine Hand auf — — sie hält das Bild seiner Buhlerin!" Und hier hüpft der beleibte Mann in der Kutte auf der alten hölzernen Kanzel in die Höhe, daß dumpfes Gepolter die dunkelnde Kirche erfüllt, und schreit: „Er ist in der Hölleee!"

Kein Sünder wird vergessen; nicht der Ehebrecher, den man wieder köpfen sollte wie vor hundert Jahren, nicht der Säufer. Der angetrunkene Ziegenbockhalter von Mörspurg ruft in seiner Angst: „Mach's doch nit gar so arg, Du da drobe!" Aber da wirft man ihn hinaus. —

Auf solchem Boden ist die eigentliche politische Tätigkeit natürlich ein Kinderspiel. Zu der Ortsgruppe des katholischen Volksvereins kommen die Spezialvereine für die katholischen Männer, Frauen, Jünglinge, Handwerksgesellen, Jungfrauen u. s. w. Da der Pfarrer das Zentrum aller dieser Kreise ist, so entgeht niemand seinem Einfluß, der sich nicht offenkundig abzusondern und die Folgen seiner Unchristlichkeit auf sich zu nehmen wagt. Den bedeutendsten Verbündeten nächst der Religion findet er nämlich in dem oft zarten, immer aber entwicklungsfähigen Konkurrenzneid. Wenn eine liberale Restauration ein Fest gibt, beraumt er in der gegenüberliegenden ultramontanen eine Vereinsversammlung an, um einen übermäßigen Zulauf nach drüben zu verhüten.

Bei einiger Tüchtigkeit ist er stets allmächtig. So fand ein Seelsorger bei seinem Einzug ins alte Städtchen Schiltburg um die Jahrhundertwende ein liberales Stadtregiment vor. Nach zwei Jahren führte der Weg zu Bürgermeisteramt und Stadtratswürde, zu Acetylenbeleuchtung und Fleischbeschau durchs Pfarrhaus.

„Also meine Herren, wen wollen wir wählen! Ich dächte, Herr Landwirt Bächle wäre der rechte Mann!" So etwa redet er am Vorabend der Wahl seinen Volksverein an. Die Kerntruppen geben sich ohrenbetäubenden Beifallskundgebungen hin — — — und am andern Tag sitzt der Mann, „der das Volksvertrauen genießt", im Magistrat.

Es war überhaupt ein Mann, der sich aufs Bürgermeistermachen verstand!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachdem er dann aber wegen übler Nachrede gegen die liberale Hebamme vor Gericht gekommen war, wo man ihm, wohl zu Unrecht, vorwarf, er lasse das Taufwasser im Winter nur für die ultramontanen Säuglinge anwärmen, wurde er vom Bischof in einen seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten angemesseneren höheren Wirkungskreis versetzt.

Die Schiltbürger aber werden einen Nachfolger bekommen, der sein Werk fortführt und meine Heimat erhält in ihrer schlichten Frömmigkeit — — als ein Land Gottes.

P. U., der Kritiker

Von Bruno Frank

Der Schriftsteller A. W. U. lag in den letzten Zügen. Eine nicht ganz freiwillige Hungerkur hatte seine ohnehin wenig widerstandsfähige und durch die Gewohnheit allzu heftiger geistiger Bewegung geschwächte Konstitution vollends ruiniert, und die Freunde, welche in diesen Stunden um ihn waren, bedienten sich unwillkürlich bereits der vornehmen und gehaltenen Gebärden, deren man sich in Totenzimmern zu bedienen pflegt.

Herr U. befand sich jedoch bei vollem Bewußtsein, und so lebendig war sein Geist noch immer, daß fast in jeder Minute Anzeichen leidenschaftlichen Erregtseins auf seiner Stirn und in seinen Augen sich bemerkbar machten. Auf einem Tischchen nicht weit vom Bett, der Hand des Sterbenden erreichbar, lag ein blaugebundenes Buch, zu dem seine Blicke in kurzen Pausen zurückkehrten.

„Wenn er dich nur herunterreißt ...."

Es war ein Murmeln, aber inbrünstiger als ein Schrei. Die mageren Hände tasteten zur Seite und strichen liebkosend über die blaue Leinwand.

Das Buch war der Roman „Stumme Kräfte", die letzte Hervorbringung des scheidenden Autors, nach dem Urteil der Besten ein starkes und reifes Werk, darin ein außerordentliches formales Können scheinbar spielend sich zu erkennen gab und auf würdige Weise die sehr persönliche Anteilnahme des Verfassers an seinem Problem und an seinen Gestalten verhüllte.

„Wenn er dich nur herunterreißt ....!"

Einer von den Freunden ließ sich am Bette nieder und nahm tröstend die weiße Hand. „Er wird es", sagte er voll Ueberzeugung. „Der Schönheiten und Erkenntnisse darin sind zu viele — er kann dein Buch nicht loben."

„Es wäre entsetzlich ...."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Keinem Einsichtigen braucht dargetan zu werden, daß mit alldem niemand anders gemeint war als P. Q., der Gefürchtete! Er, an dessen Feder das Auge aller deutschen Literaten seit so vielen Jahren hängt, von dem gelobt zu werden die ewige Verdammnis bedeutet, und dessen Fluch die Seligkeit ist; er, das Käuzchen im Dichterwalde, bei dessen schönstem Lied die Nacht am dunkelsten wird; er, der in seinen Händen Ruhm und Mißachtung führt, in der linken den Ruhm, die Mißachtung in der rechten; er, der durch sein tückisches Lob vor nunmehr etwa sieben Jahren den hochveranlagten L. Z. vernichtete; der noch vor Jahresfrist, wie es in aller Erinnerung steht, die „Tagebücher" des hoffnungsvollen C. P. aus heiterem Himmel pries und damit diesen Jüngling in einen vorzeitigen Tod trieb ....

„Sei ruhig — komm, sei ruhig; er wird kein gutes Haar daran lassen. Sieh hier" — und der Freund schlug das blaugebundene Büchlein auf — „du weißt es ja selbst — hier gleich zu Anfang das Frühstück bei den Eulers! Wie ist das gemacht, wie hört man die Stimmen um die Tafel, wie ist das Durcheinander von Worten und Gesten herausgebracht, wie wundervoll deutlich bleibt dabei alles Einzelne, — wenn er darüber nicht herfiele mit seinem dicksten Knüppel, P. Q. wäre nicht mehr P. Q."

„Glaubst du — oh ...."

„Ich weiß es. Ich brauche ja nur an deinen herrlichen Doktor Raspe zu denken, um das ganz bestimmt zu wissen, an seine milde Ironie, an seine duldsame Weisheit. Wir haben nichts Aehnliches gehabt, seit der alte N. tot ist. Er wird es sittenlos nennen, er wird es affektiert nennen, er kann gar nicht anders."

„Vielleicht sagt er sogar dekadent", flüsterte der Kranke, während ein Schein der Freude seine pergamentenen Wangen überzog. Aber dann sank er zurück: „Wenn es ihm gefiele ...."

Er hatte lauter gesprochen. Plötzlich ergriff der junge Lyriker Z. von T. Hut und Stock und verließ das Zimmer. Auf der Straße überzählte er sein Geld, winkte ein Mietsautomobil herbei und fuhr zur Redaktion.

Er fand sich zurecht .... Nein — erst heute würden die eingelaufenen Bücher zur Kritik verschickt werden. Er nahm den Redakteur bei Seite.

„A. W. U. ist im Sterben, Herr Redakteur! Lobt ihn P. Q., so verliert er in dieser letzten Stunde noch den Glauben an sich selber und stirbt einen qualvollen Tod. Das werden auch Sie nicht wollen ....

„Herr Redakteur! In dem Roman „Stumme Kräfte" sind zwei miserable Kapitel. Eines ist sogar ganz miserabel; es stammt aus der Zeit, da ein Bube A. W. U. dahin vermocht hatte, einer Reichstagsverhandlung beizuwohnen. Ich beschwöre Sie im Namen der Menschlichkeit, lassen Sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese beiden Kapitel unaufgeschnitten! Wenn P. N. sie zu Gesicht bekommt, wird er den Roman in den Himmel heben. Um der letzten Stunden eines Todgeweihten willen, Herr Redakteur ...."

„Ich werde die Seiten zukleben lassen, Herr von T."

Nach drei Tagen brachte man A. W. U. das Blatt. Er war völlig abgezehrt und nur ein ungeheurer Lebenswille schien ihn noch aufrecht zu halten. Seine Hände zitterten so, daß er die Zeitung kaum umzublättern vermochte. Da — seine Züge veränderten sich ....

„Schundschreiber!" jauchzte er mit seiner letzten Kraft, „dekadenter Schundschreiber ...."

Ein Ausdruck der innigsten Glückseligkeit verklärte ihn, er holte tief Atem und fiel tot zurück.

„Dekadenter Schundschreiber", sagten auch die Freunde zu einander, „wahrlich, A. W. U. wird unsterblich sein!" Und sie drückten ihm die Augen zu.

Zwei Gedichte

Von Heinrich Schäff

Leben

Mit mancher Torheit hab' ich's lang gehalten,
Dieweil sie selbst bewies an mir Geduld.
Nun will ich nicht die Hände treulos falten,
Nein, tragen will ich schweigend meine Schuld
Und will sie zeigen und mich selbst daneben,
So wie das Leben uns zusammengab für's Leben.

Spiegel

Im Garten Eden saßen beide wir,
Da kam die Schlange unversehens aus dem Grase
Und reichte rücklings einen Spiegel dir
Und du erschautest dich zum erstmal in dem Glase.

Und du erkanntest erstmals deine Macht,
Die nunmehr über unser Glück gekommen.
So hat die Schlange uns ums Paradies gebracht,
Den Spiegel aber hast du mitgenommen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dank an die Heimat

„Sie müssen etwas in die Schwabennummer beisteuern." So befiehlt der Herausgeber in Eilbriefform. Ahnungslos über den Charakter dieses Unternehmens sage ich leichtsinnig zu und zermartere mir nun Herz und Sinn, wie man rasch etwas sagen könnte, ohne daß diese kritischen Köpfe in der Heimat gleich wieder einem etwas am Zeug flickten. So will ich mich bei meiner Heimat schön bedanken. Das erscheint mir in diesem Fall das Klügste und — ich tu's von Herzen gern.

Was danke ich dem „Ländle"? Persönliches soll man da nicht berühren, soweit es Vater, Mutter, Geschwister oder Freunde angeht. Auch den Gärten und den Straßen mit ihren Obstbäumen und den dichten Wäldern schicke ich nur rasch einen Gruß. Freilich geht einem das Herz auf, wenn man der „Alb" gedenkt. Dies Kleinod mit seinen Höhen und Tälern erkannte ich erst spät in seinem Wert. Desto duftiger schaue ich von fern die blauen Linien ihrer Bergränder und rufe: „Grüß Gott!" Aber das alles nahm ich ja nicht mit. Was gab mir die Heimat auf die Wanderschaft?

Zuerst einen guten Schulsack. Damit verknüpft sich die Idee des Vollgepfropften. Aufgehäuftes Wissen trug ich mit, schlecht sortiert, ungleichmäßig verdaut, aber doch eine brauchbare Sammlung. Das ist viel wert. Ich denke noch der Stunden, in denen ich mir die Namen und Jahrzahlen sämtlicher Päpste der Reihe nach an kurzen Merkworten einpaukte. Die Reihe ist heute recht brüchig geworden. Aber vergessen können ist auch eine Lust. Und ich danke aufrichtig meinem gutverpackten Schulranzen. Da lagen Kräfte drin, die wie Dynamit explodieren können zur Zeit und zur Unzeit.

Dann habe ich in der Heimat das Philosophieren gelernt. Dafür danke ich doppelt. Viel eingebildete Kritikasterei vermengte sich bei dem Gerede über Weltanschauung mit dem ehrfürchtigen Staunen vor den Wundern des Geistes und der Natur. Aber daß man mit Kant und Plato, Carteſius und Leibniz, Schopenhauer und Fichte wirklich einmal geredet hat, ist doch eine gute Sache. Ich betrachte es als feine schwäbische Erbschaft, Freude am Philosophieren zu haben, methodisch fragen zu verstehen, bis zum Ueberdruß weiterzufragen: „warum denn?" und dann, wenn die anderen längst weggegangen sind, weil sie's zu eilig haben, erst recht sich allein hinzusetzen und „Brettle zu bohren", so dick wie ein Eichenstamm und so breit wie die Weltkugel.

Dazu kommt der berühmte Tropfen demokratischen Oels. Für den danke ich dreifach. Er fließt nicht immer gleich dick; auch in Württemberg gibt es sehr verdünnte Lösungen. Aber er bleibt ein vorzügliches Mittel für politische Wagenschmiere. Manche Hofkutsche quarrte weniger, hätte sie dies Oel benützt, und manche Minister machten sich's und anderen leichter, wenn sie sich daran erinnerten, daß sie auch nur Volksteile sind. Diese demokratische Gesinnung erscheint mir übrigens nicht als Sondergut einer politischen Partei, sondern als gesunde Grundstimmung eines Volks, das die Klassenherrschaft verabscheut, und die Klassen nur als betriebstechnische Notwendigkeiten während der Berufstätigkeit gelten läßt, sonst aber aus dem einheitlichen Volksbrunnen sich Gesundheit trinkt und jeden schel ansieht, der das nicht mag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Endlich, aber wahrlich nicht zuletzt, danke ich dem Land Freude und Sinn für künstlerische Kultur. Bei diesen Fragen des Geschmacks geht es zwar meist hitzig zu. Darum bescheide ich mich und sage: wo ein Vischer und Köstlin lehrten, da hat man Instinkt für Geschmack. Und dann weiß ich, daß man aus dem Land der Schiller, Uhland, Mörike für Sein und Leben etwas Unverlierbares mitnimmt, daß man nämlich niemanden auf die Dauer verstehen und genießen kann, der die Menschenkultur nicht in erste Linie stellt. So bin ich stolz auf das Träumen und Sinnen in Dichtung und Sage, in Lied und Ton und freue mich solcher Schwabenstreiche bis zur Gegenwart, und verkünde gerne der Heimat Ruhm.

Freilich eins darf ich nicht verschweigen, wenn ich nicht unehrlich sein will. Ich danke auch für das, was ich an den Schatten gelernt habe. Die Pietisterei hat viel Wahrhaftigkeit und Kraft verschüttet. Sie läßt an vielen Orten das geistige und geistliche Leben nicht so pulsieren, wie sie es für ihre eigene Existenz nötig hätten. Die „Stillen" im Land sind recht laut, und die „Schwachen" verstehen gut zu regieren. Und manche beugen sich vor ihnen, die es nicht nötig hätten. Der Pietismus hat als Gegengift gegen den Dogmatismus seine segensreiche Rolle gehabt. Aber heutzutag wirkt er lähmend und schafft innerlich unwahre Situationen, an denen der gesunde Fortschritt des geistigen Lebens krankt. — Es gibt ein unnachahmliches schwäbisches Wort, dessen Schriftzeichen und Herkunft mir fremd sind; es heißt: „anemerkelich". Diese Rolle der mäckelnden Anmerkungen, die keine Kraft zu eigenem Satzbau in sich fühlen, die das Starke nnr iu den Sündenstaub herabwürdigen, heimlich freilich davon zehren, — diese Rolle ist etwas vom Gefährlichsten für ein einheitliches Volksleben, das nur im Zusammensein mit den anderen seinen Platz innehält.

Am „Stockschwaben" habe ich gelernt, wie man's nicht machen soll. Denn „hehlingen" neidet er oft nur die draußen, die er nichts, aber auch gar nichts, gelten läßt. Und ich habe gelernt, mit frohem Auge zu sehen, wie viel Gutes und Tüchtiges wächst außerhalb des Ländles. Aber nun genug. Sonst verderbe ich es ganz mit meinem lieben Heimatland und ich höre schon einige Unverbesserliche rufen: „er isch halt doch a Norddeutscher worde".

Dortmund. Gottfried Traub

Wir jungen Württemberger

Knappe drei Kilometer von unserem Garten am Bodensee ist die württembergische Grenze. Wenn wir Besuch haben und mit ihm das Seeufer nordwärts hinaufgehen, mache ich gern an dem schwarz-roten Eisenpfahl die Honneurs des Hausherrn. Es sind nicht mehr die alten schönen Grenzzeichen mit den drei Hirschgeweihen, wie eines zum Beispiel noch hundert Schritt vor der Zuflucht steht, wenn man durch den badischen Wald herauf kommt. Aber auch hinter den gußeisernen Grenzzeichen beginnt Württemberg, die Heimat.

Wenn ich von einem Landsmann höre, der wie ich um das dreißigste Jahr ist und der es zu etwas gebracht hat, dann wohnt er sicherlich nicht in Württemberg. Ich kenne kaum einen von ihnen persönlich, zu viele haben ja auch jeden innerlichen Dialekt verlernt und reden einen allgemeinen Literaturjargon. Gemeinsam ist den meisten nur die Unmöglichkeit, in der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heimat zu etwas zu kommen. Materiell und ideell. Ich bin, beim heimischen Heppacher, oft mit H. H. Ehrler zusammengesessen, er Franke, ich Alemanne, wir beide aber gute Schwaben. Er hat von Mergentheim erzählt, ich von der Alb, aber beide saßen wir wie Gäste in der Friedrichshafener Kneipe, dazu verurteilt, außerhalb Württembergs uns zu versuchen. Fast allen anderen geht es gerade so, wenn einer zurück kann, ist's besonders günstiger Zufall, beinah ohne jede Ausnahme aber fangen wir Württemberger wo anders an. Wir bekommen unsere geistige Erbschaft ausgezahlt und können uns dann drücken. Es scheint fast, man benötige uns nur für schwäbische Gedenknummern und auch da ist der dilletierende Würdenträger der Bevorzugte.

Wir wollen aber Württemberger bleiben. Nicht in der Kinderstube der Heimatkunst, wo ein Dialektwort jedes Können ersetzt. Nicht im Sinne eines Partikularismus, dessen Vereinsabzeichen zwei Scheuklappen sind. Sondern so, wie der Sohn einer verdienten Familie Recht und Pflicht seiner Vorfahren übernimmt und in selbstbewußter Verantwortung seiner Herkunft froh ist. Es besteht eine Tradition der aufrechten Ehrlichkeit unter den schwäbischen Schriftstellern, die dem Enkel den Weg erschwert und erleichtert. Der sich entziehen, heißt fahnenflüchtig werden, sie über jeder Aeußerung zu spüren, heißt sich selbst treu bleiben. Daß sich die Landsleute wenig oder gar nicht um die kümmern, in denen sich das Wesen der Heimat mit den Worten von heute ausspricht, ist traurig, aber belanglos. Vor allem aber kein Grund zur Undankbarkeit gegen die gemeinsame Heimat.

Hermann Kurz hat das ganze Martyrium des genialen Menschen erlebt, dessen Kraft an die Heimat gebunden ist. Er ist gegen Württemberg zum Sprecher des Schwabentums geworden, so wie Mörike auf einem mühseligen Umweg seinen Landsleuten schier aufgedrängt wurde. Heute sind die Wege anders. Heut prägen sich die Werte des Schwaben in der Reichsmünze, die dann auch in Württemberg kursiert. Das Martyrium, von dessen erzieherischem Wert die Machthaber in Württemberg so überzeugt waren, ist entmaterialisiert, ja fast aufgehoben. Es bleibt bei uns allen, die wir Schwaben sind und etwas zu sagen zu haben glauben, nur die Sehnsucht und die Bitterkeit des Exils. Langsam hat die geistige Hervorbringung Schwabens die Formen des Exports angenommen, der württembergische Dichter und Schriftsteller kennt fast nur eine Unterkunft in der Heimat: die Villa, die er sich nach dem Kampf draußen mit dem Geld von draußen daheim bauen kann.

Wir möchten aber nach Haus und glauben, wenn wir unsere Stellung draußen ansehen, daß wir daheim notwendig sind. Ein Land kann seinen Sauerteig nicht ohne Gefahr jahrzehntelang über die Grenzen verhandeln. Wir rufen vielleicht zu laut für dies behagliche Stubenwarm im Neckar- und Jagstkreis und haben den Sinn für die ewig mitgeschleppte Numerierung der Honoratioren verloren. Wir sehen in der lediglichen Stammeszugehörigkeit kein Verdienst und keinen Grund zur Schonung und können uns für den einstigen Export der Hohenzollern so wenig mehr begeistern, wie für den muffigen Patriotismus der Stuttgarter Pfeffersäcke. Wir sind, dem unvergessenen Wort meines Präzeptors am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium zufolge, als Wind gesät: keine Hoffnung, sie sollen uns als Sturm ernten. Sie sollen uns

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als die Entfesselung des Ungewitters empfinden, das unheilvoll verhalten hinter der Stirn Ludwig Uhlands sich ankündigte und wir wollen seinen Kampf mit all unserem Wesen bejahen, indem wir sein Wort verneinen: Nicht rühmen will ich, nicht verdammen!

Wir wollen rühmen, wir wollen verdammen, die steifen Böcke genau so, wie die geduldigen Schafe, umso mehr, als sich eine Heiligsprechung der einstigen Revolutionäre im Namen der heutigen Konservierung breit macht. Man kann nicht Uhland und Hermann Kurz und J. G. Fischer und gar Schubart erwähnenswert finden, wenn man uns ignoriert. Im ganzen Reich sitzen heut junge Württemberger, in denen die Zeit gärt und sich vollendet und im Heimatland sind höchstens drei ungern und zwangsweise zugelassen. Wir wollen heim, unsere geistigen Feldzüge verlieren ihre stärkste Kraft, wenn sie, wie Reisläuferschlachten, auf fremden Feldern ausgekämpft werden. Wir wollen zu denen reden, die am besten wissen müßten, wie uns der Schnabel gewachsen ist, wir wollen für die reden, die bei uns zu Haus unserer Hilfe bedürfen. Die Landschaft unserer Jugend liegt immer im Sonnenlicht vor uns, aber wir dürfen in ihr nicht wirken. Unsere Landsleute empfinden es schmeichelhaft, wie uns Württemberg allmählich zum Märchen wird und halten uns mit dieser Illusion genugsam belohnt. Sie sind fast beleidigt, wenn man den zinnengekrönten Schauplatz des Stuttgarter Huzelmännchens auf seine politische Stickluft hin untersucht. Wir jungen Württemberger draußen im Reich wollen aber eine lebendige Heimat haben und keine literarhistorische Topographie und wenn der „März", seinem starken Namen getreu, dank einem günstigen Zufall, heut unsere Stimmen in die Heimat trägt, so mögen sie im selbstgerechten Schwaben roh und hart klingen und ganz im Widerspruch zu den braven Ueberlieferungen der schwäbischen Dichterschule: wir reden doch die Sprache der Heimat und hören, hören sollen sie uns!

Ulrich Rauscher

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Die sinnlose Tat eines unreifen Gymnasiasten, der Ausfluß eines gedankenlos fanatischen Nationalismus, ist das Zeichen einer völligen Verwirrung der Geister. Die Pistole des serbischen Knaben richtete sich gegen jenen österreichischen Erzherzog, der, mag sein Bild noch so sehr in der öffentlichen Meinung schwanken, gewiß kein Slavenfeind gewesen ist. Es wurden ihm ja direkt slavenfreundliche Neigungen zugeschrieben, und er hat nichts dazu getan, um solche Meinungen zurückzudrängen.

Mit ihm ist eine große Hoffnung weiter politischer Kreise aus dem Tagesleben verschwunden. So widersprechend sonst alles war, was man da und dort über ihn erzählte, das stand fest, daß er ein bewußter Anhänger des römischen Katholizismus war und die christlich-soziale Partei in Oesterreich setzte die größten Erwartungen auf ihn. Auch das glaubte man von ihm vermuten zu dürfen, daß er eine „feste" Hand zeigen und daß er, wenn er es für notwendig halten würde, rücksichtslos dreinfahren werde.

Man sprach über ihn sehr viel Anekdotisches, aber seine Zurückhaltung und Verschlossenheit ließ kein rechtes Urteil darüber aufkommen, welches denn seine tieferen politischen Pläne seien. Man hielt ihn vielfach für einen Gegner des Dualismus. Hatte er in Vertretung des Kaisers in Budapest eine staatsrechtliche Funktion zu erfüllen, so blieb er nur so lange in der Stadt, als es durchaus notwendig war. Er vermied es nach Möglichkeit, in der Stadt zu übernachten. Jene politischen Richtungen, die auf ein neues „Großösterreich" hinarbeiten, was zur Zeit freilich nur in rein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

theoretischer Form geschehen kann, setzten ihre Hoffnungen auf ihn. Noch mehr vertrauten ihm die Klerikalen. Zwar geht es diesen nie in Oesterreich schlecht und auch der alte Kaiser ist ein treuer, sehr treuer Sohn der römischen Kirche. Aber sein Leitspruch ist doch wahr: „quieta non movere“ und er will nach Möglichkeit alle Konflikte vermieden haben. Die Neuklerikalen aber suchen Konflikte. Sie wollen schrankenlose Herrschaft. Gleichberechtigung erscheint ihnen als unerträgliche Unterdrückung. In Franz Ferdinand sahen sie den künftigen Herrscher, der sich ihnen ganz zur Verfügung stellen würde.

Es ist sicher, daß er mit größter Sorgfalt alle katholischen Gebräuche befolgte. Man erzählte, daß er jeden Tag mit stundenlangen Gebetsübungen beschloß. Seiner Frau schrieb man einen großen kirchlichen Einfluß zu. Da diese Frau dem tschechischen Hochadel angehörte, so brachte sie ihn mit diesem in engste Verbindung, was viele Deutsche als ein bedrohliches Zeichen ansahen. Er war aber gewiß ohne jede nationale Voreingenommenheit und alle Völker Oesterreichs hatten in seinen Augen nur einen Lebenszweck: dem österreichischen Erzhause zu dienen. In ihm lebte ein starkes, autokratisches Gefühl des Gottesgnadentums, was gewiß eine der Ursachen war, daß er Kaiser Wilhelm sehr sympathisch gewesen zu sein schien. Dieses Gefühl hätte ihn ohne Zweifel in Widerstreit gebracht mit vielen modernen Geistesströmungen. Der Verlauf dieser Kämpfe hätte sich stürmisch und krisenreich abspielen müssen und es wäre vermutlich viele Kraft lebendig geworden. So haben es vielleicht auch die fortschrittlichen und politisch-radikalen Richtungen zu bedauern, daß dieser finstere und strenge Mann, den, wie es heißt, nie jemand hat lächeln gesehen, nicht zur Regierung gelangt ist.

Popularität hat er nie gehabt, sie wohl auch kaum angestrebt. Das widersprach schon seiner selbstherrlichen Natur. Er stand nach seiner Meinung viel zu hoch über der wimmelnden Masse, als daß es ihm geziemt hätte, um ihre Gunst zu buhlen. Die, gelinde gesagt, herbe Schroffheit seines Wesens offenbarte Seiten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seines Charakters, die ziemlich offen und allgemein kritisiert wurden. Was oft „hohen Herren" so große Beliebtheit einträgt, sorglose Freigebigkeit, war ihm nicht eigen. Obwohl einer der reichsten Magnaten der Monarchie war er in seinen wirtschaftlichen Angelegenheiten von der peinlichsten Genauigkeit. Von seinen vielen Beamten auf seinen vielen Gütern forderte er die strengste Pflichterfüllung. Wo sie fehlte oder gar in Untreue ausartete, da ließ er das Gericht funktionieren. Irgend eine Art von Milde kannte er nicht, hielt er wohl gar für übel angebrachte Sentimentalität. Sein verstorbener Bruder Otto scheint in allen diesen Dingen sein direkter Gegenpart gewesen zu sein. Er war eine sonnige, fröhliche Natur. Mit erblicher Anlage ist Franz Ferdinands Wesen also nicht zu erklären. So hat ihn das Leben zu einem solch düsteren Manne gemacht? Aber spürt man diesem Leben nach, so findet man nur zwei Tatsachen, die zu einer Erklärung herangezogen werden können. Die eine ist die schwere Erkrankung, die ihn bei seinem Eintritt in das reife Mannesalter ergriff. Eine schwere Lungentuberkulose zwang ihn, lange Jahre im Süden zu verleben. Dieses Leiden war wohl geeignet, in einem Manne Bitterkeit und Verdüsterung zu erzeugen, dem doch bei gesundem Körper die Welt aller Betätigung und alles Genusses offen stand. Aber er überwand die tückische Krankheit vollständig. Die zweite Tatsache war seine Heirat mit der Gräfin Chotek, die zu einer Zeit stattfand, da er schon erklärter Thronfolger war. Es läßt sich schon denken, daß bei einem so herrschbegierigen Manne, wie er war, der Gedanke ihn immer und immer wieder gequält hat, daß seine Frau nie neben ihm auf dem Throne sitzen würde, daß seine Kinder nie die Anwartschaft auf die Krone bekommen könnten. Aber wenn man diese Momente bei einer gerechten Erwägung aller Umstände auch noch so sehr in die Rechnung stellt — eine ausreichende Erklärung für seine übertriebene finstere Lebensanschauung können sie doch nicht geben.

Ein Vorgang in den letzten Jahren war es besonders, durch den er die allgemeine Meinung in schroffen Gegensatz zu sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brachte. Das war der Ankauf und Abſperrung des Blühnbachtales im Salzburgiſchen. Das rief große Mißſtimmung in faſt allen Kreiſen hervor, die ſich noch lange nicht gelegt hat und gewiß noch zu weiteren Mißhelligkeiten geführt hätte.

Daß der Mörder ein Serbe iſt, gibt ſehr zu denken. Der ſerbiſche Wetterwinkel des Balkans iſt eine immer drohende Gefahr für Oeſterreich, eine Gefahr, an der die öſterreichiſchen Staatsmänner durchaus nicht unſchuldig ſind. Für den heißblütigen ſerbiſchen Patrioten iſt Oeſterreich der Feind, den der törichte Knabe in Franz Ferdinand und ſeiner Gemahlin treffen wollte.

Der däniſche Verfaſſungskampf

Von Alfons Fedor Cohn (Kopenhagen)

Nach dreivierteljährigen Scheinverhandlungen haben die däniſchen Konſervativen durch Obſtruktion das radikale Miniſterium Zahle in den offenen Konflikt mit ihrer Partei und auch mit dem König hineingetrieben. Im Grunde dasſelbe Rückfallsſymptom, das in Schweden durch den Sturz Staaffs und die dortigen Koſakenwahlen (analog unſeren Hottentottenwahlen ſo benannt) ſichtbar wurde und deſſen urſächlichen Schaden die robuſt erſtarkte Demokratie der ſkandinaviſchen Völker nur durch den verzweifelten Exiſtenzkampf der privilegierten Reaktion erleiden konnte. In Schweden hatten die Wahlen von 1911, die erſten nach dem allgemeinen Wahlrecht, die Konſervativen aus ihrer 40jährigen Machtſtellung geworfen, und dieſe benutzten die ins Maßloſe gereckte ruſſiſche Gefahr, zu deren Abwehr ſämtliche Parteien bis zu den Sozialiſten, unter gewiſſen techniſchen Abweichungen, bereit waren, zu der ſkrupelloſeſten Parteihetze von geradezu amerikaniſchen Manieren. In Dänemark geht es vorab noch um die Demokratiſierung des Wahlrechts ſelbſt.

Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die alte Verfassung von 1849 wurde 1866 dadurch reaktionär verschandelt, daß man die Hälfte der 54 Landsthings-(Oberhaus)-Mandate an die oberste städtische Steuerklasse und den feudalen Großgrundbesitz auslieferte. Da weitere 12 Landsthingsmänner vom König auf Lebenszeit ernannt wurden, so war unter dem konservativen Regime, das erst 1901 zu Fall kam, die demokratische Mehrheit der Wähler und des Folkethings in wesentlichen Fragen machtlos. Noch heute kann eine halbe Million gewöhnlicher Wähler nicht mehr Mandate zur ersten Kammer verteilen, als 30 000 Höchstbesteuerte und etwa 1000 Rittergutsbesitzer.

Die jetzige Vorlage auf Revidierung der Verfassung und des Wahlgesetzes, die bereits 1912 von dem altliberalen Ministerium Berntsen eingebracht, vom Landsthing aber gegen das Folkething verworfen wurde, und zu dessen Durchführung allein das radikale Kabinett, durch einen starken demokratischen Wählerzuwachs unterstützt, in Aktion trat, will diese privilegierten Wähler zur ersten Kammer wie die Königsdelegierten abschaffen, das Wahlrechtsalter zur zweiten Kammer auf das 25. Jahr hinabsetzen und das aktive wie passive Wahlrecht an Männer und Frauen verleihen. Bemerkenswert genug hat sich gegen das Frauenwahlrecht überhaupt kein parlamentarischer Widerspruch erhoben. Dagegen sind alle anderen Bestimmungen von den Konservativen und ihren heimlichen Schildknappen aus der liberalen Mittelpartei so zerzaust und verbogen worden, daß von den Grundlinien eines allgemeinen und gleichen Wahlrechts nichts mehr zu erkennen war.

Nachdem sich die Linke, Liberale, Radikale und Sozialdemokraten schließlich innerhalb dieser Grundlinien auf eine annehmbare Form geeinigt, nachdem sie im Folkething die Vorlage während dieser Session dreimal mit mehr als 100 Stimmen gegen 7 konservative angenommen hatte und auch die Annahme im Landsthing mit einer Stimme Mehrheit sicher war, machten die Konservativen durch Exodus das Haus beschlußunfähig und straften damit ihre angeblich bewiesene Verhandlungsloyalität aufs Gröbste Lügen. Der internationale Sozialistenschreck, die Angst vor steuerlicher Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lastung der großen Vermögen und Liegenschaften durch den völlig demokratisierten Reichstag trieb sie zu dieser Desperadopolitik, die immerhin ziviliſierter aussah, als die ihrer schwedischen Leidensgenossen.

Die jetzige Kriegslage hat dem Ministerium Zahle von Anfang an vor Augen gestanden. Und da die Mehrheitsverhältnisse des Landsthings auch durch eine Auflösung unter dem alten Wahlrecht nicht wesentlich zu verschieben waren, so erklärte Zahle seinerzeit, daß dieser Auflösung auch die Königsabgeordneten verfallen würden, von denen zur Zeit noch drei auf der Rechten stehen. Es ist ein staatsrechtlicher Streit, ob über dem Ernennungsrecht des Königs sein Auflösungsrecht steht oder nicht; der Verfassungstext versagt jedenfalls hierüber, und es ist fast ein schlechter Witz, daß dieser redaktionelle Mangel den Endkampf des ganzen Verfassungstext ermöglichen kann. Das Auflösungsdekret schweigt dazu; in dem vorhergehenden Staatsrat hat der König jedoch zu Protokoll gegeben, daß die Auflösung sich nicht auf die Königsabgeordneten erstrecke, während der Ministerpräsident seine entgegengesetzte Meinung diktierte. Akut wird dieser Gegensatz erst nach den Wahlen; geben diese der Linken nur zwei Mandate mehr, so ist die Beschlußfähigkeit des Hauses gesichert, und das neue Grundgesetz, das keine privilegierten Wähler wie Abgeordneten mehr kennt, ist angenommen. Erhält das Ministerium diese Mehrheit nicht, fordert es Ersatz der Königsdelegierten durch seine Leute, was der König verweigert, und es geht ab.

Unzweifelhaft hat sich Zahle durch diese Lösung als den klugen Politiker erwiesen, der er bisher während des ganzen Handels unter den Parteien gewesen ist, der nur an die Sache und das Ziel denkt und die weniger heroische als kaufmännische Gabe besitzt, im rechten Augenblick das falsche Prestige und das starre Dogma zu opfern. Er konnte die Konservativen nicht tiefer treffen, als durch dieses letzte Kompromiß nach vielen Kompromissen, das nur ein scheinbares ist, und das ihm auf jeden Fall eine hohe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anerkennung sichern muß: entweder als Schöpfer des neuen dänischen Grundgesetzes oder als der radikale Parteiführer, der trotz alledem nicht einen Deut seines Regierungsprogramms drangegeben hat, wenn ihn ein ungünstiger Wahlausfall stürzen sollte.

Im Augenblick sind die Wahlen, die sich über zwei Wochen erstrecken, noch im Gange, aber es steht bereits außer Zweifel, daß die Landsthingsrechte diesmal ebenso von ihrem Geschick ereilt werden, wie im Vorjahre die des Folkethings. Verfassungsgemäß muß die Grundgesetzänderung durch einen neuen Reichstag bestätigt werden. Auf die Wahlen dazu setzen die Konservativen, die auf das Anerbieten gütlicher Verhandlung bisher immer nur getrotzt haben, ihre letzte Hoffnung. Eine Hoffnung, die gleichbedeutend ist mit einem unmotivierten Umfall der jetzigen Wählermajorität gegen die Wahlrechts-Privilegien. Aber auch Christian X. wird solchen Wahlausfall segnen: er verschont diesen persönlich reservierten und konstitutionellen Monarchen vor einer Unpopularität, die der Bernadottische Vetter in Stockholm stets besessen, im analogen Falle leichtfertig vermehrt hat und eines Tages vielleicht schweren Kaufes büßen wird

Zeitgeschichte

Von Ludwig Thoma

Das Sitzenbleiben

Das Herrenvolk der Deutschen beschäftigt sich seit Wochen mit der Frage, ob man die sitzen gebliebenen Sozialdemokraten nicht doch bestrafen könne.

Wenn der konservative Schmock sich das Wohlgefallen seiner Brotgeber durch zitternde Entrüstungen erschrieben hat, kommen die führenden Volksgeister und sprechen ihre Meinungen über die fünf Buchstaben aus, über deren innerste Gefahren und Bedrohlichkeiten beachtenswerte Worte fallen und werden aufgehoben, Verehrung und Liebe zum Kaiser quellen hervor aus aufgewühlten Herzen, und die deutsche Empfindung wird nicht fertig mit dem Fünfbuchstabigen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Lande Sycophantia kann es keine brennendere Fragen geben.

Zum Schlusse kommen, wie immer und überall die Rechtslehrer.

Sie lassen zuerst das Volk sich austoben, dann mischen sie den gelehrten Schleim in das brodelnde Töpfchen.

„Was ist eine Aeußerung?"

„Kann man sich mit den fünf Buchstaben äußern?"

„Ist diese sozialdemokratische Aeußerung vor oder nach Schluß des Reichstags erfolgt, ist sie also immun oder nicht?" Und so weiter.

Natürlich kommt ein preußischer Rechtslehrer zu gesinnungstüchtigen Schlüssen, denn sonst würde er sich das Maul verbrennen.

Ein Berliner Professor kommt zu dem erhebenden Ende, daß von Gottes und Rechtswegen „während des nächsten Winters die ganze sozialdemokratische Reichstagsfraktion im Gefängnis sitzen und sich dort im Sitzen weiter üben könnte."

„Wenn, sagt dieser Rechtslehrer, die Justiz ihren Lauf genommen hätte."

Was für eine Perspektive!

Alle Widerwärtigkeiten des Reichstags mit einem Schlage behoben und dieses unbeliebte Parlament zur schönsten Volksvertretung umgewandelt!

Unsere freiheitlichen Institutionen haben so viel an Achtung in Europa zu verlieren, daß man diesen herrlichen Einfall eines der tüchtigsten Professoren wirklich in die Tat umsetzen sollte.

Das auszumalen wäre eine würdige Aufgabe für Staatsrechtslehrer, und auch der Professor der Medizin könnte zum Worte kommen, indem er uns erklärte, wo in den fünf Buchstaben die Ehrfurcht sitzt, die beim Kleben auf Stühlen unterdrückt oder sonstwie verletzt wird.

Es lebe die deutsche Wissenschaft!

Früher

Vor etwa dreißig Jahren mußten die Münchner, welche früh morgens über den Odeonsplatz gingen, einen Spaß sehen, den sie unerhört oder übel nannten, über den sie aber gewiß nicht in „ungeheure Erregung" gerieten.

Das Denkmal König Ludwigs I. war mit roter Farbe beklecket, das heißt nur das Antlitz des großen Kunstenthusiasten war bemalt und sah sonderbar genug aus. Dem einen der Pagen, der neben dem Pferde einherschreitet, war der Pinsel in die Hand gesteckt, in den Arm des anderen war der Farbtopf eingehängt worden.

Diese Steigerung der Unverfrorenheit wirkte eigentlich versöhnend. Ganz München lachte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man hatte junge Künstler oder Studenten in Verdachte, aber man gönnte es den Tätern, daß sie unentdeckt blieben.

Auch die, welche recht mißbilligend die Köpfe schüttelten, waren doch nicht geneigt, in dem Ulk — so hieß man das in jener angenehmeren Zeit — ein Attentat auf das Andenken des verstorbenen Königs zu sehen.

Die Polizei ließ die Farbe abwaschen und nach einer Stunde sah Ludwig I. wieder ehern und feierlich zum Hofgarten hinüber. Ich weiß nicht, ob die Untersuchung mit fieberhaftem Eifer geführt worden ist. Man war damals überhaupt nicht gerne fieberhaft und auch die Staatsanwälte rochen nicht so viel schlechte Gesinnung, wie heute.

Jedenfalls kam nichts heraus, und ein paar Tage nach dem Vorfalle redete man kaum mehr davon.

Mir hat etliche Jahre später ein Universitätsfreund den Täter, oder da es mehrere waren, den Rädelsführer genannt.

Es war ein Student, der heute ein angesehener Mann und Familienvater ist.

Und da er, wenn jene Erzählung meines Freundes auf Wahrheit beruht, ein Richter ist, so möchte ich ihn heute wohl fragen, wie er über das Berliner Urteil denkt, das den Verunzierern des Kaiser Friedrich-Denkmals je 1½ Jahre Gefängnis zuerkannte.

Geht es ihm wie dem Reiter über den Bodensee, der tot vom Pferde sank, als er hintendrein die Gefahr erkannte, in der er geschwebt hatte?

Wahrscheinlich nicht.

Denn er weiß, daß der Spruch gegen ihn nicht so grausam ausgefallen wäre.

Er hat einige Anhaltspunkte dafür in dem Verhalten der öffentlichen Meinung, die seine Tat recht milde beurteilte. Obwohl sie erheblich verbrecherischer war, als die des Rudolf Linke, denn der Münchner Attentäter hat das Antlitz der Majestät verkleckert, während der Berliner nur den Sockel beschrieb.

Die Gesinnung des Münchners war auch verdammenswerter.

Er wollte, von Niemand und durch nichts angereizt, bloß Aergernis erregen, Linke hat sich für ein Verbot des Polizeipräsidenten revanchieren wollen.

Und doch war gegen ihn die öffentliche Meinung so hart, daß sie seine Verurteilung zu 18 Monaten Gefängnis förmlich billigte.

Wird der erfahrene Richter, der nun aus jenem verwegenen Studenten geworden ist, den Unterschied finden, der seine Tat als Jugendtorheit und die des Linke als Verbrechen bewerten ließ?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er liegt ausschließlich in der Klasse, und darin, daß man die Dummheit eines jungen sozialdemokratischen Arbeiters aus politischen Gesichtspunkten beurteilt.

Politik verdirbt nicht bloß den Charakter.

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

II

Das Zarenblatt (Schluß)

In der Nachrichtensammlung vom 20. Januar bis 7. Februar heißt es dann als Nummer 7: Infolge davon, daß im Laufe der letzten Zeit von den Anhängern der Tolstoi'schen Lehre eine sehr große Propaganda für die Sektierer, hauptsächlich für die Duchoborzen entstanden ist, und infolge des Aufrufs, alle verbotenen Werke Tolstois in Rußland und im Ausland zu verbreiten, wurde es nötig, Maßregeln gegen die Hauptmitarbeiter Tolstois bei dieser Propaganda — das sind Offiziere a. D. Tschertkoff und der Sohn eines Generalmajors Birjukoff und der erbliche Ehrenbürger Treguboff — zu ergreifen, um ihre weitere Propaganda unmöglich zu machen oder wenigstens in ihrer unheilvollen Wirkung abzuschwächen. Zu diesem Zweck wurde eine besondere Versammlung (der Polizei natürlich, K. A.) einberufen, um die schädliche Tätigkeit dieser drei oben genannten zu besprechen, und diese Versammlung hat in ihrer Sitzung vom 31. Januar dieses Jahres beschlossen: sie sollen für fünf Jahre unter öffentliche Polizeiaufsicht gestellt werden; und zwar Tschertkoff in der Stadt Fellin, Birjukoff in der Stadt Bausk, Treguboff in der Stadt Gildingen. Diese Verordnung wird jetzt durchgeführt. Aber nur gegen Birjukoff und Treguboff, weil Tschertkoff sich ins Ausland begeben will. Da aber das ganze große, schriftliche Material über die Duchoborzen und die Sekten in die Hände von Gesinnungsgenossen der Anhänger Tolstois fallen und zum Werk der Propaganda dienen könnte, wurde zum Zweck der Konfiskation eine Durchsuchung des Hauses, wo Tschertkoff wohnte (also das Haus seiner Mutter, K. A.) für nötig befunden, zumal in dem Haus auch andere Anhänger Tolstois wohnen. Am 2. Februar wurde dort ein sehr großes Material konfisziert. All dies Material wird jetzt gelesen."

Das ist alles, was der Zar aus seiner Zeitung über Tolstoi zu hören bekommt. Das ist das, was des Ministers des Innern wie der Polizei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„besondere Aufmerksamkeit" erregt hat, denn der erste Band des „Zarski Listok" vom Jahre 1897 wurde dem Zaren mit folgender Bemerkung überreicht: „Ich habe die Ehre, Ew. Majestät untertänigst diese Sammlung von Nachrichten zu unterbreiten, die besonders unsere Aufmerksamkeit erregen, welche im Departement der Polizei eingelaufen sind. Minister des Innern: Goremykin." Wenn ein Russe den Namen dieses Ministers des Innern hört, muß er lachen, denn von ihm heißt es wirklich nomen est omen. Man übersetzt Goremykin wohl am besten mit „Jammerträger", und die Russen finden, daß dies gerade für einen russischen Minister des Innern ein besonders zutreffender Name sei.

Aber wir können aus dem Vierteljahrband des „Zarski Listok" auch ersehen, in welcher Weise der Zar über die Pogrome informiert wird. Man wird aus dem Folgenden sehen, daß dabei nach Ansicht der Polizei eine Ziege den entscheidenden Anstoß gab. Dieser Ziege begegnet man immer wieder in solchen Polizeiberichten. Nach den Angaben der Polizei muß sie bei sehr vielen Pogromen das eigentliche „Karnickel" gewesen sein.

Unter den Nachrichten vom 19. Februar bis 7. März lautete die Nachricht Nummer 15 so: „Der nach Spola kommandierte Adjutant der Kiewer Gendarmerie schreibt in seinem Rapport über den dortigen Pogrom folgendes: Freitag den 14. Februar begaben sich sechs Bauersleute von einem benachbarten Gut nach Spola zu einer Mühle, um dort ihr Brotgetreide mahlen zu lassen. Sie übergaben es dort einem Juden. Sie selbst warteten, bis das Getreide gemahlen sei, machten derweil Einkäufe und tranken dabei einige Flaschen Wodka. Der hatte eine besondere Wirkung auf den jüngsten von ihnen, Dimitri Gabno. Als um 6 Uhr abends zu einem Wagen mit Heu, der bei der Mühle stand, eine Ziege kam, um von dem Heu zu naschen, stieß sie zufällig ein kleines Faß mit Heringen um, das dem Gabno gehörte. Das brachte den Gabno außer sich, und er fing an, die Ziege mit einem Stock zu schlagen, indem er ihr und ihrem Besitzer fluchte. Der Besitzer der Ziege, der dabei stand, ein jüdischer Fuhrmann, und noch einige Juden, hauptsächlich Fuhrleute und Schmiede, wie man sagt, mehr als hundert Mann, eilten der Ziege zu Hilfe. Die Bauersleute, die vom Wodka sehr erregt waren, haben den Ansturm der Juden, obwohl diese in der Uebermacht waren, abgewehrt und die Juden sogar verfolgt. Als die Juden aber merkten, daß sie in der Uebermacht waren, kehrten sie wieder um und haben einige von den Bauersleuten grausam geschlagen und verwundet. Einige Juden haben einen in Spola ansässigen Polizisten zu Hilfe geholt. Da aber der Sonnabend nahe war, gingen die Juden bald nach Hause. Die verprügelten Bauersleute wurden in das Kranken-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haus gebracht, wo man ihnen die erste Hilfe angedeihen ließ. Aber sie waren so zugerichtet worden, daß sie noch am 20., eine Woche später, im Bett bleiben mußten und es nicht verlassen konnten.... Dienstag den 18. Februar frühmorgens kamen in Spola einige Bauersleute auf dem Jahrmarkt zusammen. Am Tage war noch alles ruhig, obwohl man bemerken konnte, daß die Bauern die Juden zum Streit herausfordern wollten. Aber die Juden benahmen sich sehr korrekt und gingen jeder Gelegenheit zum Streit aus dem Wege. Um vier Uhr nachmittags hatte einer von den Juden, der einem Bauern ein Pferd abgekauft hatte, einige Rubel vom Kaufpreis nicht bezahlt. Es kam zum Streit, und dieser Zufall wurde das Signal zu einer gemeinsamen Bewegung gegen die Juden. An einigen Stellen haben einige Bauern die Juden mit Peitschen und Stöcken geschlagen.

Als nun die Juden vom Marktplatz in das Städtchen flohen, verfolgten sie die Bauern auf ihren Wagen, und in der Hauptstraße sprangen sie von den Wagen) und zerschlugen die Fenster der jüdischen Häuser. Alle Bitten und Ermahnungen an die Bauern waren vergebens (stehende Redewendung in den Polizeiberichten, K. A.). So mußten die Polizisten denn alle ihre Bemühungen darauf richten, daß die Bauern möglichst schnell weiter fuhren. Das war auch einigermaßen gelungen. Als nun die Bauern schon aus dem Städtchen heraus waren, haben sie alle Wagen an einen Platz gebracht, und einige zu Fuß und einige zu Pferd insgesamt nach Angabe der Juden 70 Mann, drangen wieder in das Städtchen ein, mit Knütteln bewaffnet, wo sie die jüdischen Häuser und Läden im Zentrum zu zerstören anfingen. Dazu gesellten sich auch noch als Stadtbewohner einige Arbeiter der dort befindlichen Zuckerfabrik, darunter hauptsächlich Schlosser. Es wurden einige Schlösser, sogar solche von schwierigster Konstruktion, mit Leichtigkeit geöffnet. Dies Oeffnen konnte nur mit Hilfe von Spezialisten und speziellen Instrumenten zustande gebracht werden. Als nun die Menge der Bauern wieder ins Städtchen kam, begannen alle zu schreien: „Die Juden haben einige von den Unseren getötet, schlagt sie, Kinder!“ Zuerst wurden die Häuser einiger reicher jüdischer Kaufleute zerstört. In ihnen wurden alle Möbel und aller Hausrat buchstäblich zu Spänen zerschlagen. Wertsachen wurden mitgenommen und weggetragen. Die Polizei, da sie sich machtlos fühlte, den Pogrom zu verhindern, wollte der Menge gütlich zureden. Das war aber erfolglos, und da die Polizei sehr gering war, war sie zu völliger Untätigkeit verurteilt. Deshalb hat der Pristaff (Polizeiwachtmeister) depeschiert und beim Bezirksvorsteher die Hilfe der Soldaten verlangt.

Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Als die Bauern, die noch nicht im Städtchen waren, erfuhren, daß der Pogrom einen so glücklichen Anfang genommen habe, haben sie sich mit den ersten Unruhstiftern vereinigt, die Häuser am Marktplatz beraubt und alles, was nur möglich war, fortgetragen. Was sie nicht mitnehmen konnten, haben sie zerschlagen und verdorben. Diese Zerstörung dauerte bis in die Nacht. Erst um zwei Uhr, als sich das Gerücht verbreitete, in der Frühe kämen Soldaten, sind mehrere von den Bauern nach Hause gefahren. Aber die Mutigeren sind in der Nähe des Städtchens im Freien verblieben und warteten dort ab, was weiter geschehen würde. Die jüdische Bevölkerung der Stadt war so verwirrt, daß sie gar nicht an Widerstand dachte. In Spola gibt es nicht weniger als 3000 erwachsene Juden. Die Zahl der Bauern betrug nicht mehr als 1000. Wer von den Juden konnte, verreiste in die benachbarten Städtchen. Die Bauern suchten Unterkunft am Bahnhof in den Bahnhofsgebäuden. Am 19. Februar erwartete man, daß die Soldaten kämen. Um sechs Uhr morgens ist aus Swengorodka (der Bezirkshauptstadt) der Bezirksvorsteher mit einigen Polizeiwachtmeistern und zehn Polizisten gekommen, und bis 11 Uhr war alles in der Stadt ruhig. Als aber die Bauern erfuhren, die einen Spion nach dem Bahnhof geschickt hatten, daß mit dem letzten Zug um 11 Uhr keine Soldaten kämen, drang die ganze Menge wieder in Spola ein. Sie setzten, obwohl die Polizei protestierte, den angefangenen Pogrom fort, indem sie die noch nicht beraubten Häuser und Geschäfte der Juden zerstörten und beraubten. Alle Ueberredung der Polizei war unnütz.

An diesem Tage hatte nur ein Mensch einen gewissen Einfluß auf die Menge, das war ein gewisser Jordan, der von einer Gruppe zur andern ging und bat und flehte, man möchte die Zerstörung unterlassen. Wohin er kam, schwiegen die Bauern und fingen den Pogrom an einer anderen Stelle an.

Hier muß auch die Selbstaufopferung eines jungen Priesters erwähnt werden, der auf Bitten der Polizei und aus eigener Initiative am Dienstag und Mittwoch zu den Bauern ging, das Kreuz in der Hand, bat, nicht mehr zu sündigen und den Pogrom zu unterlassen. Die Bauern küßten das Kreuz und rieten dem Priester, nach Hause zu gehen. Sie sagten: „er kam doch nicht mit dem Kreuz heraus, als man die Unseren geschlagen hat". Damit meinten sie die Bauern, die am 14. geschlagen worden waren. Insgesamt wurden in Spola ungefähr 300 jüdische Läden und 500 Häuser demoliert. Aber es gab keinen Toten unter den Juden. Die Schläge, welche die Juden bekamen, waren so leicht und unbedeutend, daß die Bauern damit beweisen wollten, wie sie die jüdische Nation gering-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schätze und hasse. Am 19. Februar sind die Kosaken gekommen und mehrere Bauern verließen die Stadt. Doch kamen in der Nacht noch zwei bis drei Fälle von Zerstörung jüdischer Häuser in den Vororten vor. Als am 20. Februar wieder mehrere Bauern in die Stadt kamen, nahm die Polizei an, das seien die, welche den Pogrom angestiftet hätten, und nahm sie fest. Es wurden 420 festgenommen und aufgeschrieben, darunter hauptsächlich Frauen und Kinder, die sagten, daß sie nach Spola gekommen seien, um Salz einzukaufen. Als alle festgenommen, aufgeschrieben und versammelt waren, wurde in Gegenwart des Gouverneurs die Exekution an den zehn Hauptführern des Pogroms vollzogen. Sie erhielten in Gegenwart der Aerzte sechs bis acht Rutenschläge. Obwohl die Leute so mild gestraft wurden, hat diese Exekution doch großen Eindruck gemacht.

Als der Gouverneur nachher eine kleine Rede hielt, in der er die schlimmen Folgen solcher Pogrome dartat, und den Leuten befahl, gleich nach Hause zu gehen und darauf zu achten, daß es sich nicht wiederhole, weil dann jeder so exekutiert werde, da fielen alle Leute auf die Knie und begannen um Verzeihung zu bitten."

Wirtschaftspolitik

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Göppert und Havenstein

Der Staatskommissar an der Berliner Börse, Geheimrat Göppert, ist Unterstaatssekretär im preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe geworden. Intelligenz, Wissen und Energie treiben ihn schnell vorwärts. Man sagt ihm eine Höhenstellung voraus. Jedenfalls ist er keine Kompromißnatur wie Hemptenmacher, vielmehr ein ernster Theoretiker mit praktischem Interesse. Er hat sich nie beschauend und referierend begnügt, ohne Mammonfurcht hat er Reformwünsche vorgebracht, die der Jobber kläglich beheulte. 1912 warnte er: „Der Umfang, den die Spekulation neuerdings namentlich auf dem Kassa-Industriemarkt annimmt, gibt zu ernsten Besorgnissen Anlaß. Anscheinend ist es das Publikum, das durch seine Kaufaufträge die ungewöhnlichen Kurssteigerungen der letzten Tage veranlaßt hat. Die Befürchtung liegt nahe, daß ein nach allen Erfahrungen unausbleiblicher Rückschlag, der um so zeitiger und plötzlicher eintreten muß, je

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr sich Uebertreibungen häufen, für sehr weite Kreise schwere Verluste bringen wird. Es darf vorausgesetzt werden, daß die Banken und Bankiers sich dem Ernst der Lage nicht verschließen und durch Warnungen und Krediteinschränkungen ihre Kundschaft zur Mäßigung anzuhalten suchen. Ein durchgreifender Erfolg ist aber bisher noch nicht zu verzeichnen. Ich verkenne nicht, daß dem Börsenvorstand Mittel zur Unterdrückung der Mißstände kaum zu Gebote stehen. Unter den obwaltenden Umständen halte ich mich gleichwohl für verpflichtet, Maßnahmen zur Erwägung zu stellen, die wenigstens zu einer Milderung führen könnten. Insbesondere dürfte zu prüfen sein, ob es angängig ist, im Kassageschäft an dem System des Einheitskurses ausnahmslos festzuhalten." Auch später hat er, sobald sich die Gelegenheit bot, mehr Solidität gefordert. Ein Staatskommissar ist respektiert, wenn er die Augen offen und die Stirnfalten streng hält. Aber die Schnippchenschläger machen doch hinter seinem Rücken, was sie nicht dürfen. Da wird eine für den Fiskus sehr wenig rentable Geschäftsvereinheitlichung betrieben, da wird neben der offiziellen Maklerei ein bißchen viel „unter der Hand" geschoben, was in keinem Journal zu finden ist. Da hütet die Bankangestellten-Spekulation, da wird der „freie Markt" zum frechen Markt. Ob Kassaabschluß oder Terminengagement, die Spekulation macht ihre Manöver. Aber Göppert hat ins Gewissen geredet, hat Schrecken eingejagt, und das ist immerhin schon etwas. Auch hat er sich nicht einfangen lassen, hat, wie man hört, einen Goldantrag zurückgewiesen und wird hoffentlich als sichtbare Assistenz des Handelsministers den Weg zu kaufmännischer Besonnenheit und Ehrlichkeit weiter gehen. Hemptenmacher vertauschte den offiziellen Platz mit der Stellung des Großbankdirektors, ohne daß sich seine Tendenzen änderten. Die Börse hatte ihn gern, weil er die Börse gern hatte. Hemptenmacher war eine Bankiernatur, Göppert hat andere Ziele.

Mit Havenstein, dem Reichsbankpräsidenten, verbindet ihn manches. Havenstein will es durch Besserung der Bankenliquidität erreichen, durch Antreiben zur Wechselvorsicht und zur Beleihungsmäßigung. Zwei Idealwahrer an materiellen Zentralen. Vor Jahren schon hat Havenstein eine Auffüllung der Barbestände verlangt, um eine Prophylaxe gegen Krisenzeiten zu schaffen. Man hat sich einverstanden erklärt, aber nicht das Versprechen realisiert. Jetzt erhöht der Reichsbankpräsident seine Liquiditätsforderung, er will eine Verdoppelung der Depositen und Kreditorenbedeckung. Die Berliner Großbanken sollen ihrer Riesenhaftigkeit entsprechend 10% im Jahresdurchschnitt parat halten, die Provinzbanken in einer gradatio ad minus weniger. In zwei Jahren soll der Pegelstand

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erreicht sein. Kommen wieder Perioden der Kreditnot und des Barschreckens, so können die Banken besser ausschütten. Um 350 bis 400 Millionen Mark soll die Liquidität steigen. Man wettert gegen das Verlangen, wird sich aber fügen, da man sonst das Depositengesetz noch früher haben würde. Es ist kein Zweifel: Der Zwang zur Bardeckung ist nur eine Etappe zum Depositengesetz, aber eine vernünftige. Hat man die Banken erst einmal an bestimmte Anlagerichtungen gewöhnt, hat man die Geldwillkür eingeschränkt, so wird das Gesetz keine Grausamkeiten mehr üben. Man wird sehen, es geht auch so. Die „Gewerbefreiheit" wird nicht ruiniert. Der Gelddirektor glaubte bisher fahrlässig zu handeln, wenn er nur einen Groschen ungenützt in der Kasse ließ. Bereit sein ist auch etwas, ist sogar sehr viel, das sollte man nachgerade doch gemerkt haben. Im Frühling werden uns die schönsten Bankliquiditätsberechnungen präsentiert. Aber die Kalkulatoren kennen nicht die Bonität der Unterlagen. Sicher, totsicher, ist nur das bare Geld. Metall und garantierte Surrogate. Man kann oppositionswütig sein, aber man muß das Wirken dieses Trios anerkennen: Sydow, Havenstein, Göppert. Alle drei arbeiten einer Hebung der Geldmoral zu, einer Ausmerzung der Spekulationswildheiten, einer größeren Gewissenhaftigkeit der Kreditgewährer und Kreditnehmer.

Zinn

Das ist ein Markt, der nicht langweilt. Entweder gibt es einen Corner oder aber ein Purzeln, daß alles drunter und drüber geht und die Baissiers einen Freudentanz mit nachfolgendem Conterminensturm veranstalten. In London sitzen einige Dunkelmänner, die gegen alle Reformversuche manipulieren. Sie haben die Leinen straff, aber wenn die Weltwirtschaft müde ist, müssen auch sie nachlassen. 1908 war in Köln der Durchschnittspreis für Bankazinn 274,8 Mark pro Doppelzentner, 1913 war er beinahe 414 Mark. Den Haussiers kam das Bedarfsanwachsen zu statten, besonders die amerikanische Weißblechindustrie hatte Hunger. Die Gründungsspekulanten übernahmen sich, in Cornwall, in Westindien, auf Malakka, auf den Sunda-Inseln Banka und Billiton, in Bolivien, Peru und Australien wurde eine Mine nach der anderen aufgemacht. Auch in guten Konsumzeiten ging die Produktion schon weiter als die Nachfrage, aber die Manöverierer in London verhinderten noch die Katastrophe. Dann kamen Ende 1913 und 1914 die Wirtschaftslähmungen, die Vereinigten Staaten hatten ihre Tarifskrise und den Krach in Mexiko. Die Verbraucher wollten nicht mehr und plötz-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich gab es ein Bröckeln und Purzeln, daß das Zinnpreisniveau meilenweit von der alten Höhe entfernt war. Weißblechfabriken, Staniolverbraucher, Eß- und Trinkgeschirrbetriebe, die Metallverzinnung, die Spiegelfabrikation, alle schränkten ihre Bezüge ein. Das waren Jubeltage für die internationale Baisseclique. In den Produktionsländern aber förderten die Großen kräftig drauf los, sie dachten gar nicht daran, das Quantum zu mindern, sie wollten die mittleren und kleinen totschleudern. Uebertriebene Produktion und schwacher Verkehr, was Wunder, daß die Zinnnotierungen weiter und weiter rutschten. Die Händler wurden immer reservierter, waren froh, wenn sie Minimalbestände hatten und die Zinnverbraucher kalkulierten auf einen noch tieferen Tiefstand. Ein wilder Markt, ein dunkler Markt, ein gefährlicher Markt. Zinnspekulationen involvieren ein kaum entschuldbares Risiko. Man muß sich also vorsehen.

Das hat der Direktor der E. F. Ohles Erben, Aktiengesellschaft in Breslau, eines Zinnwalzbetriebes, nicht getan. Er hat Termin gespielt und auf dem Unternehmen lastet jetzt ein Quantum, das kaum erträglich ist. Zinn ist eine recht wertvolle Sache, jede kleine Differenz macht schon bei Mittelmengen viel aus, danach wird ein umsichtiger Verwalter disponieren. Er wird über eine Zweimonatsdeckung nicht hinausgehen. Der Direktor aber hat auf einen Riesenblock gesetzt und hat dabei einen Riesenverlust erlitten. Die Aktionäre können sich nun mit der Frage beschäftigen: „Wie soll fremdes Geld verwaltet werden?“ Man hat den Danebenspieler entlassen, hat eine Revision veranlaßt und wir warten auf die Klarlegung. Doch wissen wir jetzt schon, daß der verfolgte Direktor nicht der einzige Schuldbock sein darf. Kaum war das Debacle an der Oeffentlichkeit, da begann der Aufsichtsrat die Reinwäsche. Er hatte, so beteuerte er, alle Kontrollpflichten erfüllt, der Direktor sei allein der Bösewicht, er habe die Kompetenzen weit überschritten. Der Direktor aber sagte es anders, sagte es dann wieder unter dem Einfluß des Aufsichtsrats, wie die Herren es wollten, und als man ihn entfernt hatte, sagte er es wieder wie er es anfangs gemeint. Dem Aufsichtsrat war die Wäsche nicht gelungen, wohl aber hörte man von Frühverkäufen derjenigen, die mit der Sache eher Bescheid wußten, als die Oeffentlichkeit. Man wird hoffentlich erfahren, was sie getan haben und was sie unterlassen haben. Man wird eine Rücksicht nicht üben dürfen, die Aktionärgemeinschaften, die sich gegen Spekulationsunfug und Kontrollmangel gebildet haben, sollten diesmal durchführen, was Aktionärvereinigungen sonst nicht wagen. Hier sind Regreßmöglichkeiten, hier sind Faßbarkeiten, hier ist von einer Aufsichtserfüllung der Aufsichtsinstanz nicht die Rede. Mehr als der Spezialfall reizt mich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Prinzipielle. Es ist ja nur ein Beispiel. Das Aktienkontrollwesen schreit nach Reform, Aufsicht und Publizität müssen verbessert werden. Hinterher-Entschuldigungen dürfen nicht gelten, Prophylaxe ist nötig. Es muß vermieden werden, nicht aber darf man es immer wieder bei dem Regreßfuchteln bewenden lassen. Wir brauchen eine Aktienaufsicht. Sie schreien: „Knebelung der Unternehmungslust, der Gewerbefreiheit, der einfachsten Handelsrechte!“ Das ist immer geschrien worden, die Hypothekenbanken haben es geschrien, die Versicherungsgesellschaften, die amerikanischen Bahnverwaltungen. Geschadet hat der Zwang noch nie. Wie jetzt Herr Havenstein die Banken zur Erhöhung der Barreserven veranlaßt, zur Bereithaltung und damit zur Spekulationsvorsicht, so wird man die Aktienverwaltungen zu einer brauchbaren Publizität und zu einer vertretbaren Disposition zwingen müssen. Wie darunter das gewerbliche Fortkommen leiden soll, ist unverständlich. Das heißt doch einfach die Unsolidität zum Dogma erheben, denn man will ja weiter nichts als Schwindel und Fahrlässigkeit verhindern: Zinnreinfälle und andere Reinfälle, geheime Verwaltungsgeschäfte mit Provisionsverteilung, Vorverkäufe und Vorkäufe. Die Dunkelmännermanöver würden erheblich weniger werden. Soll man denn diesen Verwaltungsunfug weiter rasen lassen? Das wäre unverantwortlich. Schließlich gewöhnen sie sich an die objektive Kontrolle und das Publikum freut sich über das mindere Risiko. Die Ohles Erben-Verwaltung hat das Verdienst, die Gefahr recht deutlich gemacht zu haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Urneger und Renntierfranzosen

Von Raoul H. Francé (München)

Die uralte Ueberzeugung aller Völker wiederholt mit Beharrlichkeit, in die verschiedensten dichterischen Bilder gefaßt, daß die Gegenwart dem sinkenden Teil des Weltenrades angehört. Fast immer gibt sich die Volksdichtung dem Gedanken hin, daß der Mensch aus einem goldenen Zeitalter niedergestiegen sei und sein Bestes schon hinter sich habe. Nicht vor ihm, sondern im Nebel fernster Vergangenheit liege die Zeit der Edelrassen, sogar eine unbegreiflich reiche und glückliche Kultur, zu der sich die Gegenwart ausnimmt, wie das Lämpchen im Tageslicht.

Aber die Naturwissenschaft setzt sich starr und schroff diesem schönen Glauben entgegen mit ihrer Entwicklungsformel, die das „goldene Zeitalter" erst an das Ende einer Kette setzt, deren Anfänge zurückreichen in ein unsäglich trauriges, wildes, armseliges tierisches Dasein, in dem der Mensch noch keinen seiner Ehrennamen verdiente. Sie beruft sich dabei auf das Zeugnis der Erdgeschichte, aus der sie die stufenweise Vervollkommnung aller Lebendigen ablieſt, die überaus langsame Herausbildung des Menschen aus einem Ast des großen tierischen Stammbaumes, den Leidensweg der Kultur aus den ärmlichsten Anfängen, denen gegenüber uns wahrhaft Ueberhebung befallen muß darob, „wie herrlich weit wir es schon gebracht ...."

Ich war aber vor kurzem an einem Ort, der dieser Entwicklungslehre der Kultur in gewisser Hinsicht einen Stoß versetzt.

Es war just an dem Punkt der Welt, wohin keiner kommt um zu lernen, wohl aber alle um zu genießen: an der Azurküste. An dem paradiesischen Strandweg der Corniche, der von Menton zur italienischen Grenze führt. Beschneite Bergesketten in den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

malerischesten Formen blicken auf diese Straße herab, die das violettrote Glühen der Bougainvilleen, der Schatten der Bambussträucher, der Duft von Rosen und Heliotropen umsäumt; das Meer rauscht sein ewiges Lied und breitet seinen Schleier aus Sonnenduft und hellem Blau gewoben und jeden Nachmittag ziehen hier Hunderte durch, ganze Karawanen von Autos und Radfahrern — aber keiner ahnt, was sich hier in den dunklen Grotten wohl bergen mag, die das Meer in Vorzeiten in die Felswände genagt und die allerorten zwischen Garavan und Ventimille den roten Kalkstein durchsetzen. Diese Höhlen sind Grabstätten eines Lebens, das in die Jahrzehntausende, vielleicht sogar um eine Jahrmillion weiter zurückreicht. In diesen Grotten haben Menschen gelebt um die Zeit, als selbst Massilia die uralte Pflanzstadt der Phönizier, nicht stand, als die Berge im Norden alle ein undurchdringlicher Eiswall waren, als in den Felsentälern Nashorne weideten, Elefantenherden im Jungholz brachen und an den sumpfigen Flußmündungen Nilpferde im Schlamm fuhlten.

Wie kommt man zu so phantastischen Behauptungen?

Man kann sich von ihrer Wahrheit überzeugen, wenn man eine dieser Grotten, z. B. die Kindergrotte oder die noch besser erschlossene „Barma grande" besucht. Man steht darin vor einem Freilicht-Museum, wie es auf Erden sonst nicht vorhanden ist.

Ursprünglich waren diese Höhlen wie jede andere mit einer mehrere Meter hohen Lehmschichte erfüllt, wie sie sich ständig, durch Staubablagerung und das von den Decken tropfende schlammhaltige Wasser in jeder Grotte bildet. Unendlich langsam, in jedem Jahrzehnt und Jahrhundert den Boden um einen Millimeter erhöhend. Zehn Meter hoch lag dieser Höhlenlehm in der Kindergrotte von Menton auf dem felsigen Untergrund und verriet dadurch, daß diese zehn Meter Erde mindestens hunderttausend, möglicherweise fünfmal so viel Zeit zu ihrer Bildung brauchten. Ein Kalender ist dadurch in unsere Hand gegeben, aus dem man bequem das Abrollen der Jahrtausende ablesen kann. Was sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im „Horizont" von zehn Meter Tiefe befand, geriet dorthin vor hundert Jahrtausenden, was im Horizont von zwei Metern lag, war vor zwanzigtausend Jahren dort auf den damaligen Boden gelegt worden.

Man hat vorsichtig den Höhlenlehm Zentimeter um Zentimeter abgetragen, die feine fruchtbare Erde durchgesiebt, man hat darin allerlei gefunden und dadurch haben uns die Kindergrotte, die Prinzengrotte, die Barma grande, und wie die Höhlen von Menton sonst noch benannt sind, selbst ihre Chronik erzählt. Auf diese Weise haben wir die merkwürdigsten Dinge erfahren.

In der Kindergrotte lagen in zehn Meter Tiefe die Knochen von Raubtieren. Es waren Höhlenbären- und Nashorn-Knochen. Darüber fanden sich Asche und die Reste eines Herdes, vermischt mit den Knochen von Elefanten und Nashörnern. In 7,75 Meter Tiefe lag ein Doppelgrab. Ein Jüngling und ein Weib waren hier begraben; wie schutzsuchend ruhte der Knabe noch im Tode in den Armen der Mutter. Sie waren einst reich geschmückt. Noch hing um den fleischlosen Hals die Kette aus Muscheln, die damals wohl „letzte Mode" war. Aber die Toten und ihr Schmuck erzählten eine merkwürdige Geschichte. Ich habe beide gesehen und habe das Rätsel des Menschen im Halbdunkel dieser stillen Höhle in der sich der Orgelton der nahen Brandung gar seltsam brach, tiefer empfunden als sonst vor unbegreiflichem Menschenwerk. Denn dieser vor Alter rostrote zermürbte Schädel hatte den vorstehenden Kiefer der Neger und die Muschelkette war aus Schnecken zusammengefügt, die weder jetzt noch jemals im Mittelmeer lebten, sondern im indischen Ozean ....

Wer waren diese zwei Unbekannten, die vor so vielen Jahrzehntausenden mit Elefanten und Flußpferden, also in einem fast tropischen Klima in Europa hausten? Waren es zufällig von Afrika herübergewanderte Neger? Aber in welchem Boot haben sie dann das Meer überquert? Hat der Urneger so ferner Vorzeit, dessen Nachkommen noch heute keine Schiffe für Fernfahrten ersonnen haben, einen solch entwickelten Schiffbau be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sessen? Das können wir nicht glauben. Und so stehen wir vor den Gräbern von Menton mit dem zweifelnden Gefühl, daß sie ein großes Menschengeheimnis der Vorzeit bergen. In den Alpen haben wohl einst negerartige Menschen gelebt.

Aber woher nahmen sie dann ihre indischen Nassa muscheln? Die Urzeitforscher zucken die Achseln zu dieser Frage. Man hat eben Handel getrieben, Handel vom indischen Meer bis zur Riviera vor fünfzigtausend Jahren.... Das ist der zweite seltsame Punkt. Gedankenvoll betrachten wir die übrigen Ausgrabungen. Sie sind sehr reichlich; in der Prinzengrotte allein fand man an zwanzigtausend Steingeräte: Klingen, Schaber aus Feuerstein, um Felle zu bearbeiten, Spitzen von Pfeilen und Kratzer, welche beim Essen die Stelle des Messers vertraten. Es waren Steinzeitmenschen, die da hausten, durch unermeßlich lange Zeit hindurch Geschlecht um Geschlecht am gleichen Ort vor ihren Höhlen saßen, sich im Schutz der überhängenden Felswände sicher fühlten, dem Donner der Brandung lauschten und in den langen, langen Tagen, da der Winter sie an das Herdfeuer fesselte, Steine zurechtbosselten, Knochen schnitzten, auf allerlei Kunstfertigkeiten gerieten und das Abc der Kultur- und Kunstgeschichte erlernten. Viele Jahrtausende hindurch muß das Volk von Menton in seinen Höhlen gehaust haben, denn fast fünf Meter Höhlenlehm decken das Doppelgrab der Kindergrotte. Nach unserem „Erdkalender" entspricht das wenigstens dem Zeitraum von fünfzigtausend Jahren.

Das unbekannte Negervolk hat seine Toten nicht begraben, sondern, wie es viele Naturvölker auch heute noch tun, sie mit Steinen bedeckt frei beigesetzt. Natürlich wurde ein solche Höhle, in der Tote lagen, nicht wieder bewohnt. Erst als aus dem Höhlenlehm eine genügend dichte Decke über die Knochen gebreitet war, fanden Neuankömmlinge die düstere Stätte wieder wohnlich. In unserem besonderen Fall hatte sich sogar noch etwas ereignet, was die Spuren der Vergangenheit verwischte. In fünf Meter Tiefe fanden sich reichlich Felstrümmer und Schutt als Zeugen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines Deckeneinsturzes, wie er in wasserdurchsickerten Höhlen stets zu gewärtigen ist. Und in den Lehmschichten, die sich nach diesem Ereignis ablagerten, spricht sich eine ganze Weltenwende aus. Zwischen zwei und fünf Meter finden sich die Knochen anderer Tiere als vordem. Das Nilpferd, das tropische Nashorn, die großen Mahlzähne der Elefanten sind verschwunden, dafür findet man Kiefer von Renntieren, die Knochen von Hirschen, Büffeln, Bisons, Wölfen und Pferden. Vorbei war das glückliche heiße Klima der Vorzeit, eine nordische Tierwelt war auch im Süden Frankreichs eingezogen. Offenbar war neuerdings eine Eiszeit hereingebrochen. Und in ihr lebte an jenem Orte auch der Mensch. Denn in fast zwei Meter Tiefe findet man seine Aschenherde und auch teils verkohlte, teils wohl erhaltene Skelette und seine steinernen und knöchernen Werkzeuge.

Am besten erforscht in dieser Hinsicht ist die „Barma grande" oder im provencalischen Dialekt Baoussé-Roussé genannte große Höhle, in der man dankenswerter Weise einige der gefundenen fünf Menschenreste auch an Ort und Stelle gelassen hat, nachdem der Höhlenlehm weggeräumt wurde. Auch in ihr sind die großen Wandlungen der Erdgeschichte nicht weniger deutlich ausgeprägt als in der Kindergrotte. Tief unten fanden sich auch in ihr mit den Resten der wärmeliebenden Tierwelt, Knochengerüste einer negerähnlichen Bevölkerung, von denen eines seltsamer Weise eine Krone (oder war es ein Häubchen?) aus indischen Muscheln auf dem Haupt hatte. In den Resten der Renntierzeit eingebettet aber lag das wohl erhaltene Skelett eines alten Mannes und um ihn zerstreut die Erzeugnisse der Kunstfertigkeit seiner Zeitgenossen. Gewöhnlich sind es nur zufällig verloren gegangene Stücke, welche die Wissenschaft der Nachzeit bereichern. In den Baoussé-Roussé-Höhlen aber scheinen Erdbeben, Meereseinbrüche, öftere plötzliche Ueberfälle die Bevölkerung gezwungen zu haben, all ihr Hab und Gut im Stich zu lassen. Sonst wäre es nicht erklärlich, wie so man insgesamt eine Million und vierzigtausend Stück vorgeschichtlicher Werkzeuge, Schmuck-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Kunststücke in der Gegend um Menton hätte finden können.

Erweckt schon das Achtung für den Urmenschen jener vergangenen Höhlenwelt, so steigert sie sich bis zur Bewunderung, wenn man ihm selbst ins Angesicht sieht. Denn dieser rätselhafte Vorfahre ist edelgeformt, ja in Manchem edelmenschlicher als die Gegenwart.

Er hat eine wunderbare Gruft dort in jener Strandhöhle am blauen Meer, an dessen Klippenrand er oft sinnend gesessen haben mag, vielleicht voll Stolz, daß seine Kultur den Menschen so hoch emporhob über alle anderen Geschöpfe, vielleicht voll Sehnsucht und Verzweiflung über das unlösbare Rätsel dieses Daseins....

In rührend hingebungsvoller und doch stolzer Haltung liegt dieser alte Mann da. Die eine Hand auf der Brust, als wolle er die Ergebung ins Menschenschicksal bekunden, die andere ausgestreckt, als Herr seiner Zeit die Waffe haltend, die der morschen Hand entsunken ist und auseinander gefallen zu einer Klinge aus Feuerstein und einem Stiel aus Gips. Dieser Mensch war ein Riese, er maß an zwei Meter Länge und seine gewaltigen Arm- und Schenkelknochen zeugen von ebensolcher Körperkraft. Aber er war auch von harmonischer und edler Gestaltung, ganz ebenmäßig gebaut und mit zwei Kennzeichen aller Edelrassen geschmückt. Ueberaus lange, feine Finger hat seine schmale Hand; und sein mächtiger Schädel, *dessen Gehirnraum größer ist als der des heutigen Menschen*, zeigt ein griechisches, wahrhaft klassisches Profil!

Das war kein Neger; das war ein echter Europäer, ein Kulturmensch, lange Jahrzehntausende vor aller Geschichte, mitten in der Eiszeit zwischen wilden Tieren und tausend Gefahren einer Urnatur.

Die Urgeschichtsforschung hat diesen Typus Mensch überall im westlichen und östlichen Europa dort wiedergefunden, wohin nicht die Gletscher der großen Vereisung drangen. Sie kennt ihn als den Renntierfranzosen oder *Cro-Magnonmenschen*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(nach seinem Hauptfundort benannt) und hat in zehnjähriger Arbeit eine ganze Kulturgeschichte dieser wunderbaren Rasse zusammengetragen, die noch jetzt Monat um Monat durch neue Entdeckungen bereichert wird. Sie hat uns gezeigt, daß dieser Steinzeitler den großen Schritt tat vom Nahkampf zum Gebrauch von Fernwaffen. Er verstand mit Speer und Pfeil umzugehen. Sie bewies uns, daß das Renntier sein Haustier war, daß er Ziegen und Schweine hielt, Fellkleidung und Schmuck trug und zu künstlerischer Betätigung fähig war. Gerade in der Barma grande wurde eine der berühmten Steinstatuetten aufgefunden, in denen er künstlerisch die Frau seines Herzens modellierte; hier fand man auch welche von den berühmten gravierten Knochen und bemalten Kieseln, auf denen er die Tierwelt seiner Tage, die Mammute, Renntiere, Büffel und Wildpferde so kunstvollendet darstellte, daß unsere Zeit daraus wieder Anregungen empfängt. Der Crô-Magnonmensch hat die berühmten Höhlenmalereien in Spanien und Frankreich geschaffen, er hat die Vorstufen der Schrift erfunden, die ersten Runen, das Henkelkreuz und Sonnensymbol; er hat die erste Musik ersonnen und auf seinen Knochenflöten ausgeführt, er hat ein wahres Kulturleben geführt in Zeiten, die unsere Väter noch für vorsintflutlich, für rein tierisch hielten. Und dieser Crô-Magnonmensch — das ist die größte Ueberraschung, die er uns bereitet hat — ist wieder untergetaucht im Dunkel der Vergangenheit. Die Schicht über dem alten Krieger der Barma grande ist leer. Und überall, wo sich die Spuren seines Volkes fanden, liegt über ihnen Erde ohne Menschenerinnerungen. Dreißig, vierzig Zentimeter, also Jahrtausende folgen, in denen Europa unbewohnt war. Der Crô-Magnonmensch ist ausgewandert. Die erste Menschheitsblüte ist verdorrt. Die nach ihr folgenden Menschen der ersten Bronzezeit sind fremde Einwanderer. Damit schließt das erste Blatt der großen menschlichen Kulturgeschichte — — — — — —

Es schwebt etwas Mystisches um diese Dokumente der Urzeit. Und doch etwas, das sehr vernehmlich und verständlich redet zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

modernen Menschen, dem es sein Dünkel nicht erlauben will, zu glauben, daß sein Weg zu den Sternen auch ein Ende haben kann, der es aber an hundert Dingen der Vergangenheit und Gegenwart ersehen muß, daß nicht nur die einzelnen Völker, sondern auch ganze Menschenrassen plötzlich auftauchen aus dem Dunkel, blühen und gedeihen, aber auch jäh wieder zurückkehren können ins Dunkel der großen Erdgeschichte, so wie die Urneger und die Edelmenschen von Menton.

Der Sieger

Von Leo Perutz

ls der Cortez mit seiner Armada auf dem Weg nach der Hauptstadt des Großkaziken Montezuma und nicht weiter als sechzehn Leguas von dieser entfernt war, kam eines Abends ein Vetter oder Anverwandter jenes indianischen Großherrn in das spanische Lager in Begleitung des Juan de Leone, eines der beiden Ritter, die der Cortez in die Stadt Tenochtitlan vorausgesendet hatte. Diese beiden Herren überbrachten dem Cortez einen goldenen Thronsessel, der war künstlich gearbeitet und ausgeziert mit allerlei gehämmertem Getier, da sah man Adler, Greifen, Löwen und erschreckliche Meerdrachen. Dazu noch dreißig Barren Gold, hundert Stangen Silber und zwei Säcklein voll Goldstaub, der goldene Thronsessel allein aber war mehr als neunzigtausend Goldpesos wert, und dies alles überbrachte der Indio dem Cortez mit vielen Komplimenten und Hofworten als ein Geschenk des Großkönigs.

Der Cortez geriet in große Freude, als er diesen Schatz empfing, ließ sogleich den goldenen Thronsessel in Stücke schlagen, denn er wollte das Gold in zwei Haufen teilen. Sodann hieß er seine Rittmeister und Hauptleute sich in seinem Zelte versammeln.

Alsbald war der große Vorraum in des Cortez Losament von den Offizieren und Rittern erfüllt, die sich mit großem Staunen um den Goldhaufen drängten, denn es hatte keiner von ihnen jemals solch eine Menge Gold auf einem Fleck gesehen. Und keiner von den Offizieren sprach ein lautes Wort, in großer Scheu flüsterten sie heimlich miteinander, wagten es auch lange nicht, ein Stücklein Gold in die Hand zu nehmen, bis endlich einer von ihnen, der Cristoval Diaz, niederkniete und sich die goldenen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trümmer besah und sagte, diese Greifenklaue sei dreißig Goldpesos wert und jenes Drachenmaul sechzig. Da überwanden auch die anderen ihre Scheu und der d'Aquilar sagte: „Ihr wisset, was die Ruben gelten! Zweihundert Goldpesos gebe ich dafür". Da nahm auch Herr Diego Tapia ein Stück in die Hand, wog es und rief, für das, was er jetzt in Händen hielte, könnte er sich Gesinde, Roß, Kutscher und Karossen halten. Da schrie der d'Olio laut auf: „O du eitle Ehr!", und ein anderer, der Herr de Sandoval, ward in seinem Verstand betrübt und verwirrt, meinte, er sei des Kriegführens müde, mit seinem Gold wollte er Kaufmannschaft treiben. Der Alvarado aber ging unaufhörlich stumm um den Goldhaufen herum und warf einem jeden feindselige Blicke zu, der dem Golde zu nahe kam, tat nicht anders, als wie die Katze täte, wenn sie hätte eine Schüssel Milch zu hüten.

Der goldene Schatz, der in der Offiziere Mitte lag, brachte solch wunderbarlichen Effekt und Wirkung hervor, daß ein jeder lauter schrie, als der andere, und mit einem Male begann auch der Alvarado zu brüllen: „Henken! Henken!", mit solcher Stimme, daß er die anderen durch sein Brüllen erschreckte, meinte, man müßte einen jeden henken, der sich mit einem Stück Gold im Wams davonschleichen wollte, und der de Reyra rief, Gott habe ihm seine Armut alleweil als ein Zaum in die Kinnbacken gelegt, jetzt aber wolle er nichts tun als fechten, raufen, trinken, fröhlich sein und einen guten Mut haben, aber der Tapia überschrie ihn, ei, der Stocknarr und Esel bekomme nichts, das Gold sei nur für die Auserwählten, der Sandoval wieder hatte sich mit Gold beladen als ein Packesel, konnte sich nicht regen noch wenden, und der Alvarado hatte ihn am Halse und schrie ihm ins Gesicht: „Henken! Henken! Henken!", und der de Reyra war mit dem Tapia in Händel geraten und der Pedro d'Olio rief ohne Unterlaß: „O du eitle Ehr! O du eitle Ehr!", und in dies Narrenschloß trat plötzlich der Grumbach, einer von des Cortez deutschen Offizieren, der hatte seinen Hut am Kopf und nahm ihn nicht ab. Und sogleich ließ der Tapia von dem de Reyra ab und rief laut und schreierisch: „Seht den da! der glaubt auch er sei des deutschen Kaisers oberster Gerichtsstand, nimmt den Hut nicht ab in unserer Mitte."

„Still!", sagte der de Reyra leise, „der kann sich nicht demütigen noch bucken, der ist einstmals bei den Deutschen ein Graf oder Fürst gewesen, das ist mehr als ein spanischer Grande."

„Gewesen! Gewesen! Mein Koller ist eines großen Herrn Sterbehemd gewesen!" schrie der Tapia.

„Wer ist in eurem Koller gestorben, Herr?", fragte der Grumbach.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Der größte Ochse von Baracoa, Herr, aus dessen Haut mir der Sattler meinen Koller gefertigt hat!", rief der Tapia und alle Hauptleute begannen laut und lärmend zu lachen, mit einem Mal aber trat Stille ein, denn der Cortez stand in der Tür. —

Der Cortez trug eine Pechfackel in der Hand, die steckte er in einen kupfernen Ring, der an einer Kette von der Decke herabhing. Sodann bückte er sich zu Boden und begann mit seinen Händen den Goldschatz zu teilen, dessen Glanz auf des Feldherrn stählernen Helm im Widerscheine funkelte und strahlte. Und er schichtete aus dem Golde einen großen Haufen zurecht und einen sehr kleinen; und als er seine Arbeit beendet hatte, erhob er sich und begann sogleich für seinen König den Kampf um den goldenen Schatz.

„Ihr Herren!", sagte er zu seinen Offizieren, „gleich wie von aller Ehre und Kriegsglorie, die wir in diesem Feldzug gewonnen haben und noch zu gewinnen gedenken, der größeste Teil nächst Gott der erhabenen Person unseres Königs gebührt und nur ein geringer Teil uns selbst, also wollen wir es auch halten mit diesem Golde, daß nämlich für diesmal nur ein Teil dessen, was wir gewonnen haben, für mich und euch und den gemeinen Nutzen verbleiben mag, der andere Teil aber unserem höchsten katholischen Herrn gehören soll, der es verwenden mag, wie es dem königlichen Dienst am angenehmsten ist."

Auf diese Rede hin bleiben die Hauptleute allesamt stumm, denn es wollte ihnen nicht recht in ihre Köpfe, daß etwas von dem Gold dem König zugehören sollte, und wär's auch nur das kleine Häuflein, das der Cortez abgesondert hatte.

Aber just auf den großen Haufen wies der Cortez und sagte: „Dieses Gold soll an die königliche Krone anheimfallen, denn dem König haben seine deutschen Händel ein wüstes Loch in den Beutel gerissen und ihm die goldenen Pfennige allesamt herausgeblasen. Den kleinen Haufen aber will ich mit eurer Approbation und Konsentement an die Armada verteilen, also daß ein jeder von euch Gold im Werte von zwölf Pesos erhalten soll, der gemeine Mann aber zwei und einen halben."

Als die Offiziere vernahmen, daß sie dem großen Goldhaufen sollten Urlaub geben, da begannen sie alle laut zu murren, und der Diaz wurde kupfern im Antlitz vor Zorn und rief: „Habe ich recht verstanden, wir sollen nicht mehr als zwölf Pesos empfangen? So ist das die allergrößeste Injuri und Schmach."

„Herr Diaz!", sagte der Cortez ernst, „unser erhabener Herr hat an alle Statthalter seines dreifachen Reiches dringliche Briefe geschrieben, daß man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm müßte viermalhunderttausend Goldpesos beschaffen. Denn es ist von nöten, ein großes Heer in Deutschland anzuwerben und zu erhalten, auch wollen die Bundesgenossen bezahlt sein, wenn anders nicht Aufruhr und Rebellion obsiegen soll."

„Ihr merket gar geschwind, Herr Cortez", rief der Sandoval, „was man bei Hofe hören will! Aber was schert das uns, wenn der König Geld braucht, so mag der Bauer Haar lassen, nicht aber wir!"

Der Cortez gab ihm keine Antwort, war aber gar bitter in seinem Stillschweigen.

„Seiner Hauptleute und Soldaten will der Herr Cortez vergessen, dafür aber hat er einen Kuß für jedes Hofschranzen Hintern!", schrie der de Reyra aus dem Haufen heraus.

„Habe ich vergessen an meine Hauptleute und Soldaten, so habet ihr vergessen an Spaniens Glorie!" zürnte der Cortez und trat einen Schritt zurück, also daß er fast völlig im Dunkeln stand, nur sein Helm glänzte und strahlte im Widerschein des Goldes; und dem Grumbach, der schweigend an der Zeltwand lehnte, fuhr mit einem Mal ein seltsamer und törichter Gedanke durch sein Hirn, über den er selber lächeln mußte. Als ob dieses Gleißen und Schimmern des Helmes nichts anderes wäre, als Spaniens Glorie, von der der Cortez eben gesprochen, und als ob sie ruhte allein auf des Cortez' Haupt.

Aus dem Haufen aber trat der Pedro d'Olio hervor, stieß mit dem Fuß nach dem Golde und sprach: „Ei, so fahr' dahin! Willst an des Königs Hof? Der wird machen goldene Schüsseln aus dir, daraus zu essen: Kapaunen, Haselhühner, Pastetlein und Marzipan, wir aber haben schwarzes Brot gegessen mit Kleiben vermischt. Der wird machen goldene Sessel aus dir, mit Sammet ausgeschlagen, wir aber haben auf der harten Erde geschlafen. —"

„Genug!", schrie da der Alvarado, stieß den Pedro d'Olio beiseite und stand mit einem Mal vor dem Goldhaufen. „Ich habe des Cortez' Wort! Er hat uns versprochen, einem jeden, den Hut bis zum Rand gestrichen voll mit Gold! Tuet ihr, was euch beliebt, ihr Herren, ich nehme mir mein Teil!"

Und er kniete neben dem Goldhaufen hin, nahm den Hut vom Kopf und begann ihn anzufüllen mit dem Golde des Großkönigs.

Den Cortez erfaßte ein schäumender Zorn, er riß seinen Degen aus der Scheide und holte aus nach des Alvarado Kopf. Der aber sah und hörte ihn nicht, lag mit allen Vieren auf der Erde und wühlte im Golde mit beiden Händen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da besann sich der Cortez, drehte ihm und dem Golde den Rücken, senkte den Degen und sprach kein Wort.

Aber einer nach dem anderen von des Cortez' Rittern und Offizieren kam nun hervor, füllte sich stumm den Hut mit Gold und trat zurück. Und der Goldhaufen wurde kleiner und kleiner und verschwand in den Hüten der Spanier. Da erlosch auch langsam das Gleißen und Schimmern auf dem Helme des Cortez und sein Haupt verschwand im Dunkeln und es war, als sei erloschen Spaniens Glorie auf seinem Haupte.

Die Pechfackel wiegte sich an ihrer Kette und ein dicker Qualm ging von ihr aus und umhüllte die Hauptleute des Cortez, die in solch trügerischem Licht hin und her zu schwanken schienen, als wären sie noch unschlüssig oder, als wären sie berauscht von dem Golde, das sie in ihren Mänteln bargen.

Von dem Schatze des Großherrn aber war nichts mehr übrig als ein einziger armer Barren Gold und wenige geringe Stangen Silber, die zerstreut in der Mitte des Zeltes lagen.

Der Cortez stand abseits im Dunkeln, hielt die Augen starr auf die Erde gerichtet und hatte wachend einen Traum von Deutschland.

Er sah Deutschland als ein endloses, lehmiges Feld ohne Baum und Strauch, auf das unaufhörlich ein dünner Regen herniederging. Ueber das Feld sprengte ein Häuflein Reiter dahin, da waren Bischöfe und Prälaten, des Reiches Kanzler und geheime Räte. An ihrer Spitze aber ritt der Kaiser. Sein Mantel schleifte hinter ihm auf der Erde, war sehr beschmutzt von dem nassen Lehm. Aber keiner von denen, die hinter dem Kaiser ritten, hob den Mantel auf, in solch grausamer Eile flohen sie dahin. Der Kaiser barg vor dem Regen den Kopf zwischen die Schultern, ließ die Lippe hängen und war sehr zornig.

Und als der Cortez in seinem Traume seines Königs zorniges Antlitz sah, fuhr er auf aus seinem Sinnen und nahm von neuem auf den Kampf um des Königs Gold, das schon beinahe verloren war.

Und er suchte mit den Augen den Grumbach, sah ihn, den Hut tief in die Stirn gezogen, an der Zeltwand lehnen und rief ihm zu: „Es ist mir fürwahr nicht minder leid, denn euch, daß es just ein Deutscher sein mußte, durch den alle diese Unruhe und Rebellion ihren Anfang nahm."

Der Grumbach hob den Kopf. „Herr Cortez", gab er zur Antwort, „wovon sprecht ihr? Ich weiß wenig von dem, was in Deutschland geschah. Es gibt Unruhe und Rebellion allerorten, denn der Bauer wird gepeinigt mit Renten, Gülten, Steuer, Fron und dem hohen Zoll am Rhein."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ei", rief der Cortez, „es ist nicht das! Stellet ihr euch blind? Wahrlich, eine Schande ist's auszusprechen, daß sich jetzt die Deutschen mit ihrer neuen Lehre in eine Horde von Heiden, Ketzern, Türken und Tataren verkehren wollen!"

„Es ist wahr", rief da der Sandoval darein. „Man hört aus Deutschland nichts als von offenen Zusammenkünften und Bündnissen der Stände und Untertanen wider des Königs Majestät. Seitdem der Teufel den gottlosen Kirchenfeind erweckt hat, geht alles in mal hora und ins Verderben."

„Freß ihn die Pest, den Verächter Gottes und seiner heiligen Gemeinschaft!", brüllte plötzlich der Alvarado, der auf der Erde saß und sein Gold liebkoste; verstummte aber sogleich wieder und fuhr fort, sein Geld zu schätzen und zu zählen.

Aber der Grumbach trat auf ihn zu, schüttelte ihn am Arm und rief: „Wer ist es, den ihr einen Verächter Gottes nennt, und was lehret er für Lehre!"

„Es ist in Wittenberg ein meineidiger Schelm", sprach der de Reyra, „nicht eines Nestels wert, der lehrt und begehrt zu behaupten, daß die Beichte der Sünden sei nicht von nöten, daß die Messe sei ein Greuel, die Wallfahrt ein Aberglaube und, daß die Priester ihren keuschen Stand nicht sollten halten."

Der Grumbach war bleich geworden, trat einen Schritt zurück und fragte mit leiser Stimme: „Wie heißt der, dem Gott verraten hat solche Heimlichkeit?"

„Der Henker", schrie der Tapia, „wird seinen Namen laut genug rufen, wenn er das Feuer an den Holzstoß legt. Ich weiß ihn nicht, soll ich jeden Schelmen bei seinem Namen nennen? Einem Schelmen sage ich: Schelm!"

„Die alten Zeremonien der heiligen Kirche will er vertilgen, von Buße und Kasteiung will er nichts hören, er verschmähet den Ablaß —" schrie der Diaz.

„So hat er wahrlich recht!" rief der Grumbach mit gewaltiger Stimme. „Und das ist keine Irrlehre, sondern die wahre Lehre und ich habe niemals einen anderen Glauben gehabt als diesen!"

Auf diese Worte des Grumbach verstummten die Spanier und traten von ihm zurück, also daß er plötzlich allein in der Mitte des Zeltes stand, und der de Reyra sagte mit leiser Stimme, indem er erschrocken zu ihm hin sah: „Herr Jesu! Erbarme dich unser!"

Nach diesem gewann der Diego Tapia als Erster seine Stimme wieder, spie aus und schrie, das habe er immer gewußt, es sei ein jeder Deutsche so wenig ein Christ als die Fledermaus ein Vogel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„So wollt ihr die Altäre niederreißen und die Priester vertreiben?“ rief der Sandoval.

„Hinaus mit Mönch und Pfaffe!“ schrie der Grumbach. „Die sind des Teufels allerliebste Knechte!“

„Opfer und Gebet sind denen Ketzern ein Narrenwerk!“ tobte der Alvarado.

„Mit den Friedhöfen habt ihr euer Gespött!“, schrie der Tapia.

„Hüte dich, du ketzerischer Wolf von Wittenberg. Es wird einer kommen, der wird dich mit Stricken binden und vor den Kaiser führen“, heulte der Diaz.

„Einen Judas wird der Kaiser finden, das glaube ich wohl“, überschrie der Grumbach sie alle, „aber die Silberlinge, die fehlen ihm!“

„Der Kaiser wird haben Geld genug, wider alle ketzerischen, rebellischen, reißenden Wölfe den Krieg zu führen!“ schrie der Alvarado.

„Nicht einen Heller hat er aus seinem Beutel hervorzuziehen. Er wird uns müssen lassen unsere Weis' haben“, rief dem Grumbach.

„Er wird haben Geld genug, alle Ketzer auszureuten aus seinem Land.“

„So mag er zuvor auslösen seine goldene Krone, die er dem Jüden verpfändet hat!“ rief der Grumbach in den tobenden Lärm hinein.

Da stand mit einem Male der Pedro d'Olio vor den Grumbach, bleich vor Zorn, wollte reden, brachte kein Wort hervor, hob sein Gold mit beiden Armen in die Höhe und warf es klirrend dem Grumbach vor die Füße. Und hinter dem d'Olio stand der Tapia; stieß ihn beiseite, warf sein Gold hinzu, behielt nichts und schrie: „Was will ich des Golds, hier liegt es! Was soll mir Ehre und Pracht dieser Welt.“ Und da flog auch das Gold des de Neyra auf die Erde, der schrie: „Sollst haben Roß und Knecht und Geschütz, Carole, sollst haben Gold, so viel du magst!“ Und der Sandoval, der Diaz, der d'Aquilar und alle anderen Hauptleute und Ritter, alle warfen ihr Gold auf den Haufen und schrien:

„Daß dich Gott schände! Du Höllenbrand und Ketzer!“ „Pfey Deutschland! Ist ein unflätig Tuch! Ich speie darein!“ und „Carole, kaufe dir dafür Falconets und Kartaunen, schieße zu tot alle Ketzerei!“

Und als letzter ließ der Alvarado sein Gold fahren, verzog den Mund und sagte bekümmert: „So ist der Könige Kleid und Mantel immerdar gewebt aus fremdem Leid.“

Als der Grumbach sah, was er mit seinen zornigen Worten dem neuen Glauben für Unheil angeworben, ballte er die Fäuste und schrie: „Das Gold darf nicht kommen in des Kaisers Hände, und müßte ich darüber zum Heckenreuter und Strauchhahn werden!“ aber niemand hörte auf ihn,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denn in heller Raserei warfen nun die Spanier alles, was sie besaßen, auf den Haufen, ihre goldenen Ringe und Ketten, und einer ein silbernes Wehrgehenk und einer ein goldenes Kruzifix und der Tapia seine Spanae mit einem Rubinen und zwei Smaragden, und mitten unter ihnen stand der Cortez und reckte sein ehernes Antlitz in die Höhe, und der Goldglanz flammte auf an seinem Helm, und mit donnernder Stimme überschrie er sie alle:

„Jetzt höre es, du hochtrotziger Magister von Wittenberg, der du dich vermessest, alle Weisheit Gottes zu wissen: das weißt du nicht, daß dich heute in der neuen Welt der Ferdinand Cortez hat ins Herz geschossen!"

Gruft

Von Josef Schanderl

Aus dieser Mauer moderts zum Ersticken.
Verborgne Fächer sind dareingehackt,
wohl für die größte Kuttenlänge tief....
Wenn je ein Mönch dem Chorgesang entschlief,
ward er, umschlungen von den Gürtelstricken,
hier eingelegt, endgültig, wie ein Akt.

Darüber Platten, längst verstaubt im Stillen,
grau pergamenten, mit zermürbter Borte,
wie Formulare gleich — Vordruck die Worte:
geboren und gestorben, auszufüllen
die Namen aus dem Heiligenregister,
und zweimal Ziffern für Tag, Mond und Jahr.

Und wuchtig unterstempelt ist am Rande
ein Knochenkreuz, als wär der Unbekannte
mit diesem Petschaft ungelenk im Schreiben,
vielleicht zu herrisch oder ohne Zeit
und ohne Namen und will dunkel bleiben,
nur offenkundig in der Furchtbarkeit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Musikalisches Erlebnis

Spaziergänge am Kanal, bei Schloß Bellevue, unter den Linden, Besorgungen im Zentrum: und wie man in ein Café tritt, um zu frühstücken, so, um einen anderen, helleren Durst zu löschen, betritt man den Raum der Pathephongesellschaft in der Friedrichstraße.

Ein Aschinger der Musik; eine Stehhörhalle: Musikautomaten stehen die Wände entlang, drehbare Sessel davor, in einen Halter zwängt man den Stock, man nimmt Platz. Ein umfängliches Bändchen ordnet die Stücke nach Sängern, nach Instrumenten; wie die Verzeichnisse der Weine in den großen Restaurants Lesen und Jahrgänge beziffern, so stehen hier Zahlen neben den Namen der Platten. Man schraubt mit einer Kurbel die Ziffer in den Automaten; zinnerne Marken, kreisrund von der Größe einer österreichischen Krone, lösen aus den musikhaltigen Wänden den Ton. Eine Musikmünze: zehn Pfennige nach reichsdeutschem Wert, doch sie vervielfacht sich, Zinn wird Gold, sobald man sie in den Schlitz eingeworfen hat; wie das Geldstück in der Fernsprechzelle. Man hört die Rolle einsetzen, wie man die Leitung einschalten hört.

Und ist verbunden. Verbunden einem unbegreiflich fernen, dem unsichtbaren Land, dem nur vernommenen Reich. Man hat von München in Berlin über die Meilen her die geliebte Stimme gehört und in München von Wien; aber nun schallt von Ort her, der nicht Ort ist, von Zeit außer der Zeit, sopranisch jubelnd, bassisch dunkelnd, Gesang von Stimme, die irgendwann, irgendwo gesungen hat, Anschlag von Tasten, längst geschlagenen, singt Strich von Bögen, längst gestrichenen, silbricht seidig auf der Violine, sonor erraunend auf dem Cello. Die Hörer an die Ohren angepreßt, horcht man dem Klang, der von fernher kommt. Glückselige Partner sieht man, jenseits, am andern Ende des geträumten Ferndrahts: Musik spricht.

Das Stück schließt; man hängt an. Draußen Lärm und Tag; Autobusse wuchten vorbei, Pferde trotten über den Asphalt, Gecken, Dirnen, Schieber, Soldaten, Hausdiener, Damen, vorüber wimmelt, rechtswärts, linkswärts, quer, das bunte Volk des Tags, zu dem wir selbst gehören, aus dem wir stiegen, — lang, vor Musikminuten, — in das wir nun tauchen, zurück. Hier ragt ein versprengtes Kliff, Gefels unwirklicher Formation mitten im Wirklichen; tönende Hallig mitten im Gerausch und Geräusch.

Ernst Lissauer

Ludwig Schmid-Reutte

Wer, außer einigen von uns — seinen Schülern — verband bisher mit Ludwig Schmids nun versunkenem Erdenlauf einen besonderen Begriff? Ueber die Vergänglichkeit unseres eigenen Empfangens hinweg müßte endlich dieses Leben, das nichts als Kunst war, für den weiteren Kreis der Empfänglichen wiederhergestellt werden. Der Verlag J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart nahm Pflicht und Verdienst auf sich, indem er Schmids Werk auf 32 Blättern in die Oeffentlichkeit gab.

Selbst dem Erinnernden wird, was sich nun bietet, zur neuen Offenbarung. Wie das wächst, wie das strömt und ragt, wie das vom Notschrei des Ringenden erlöste nun sein Bleiben behauptet! Aber auch — wie neu die Tragik dieses Lebens erwacht, dieses Lebens, das eine fortwährende Selbstzerstörung war; und Blatt für Blatt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Aufbäumen des formenden Willens gegen die Zerstörung wie ein grausig versteinertes Tagebuch verzeichnet; dieses Willens, der sich trotz allem nicht zerstören ließ .... Ich kenne keinen tieferen, spannenderen, in allem Unglück erhebenderen Roman, als diese unzerstörbaren Zeugnisse eines Lebens, das nichts als Kunst war und sich wegwarf in seinem Leiblichen.

Schon in den „Ringern" ist es offenbar. Hier hat die Tragik wuchtig, unerbittlich, ihren Fuß auf dieses Werden gesetzt. Hier ringt nicht Mann gegen Mann; hier rüttelt ein Verlorener an dem tückischen Gespenst seines Lebens. Aber der Kampf beginnt nun erst des Kämpfens wert zu werden. Bis dahin tastend, fast lieblich tändelnd, wachsen Form und Inhalt plötzlich zum Titanenmaß heran.

Und drückender legt sich das Unabwendbare auf seinen Nacken. In den „Flagellanten" wuchtet eine letzte Bitte — in einem einzelnen „Bittenden" kehrt sie demütig wieder — hier wagt sie noch die Drohung, sich wider das Unsichtbare, Versagende zu erheben. Niedergeworfen, doch nicht ohnmächtig scheinen diese Glieder. Umsonst. Das Andere ist stärker. Und allzufrüh öffnet sich die Zuflucht der entsagenden Weisheit — dieser Weisheit, die mit der Bitterkeit der Niederlage erkauft ist. Dieser „Scheideweg" — der nur die Wahl zwischen zwei Untergängen ist. Diese „Gekreuzigten" — die kampflos entschlummern. Diese „Ruhenden auf der Flucht" — die zu keiner Hoffnung erwachen werden. Jedes nur eine Rast auf dem Wege zur Unterwelt. Und endlich — grauenvoller Abschied — diese letzte, unbenannte Aktgruppe .... Hier weht der Flügelschlag der letzten Dämmerung. Es scheint der Urgedanke sich zu trennen von seinem Stoff, der schon zurücktaucht in den Nebel der Auflösung.

Warum ist das alles größer, ernster, erschütternder, als alle „Gedankenmalerei"? Weil hier ein Mensch im eigenen Bilde, in der Sprache des Leibes die Form suchte für all sein Fühlen und Wehren. Weil er nur die Form suchte, dem blinden Naturwillen gleich, der einer einzigen Idee, sich selbst, gehorcht. Er wollte und konnte nichts beschreiben, nichts erklären. Er zeigte ein wirkliches Sein, keine bedingte Vorstellungswelt. Und weil er echt und groß war, weil er mußte, warf sich sein leidenschaftlich tiefes Studium allein auf den menschlichen Körper, dem er das Mittel des vollkommensten Ausdrucks entreißen wollte.

Man nannte Schmid-Reutte einen Aktzeichner. Das Wort wird nun verstummen müssen. Möchte doch jeder sich bewußt werden, daß er mit dieser Mappe das Grenzmaß seiner eigenen Empfindungsfähigkeit in Händen hält. Und möchte sie allen in die Hände kommen, denen die Kunst mehr ist, als Schreib- und Handelsmaterial.

Hermann Gottschalk

Resolutionsdramatik

Da Kongresse zu den Pflichten und Resolutionen zu den Genüssen der deutschen Zeitgenossen gehören, sind auch unsere Schriftstellerinnen in Leipzig zusammengekommen. Wahrscheinlich haben sie wichtige, brave, ehrbare Dinge verhandelt, neben anderem haben sie auch eine Resolution über das dramatische Schaffen der Frau gefaßt, die wegen ihrer überwältigenden Komik nicht in den Orkus des Vergessens fallen darf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man einigte sich, im Interesse der deutschen Literatur und der weiblichen Gleichberechtigung, auf folgende Entschließung:

„Der Erste Kongreß deutscher Schriftstellerinnen Leipzig 1914 ist überzeugt davon, daß dramatische Begabung nicht dem männlichen Geschlechte vorbehalten ist, sondern auch bei dem weiblichen vorhanden sein kann. Er ist weiter der Ansicht, daß diese dramatische Frauenbewegung Neuartiges und Wertvolles schafft und dadurch die Bühnenliteratur zu bereichern und zu vertiefen geeignet ist. Der Kongreß gibt der Hoffnung Ausdruck, daß es der dramatischen Abteilung des Deutschen Schriftstellerinnenbundes E. V., dem Verein Frauenbühne in Berlin und der Gesellschaft für Frauendramatik in München gelingen werde, die noch bestehenden Vorurteile zu zerstreuen, und daß die Einsichtigen unter den Machthabern des Theaters und der Presse sich bei Beurteilung der von Frauen verfaßten Stücke mehr und mehr einer schönen Gerechtigkeit befleißigen werden."

Was es doch in diesem wunderbaren deutschen Vaterland alles für Sachen gibt! Sogar eine „Gesellschaft für Frauendramatik".

Der Geist der Birch-Pfeiffer erhebt sich triumphierend und stolz über die Lande und schreitet vor einer begeisterten, ruhmessicheren und entschlossenen Gefolgschaft auf die Bühne der Zukunft.

Fridolin

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegslüsternheit in Deutschland?

Von einem ehemaligen Diplomaten

n einem Teile der deutschen Presse herrscht große Aufgeregtheit, weil ein Botschafter der Triple-Entente das Vorhandensein von Chauvinismus in Deutschland konstatiert und von deutscher Kriegslüsternheit gesprochen hat. Leider haben diejenigen, die sich darüber am meisten aufregen, gerade am allerwenigsten Grund dazu. Wer die „Post", die „Tägliche Rundschau", die „Deutsche Tageszeitung", die „Staatsbürgerzeitung", die „Hamburger Nachrichten", und so fort in die Hand nimmt, der wird zu dem Glauben kommen müssen, daß der betreffende Botschafter ein Stück Wahrheit ausgesprochen habe. Gerade deshalb aber, weil diese Blätter, die unter den schönen Titeln „Das deutsche Karnickel", „Das Märchen vom kriegslüsternen Deutschland", „Gegen die Verdächtigungen Deutschlands", „Die Kannegießereien des Dreiverbandsdiplomaten" 2c. jetzt in Entrüstungsartikeln schwelgen, durch ihr Verhalten die Aeußerungen des fremden Diplomaten zu bestätigen scheinen, ist es nötig, mit einigen Worten der Sache auf den Grund zu gehen und zu untersuchen, ob und inwieweit daran etwas Wahres ist.

Tatsache ist zunächst jedenfalls, daß die deutsche Regierung friedliebend ist. Sowohl der deutsche Kaiser, wie seine verantwortlichen Staatsmänner haben diese Friedensliebe bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt. Tatsache ist ferner, daß das deutsche Volk in seiner weitaus überwiegenden Mehrheit den Frieden wünscht. Insoweit wäre es daher zweifellos falsch, wenn man allgemein von Kriegslüsternheit Deutschlands sprechen wollte. Es läge darin zum mindesten eine unzulässige Generalisierung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber trotzdem muß man leider zugeben: Chauvinisten, die im deutschen Volke Kriegslüsternheit erzeugen möchten, sind vorhanden, und ihr Auftreten ist so laut, daß sie den fremden Diplomaten nicht verborgen bleiben können. Was der General Keim und der General Bernhardi sich in ihren Artikeln und Vorträgen leisten, das ist Chauvinismus in der reinsten Prägung. Und dabei umjubeln noch Tausende die aufreizenden Worte dieser Kriegspropheten! Kein Wunder, wenn fremde Beobachter zu dem Glauben kommen, das deutsche Volk sei „kriegslüstern."

Die Kreise in Deutschland, denen man mit Recht Chauvinismus und Kriegslüsternheit vorwirft, lassen sich in zwei Gruppen teilen. Auf der einen Seite haben wir da Militärs, die aus dem auf die Länge langweiligen Spiele mit dem Kriege endlich einmal Ernst machen möchten. Man kann ihnen dies ja eigentlich nicht verdenken: der Beruf, den sie sich erwählt haben, bringt das nun einmal mit sich und ihre Frage, wozu man denn eine so schöne Armee habe, wenn man alle Gelegenheiten verpasse, wo man von derselben Gebrauch machen könnte, kann man daher sehr wohl verstehen. Es ist um diese militärische Auffassung an sich gewiß eine schöne Sache. Nur darf man dabei nicht in den Fehler verfallen, diese selben Gefühle, die der Offizier von Berufswegen hegen muß, nun auch von der übrigen Bevölkerung zu verlangen. Noch schlimmer aber wird die Sache, wenn man diese Gefühle sogar systematisch auf die ganze Bevölkerung und namentlich auf die Jugend zu übertragen sucht.

Daß eigentliche politische Motive den Militärs im Grunde fern liegen, erhellt schon aus dem Gesagten. Sie bedürfen ihrer nicht, weil der Krieg ihnen Selbstzweck ist. Trotzdem verzichten die Führer der militärischen Kriegspartei aber keineswegs auf ein politisches Mäntelchen. Und da leistet ihnen die Eroberungsfröhlichkeit, die von manchen alldeutschen Führern gehegt wird, die besten Dienste. Deutschland bedarf Kolonien, agen diese angeblichen Politiker, die aber beileibe keine Chauvinisten sein wollen — denn so etwas gibt es in ihren Augen nur in Frank-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich —, und wenn man ihm diese Kolonien nicht freiwillig überläßt, so muß es sich dieselben mit Gewalt nehmen. Was bedeuten Völkerrecht und Moral, Kulturfortschritt und Zivilisation gegenüber dieser eisernen Notwendigkeit?

In diesem Gedankenkreis nun haben die Kriegsgenerale auch die Schlagworte gefunden, deren sie für ihre Propaganda bedurften. So entstanden die „politisierenden Generale", eine Species humana, die bekanntlich Niemand so verabscheut hat, wie der alte Bismarck. Es ist wirklich schade, daß der alte Herr nicht mehr da ist, um den Tempel von den vielen Unberufenen wieder einmal rein zu fegen. Im „Wehrverein" haben sie das Podium gefunden, wo sie ihren politischen Gefühlen ungeniert, ohne Ansprüche auf Sachkenntnis, freien Lauf lassen können. Keine Woche im Jahr vergeht, wo man nicht von ihren politischen Kannegießereien zu hören bekommt.

Nun ist ohne weiteres zuzugeben, daß diese politisierenden Generale und diese paar Machtpolitiker noch lange nicht das deutsche Volk sind. Aber auffallen muß es doch Jedem, der diese Dinge verfolgt, wie viel Zustimmung diese Leute bei ihrem Auftreten jedesmal in der Bevölkerung finden. Ist es wirklich nur die Kriecherei vor dem zweierlei Tuch, auf die das zurückzuführen ist, oder liegt der Grund zu diesen Stimmungen tiefer? Die Schilderungen der politischen Dilettanten haben im Volke eine große Aengstlichkeit erzeugt. Alle diese von der Angst Infizierten zweifeln nicht mehr daran, daß der Krieg wirklich kommen wird und jubeln daher den Generalen zu, in denen sie die Retter Deutschlands aus der Kriegsgefahr erblicken. Sie bedenken und erkennen nicht, daß diese angeblichen „Retter" in Wirklichkeit gerade den Krieg, den sie verabscheuen, herbeiwünschen und daß die Zukunft Deutschlands durch einen leichtsinnig heraufbeschworenen Krieg in die ernstesten Gefahren gebracht werden kann.

Ueberblickt man das Resultat, das die Agitation der Kriegsparteiler bis heute gehabt hat, so läßt sich nicht verkennen, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Chauvinismus in Deutschland in Folge aller dieser Machinationen in den letzten Jahren stark zugenommen hat. Und entsprechend hat auch die „Kriegslüsternheit" von den militärischen Kreisen auf das Bürgertum vielfach abgefärbt, weniger aus wirklicher Lust zum Kriege, als aus Besorgnis vor einem solchen.

Eine unmittelbare politische Gefahr bedeutet das alles gewiß noch nicht. Die Regierung selbst will, wie gesagt, den Frieden. Die Hauptsache ist aber, daß sie sich die Friedensstörer nicht über den Kopf wachsen läßt. Deshalb wäre es dringend notwendig, daß sie die politisierenden Generale endlich energisch von ihren Rockschößen abschüttelte. Das wäre der beste Weg, um öffentlich zu dokumentieren, daß — Deutschland im Grunde keineswegs kriegslüstern ist! Letzteres hat zwar die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bereits bezeugt. Aber die Abschüttelung muß noch ganz anders energisch geschehen, wenn sie Erfolg haben soll; denn das Uebel sitzt schon viel tiefer, als man gemeinhin annimmt und mit der Auftischung eines Gemeinplatzes, wie dem, daß unsere Nation dem Chauvinismus abhold sei, ist die Sache leider nicht abgetan. Man muß auf diese Gefahr um so ernstlicher hinweisen, als die Regierung leider gar kein geeignetes Werkzeug besitzt, um den heute üblichen Entgleisungen der Chauvinisten entgegenzuarbeiten. Wie kann man also an maßgebender Stelle hoffen, in einer entscheidenden Stunde des Uebels Herr zu werden, wenn man es größer und größer werden läßt, ohne bei Zeiten die geeigneten Gegenmaßregeln zu ergreifen? Was heute noch keine unmittelbare Gefahr ist, kann über Nacht zu einer solchen werden. Dessen möge man eingedenk sein und sich vorsehen, so lange die „Kriegslüsternheit" einzelner Kreise noch nicht auf das deutsche Volk in seiner Gesamtheit übergegriffen hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kolonien zu verkaufen!

Von Graf von Pouvourville,
Mitglied des internationalen Kolonialinstituts

Der bekannte französische Kolonialpolitiker wendet sich in diesem Aufsatz gegen die in der französischen Publizistik schon vertretenen Vorschläge, den asiatischen Kolonialbesitz Frankreichs als Tauschobjekt bei einer staatsrechtlichen Auseinandersetzung über Elsaß-Lothringen zu behandeln, weil er von diesem Gedanken eine Erschwerung der friedlichen Verständigung befürchtet.

Die internationale Politik ist eine so heikle Sache, daß sie fast allein den Staatsmännern zur Prüfung und den Historikern zur Bewertung überlassen werden sollte. Die Tageskritiker, vor allem in der Presse und Berichterstattung, müßten aus einem Gefühl von patriotischer Vorsicht sich selbst die Zurückhaltung auf einem so gefährlichen Gebiet zur stärksten Pflicht machen.

Leider sind sie nicht diskret genug, um oft ein solches Opfer zu bringen, den einfachen Verzicht auf das, was sie „Berufspflicht" nennen. Solche Pflichten sind nur zu häufig nichts weiter als Unvorsichtigkeiten, Uebertreibungen, Ungenauigkeiten und — leider — Lügen.

Die Landkarte von Europa ist kein Spielzeug für Redakteure des „Vermischten", die von Asien ebensowenig.

Ach, wenn doch alle dies begreifen wollten: dann müßten wir nicht mehr das sonderbare, ja skandalöse Schauspiel mit ansehen, daß Journalisten den Vorschlag machen, Französisch-Indochina an Deutschland zu verkaufen — den Preis hat man noch offen gelassen.

Niemand legt größeren Wert auf den europäischen Frieden als wir, niemand kann inniger wünschen, daß dieser noch so unsichere, ungefestigte Friede zu einem fest begründeten, dauernden,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ruhigen Zustand werde. Aber glaubt man denn, daß ein guter Wille oder auch vereinte gute Absichten genügen, um die Ereignisse zu zwingen, um die Leidenschaften eines Volkes zu fesseln? Glaubt man, daß eine tollkühne Sehnsucht nur ausgesprochen zu werden braucht, um von selbst eine vernünftige Möglichkeit zu werden? Glaubt man dem Frieden zu dienen, wenn man die Nationen über den Willen der Regierungen täuscht und ihnen Bären aufbindet?

Das Märchen von dem Verzicht auf Indochina — sicherlich verursacht durch den Tausch am Kongo — gehört zu den allerdümmsten. Es ist nicht einmal harmlos. Denn diese Art von Rechnungen, bei denen man gegen jeden gesunden Menschenverstand und alle Regeln der Mathematik Dinge von ganz verschiedener Art und Ordnung zusammenzählt oder abzieht, haben von jeher nur Schwätzer, Renommisten und Größenwahnsinnige angelockt und nur Zorn und Enttäuschungen verursacht. Bei dieser Art von Geschäft verletzt das eine Volk seine Eigenliebe, das andere seinen Ehrgeiz. Und niemand hat schließlich an dem Handel seine Freude, weder Käufer noch Verkäufer noch — die Verkauften. Und dabei kann man auf den Gedanken kommen, ein solches Vorgehen zu wiederholen!

Und bei was für wichtigen und heiklen Geschichten! So wurde z. B. einmal Deutschland von denen, die sich gerne mit solchen Geschäften abgeben, als Käufer betrachtet, aber als dann der Preis genannt werden sollte, wagten sie sich mit der Sprache nicht heraus. Sollte ihm nicht mit Indochina, einem der herrlichsten Länder der Erde, der schönsten französischen Kolonie, ein Geschenk verehrt werden. Man sprach sich nicht genauer darüber aus, aber so von ungefähr ließ man durchblicken, daß eine „Besserung in der Regierung von Elsaß-Lothringen" zu erwarten sei. Deutlicher zu werden verbot die Angst.

Und sie hatten allen Grund zu schweigen. Ich will die guten Menschen nicht betrüben, die ihre Träume für Wirklichkeiten halten, auch nicht jene Schriftsteller, die immer alles besser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wissen und müßigen Klatsch in diplomatische Besprechungen verwandeln. Aber wir werden den Deutschen und auch uns Franzosen wohl eher gerecht, wenn wir aussprechen, daß solche Verhandlungen unmöglich sind; sie passen eher in einen abenteuerlichen Roman, wie ihn die fruchtbare Phantasie eines Zevaco oder Jean de la Hire geschaffen.

Für Deutschland wie für Frankreich gilt, daß kein Gewinn außerhalb Europas, so groß er sein mag, einem noch so unwesentlichen Gewinn in Europa an politischem Gewicht gleichkommt. Diese Regel duldet keine Ausnahmen, ihr folgen die beiden Regierungen, ihr gehört die Zustimmung der beiden Nationen. Was diesen Boden verläßt ist nichts als Phantasterei, die im besten Fall die Eigenliebe kränkt und die Achtung vor den Persönlichkeiten gefährdet. Solche Störungen können aber nur das edle Werk hemmen, dem sich, seit vielen Jahren schon, gute Deutsche und gute Franzosen widmen.

Ist es nicht besser, diese Dinge klar und deutlich auszusprechen, und damit unklare und schwerfällige Ideologien aus der Welt zu schaffen. Ich will es hier getan haben und bin sicher, bei meinen französischen Freunden und deutschen Bekannten Zustimmung zu finden. Dies beiderseitige Einverständnis mag meinen Worten etwas Gewicht verleihen.

Oder wäre es etwa sehr vornehm, wenn die Franzosen, ohne verschwiegene und zuverlässige Vorbereitung ein Stück Land, das erst kürzlich mit blutigen Opfern erobert wurde, zum Verkauf oder als Geschenk ausbieten wollten? Wäre das ein so schöner Standpunkt, daß man ihn ohne alles weitere der französischen Regierung zuweisen wollte? Zuerst soll sie mit wenig rühmlichen Vorschlägen herausrücken, um sie schließlich von dem, an den sie gerichtet wurden, abgelehnt zu sehen? Das wäre doppelte Schande.

Zu einem Geschäft gehören zwei. Aber bei dieser Art von Geschäft wird immer der fehlen, der als verantwortlich die Bedingungen nun auch feststellt. In dem besonderen Fall erscheint

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Sache ja unwahrscheinlich genug: sie ist heute so unmöglich wie morgen. Die Freunde des Weltfriedens müssen sich nach einem anderen Mittel umsehen.

Aber es ist jetzt an der Zeit, die Aussprache dorthin zu lenken, wo sie in Wahrheit hingehört, auf das Gebiet der Moral und der Billigkeit; dort verstummen die Berechnungen einer unklugen Politik, oder sie bleiben doch ganz unwesentlich.

In den Kolonien wie zu Hause sind wir die Erben unserer Ahnen, verantwortliche Erben. Wir schulden an die Vergangenheit und sind der Zukunft verpflichtet. Wir heutigen Franzosen sind sozusagen nur die Nutznießer eines Fideikommisses, Bindeglied zwischen den Hingegangenen und den Kommenden. Wir bebauen seinen Boden, genießen die Wohltaten seiner Weltstellung und seines Reichtums — aber wir besitzen es nicht. Das Eigentumsrecht fehlt. Der einzige und wahre Besitzer des französischen Landes und Ruhmes ist jene Idealgestalt, die „Frankreich" heißt — wir sind nur die Gehilfen, die ehrerbietigen und treuen Geschäftsträger.

Ich höre schon die Finanzleute und Bankmänn prechen: wenn man ein Vermögen besitzt, verschwendet man es nicht dadurch, daß man die Kurse vergleicht und nach den günstigsten greift. Wer ein Papier kauft, das besser rentiert als jenes, das er selber weggegeben, dem kann man nur Glück dazu wünschen. Das trifft bei der Börse sicher zu, aber nicht mehr, wo es sich um staatlichen Landerwerb handelt. Es wäre ein höchst ungerechtes Verfahren, das nationale Erbgut wie Bankscheine zu betrachten.

Aber nicht dies allein gilt. Ohne daß wir den Wünschen unserer Untertanen und Schutzbefohlenen ein größeres Gewicht beimessen als eben aus ihrer ganzen Lage notwendig ist, so wehren wir uns doch dagegen, daß Menschen mit menschlicher Seele auf dem Weltmarkt gehandelt werden sollen wie Kautschukballen und Elefantenzähne. Wir haben den Sklavenhandel bekämpft und unterdrückt, aber nicht um ihn, wenn auch in anderer Gestalt, auf politischem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sozialem Gebiet neu zu beleben. Nein, der Mensch, so tief er auch stehen möge, ist keine Handels- oder Tauschware. Indochina ist für Frankreich erobert worden, nicht für andere; Tonking, Annam, Cochinchina sind in fast hundert Jahren mit Frankreich verwachsen. Der feierliche Text der Verträge spricht dies vor aller Welt aus; sie gelten auch für die Zukunft. Jene Staaten wollen auch selber gar nicht unter anderen Verhältnissen leben; sie sind diejenigen gewohnt, die sie uns verdanken. Unsere rechtmäßig anerkannte Schutzherrschaft wollen sie, trotz aller Verleumdungen, weiterhin tragen und genießen. Wo ist das Recht, wo der Vertrag, der unsere Herrschaft durch eine neue, eine fremde verdrängen könnte. Sie existieren nicht und werden nie existieren.

Das mußte hier gesagt werden. Ich bin gewiß, daß meine Worte in beiden großen Nationen, an die sie sich wenden, richtig verstanden werden. Ich glaube, daß ich der Sache, der ich vor allem diene, damit nützlich gewesen bin, daß ich die moralischen und politischen Untergründe festlegte, die immer in einem gewissen Gegensatz zu bestimmten Vorkommnissen, Meinungen, Vorurteilen stehen. Wir wollen mit Geduld und einem unerschütterlichen Vertrauen auf das Herannahen glücklicher Tage warten und sie zu benutzen wissen; aber wir wollen sie nicht mit unsicheren Experimenten, mit einer übereilten Gewaltpraxis herbeizwingen. Denn dann wären sie gewiß wertlos und die Folge könnte sein, daß die gegenseitige Achtung der beiden Völker darunter Not litte, ihre Hoffnung erschüttert und ihr guter Wille gelähmt werde.

Generated on 2019-10-28 07:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

III.

Dschingischan mit Telephon

Alexander Herzen hat einmal prophezeit, wenn auch in Rußland der Telegraph herrsche, werde Rußland von einem Dschingischan mit Telegraph beherrscht werden. Diese Prophezeiung hat sich inzwischen erfüllt. Die russische Polizei ist dieser Dschingischan mit Telegraph geworden, und zum Telegraph hat sich nun auch noch das Telephon gesellt. Dschingischan war bekanntlich der erfolgreichste mongolische Despot, den die Geschichte Asiens kennt. So ein asiatischer Despot schlimmster Art ist auch die russische Polizei. Nur daß diesem Despoten auch noch alle Hilfsmittel moderner Technik zur Verfügung stehen.

Zaren haben der Zeitlichkeit ihren Tribut zollen müssen und sind gestorben. Sogar die russischen Minister des Innern haben Teil an der Vergänglichkeit alles Irdischen. Die Polizei aber lebt heute noch unverändert wie vor hundert Jahren. Sie scheint unsterblich zu sein. Auch in Zeiten, wo alles in Rußland in's Wanken geriet, stand sie fest und unerschütterlich. Alles, was je in Rußland geschehen ist, mochte es sich nun gegen den Absolutismus oder gegen das Volk richten, der russischen Polizei hat es noch immer zum Besten gedient.

Wie mäßig funktionierte der Polizeiapparat noch unter Alexander I. Da kam am 27. Dezember 1825 der Dekabristen-Aufstand zum Ausbruch und erschütterte das ganze Reich. Der Polizei diente er nur zur Festigung und Stärkung. Wie schlecht verstand sie sich damals noch aufs Hängen! Drei der Dekabristenführer mußten zweimal gehängt werden. Wie hat sie sich derweil in der Kunst des Hängens vervollkommnet!

Als Alexander II. ermordet war, erbebte das riesige Reich. Nur die Polizei geriet keinen Augenblick ins Wanken. Sie hat sich damals durch den Grafen Ignatiew unter Beihilfe eines Staatsanwalts und des Direktors des Polizeidepartements, des Herrn von Plehwe, ihre grausamste und wirksamste Waffe geschmiedet, das „Reglement über die verschärfte Bewachung", mit der ganz Rußland bis auf diesen Tag geknechtet worden ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einem Zaren hatte die innere Unzufriedenheit das Leben gekostet. Der Polizei lieferte sie ihre grausamste Waffe.

Als Alexander III. dem Grafen Deljanow auf seinen Bericht das berühmte Wort schrieb: „Räume mir mit der Bildung auf!" — zögerte die Polizei keinen Augenblick, mit der Bildung nach Kräften aufzuräumen. Damals erschien der schmachvolle Erlaß gegen die russischen Studentinnen im Ausland, die in ihm den Prostituierten gleichgesetzt wurden.

Damals ist die Polizei allmächtig geworden, und zugleich wurde sie sich Selbstzweck. Seitdem hat sie sich nicht einmal mehr gescheut, höchst eigenhändig Großfürsten und Minister ans Messer zu liefern, wenn es ihren Sonderzwecken dienlich zu sein schien. So suchte der Polizeichef Sudejkin allen Ernstes den Terroristen Degajew zu überreden, er und seine Freunde möchten den Minister Tolstoi und den Großfürsten Wladimir ermorden. Dann, so dachte Sudejkin, werde er mit allen Mitteln gegen die terroristische Geheimorganisation vorgehen können und dann wohl selbst Minister werden und sich als den einzig zuverlässigen Schützer des Zaren erweisen. Degajew verriet bekanntlich beim Wein einem Genossen den sauberen Plan. Dieser zwang ihn, Sudejkin zu töten, wenn er nicht selbst getötet werden wollte. Degajew tötete Sudejkin und floh dann nach Amerika. Wir wissen, daß Sudejkin Schule gemacht hat. Asew, der Polizeispitzel, war es, der selbst zwei Revolutionäre in Offiziersuniform steckte und sie in das Vorzimmer des Ministerpräsidenten Stolypin brachte. Wir wissen, wie die Bombe der beiden zur Unzeit platzte, wie Stolypin damals verschont blieb, während seine beiden unschuldigen Kinder schwer verwundet wurden und heute noch krank darniederliegen. Das alles wurde öffentlich aufgedeckt und entsprechend gebrandmarkt. Aber Asew blieb trotzdem noch für einige Zeit der „Schützer" des Zaren. — Dschingischan mit Telephon.

Sehen wir uns die Organisation dieser Polizei etwas näher an. Da sie reichlich kompliziert ist und mit möglichst viel Geheimnissen umkleidet wird, um sie recht undurchsichtig zu machen, müssen wir uns auf einige Hauptpunkte beschränken, in denen es sogar in Rußland kein Geheimnis mehr gibt.

An der Spitze der gesamten Polizei steht der Minister des Innern, den man daher richtiger Polizeiminister nennt, zumal die gesamte innere Politik Rußlands auf Polizeipolitik hinausläuft und die gesamte Verwaltung des Reichs im Grunde eine reine Polizeiverwaltung ist, die nur hie und da ein wenig kaschiert wird. Der Minister des Innern ist Chef der allgemeinen wie der „besonderen" Polizei, wie man das heute nennt, weil der Name politische Polizei gar zu odiös geworden ist. Als Chef der allgemeinen Polizei hat der Minister des Innern alle Reichsbehörden, vom Gouverneur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angefangen, an der Polizeileine. Aber auch auf die sogenannten Selbstverwaltungsbehörden, vom größten „Semstwo" bis zum kleinsten „Mir" des entlegensten Dorfes, hält er mit Hilfe von Polizeibeamten, auch wenn sie zuweilen keinen Polizeititel führen, den Daumen, damit die Selbstverwaltung, einst die Hoffnung des liberalen Rußlands, nur ja nicht unbequem werden kann.

Nicht ganz so einfach und klar hat sich das Verhältnis des Ministers des Innern zur „besonderen" Polizei gestaltet. Formell ist er auch ihr Chef und hat als solcher auch das gewaltige Gendarmeriekorps dieser „besonderen" Polizei zur Verfügung, das von Subaltern-Offizieren geleitet wird. Nur bildet die „besondere" Polizei ein eigenes Polizeidepartement, und dessen Chef ist nicht mit dem Minister des Innern identisch. Dieser Chef des Polizeidepartements der „besonderen" Polizei in Petersburg ist in unruhigen Zeiten unzweifelhaft der mächtigste Mann in Rußland und sein wahrer Herrscher. Wann aber hat Rußland seit einem Jahrhundert eine längere Periode „ruhiger" Zeit gehabt?

So ergibt sich denn folgende Situation: Ist der Chef der „besonderen" Abteilung die stärkere Persönlichkeit, so hat der Minister des Innern über das Polizeidepartement, d a s Departement, das Rußland regiert, keine Macht. Ist der Minister des Innern die stärkere Persönlichkeit, so muß sich ihm auch der Chef der Polizei samt dem ganzen gewaltigen Mechanismus, der hinter ihm steht, fügen. Wer aber gilt in einem gefährdeten absolutistischen Staat als die „stärkere" Persönlichkeit? Doch ganz selbstverständlich der Mann, der gewillt ist, die Gefahr, die dem Absolutismus droht, am gründlichsten und rücksichtslosesten zu bekämpfen. Die stärkere Persönlichkeit ist also in einem solchen Staat unter allen Umständen identisch mit dem gewalttätigeren und skrupelloseren Menschen. Ist das der Minister des Innern, so wird er humanere Regungen des Polizeichefs, falls es solche gibt, unterdrücken. Neigt der Minister des Innern zu humaneren Anschauungen, so wird sie der Polizeichef mit Hilfe seines riesigen Polizeiapparates nicht wirksam werden lassen. Nun verstehen wir, woher es kommt, daß der ganze Polizeiapparat, mag die Regierung auch einmal unschlüssig oder schwankend gewesen sein, nie gewankt hat, sondern stets gleich tadellos und rücksichtslos funktionierte. Den Idealzustand aber bedeutet es vom Standpunkt des Absolutismus, wenn Minister des Innern und Polizeichef durchaus „konform gehen". So war es unter Plehwe. Den Zustand, daß sich an beiden Stellen zugleich humanere Tendenzen regten, hat Rußland bis jetzt noch nicht erlebt.

Stellt demnach der Minister des Innern die verantwortliche Regierung für alle inneren russischen Angelegenheiten dar, so repräsentiert der Polizei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chef die Spitze einer unverantwortlichen Nebenregierung, die aber jederzeit das Ohr des Zaren hat und durch das „Zarenblatt", wie wir sahen, so wie so einen besonderen Einfluß besitzt, wobei der Minister des Innern sozusagen nur den Briefträger abgibt.

Aber warum läßt sich der verantwortliche Minister diese unverantwortliche Nebenregierung gefallen, warum beseitigt er sie nicht? fragt vielleicht ein nichtrussisches, naives Gemüt. Nun, für den absolutistischen Staat bedeutet dieses Neben- und Durcheinander von verantwortlicher Regierung und unverantwortlicher Nebenregierung eine außerordentlich glückliche Gestaltung der Dinge. Passiert etwas gar zu Ungeheuerliches im Ressort des Ministers des Innern, so daß sogar das Ausland ungemütlich wird, dann macht man das Polizeidepartement dafür verantwortlich und wäscht seine Hände vor dem ganzen düpierten Erdkreis in Unschuld. Und läßt sich die gerichtliche Untersuchung einer solchen Ungeheuerlichkeit nicht vermeiden, so werden die Fäden, die vom Ministerium des Innern zum Polizeidepartement und vom Polizeidepartement zum Ministerium des Innern laufen, ohne besondere Schwierigkeiten rechtzeitig dermaßen ineinander gewirrt und verwirrt, daß kein Mensch mehr aus dem Labyrinth herausfindet. An dieser Nebenregierung hat das Ministerium des Innern noch stets, was auch geschehen mochte, seine beste und zuverlässigste Rückendeckung gehabt. Und der Chef der Polizei kann ebenfalls zufrieden sein, weil ihm, dem Unverantwortlichen, ja doch nichts geschieht. Ernstlich gefährdet ist seine Position nur dann, wenn er wirklich einmal einen humaneren oder auch nur vernünftigeren Gedanken hat als der Minister des Innern. Ein Polizeichef, der auf sich hält, wird solche Gedanken nach Kräften vermeiden, und den meisten dürfte das nicht schwer fallen. Aber einmal ist es doch vorgekommen, und der ungewöhnliche Polizeichef, der einen vernünftigen Gedanken faßte und auszuführen trachtete, war Lopuchin. Die provokatorische Tätigkeit einzelner Polizeispitzel, die weder Großfürsten noch Minister schonten, um sich den Glorienschein des einzig wahren und zuverlässigen „Zarenschützers" zu verdienen, kam ihm denn doch gar zu bedenklich und verbrecherisch vor. Um diesen Menschen das Handwerk zu legen, setzte er sich heimlich mit Burzew in Paris in Verbindung, denn dieser Mann hat es sich, wie jeder Russe weiß, zur Spezialität gemacht, alle Provokateure ausfindig zu machen und an den Pranger zu stellen. Aber Lopuchin wurde verraten, und es wurde ihm der Prozeß gemacht. Er legte seine Absicht dar, aber dem Minister erschien es so ungeheuerlich, daß ein Polizeichef einen vernünftigen Gedanken haben sollte, daß man es immer noch für wahrscheinlicher hielt, Lopuchin liebäugele mit den Revolutionären. Der bis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dahin allmächtige Polizeichef Lopuchin wurde nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Erst infolge des letzten Amnestie-Erlasses durfte er wieder in die Heimat zurückkehren. Selbst die Regierung hatte inzwischen einsehen müssen, daß sie Lopuchin Unrecht getan hatte. Aber so leicht und so bald wird sich ein Polizeichef in Rußland nicht wieder von einem vernünftigen Gedanken gefangen nehmen lassen. Vestigia terrent!

An der Spitze der allgemeinen Polizei steht, wie gesagt, der Minister des Innern. Das ihm nächstgeordnete Institut in der Polizeihierarchie ist das der Generalgouverneure. Das Institut wurde eigens zum Zweck der Bekämpfung des Aufruhrs begründet und trägt ausgesprochenen Polizeicharakter. Das Generalgouvernement zerfällt in so und so viele Gouvernements. Die Gouverneure werden auf Vorschlag des Ministers des Innern vom Zaren ernannt. Was sind das nun für Leute, diese Gouverneure? Doch wohl jedenfalls gebildete Männer? Fürst Urussow, der selbst Gouverneur war, und zwar Gouverneur von Bessarabien sofort nach dem weltbekannten Pogrom von Kischinew, gibt die folgende Darstellung von einer Sitzung der Gouverneure in Petersburg unter Vorsitz Plehwes: „Dann schlug der Vorsitzende den Gouverneuren vor, ihre Meinung zu den eben gehörten Referaten zu äußern. Unwillkürlich kam mir meine Schulzeit in den Sinn. Wenn wir zu erwarten hatten, daß man uns an die Tafel rief, schlugen wir die Augen nieder und versteckten uns hinter dem Rücken unserer Vordermänner, um die Aufmerksamkeit des Lehrers nicht auf uns zu lenken. O weh, unter meinen neuen Mitschülern fehlte der Primus, der stets auf alle Fragen antworten konnte. Alle schwiegen voll Spannung, und Plehwe überflog uns vergeblich mit einem ermunternden Blick und liebenswürdigem Lächeln. Als er nichts von uns zu hören bekam, unterhielt er sich eine Zeitlang mit seinem Nachbar Stischinskij, verlor dann augenscheinlich die Geduld, nannte dann — sicherlich mit Vorbedacht — Zu- und Vornamen eines in der Sitzung anwesenden Gouverneurs und äußerte, ohne ihn dabei anzusehen, den Wunsch, seine Meinung zu hören. X. X., der infolge seiner Taubheit sich längst die Fähigkeit angeeignet hatte, an ihn gerichtete Worte nur an der Bewegung der Lippen seines Partners zu verstehen, war diesmal unschuldigerweise mit einer Zeichnung beschäftigt. Er saß unserem Vorsitzenden direkt gegenüber, beachtete die wiederholte Aufforderung Plehwes absolut nicht und ließ von seiner Tätigkeit erst nach einigen Püffen ab, die sein Nachbar ihm versetzte. Es verging einige Zeit, bis er begriff, worum es sich handelte. Dann machte er ein ernstes Gesicht und sagte, man müsse vor allem an die Deichselpferde denken. Wir wußten alle, daß X. X. Besitzer eines uralten Gestüts war, verhielten uns aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trotzdem etwas skeptisch gegen seine augenscheinlich deplazierte Erklärung. Es stellte sich aber heraus, daß X. X. hierbei die Vorsitzenden der zukünftigen Beratungskommission im Auge hatte, deren glückliche Auswahl nach seiner Ansicht den Erfolg der Arbeit garantieren müßten. Weiter kamen wir mit unserem Projekt nicht, und Plehwe beeilte sich, uns zum Tee ins Nebenzimmer zu bitten."

Aber auch nach dem Tee war aus den Gouverneuren nichts herauszubringen. Plehwe hatte diese Sorte von „Meinungsaustausch" satt und überließ das weitere seinem Kollegen Stischinskij. Der quälte sich eine Weile weiter und meinte schließlich nur: C'est à pleurer!.... Fürst Urussow fährt fort: „Zum Weinen! Diesen Eindruck erhielt der Ministergehilfe von den Gouverneuren im Jahre 1904. Jetzt, Anfang 1907, wo fast der ganze Bestand an Gouverneuren erneut ist, muß jeder, der die Sache kennt, zugeben, daß die Veränderung noch eine Verschlechterung herbeigeführt hat, und zwar eine bedeutende."

Der Minister des Innern sieht eben bei den Leuten, die er dem Zaren als Gouverneure vorschlägt, weniger auf geistige Qualitäten als auf absolutistische Gesinnung und Lenkbarkeit. Kein Wunder, daß es Gouverneure gibt, die nicht einmal ihren Namen korrekt russisch schreiben können. Kein Wunder, daß Fürst Urussow nicht lange Gouverneur blieb. Ist aber schon das geistige Niveau der Gouverneure „zum Weinen", so kann man sich ungefähr denken, wie erst dieses Niveau bei den nachgeordneten Polizeiorganen beschaffen ist, bei den „Kreisrichtern", „Landkommissaren", Polizeiwachtmeistern und Polizeisoldaten. Kein Wunder, daß man in den Städten sogar die Hausknechte organisiert und mit mancherlei Polizeipflichten ausgestattet hat. Ihr Niveau unterscheidet sich ja schwerlich von dem des Polizeisoldaten.

In den Händen dieser allgemeinen Polizei liegt in normalen Zeiten vor allem das gesamte Paßwesen und die Zensur. Außerdem hat sie alle Versammlungen und Demonstrationen zu unterdrücken. Sogar das Militär steht ihr zu diesem Zweck jederzeit zur Verfügung.

Dazu kommt nun noch die „besondere" Polizei. Früher hieß sie „die dritte Abteilung" und noch früher „die geheime Kanzlei". Die odiösen Namen hat sie ab und zu geändert, aber ihre Tätigkeit ist immer dieselbe. Dieses „besondere" Polizeidepartement kommandiert über ein ganzes Heer von Gendarmen, Spionen und Agenten. Seine Aufgabe besteht „in der Verhinderung und Durchkreuzung aller Art von Verbrechen und Gesetzesübertretungen, sowie in einer allseitigen Aufsicht". Weiter heißt es in der „ganz geheimen" Instruktion, deren wesentlichen Inhalt aber Peter Struve

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in seiner Zeitschrift „Oswoboschdenje" (Befreiung) veröffentlicht hat: „Ohne Zweifel muß unsere besondere Aufmerksamkeit der Aufdeckung und Verfolgung aller Versuche der Verbreitung schädlicher Lehren gelten, die eine Erschütterung der wichtigsten Grundlagen des Staates, der Gesellschaft und der Familie bezwecken. Eine jede solche Erscheinung muß auf das genaueste beobachtet und sofort zur Kenntnis der Behörde gebracht werden, auch wo dadurch noch keine positiven Aufschlüsse zu gewinnen sind. Deshalb sind Gegenstand einer ständigen polizeilichen Beaufsichtigung: 1. die Schulen, die öffentlichen und Volksvorlesungen, um ihre Richtung genau kennen zu lernen und jederzeit von den schädlichen Personen auf diesem Gebiet Kenntnis zu haben; 2. der Buchhandel, besonders der Einzelhandel, die Lesehallen und alle derartigen Einrichtungen, die der Verbreitung verbrecherischer und schädlicher Bücher Vorschub leisten können; 3. Personen, die herumreisen, um allerhand Beobachtungen zu sammeln, und Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken, welche zuweilen nur andere verbrecherische Absichten bemänteln sollen. Endlich ist es überhaupt notwendig, genau auf den Geist der Bevölkerung, sowie auf die Richtung der politischen Ideen in der Gesellschaft zu achten, um die Ursachen der der Regierung feindlichen Stimmung zu erforschen."

Mit anderen Worten: jede geistige Regung, die dem Absolutismus nicht in den Kram paßt, und davon dürften nur sehr wenige geistige Regungen ausgenommen sein, ist mit Polizeimitteln zu unterdrücken. Es ist ein sehr zweifelhaftes Vergnügen, in Rußland Lehrer oder Student zu sein, wie man ja weiß. Aber Arbeiter, Händler, Schreiber und Hebammen haben es nicht besser. Kurz und gut: jeder Russe, der ein Buch liest, den Mund auftut oder gar Bildungsbedürfnisse hat, wird polizeilich beargwöhnt und unausgesetzt von Polizeiaugen auf Herz und Nieren geprüft. Daß dabei die Polizei nicht allzu zartfühlend vorgeht, ist selbstverständlich.

Seit dem „Reglement über die verschärfte Bewachung", seit 1881, das zwar nur provisorisch für drei Jahre Geltung haben sollte, aber heute noch, nach über dreißig Jahren, dieselbe „provisorische" Geltung hat, kann die Polizei sozusagen mit jedem Russen anfangen, was ihr gut dünkt. Dies Reglement gibt der Polizei die Möglichkeit, jede beliebige Gegend des russischen Reichs in den Zustand der „verschärften Bewachung" und in den Zustand der „außerordentlichen Bewachung" zu versetzen. Im Zustand der „verschärften Bewachung" befinden sich zur Zeit die Gouvernements: Petersburg, Moskau, Charkow, Kiew, Ekaterinoslaw, die Städte: Odessa, Rostow 2c., d. h. rund dreißig Millionen Russen, also etwa ein Fünftel von ganz Rußland, fast ein Drittel des europäischen Rußlands. Was

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heißt das nun, „verschärfte Bewachung"? Gouverneure und Stadthauptleute dürfen dann selbständig Bestimmungen zur Verhinderung von Ruhestörungen aller Art erlassen und die Uebertretung mit 500 Rubel und bis zu drei Monaten Arrest bestrafen. Wie das mißbraucht wird, sagt das Ministerprotokoll vom 11. Januar 1905: „Nicht weniger häufig sind die Fälle der administrativen Strafbestimmungen im Sinne der Vorschriften über die verschärfte Bewachung sogar dann, wenn sich die Verordnungen der Gouverneure und Stadthauptleute auf Dinge beziehen, die mit der Bekämpfung von Störungen der Staatsordnung nichts zu tun haben, wie z. B. allzu rasches Fahren in den Straßen der Stadt, die Nichtbeachtung sanitärer Vorschriften 2c." Das heißt, daß wild gewordene Gouverneure und Stadthauptleute einen harmlosen Droschkenkutscher, der zu schnell fährt wie einen Staatsverbrecher behandeln, und einen Händler, dessen Nase dem Stadthauptmann nicht gefällt, wenn sein Laden nicht völlig den sanitären Vorschriften entspricht, wie einen angehenden Zarenmörder. Im Zustand der „verschärften Bewachung" kann die Polizei ferner jede Versammlung, auch in Privathäusern, mit Arrest bis zu drei Monaten bestrafen, alle Handelshäuser und Fabriken ohne weiteres schließen, jeder mißliebigen Person den Aufenthalt in bestimmten Gegenden verbieten, überall auch ohne jede Verdachtsgründe Haussuchungen veranstalten und jeden beliebigen Menschen bis zu fünf Jahren unter Polizeiaufsicht stellen u. s. w. Im Zustand der „verschärften Bewachung", in dem sich zur Zeit ein Drittel des europäischen Rußlands befindet, ist eben jeder Russe jeder Polizeiwillkür wehrlos preisgegeben, denn irgend eine Instanz, wo er gegen solche Willkür appellieren könnte, gibt es nicht. Und wer verfügt die „verschärfte Bewachung"? Dieselbe Behörde, die sie ausführt, die Polizei durch ihren Minister, den Polizeiminister.

Daneben blüht noch das Institut der „administrativen Verbannung" ohne gerichtliches Strafverfahren, das ja in der ganzen Welt so berüchtigt ist, daß man hier kein Wort darüber zu verlieren braucht.

Aber das alles genügt der Polizei immer noch nicht. Wie die „allgemeine" Polizei für ihre Zwecke die Hausknechte organisiert hat, so unterstützt die „besondere" Polizei jede Organisation von Rowdies, die sich gegen „Freiheitsbewegung" richtet. So berichtete der Ministerpräsident Stolypin an den Zaren, daß die „Liga echt russischer Leute" in Odessa, deren Ehrenmitglied der Zar ist, und deren Abzeichen er bei Gelegenheit trägt, sich zu 60% aus Verbrecherkreisen rekrutiere, und daß kaum anderthalb Prozent ihrer Mitglieder gebildet genannt werden könne. Der Zar aber antwortete: „Die Liga ist die loyalste aller Parteien und für die Regierung die nütz-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichste. Es wäre angebracht, mit ihr Geduld zu haben und ihr Zeit zu geben, sich zu bessern". Kein Wunder, daß der Polizeichef von Odessa Novitzkij, als einer der Urheber des großen Blutbades vom Oktober 1905 vor Gericht gestellt wurde, an Stolypin telegraphierte: „Es ist für die Polizei unmöglich, erfolgreich gegen geheime Verbindungen anzukämpfen, deren Führer den Mitgliedern Straflosigkeit für ihre Verbrechen zusichern". Der Minister des Innern wäscht dann seine Hände vor dem Ministerpräsidenten in Unschuld. Die Regierung schiebt die Schuld auf die Nebenregierung. Die Nebenregierung appelliert an den Ministerpräsidenten im Ton des Gekränkten und Machtlosen. Auf diese Weise wird der nichtrussischen Welt mit Erfolg Sand in die Augen gestreut, und die Vernichtung aller liberal gesinnten und gebildeten Elemente des Reichs kann ungestört weiter gehen. Das ist für den Dschingischan stets die Hauptsache, mag er nun einen Mongolenbart tragen oder in einer Polizeiuniform stecken. Alles andere kommt für ihn daneben überhaupt nicht in Betracht.

Balkanglossen

Von Freiherr von Stetten

Vatikanisches

Der Vatikan hat mit Serbien ein Konkordat geschlossen, welches dem bisherigen Protektorat des doch auch genügend „katholischen" Oesterreich-Ungarns über die Katholiken Neuserbiens, ein Ende macht; die politische Wirkung liegt auf der Hand. Gleichzeitig hat sich der Papst von einem ad hoc nach Rom gegangenen, albanischen Bischof serbischer Abstammung, überzeugen lassen, daß die Heerfolge der katholischen Malissoren und Mirditen für den preußischen Ketzerfürsten ein Unrecht an Albanien bilde. Und so ist eine vatikanische Parole an den albanischen Klerus ergangen, die sich unverblümt wieder gegen Wien kehrt. Nun kann man sich auch die zweideutige, militärische Haltung der katholischen Hilfstruppen der fürstlichen Sache erklären. Denn sonst sind ja Malissoren und Mirditen nicht so, wenn es sich um Abschuß und Sippenfehde gegen Mohammedaner handelt. Der Vatikan treibt damit den Fürsten aus dem Land und kommt wieder einmal „politisch". Das „päpstliche" Wien muß sich natürlich den Streich gegen sein Werk gefallen lassen. Der Vatikan rief, der Page lief.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß Fürst Wilhelm zum Opfer fallen dürfte, wäre ja zu ertragen. Er beging von Anfang an den schweren Fehler, sich nicht „über die Parteien" zu stellen. Brachte er es schon nicht zuwege, die mohammedanische Mehrheit von seiner Objektivität zu überzeugen, so mißlang ihm ebenso gründlich, die ultramontanen Bedenken der katholischen Minderheit zu überhöhen. Ein „Schwankender" eignet sich gewiß nicht zur Führung eines halbwilden Volkes.

Hingegen dürfte man nicht so leicht über zwei andere Folgewirkungen hinwegkommen. Daß Albanien bei erledigtem Thron wieder zum gefährlichen Ansatzpunkt für Gelüste böser Nachbarn würde, vielleicht in weiterer Folge einen neuen Balkankonflikt zeitigen könnte, ist nicht auszuschließen. Wenn auch die internationale Kontrollkommission schon auf das Stichwort wartet, um die Regierungsgewalt prompt zu übernehmen. Alle Einrichtungen, die sich auf sogenanntes Einverstehen der Mächte stützen, bleiben erfahrungsgemäß verdächtig.

Die zweite Erfahrung, daß der Vatikan skrupellos — wenn es der Ausschüttung einer Kirchendividende gilt — auch gegen die Politik der katholischen und überkatholischen Staaten vorgeht, was sich auch andere Länder als nur Oesterreich-Ungarn gut merken sollten, ist zwar uralt, wird aber an einem klassischen Beispiel lehrreich aufgefrischt ....

Groß-Serbien

Wenn es eines Beweises bedürfte, daß die Taktik der russischen Politik unverändert die „alte" geblieben ist, Flankenangriff vom Balkan aus gegen den Dreibund — wäre er in der unter russischer Patronanz zusammengebrachten Verschmelzung der beiden serbischen Staaten, Serbien und Montenegro, erbracht. Die russische Balkanpolitik hat sich nicht irre machen lassen, dadurch, daß ihr während der letzten Kriege die Oberleitung der Operationen aus den Händen glitt, Bulgarien ausprang, Serbien durch Oesterreich von der Adria ferngehalten wurde und Rumänien die Aufteilung der Beute vornahm. Nun hat die russische Diplomatie denn doch den Rahmen für ein Groß-Serbien geschaffen. Das zu hindern, das Um und Auf der Wiener Ballhauspolitik ausmachte.

Das „Wie" dieser Union ist im Vergleich zur Tatsache fast bedeutungslos. Die beiden Staaten sollen ihre Souveräne behalten. Dagegen Militär, Finanzen und Aeußeres gemeinsam werden. Und Serbien kommt über Montenegro hinweg, an die adriatische Küste. Serbiens Lohn für seine russischen Satrapendienste.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn sich nun auch das allezeit geduldige Oesterreich über eine Begegnung mit der serbischen Flagge in seinen Wässern, hinaussetzt, bedeutet dieser Zusammenschluß des Serbentums zweifellos eine Gewichtsverschiebung im Kräftestatus des ganzen Balkans. Empfindlich für Alle. Für Bulgarien in erster Linie, Griechenland und Albanien keineswegs genehm und für den Hüter des Bukarester Friedens, Rumänien, geradezu verletzend. Der serbische Großstaatswillen wäre an sich ja noch zu ertragen. Aber Rußland arbeitet nicht für die schönen Augen eines Karageorgewitsch oder Nikita. Dieses angebahnte Groß-Serbien soll ein Stück Rußland werden. Ein Kreisabschnitt des Zirkels, mit dem Oesterreich-Ungarn von der Dreibundskraft abgekreist werden soll.

Die Politik kennt keine Sentimentalitäten. Jedoch das Zusammentreffen dieser serbischen Verstärkung mit dem tragischen Geschehnis von Serajewo, muß in der ganzen Kulturwelt ein bitteres Gefühl auslösen. Wäre die Mordtat lediglich ein Akt einiger verworrener, geisteskranker Fanatiker, und nicht das logische Ergebnis der maßlosesten Hetzstimmung, könnte man dem wuchtigen, nationalen Streben des Serbentums auch in der Außenwelt einiges Interesse entgegenbringen. Der Kontakt eines Teils der serbischen Intelligenz mit dem abscheulichen und widersinnigen Racheakt, hat das serbische Ansehen auf lange hinaus verscherzt und — beschmutzt.

Im politischen Kalkül des Dreibundes wird der russische Erfolg zur Förderung eines zukünftigen Groß-Serbiens — aber immerhin auf der Verlustseite zu buchen sein.

Der „neue Kurs" in Baden

Von Otto Ernst Sutter (Karlsruhe)

In politischem Betracht ist die dieser Tage geschlossene Session des badischen Landtags so verlaufen, wie man das bei einer ruhigen und sachlichen Beurteilung des Ausgangs der letzten Wahlen hat voraussehen können.

Eine konsequente liberal-demokratische Politik läßt sich auch im badischen Parlament nur mit einer sicheren Linksmehrheit durchführen. Zahlenmäßig haben zwar die Linksparteien in der Zweiten Kammer mit 39 von 73 Sitzen noch immer die Majorität. Aber eben nur zahlenmäßig! Eine sichere Linksmehrheit, die von einem gemeinsamen, Parteiunterschiede

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im rechten Augenblick überbrückenden festen Willen zum entschiedenen Kampf gegen jegliche Reaktion getragen ist, eine solche Linksmehrheit ist die gegenwärtige Mehrheit der Linken im Landtag nicht. Nämlich: die nationalliberale Fraktion umschließt neben wirklich liberalen Männern auch einige Mitglieder, die ihre Wahl der Wacker-Taktik, also der wirksamsten ausschlaggebenden Hilfe von rechts, verdanken. Man hat diese stark nach rechts neigenden Elemente als „nationalliberale Großblockgegner" bezeichnet. Sie haben zwar bei der Wahl des Kammerpräsidiums ihre Stimmen einem Präsidium der Linken gegeben und damit dem Geistlichen Rat Wacker, dem Vater jener unglaublich raffinierten und überaus skrupellosen Taktik, durch deren Anwendung sie gewählt sind, Enttäuschung und bitteren Kummer bereitet. Allein, Herr Wacker durfte sich später trösten — dieser Trost mag ihm jetzt, da Rom gegen ihn angeht und seine Schrift gegen den Integralismus auf den Index gesetzt hat, besonders wohltuend sein — er bekam im weiteren Verlauf der Session reichlich Gelegenheit, sich über die durch seine Taktik in die nationalliberale Fraktion hineingewählten „Großblockgegner" zu freuen. Den Umfall der nationalliberalen Fraktion in der Frage der Münchener Gesandtschaft buchte der Zentrumsgewaltige doch wohl als einen Erfolg. Daß aus der nationalliberalen Fraktion heraus eine Stimme für die Einführung des Religionsunterrichts in der Fortbildungsschule laut wurde und andere ähnliche Erscheinungen erfüllten die Zentrumspfarrer landauf und landab mit hoher Befriedigung ....

Es hieße Vogelstrauß-Politik treiben, wollte man leugnen, daß die „Großblockgegner" der nationalliberalen Fraktion diese nicht nur in ihrer Bewegungsfreiheit einengten, sondern sie auch nach rechts drängten und damit die Durchführung einer Linkspolitik erschwerten und vielfach gänzlich vereitelten.

Den neuen Verhältnissen, wie sie in dem zahlenmäßigen Erfolg der Rechten bei den Wahlen — Klerikale und Konservative hatten auf dem letzten Landtag 29, und haben auf diesem 34 von 73 Sitzen — und in der moralischen Mehrung ihres Einflusses durch die Stärkung des rechten Flügels in der nationalliberalen Fraktion zum Ausdruck kamen und kommen, hat die Regierung in vollem Maße Rechnung getragen. Sie hat weidlich über die Gefährlichkeit der Großblockpolitik und die Staatsgefährlichkeit der Sozialdemokratie gejammert — wobei sie bei jeder Gelegenheit versicherte, sie stehe über den Parteien .... Wohl noch auf keiner Session ist einem badischen Ministerium so oft und so herzlich der Beifall der rechten Seite der Volkskammer zuteil geworden wie auf der eben geschlossenen. Das sagt genug! Herr von Bodman begründete die ablehnende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stellung der Regierung gegenüber dem Proporz, der von den Linksparteien nachdrücklich gefordert wird, auf preußische Art: es könnte der Sozialdemokratie nützen, deshalb — und so weiter. Herr Dr. Böhm, der Unterrichtsminister, bekannte sich als „Nicht-Anhänger" des Dissidentenparagraphen im Schulgesetz (der bestimmt, daß Kinder, die einer Religionsgemeinschaft nicht angehören, gegen den Willen des Vaters zum Besuch des Religionsunterrichts nicht angehalten werden können). Warum hätte da die Rechte nicht jubeln sollen!....

Wie wird es weiter gehen?

Im Herbst des nächsten Jahres wird der Landtag wieder einberufen werden und bis in den Sommer 1916 tagen.... Im Herbst 1917 aber haben die Wähler wieder das Wort. Sie können sich dann zum „neuen Kurs" im Lande äußern.

In den Studierstuben der Zentrumspfarrhäuser und in den Herrenzimmern der klerikalen und konservativen Adelssitze vertieft man sich mittlerweile in die Wahlstatistik von 1913, stellt Berechnungen an und überlegt, wie die Wacker-Taktik auszubauen und zu verfeinern sei, damit sie in drei Jahren noch erfolgreicher angewendet werden könne als im vergangenen Herbst....

Ob 1917 die Großblocktaktik wieder in Aktion treten wird?

Das Prophezeien überlassen wir denen, die an derlei Spaß haben. Das aber muß heute schon gesagt werden: liegen in drei Jahren die Verhältnisse wieder so, wie 1913, 1909 und 1905, dann verdiente das badische Volk eine r e g e l r e c h t e schwarz-blaue Mehrheit im Landtag, wenn es sich nicht sollte entschließen können, zu d e m Mittel zu greifen, mit dem es dreimal schon die machtlüsterne Reaktion aller Schattierungen um den letzten Sieg gebracht hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die schweizerische Landesausstellung in Bern

Von C. A. Loosli

Wenn man die Eidgenossen nach dem Bilde, welches ihre Landesausstellung bietet, beurteilen wollte, so müßte man ihnen gegenwärtig ein vorzügliches Zeugnis ausstellen. Sie wissen das und sind, übrigens mit Recht, nicht wenig stolz darauf. Allerdings tragen verschiedene Momente dazu bei, welche außerhalb ihres Könnens lagen. So vor allen Dingen der geradezu ideale Ausstellungsplatz. Der erstreckt sich über einen Kilometer, dem längst durch seine Schönheit bekannten Bremgartenwald entlang. Man hat das Gefühl, in eine raffiniert eingebaute Siedelung zu treten, deren lebendig farbige Folie der prächtig grüne und stämmige Wald bildet. Zum andern ist das Ausstellungsterrain nicht flach, wie wir es sonst zu schauen gewohnt sind, sondern weist erhebliche Niveaudifferenzen auf, die den malerischen Reiz der Gesamtanlage wesentlich erhöhen.

Das ist eines! In der Architektur ist ebenfalls die größte Verschiedenheit festzustellen. Wohl wurde die gesamte Anlage nach einem einheitlichen Generalplan gebaut, allein, für die einzelnen Ausstellungsgebäude arbeitete jeder Architekt nach seinem Gutfinden und Geschmack. Man darf den Bauleuten das Zeugnis nicht versagen, daß fast ausnahmslos jeder sich die größte Mühe gab, sein Bestes zu bieten. Noch vor zwanzig, nein, vor zehn Jahren noch wäre eine so gute Ausstellungs-Architektur in der Schweiz nicht denkbar gewesen. Man war bei uns an den Ecole des Beaux-Arts-Stil gewöhnt, an die schlecht-französische Zuckerbäckerei. Hier findet man davon nur noch ganz vereinzelte Exemplare, ebenso wie die sklavischen Nachäffereien der modernen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wiener- und Münchener Ausstellungs-Architektur selten sind. Es zeichnet sich allgemach eine einheitliche und bodenständige Schweizer-Architektur, eine Art baulicher Renaissance, auch in den Ausstellungsbauten. Geradezu vorzügliche Sachen haben die Architekten Karl Indermühle (Kirchliche Kunst und Heimatschutz) und Otto Ingold (Kunstgewerbe, alkoholfreies Restaurant und Raumkunst) geschaffen. Der erstere, indem er nach vorhandenen, urschweizerischen Bauformen etwas Harmonisches und Ganzes gestaltete, der zweite, indem er mit feinem Geschmack und tiefer künstlerischer Einsicht vor allen Dingen einen Zweckbau schlechtweg schön löste.

Der Inhalt der Ausstellung? — Ja, da wäre viel zu berichten. Vorzüglich vertreten sind unsere Qualitäts-Industrien, namentlich die Maschinen- und die Textil-Industrie, dann ferner die Milch-Industrie und die Kunst. Letztere zwar mit dem Vorbehalt, daß sie, die gegenwärtig arg Geschmähte, ruhig noch rassiger und erwählter hätte vertreten sein dürfen. Man fühlt zu sehr, daß im Hinblick auf die Landesausstellung die Jury dem Publikum gegenüber allzusehr zu Zugeständnissen geneigt war, ohne übrigens den Zweck zu erreichen, denn so haben unsere wackeren Eidgenossen noch gar nie getobt.

Summa summarum: Ueberall da, wo der Schweizer mit konkreten und meßbaren Werten zu rechnen hat, wo es sich um lukrative Nützlichkeitsfragen handelt, da hat er ganz vorzüglich ausgestellt, da ist er mustergültig und da bekundet er auch ein tiefes Verständnis für die Arbeit der anderen Fakultäten.

Ueberall da dagegen, wo er sich mit ideellen Werten abfinden muß, da herrscht Unsicherheit, Zagen, und bei der Masse das schönste Banausentum in Reinkultur.

Die Ausstellung zeigt uns nicht nur, wo wir vorzüglich sind, sie zeigt uns namentlich auch, wo wir noch der Durchbildung und der Erziehung bedürfen, wo sich unsere Anschauungen noch nicht zu einem Charakterbewußtsein stabilisiert haben. Die Kunst ist dabei auf guten Wegen, aber noch nicht am Ziel. Noch bei zu Vielen läßt sich der Stammbaum ihrer Künstlerschaft bis zu den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wurzeln, welche nach Paris, München oder Berlin reichen, allzu deutlich verfolgen.

Schlimmer ist es in der Pädagogik, — die Schulausstellungsräume zeigen ein wahres Chaos der denkbar wirrsten Kulturabsichten und selten sah ich etwas, das mehr redliche Anstrengungen in einem so wirren Durcheinander vereinigte.

Schlimm ist es auch mit all den Industrien, welche in das Gebiet der angewandten Künste hinüberspielen. Als Beispiel nehme ich unsere technisch so hoch entwickelte Uhren-Industrie. Wir fabrizieren die besten Uhren, die feinsten Chronometer und statten sie mit ausgesuchter Geschmacklosigkeit aus. Selten stößt man auf eine schöne, rassige, ästhetisch auch nur einigermaßen befriedigende Arbeit. Die Guillochage hat das Uhrgehäuse verteufelt, wie die Autotypie die Illustration banal gestaltet hat.

Am schlimmsten ist es mit den Erzeugnissen der oberländischen Holzschnitzerei, welche sich unbewußt und stolz auf ihr unbestreitbares technisches Können, bei jedem Kulturmenschen durch ihre Ausstellung endgültig das Grab schaufelte. Die Herren sind Virtuosen! Sie haben es zu Stande gebracht, das Holz so charakterlos naturalistisch zu bearbeiten, daß es ebenso gut Alabaster, Metall oder Stein sein könnte. Schade um das prächtige technische Vermögen!

Sehr gut dagegen steht es um die schweizerische Lithographie. Die ist materialbewußt geworden und viele der Aussteller haben, abgesehen von ihrem technischen Können auch künstlerisch durchaus keinen Grund, irgend eine ausländische Konkurrenz zu scheuen.

Daß an der schweizerischen Landesausstellung auch der Ackerbau und die Viehzucht eine ganz hervorragende Rolle spielen, braucht eigentlich kaum erwähnt zu werden. Hier kommt einem zum Bewußtsein, mit welcher Zähigkeit und mit welcher Sorgfalt der Schweizer auf den Gebieten schafft, die ihm obliegen, in denen er zu Hause ist und Tradition hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soll ich zusammenfassen? — Die schweizerische Landesausstellung ist eine prächtige Gesamtanstrengung eines kleinen, armen Volkes, die jeden Vergleich aushält.

Die schweizerische Arbeitsbevölkerung, wie sie sich darin spiegelt, zeigt sich als fleißig, gründlich, auf Qualitätsarbeit gerichtet und voller Bestreben, nur das Beste zu leisten. Aber, abgesehen von den eigentlichen Edel-Industrien, der Metall- und Textil-Industrie und der modernen Künstlerschaft auch auf den Gebieten der angewandten Kunst, nüchtern und phantasiearm, nur auf die Nützlichkeit gerichtet.

Der schweizerische Idealismus hat immer einen zahlenmäßigen Hintergrund, an welchem auch die schönsten rhetorischen Laubgewinde nichts zu ändern vermögen.

Der Jungfernpreis

Novelle von Hugo Salus

I.

Das reiche Fräulein Marie Krombholz in Liebenau war wirklich ihr ganzes, recht langes Leben hindurch eine Jungfrau gewesen; und da das Leben nun einmal so eingeteilt ist, daß man nur einen ganz geringen Teil davon jung ist, die ganze übrige Zeit aber alt und später sehr alt, so war sie eben auch viel kürzer eine junge Jungfrau, den größten Teil ihres Lebens aber eine alte Jungfer gewesen. So ist das Leben!

Die Jugend, in der man sein Jungferntum als etwas Selbstverständliches, Mitbekommenes trägt, schwindet wie im Traume und dann kommen die vielen, vielen Jahre, in denen man es wie etwas Erworbenes, Verdienstvolles gegen alle möglichen und eingebildeten Feinde verteidigt, in denen man es mit Bewußtsein, mit Stolz und oft mit Schmerzen und mit dem Gefühl der Zurücksetzung tragen muß als Etwas, das einem nicht geraubt wurde, weil, ach du lieber Himmel!, weil man zu rein und zu keusch war, es sich rauben zu lassen! Dieser Seufzer „Ach du lieber Himmel!“ war allmählich der Inhalt des Jungfernlebens der Marie Krombh-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

holz geworden, diese unverkaufte Ware war ihr größter Schatz und ihre Auszeichnung vor den anderen Weibern Liebenaus und darum wollte sie auch mit ihrem recht einsamen Tode nicht aufhören, die bekannte Jungfrau Marie Krombholz zu sein, und setzte ihr ganzes, schönes Vermögen zum Grundstocke eines Tugendpreises für ganz sichere, auserwählte Jungfrauen aus, einen Marie Krombholz Jungfernpreis, der alle zehn Jahre zu verleihen und mit dessen Verwaltung von der Stadtgemeinde ein eigener Ausschuß zu bestellen war, der unter den Töchtern Liebenaus die richtige, würdige Preisempfängerin zu erwählen und ihr in feierlicher Satzung genau vorgeschriebener Weise den Preis zu überreichen hatte. Diese Spende sollte für ewige Zeiten Jungfer Marie Krombholz-Tugendpreis heißen und sie, die Spenderin — das war ihr begreiflicher Ehrgeiz — in Liebenau unsterblich machen. Unsterblich in Liebenau ....

Jetzt waren die ersten zehn Jahre nach dem Tode der Marie Krombholz vergangen und der erste Tugendpreis fällig. Du lieber Himmel, zehn Jahre sind eine kurze Zeit, wenn man sich für einen Tugendpreis würdig vorbereiten soll und von heute auf morgen kann niemand von einem jungen Mädchen verlangen, daß es eine sichere, verläßliche Jungfer werden solle. Und so war es für den Jungfernausschuß der Stadtgemeinde gar nicht so einfach, eine würdige Preisträgerin ausfindig zu machen. Die jungen Leute von Liebenau hatten schon ein Jahr vorher den größten Spaß mit den Mädchen, wenn sie sie neckend Krombholz-Jungfer nannten. Das Testament hatte seine ganz besonderen Tücken, die Erwählte sollte gerade gewachsen und womöglich nicht häßlich sein, das wäre zu leicht gewesen, und gar zu wohlhabend sollte die Preisträgerin auch nicht sein, so hatte die Jungfer Krombholz bestimmt, wohl weil sie sich vorstellen mochte, daß die reichen Mädchen sich nicht gern vor aller Welt ihre Tugend bescheinigen lassen würden. So hatten denn die dunkelblauen Liebenauer Frühlingsnächte heuer oft flehende und verwirrt vorwurfsvolle Worte gehört, wie: „geh', willst du denn den Jungfernpreis bekommen? Schäme dich!" oder jubelnde, übermütige Dankesjauchzer, zwischen heißen Küssen vorgestammelt: „da hast du einen Jungfernpreis und noch einen!", so daß es dann am klaren Morgen gar manchem Mädchen die Röte ins Gesicht trieb, wenn die Mutter sie fragte, ob sie sich denn nicht um den Preis bewerben wolle und ob sie vielleicht in der Nacht, da sie so lange nicht heimgekommen sei, sich durch Beten und Kasteien darauf vorbereitet habe. Und wenn ein Mädchen einem anderen etwas recht Unangenehmes sagen wollte, so zischelte sie ihr wohl giftig zu: „du Jungfernpreis, du, du verlogener!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und im Sommer hatten die Burschen, unverschämt, wie sie nun einmal sind, bei einem Tanzvergnügen in Martins Wirtschaft „zur Kornblume" eine Preisverteilung mit Strohkränzen vorgenommen und eine Jungfern-Preisträgerin gefunden, bei der man schon allzudeutlich bemerken konnte, daß sie die Preisbedingungen nicht erfüllen könne.

„Wir haben ja auch i h r den Kranz nicht gegeben", lachten die Burschen, als ein allgemeines Halloh ihre freche Wahl bemängelte, „aber, wenn's kein Bub wird, so ist es doch ganz sicher noch eine Jungfer! Der haben wir den Preis zuerkannt!"

So daß, als der Herbst ins Land gezogen kam, sich der Krombholz-Preisausschuß recht bedenklich die Haare krauste, ob er wohl für den Winter noch eine Preisträgerin werde finden können. Als er bei einigen Müttern vorsichtig angefragt hatte, ob sie ihren Töchtern die schöne Summe von tausend Kronen und alles Uebrige nicht gönnen wollten, hatten die sich mit Händen und Worten gegen die Zumutung gewehrt: „was fällt Ihnen denn ein!" hatten sie geantwortet, „wollen sie das Mädel zum allgemeinen Gespötte machen? Die tausend Kronen wären uns schon recht, aber glauben Sie denn, ein junger Bursch möchte unsere Fanny noch nehmen, wenn sie sich ihr Leben lang so etwas müßte nachsagen lassen? Das möchte ich mir aber wirklich anschauen, ob wir uns so was müssen gefallen lassen!"

Die Aussichten für den Marie Krombholz-Jungfernpreis standen also sehr, sehr schlecht!

II.

Draußen in der Liebenauer Vorstadt in einem Krombholzischen Hause, das jetzt dem einzigen Bruder der verstorbenen Jungfrau Marie, dem Junggesellen und Stadtverordneten Wilhelm Krombholz gehörte, in einem Stübchen zu ebener Erde wohnte die Kathi Sommer als Hausmeisterin; sie hielt den Hof und die Treppen des stattlichen Hauses sauber und pflegte das Gärtchen hinter dem Hause, schloß am Abend das Haustor zu und öffnete es in der Nacht ein- oder zweimal im Jahre, wenn aus irgend einem Grunde einer der ordentlichen Hausbewohner sie einmal wecken mußte, um nach Hause kommen zu können. Sie war wohl fünfzig Jahre alt, war früher Köchin in Liebenau gewesen und hatte dann von dem Krombholz Wilhelm die Hausmeisterstelle übertragen bekommen. Ganz Liebenau behauptete natürlich, ganz genau zu wissen, warum just sie für diesen Posten ausersehen worden sei, aber was wußte ganz Liebenau nicht!, und so lebte sie denn in der stillen Vorstadt und kümmerte sich wenig um die anderen Menschen. Wenn der Hausherr einmal sein Haus besuchte, so meldete sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm diensteifrig die paar Neuigkeiten, die vorgefallen sein mochten, sie trug ein sehr bescheidenes und unterwürfiges Wesen zur Schau, weil ohnehin die Leute mit wachsamen Augen jede ihrer Bewegungen bei solch einer Zusammenkunft des Hausherrn mit der Sommer Kathi beaufsichtigten und weil sie den Neugierigen zeigen wollte, wie grundlos ihre verschiedenen Vermutungen waren.

„Ist schon recht", nickte der Herr Stadtrat, „ich bin zufrieden, ich kann mich auf die Frau Kathi" — er sagte immer Frau Kathi und sprach sie nie anders als unpersönlich: „ist die Frau Kathi", oder „hat die Frau Kathi" an, es wäre ihm wohl zu schwer geworden „Sie, Kathi" zu ihr zu sagen — „auf die Frau Kathi kann ich mich verlassen, die wird schon das Richtige getroffen haben!" So daß sie sehr gut mit einander auskamen.

Der Herr Stadtrat war natürlich auch in dem Ausschusse für den Tugendpreis seiner Schwester, so sehr ihn auch seinerzeit das Testament der „verdrehten alten Jungfer" verdrossen hatte und hatte jetzt, da die Vergebung des Jungfernpreises so große Schwierigkeiten machte, Spott und Aerger genug damit auszustehen. Da war es ein großes Glück, daß jetzt im Herbst die Lina Sommer, die Tochter der Sommerkathi aus dem Kloster nach Hause zurückkehrte und daß ihre Mutter sie dem Hausherrn bei seinem nächsten Besuche vorstellte:

„Und das ist jetzt meine Lina, Hausherr!" hatte sie gesagt und ihm das achtzehnjährige Mädchen vorgewiesen, das, mit gesenkten Blicken, scheu und schamüberglüht hinter der Mutter stand, „jetzt ist sie so weit, im Kloster kann ich sie nicht mehr lassen und da wird sie erst einige Zeit bei mir sein und sich dann irgendwo eine Stelle suchen zu Kindern oder sonst was."

Der Hausherr reichte dem verwirrten Mädchen die Hand. „Sie ist ja schon ein ganz erwachsener Mensch!" sagte er staunend, „man sollte so etwas gar nicht für möglich halten!"

„Sie ist halt noch ein wenig klösterlich, Hausherr, Sie müssen schon verzeihen!" sagte die Mutter. „Das wird sich schon mit der Zeit geben. Sie war halt jetzt fast sieben Jahre lang nicht unter Menschen, immer nur im Kloster. Wo hätte ich sie denn auch hingeben sollen?"

„Ist schon recht", sagte da der Krombholz Wilhelm vielleicht etwas rascher, als es sonst seine Art war, und war rasch aus dem Hause getreten. Ob aus Mitleid mit dem armen Mädchen, das seine ledige Mutter nicht hatte bei sich aufziehen können und das sie darum in ein Kloster gesteckt hatte, damit sie dort etwas lerne und sie nichts koste, oder aus Mitleid mit sich, weil er solche Rührseligkeiten nicht vertrug, wer weiß denn; er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ging aber scheinbar sehr in Gedanken in die Stadt zurück und weil er gerade bei seinem Schulkameraden und Freunde, dem Stadtrat Tierarzt Kräutner vorbeikam, hielt er sich gleich bei ihm auf und machte ihm die Mitteilung, daß er nun endlich, es sei höchste Zeit, die Tugendjungfer gefunden habe. Und er erzählte ihm davon, daß die Tochter der Sommer Kathi aus dem Kloster heimgekommen sei und daß sie gewiß die Richtige für den Preis sein werde.

„Unschuldig ist sie sicher! Wie hätte sie denn in dem einsamen Kloster unter den Nonnen ihre Unschuld verlieren können, arm ist sie auch und kurz und gut, Kräutner, schau dir sie einmal an, und dann mußt du mir halt den Gefallen tun und mußt sie in unserem Ausschuß vorschlagen. Denn das wirst du doch einsehen, ich kann doch damit nicht vortreten. Die möchten sich schön das Maul zerreißen, wenn ich selbst damit kommen wollte!"

Und, kurz und gut, der Kräutner schaute sich gelegentlich die Sommer Lina an, er sagte der Kathi kein Wort über den Jungfernpreis, er stellte in der Sitzung den Antrag und, da die Preisrichter froh waren, endlich die Jungfrau gefunden zu haben, stimmten sie alle zu, „schon damit das Geld in der Familie bleibt!" tuschelten sie einander augenzwinkernd zu, daß es der Krombholz Wilhelm nicht hören konnte, und luden einfach die Sommer Kathi mit der Lina Anfang Dezember zu einer bestimmten Stunde aufs Rathaus. (Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling

An Dalarnes*) Jugend

Von dem Bauern-Dichter Karl Larsson i. By.

Noch ist Winter, doch rings im Schweden-Land
liegt alles und harrt auf Frühlingskräfte:
Die Kräfte, die aus des Eises Band
erlösen des Lebens siedende Säfte.

Und war der Winter auch nie so schwer,
lag nie der Schnee so lastend auf Erden —
jetzt naht der Frühling. Wir sehnen ihn her
und messen am Steigen der Sonne sein Werden.

*) Dalarne ist eine Provinz in Mittelschweden, die fast nur von Bauern bewohnt ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er regt sich, Kameraden, — ein junger Held
und stark wie keiner und Leben
und Jugend sind ihm als dem König der Welt
zum Prunkgefolge gegeben.

Kameraden vom Berges- und Elfenland,
seht Ihr nicht, wie Schweden wartet und schmachtet,
wie, gebunden vom drückenden Wintersband,
es heimlich nach Frühling und Freiheit trachtet.

Es wartet auf u n s, die der Frühling wir sind:
Auf uns Jungen und unsere Kräfte.
Das Blut, das in unseren Adern rinnt,
gibt dem Lande die besten und reichsten Säfte.

Die Alten denken so müd und so schräg,
wenn sie große Fragen verdrehn und verwischen,
der Alten Sinn ist trüb und träg,
man muß ihn mit Jugend mischen.

Unser Land ist arm an Männern von Wert,
an großen Gedanken und stolzen Taten.
Kommt, laßt uns ihm geben, wonach es begehrt!
Genug der Worte und Phrasen, Kameraden!

Kameraden, seht hier meine warme Hand
vom Pochen der Pulse erbeben!
Die Lust, zu dienen dem Vaterland
strömt durch Puls und Herzschlag wie Wogenheben.

Und ergreift meine Hand eine andere einmal,
und findet mein sehnender Mut einen zweiten,
so ziehn wir hinaus im Maimorgenstrahl
das Reich der Zukunft still zu bereiten.

(Uebersetzt von Friedrich Stieve.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Wort über Brunetière

Sein Testament ist nun erschienen. Drei Bände: „La littérature française classique". (Delagrave, Paris). Er hatte die Vorarbeiten eben begonnen, er wollte die Entwürfe eben sammeln und zu einer Einheit binden, er konnte es gerade noch mit dem ersten Band — „De Marot à Montaigne" — und er starb dann mitten drin, 1907. Sein — etwas schwerfälliger — Schüler René Doumic besorgte den Abschluß der drei Bände.

Die können nicht anders sein als etwas Unvollkommenes: man sieht gleich, daß es sich um gesammelte Essays handelt, zu denen ein Fremder die Zusammenhänge gab. Wir brauchten aber eigentlich doch nur diese anschließenden Seiten uns wiederum hinauszudenken. Und wir haben dann also Brunetière vor uns, Ferdinand Brunetière, dem man übrigens vor kurzem, ein paar Jahre schon nach seinem Tode, ein Denkmal errichtet hat. Für Sainte-Beuve steht, so viel ich weiß, noch kein Denkmal da. Aber es gibt auch viele, die den andern höher stellen, als Sainte-Beuve. Daß er repräsentativer war, wird man ruhig sagen können. Und es ist auch meist so, daß die Repräsentanten zuerst ein Denkmal bekommen.

Er wollte immer objektiv sein, er war aber ein Pessimist; und so wirken die Repräsentanten am raschesten: wenn sie Pessimisten sind und objektiv sein wollen. Sein Pessimismus war wirklich echt und sehr bitter; auch sein Wille zum Unpersönlichen war echt und er machte eine große Schule durch, um ihn zu härten. Aber ich glaube, daß er in beidem nicht die ganze Ueberwindung erreicht hat: man wird in mancher Schrift — zum Beispiel gleich in den „Wegen des Glaubens", seinem andern Testament, das er auch nicht zu Ende schrieb, das aber auch niemand für ihn zu Ende schreiben könnte — einen Drang zur Freude seh'n; und in fast jeder einen durchaus persönlichen Menschen fühlen, der, mit allen Nerven beteiligt, da denkt und schreibt, angreifend, überredend, höhnend, lachend, jubelnd. Sein Urteil war im Grunde so persönlich, daß er sich manchmal schon selbst angreifen mußte und überreden. Das hat ihn, nehme ich an, dazu geführt, über die Kritik sozusagen auch gleich die Kritik zu schreiben; wir haben jedenfalls neben Taines keine so gute Theorie und Geschichte der Kritik, wie in der Brunetièreschen „Evolution des genres".

Ich glaube auch, daß bei ihm das eine das andere begründete und auch wieder in Grenzen einschloß: er hätte ohne den Pessimismus nie objektiv werden können und Lemaitre sagte: „On sent bien, que son amour de l'action et son grand courage le defendent seuls du nihilisme pur." Wir könnten an Stelle von „amour de l'action" eben den Willen, einen sozusagen eingelernten Willen zur Objektivität setzen.

Das ist auch sehr merkwürdig bei ihm: er war ein unbedingter Konservator der Tradition und er war ein liberaler Entwicklungstheoretiker. Er setzte sich leidenschaftlich dafür ein: festzustellen, daß alles Entwicklung sei. Er hatte seine großen Tage, wenn er in einem ganz kleinen Motiv die Grundquelle einer gewaltigen Idee herausfinden konnte. Er suchte immer die gewaltigen Ideen, nicht, um sie noch weiter hinaufzubauen, sondern um sie sozusagen rückwärtig aufzubauen: und die Spitze seiner Pyramide war nach unten gekehrt, wie ein Keil in die Erdmasse eindringend und aufwühlend, tief, bis diese Spitze der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittelpunkt ist und von allem der Anfang. Man könnte auch sagen: sein Aufbauen sei ein Abhüllen gewesen, bis zum Kern hin; nur darf man nicht glauben, daß Brunetière so analysierte, wie es die Heutigen gern machen: die eher zersetzen, als aufdecken. Nein, er suchte nur den Kern und baute dann wieder alles fest. Er suchte den Kern einer Entwicklung, um die oberen Flächen zu begreifen: ihren Anfang also, ihre Natur.

Wenn man ihn repräsentativ nennt, muß man immer gleich hinzufügen: daß er das nur seinem Talent zu verdanken hat. Er wurde Mitglied der Akademie, Lehrer an der Sorbonne, Herausgeber der „Revue des deux mondes": und er hatte nicht einmal die École normale gemacht. „Ce n'est pas en suivant une filière, que j'arriverai" sagte er. Man kann auch wirklich finden, daß es ihm gelungen ist. Er hatte jene Stellen gerade eingenommen, die man nur erreichen kann, wenn man die akademischen Grade Schritt für Schritt hinaufsteigt. Besonders in Frankreich.

Er war sehr klein und sehr hager, Bellesort, der eine kleine Biographie geschrieben hat (Plon, Paris) nennt ihn „presque chétif". Er war aber immer sehr gepflegt und elegant. Das charakterisiert ihn gleich gut: „Wir haben drei Jahre zusammen gelebt, in der gleichen Wohnung, wir haben täglich am selben Tisch gegessen und waren sehr befreundet und ich habe ihn nie in Pantoffeln gesehen", erzählt Bellesort. Er konnte sehr erwärmen, dabei sah es immer so aus, als wenn er selbst kalt und unbeteiligt wäre. Aber er hatte breite, gutangelegte Gesten, wenn er sprach. Seine Stimme konnte außerordentlich klingen. Einer, der zu seinen Hörern zählte, sagte: daß er diese tiefe und wieder klare Stimme immer noch im Ohr habe; und daß jener Brunetière nie ganz besitzen könne, der ihn nicht auch hört, wenn er ihn liest. Das ist aber sehr äußerlich und wird schon nicht so zu Brunetière passen. Es sieht sonst so aus, als wenn er ein großer Rhetor gewesen wäre. Das war er aber nicht, man merkt das schon an seinen Büchern, die man sehr oft wiederlesen kann, immer etwas dazulernend. Aber die Bücher der Rhetoren liest man gerade einmal, und man erfährt nur das, was man schon weiß. Man lernt nie etwas dazu. Denn die Rhetoren sind meist arm und Brunetière war reich. Sein Reichtum sind seine Einfälle und man findet auch in diesen drei starken Bänden über die klassische Literatur große Einfälle. Man muß nur sehr genau achtgeben, wo Brunetière aufhört und wo Doumic anfängt. Doumic weiß gewiß sehr viel, aber er ist kein guter Schriftsteller. Brunetière war, von allem ganz abgesehen, schon ein ausgezeichneter Schriftsteller an sich, wie Sainte-Beuve, von allem ganz abgesehen. Er war nur ein kleinerer Mathematiker, als Sainte-Beuve, das ist alles. Sainte-Beuve hatte sich bei Comte ausgebildet, ich möchte sagen: er hat bei Comte gelernt, wie man die Empfindungen gut einsystematisieren kann. Brunetière stand ziemlich kalt Comte gegenüber, Brunetière war überhaupt gleich kalt, wenn die Materialisten kamen.

Er verehrte Bossuet, und er liebte Pascal. Theodor Tagger

Hektor Berlioz' Erinnerungen

Jedermann weiß, daß der Komponist der „symphonie phantastique" ein stark literarisches Talent war, nicht nur in der Musik, aber seine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schriften sind trotzdem in Deutschland fast nur bei Musikern bekannt. Das literarische Hauptwerk, die „Lebenserinnerungen", ist jetzt zum erstenmal in einer ziemlich wohlfeilen, einbändigen Ausgabe deutsch erschienen, übersetzt von Hans Scholz, im Verlag Beck in München.

Der phantastische Mensch und romantische Charakter, der eine Oper über Benvenuto Cellini geschrieben hat, zeigt in seinen Memoiren, die glänzend geschrieben sind, manche Züge von Verwandtschaft mit dem italienischen Kraftmenschen, an Leidenschaftlichkeit und mißtrauisch eifersüchtigem Selbstbewußtsein, jedenfalls steht er ihm nicht nach; nur ist er ebenso romantisch wie jener naiv war. Sein Buch zu lesen ist ein großer Genuß, auch für Leser, die nicht Musikkenner sind. Die Scholz'sche Uebersetzung ist recht gut und, was wichtig ist, vollständig.

Der große Pate der modernen Orchestertechnik wird auch als Schriftsteller fortleben. Da außerdem sein Leben nicht nur psychologisch interessant, sondern voll äußerer Bewegung und Abenteuerlust war, gehören seine Erinnerungen zu den fesselndsten Künstlerbekenntnissen, die wir haben.

Ein paar Sätze als Stilproben:

„Es ist ebenso vergeblich und gefahrvoll für einen fremden Willen, dem meinen entgegenzuarbeiten, wenn ihn Leidenschaft beseelt, als zu glauben, man könne die Explosion von Schießpulver durch Druck verhindern."

(Ueber die Wiedergabe von Orchesterwerken auf dem Klavier): „Das Klavier ist für die Instrumentalkomponisten eine wahre Guillotine, mit der Bestimmung, alle vornehmen Köpfe abzuschlagen, wobei allein der Pöbel nichts zu fürchten hat."

„Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich im katholischen Glauben erzogen wurde. Diese Religion hat, seit sie niemand mehr verbrennt, viel Liebenswürdiges und ist mein Glück gewesen, sieben volle Jahre; obgleich wir seit langem uneins geworden, habe ich ihr doch immer eine sehr zärtliche Erinnerung bewahrt."

Hermann Hesse

Sturm von Gestern

Die Kritik gerät schon außer sich, wenn es nur in einem Buche rumort. „Ha .... ein Genie." Es ist aber gar nicht wahr, denn nach einiger Zeit spricht die Kritik längst von zehn neuen Genies und hat ihr altes vergessen. Wer spricht noch vom „Tunnel?" Wer spricht in zwölf Stunden noch von „Ich bin das Schwert?"

Die Gründe sind jetzt nicht zu erörtern. Es soll nur über das Buch der Frau von Nathusius das Notwendigste gesagt sein.

Ein geschwollenes Angriffsbuch. Emphatisch werden „Eigenheiten" eines Teiles jener zurückgebliebenen Schicht, die uns regieren will, festgestellt. Ohne Witz und ohne Satire hat die Schriftstellerin eine Taschenausgabe von Ibsen für den Adel gemacht, aber was sie über den Adel sagt, stand längst für ewig-menschliche Zeiten im „Simplizissimus", das Gemeinmenschliche unterscheidet sich gar nicht von den Klagen über das Bürgertum. Sie sagt es oft im Tone einer Groschenbuchschreiberin und macht es einem schwer, weiterzulesen. Nietzsche wird in der Gartenlaubengegend angesiedelt, mit Kringelchen und Kränzelchen verziert und götzenhaft umtanzt. Sobald der „Heldin" etwas passiert, wird gleich aus Zarathustra deklamiert und Klavier gespielt.

Die Vorgänge sind fast Kolportage allerschlimmster Art. So unangenehm

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es zu sagen ist, ich dachte beim Lesen manchmal an Sudermanns Magda. Eine Frau will mehr leben als erleben, macht sich aber allerlei „Hohes" vor und kommt nicht heraus, sich selbst zu „erklären". (Dabei lohnt es sich gar nicht.)

Großartig, wenn sie ausruft, sie wolle „landesübliche Ansichten über Bord werfen". Wie die Magda.

Helmer erscheint als adeliger Kientoppschurke und treibt „liebeswütig" sein „verruchtes Wesen".

Kein Kritiker hat geäußert: künstlerisch kann diese Frau gar nichts, gestaltet nichts, hastet Schwulst hin, spektakelt, bringt auch nicht einen guten Zug, ist oft vom Menschlichen sehr fern und hat gleich Angst, es klinge lächerlich, wenn sie wirklich einmal etwas Besonderes sagt. Man ist nicht über die Bücher dieser Frau, sondern nur über ihr Dasein froh. Es ist schön, daß sie als Mensch nicht in Reihe und Glied treten und das Letzte sagen will. Aber als Schriftstellerin sagt sie gar nicht das Letzte und tritt in Reihe und Glied. Diese Frau ist fähig, etwas zu erleben, aber schwach, Eindrücke festzuhalten. Und sie betrachtet einen Stand, aber gar nicht die Welt. Sie ist über Manche ihrer Schicht hinausgeschritten, aber gar nicht über die meisten fortgeschrittenen Schriftsteller. Sie kann nur von gedankenlosen Kritikern gelobt werden, die entweder selbst noch von Gestern sind oder sich geschmeichelt fühlen, weil Jemand vom Adel ihre Ansichten teilt. Ihr Wert ruht im Dasein, nicht im Können.

Kurt Kersten

Albert Haueisen

Aus einer halben Verborgenheit ist der badische Maler Albert Haueisen nun mit einer Ausstellung von mehr als hundert Bildern vor die Oeffentlichkeit getreten; die Galerie Moos in Karlsruhe war die Vermittlerin.

Man hat mit etwas lauten Worten den Propheten einer neuen Kunst in ihm angekündigt. Dieses ist er nicht. Aber warum gerade ein Prophetentum verlangen, kann er nicht auch ohne das ein trefflicher Entwicklungsfaktor sein? Und das ist er. Nicht nur weil er den Farbenkult des französischen Impressionismus in sich aufgenommen und selbständig verarbeitet hat, sondern weil er ein Künstler der reinen Form ist, wie kaum ein zweiter unserer Tage.

Sein Entwicklungsweg läuft parallel zu dem Adolf Hildenbrands. Thomaschüler und lange Zeit ein getreuer Diener seines Herrn. Das hat ihm seine zeichnerische Grundlage gegeben, aber auch eine gewisse kompositorische Befangenheit: immerhin eine vorzügliche Schule. Dann ist seine Entwicklung seicht, mehr ruhig fließend, der Fluß hört auf, es kommt in ihm zu einer koloristischen Revolution. Die Farbe, ein Kunstfaktor, der dieser Schule zuerst sekundär erscheint, ergreift ihn mit aller Wucht. Er erkennt neben der Linie, der plastischen Form, das Spiel des Lichtes und der Farben. Die Franzosen waren vielleicht die Erreger dieser inneren Revolution — jedenfalls aber treibende Motive. Es ist die Zeit, in der Haueisen zum „Proteus" wurde, die Zeit, in der er alle „Rezepte" nicht nur in sich aufnahm und verarbeitete, sondern auch auf der Leinwand auslebte. Jahre stiller, intensiver Arbeit folgen. Erst allmählich liest man wieder auf Ausstellungen seinen Namen und staunt über erst kleine, wundervolle koloristische Stücke — Stilleben, Landschaften. Die nächste

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phase bringt ihm das Problem des Nackten in Licht und Farbe. Diese ist noch nicht abgeschlossen, was er erreicht, zeigt er jetzt in Karlsruhe. Er hat genug getastet und gesucht, hat sich eine sichere, fabelhaft flüssige Farbtechnik errungen. Was man hier sieht an landschaftlichen Motiven, an Aktstudien in unzähligen Variationen, trägt den Stempel feinster formalen und koloristischen Könnens.

Eines jedoch vermißt man: Inhalt. Ihn, den Thomaschüler, mußte die Farbe derartig ergreifen, daß er zunächst alles vergaß unter koloristischen Experimenten. Daß hier für ihn nur formale Motive in Betracht kommen, ist selbstverständlich.

Allein trotz dieser starken Formbegabung wartet das Inhaltliche, der Stoff noch auf Haueisen. Es ist unmöglich, daß ein Künstler der Farbe und des Lichts mit so feinen Sinnen im Formalen stecken bliebe. Wenn Haueisen — was man abwarten muß — vom Inhaltlich-Stofflichen ebenso ergriffen wird wie vom Formalen und noch einmal eine (ebenso fruchtbare) Revolution nun des Inhaltlichen durchlebte, dann wird man ihn „Führer" und „Reformator" nennen können.

Hermann Leopold Mayer

Aphorismen

Wer seine Krankheit liebt, wird seine Aerzte hassen.

Nach der Vertreibung aus dem Paradiese sagte Adam zu Eva: Ich habe in den sauren Apfel beißen müssen.

Von zwei Politikern: Sie stießen mit ihren Köpfen so hart aufeinander, daß die Welt hohl erklang.

Es gibt große Diplomaten, die geniale Gedanken aus dem Aermelkanal schütteln.

Ein Bild: der Fortschritt, rüstig vorwärtsschreitend auf dem Holzweg.

Stimmungsbericht. Im Parlament herrschte Ruhe vor dem Sturm im Wasserglase.

Theodor Reik

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterläßt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Dollar in Mexiko

Von Friedrich Glaser (Washington)

Die Amerikaner haben sich unendlich viel zugute getan auf ihre Leistungen in Vera Cruz. Sie haben verlotterte Straßen gesäubert und ein barbarisches Gefängnis — keine Erfindung der Mexikaner, sondern ein Vermächtnis der Spanier — ausgeräumt und desinfiziert. Das ist gewiß verdienstlich und lobenswert, aber es ist nur eine Seite des Amerikanismus in Mexiko. In Vera Cruz kehren sie die Reste des europäischen Despotismus ins Meer hinaus, über den Rio Grande aber zieht währenddem schon die ganze Unflätigkeit des amerikanischen Kapitalismus und in New York spritzt der Schlamm hoch und die Stänkerei ist ärger als in den drei Jahrhunderten ungereinigten Kerkerzellen von San Ulloa.

Während sich am Niagara die drei südamerikanischen Republiken bemühten, die Unabhängigkeit Mexikos zu retten, suchte man in New York nach neuen Mitteln, um sie zu gefährden. Mit dem zusammenschrumpfenden Popanz Huerta und der Kränkung der amerikanischen Flagge war nichts mehr zu machen. Die dürftige Begeisterung, die man aus dem Zwischenfall in Tampico zu fabrizieren wußte, war längst verraucht. Man brauchte eine Steigerung, man suchte nach Skandal. Eine gewandte Seele schlüpfte nächtens durch das Oberlicht über der Bureautür des Washingtoner Anwalts der mexikanischen Konstitutionalisten und räumte die Fächer seines Schreibtisches aus. Dann druckte man den Inhalt von Schiebfach und Papierkorb in großen und kleinen Lettern in einer New Yorker Zeitung, die seit Monaten die bewaffnete Intervention der Vereinigten Staaten in Mexiko herbeizuführen sucht, und Herr William Randolph Hearst von der gelben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Presse, der überall dabei ist, wo es raucht und riecht, tutete die großartige Entdeckung in seinen Blättern in New York, Chicago und San Franzisko aus.

Es war wieder einmal als habe man die Büchse der Pandora geöffnet, als strömte alle menschliche Uebelrede wie eine Krankheit aus dem Munde dieses Volkes, das das Wort „Reinheit" tagtäglich auf der Zunge hat. Die wilsonfreundlichen und die wilsonfeindlichen Blätter belegten sich mit Kosenamen und die Interventionspresse suchte nachzuweisen, daß die mexikanische Politik des Präsidenten hoffnungslos bloßgestellt sei. Denn die Konstitutionalisten, die Herr Wilson bisher begünstigt habe, hätten nur mit Wall Street konspiriert und die angeblich von den idealsten Motiven erfüllte Politik des Präsidenten und seines Staatssekretärs habe in Wirklichkeit nur die Befehle des big business ausgeführt. Petroleum und Eisenbahnen machten die mexikanische Politik der Union und Herrn Bryans Friedenstaube trage einen Dollarschein statt eines Oelzweigs im Schnabel. „Es tritt klar zutage", so schrieb eine Zeitung, „daß die „Interessen" weitaus die größte Verantwortung tragen für die rivalisierenden Banden mexikanischer Patrioten und daß Präsident Wilson geduldig zuschaut, ohne den inneren Zusammenhang dieser Geschehnisse zu verstehen".

Wenn in Amerika ein Skandal entsteht, so geschieht dies in der Regel, damit ein noch größerer Skandal verhütet werde. Die wirklichen Absichten des amerikanischen Kapitals verschwinden dann wie der Tintenfisch in der Druckerschwärze der Beschuldigungen. In dem vorliegenden Falle verfolgten die Kreise, welche eine Annexion Mexikos wünschen und betreiben, eine doppelte Absicht. Einmal sollte die Politik des Präsidenten verdächtigt werden. Zweitens wollte man die mexikanischen Konstitutionalisten, die augenblicklich wenigstens die Möglichkeit in Händen halten, in einem unabhängigen Mexiko geordnete Zustände herbeizuführen, die aber andererseits nicht an einem Uebermaß von Einigkeit leiden, noch weiter auseinander bringen. Indem man den Präsi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denten verdächtigte, veruneinigte man zugleich die Führer der Konstitutionalisten in Mexiko. Die Gelegenheit war zu günstig. Amerika ist das Land der Opportunitäten. Man benützt nicht nur Gelegenheiten, sondern man schafft sie, wenn sie nicht da sind.

Ob es indessen gelingen wird, Carranza und Villa durch diese angeblichen Enthüllungen noch mehr zu entzweien als sie schon entzweit sind, erscheint nicht allzu wahrscheinlich. In der Interventionspresse stand natürlich viel zu lesen von dem großen Eindruck, den die Veröffentlichung der Verhandlungen Carranzas mit amerikanischen Kapitalisten auf den radikaleren Villa machte. Aber einmal stand Carranza als großer Landbesitzer ohnehin schon nicht immer im besten Rufe bei dem radikaleren Flügel der mexikanischen Konstitutionalisten, die eine weitgehende Agrarreform wünschen, und dann ist ihm bis jetzt weiter nichts nachgewiesen worden, als daß er durch jenen Anwalt in Washington, einem bekannten Spezialisten in süd- und mittelamerikanischen Revolutionen, in Verbindung mit amerikanischen Unternehmern stand, die ihre Interessen in dem von den Konstitutionalisten dominierten Gebiete zu schützen wünschten. Villa und Carranza werden sich also durch diesen Versuch, sie noch weiter auseinander zu bringen, kaum noch mehr entzweien lassen. Sie kennen einander ohnehin schon gut genug, um sich nicht zu lieben. Natürlich sollten sie sich sagen, daß ihnen durch ihre Streitigkeiten der nahezu schon sichere Sieg wieder entwischen kann und daß sie möglicherweise die letzte Chance der Unabhängigkeit Mexikos verlieren, aber Ehrgeiz, Eifersucht und Eigensinn sind so starke Triebkräfte des menschlichen Herzens, daß es kaum mehr des Dazwischentretens des amerikanischen Dollars bedarf, um die vorhandene Zwietracht noch weiter zu vertiefen.

Nicht weniger fraglich erscheint es, ob die Absicht erreicht wurde, die mexikanische Politik des Präsidenten zu verdächtigen. Uebermäßige Bewunderung hat diese mexikanische Politik in den Vereinigten Staaten sicherlich nicht gefunden. Aber man sah doch in der vom Präsidenten beschlossenen Unterstützung der Kon-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stitutionalisten als der aussichtsreichsten Partei eine Möglichkeit für die Union aus dem ganzen mexikanischen Handel wieder mit Ehren herauszukommen. Daß Wilson dieser Haltung wegen in den Kreisen, welche die Annexion Mexikos betreiben und die bewaffnete Intervention der Union befürworten, unter Geltendmachung recht widersprechender Einwände angegriffen worden ist, beweist zum mindesten, daß die, welche die Unabhängigkeit Mexikos unter allen Umständen zu beseitigen wünschen, die Politik des Präsidenten als ihren Wünschen zuwiderlaufend ansehen.

Zuerst wurde der Präsident von der Interventionspresse angegriffen wegen seiner Unterstützung des Agrarprogramms der Konstitutionalisten, die eine Revision der Besitztitel der durch Bauernlegen und sonstige Praktiken teils entstandenen, teils ins Ungeheuerliche vergrößerten Latifundien vornehmen und eine Aufteilung der großen Güter und Staatsländereien in bäuerlichen Kleinbesitz durchführen wollen. Villa begann vor einiger Zeit mit dieser Agrarreform im Staate Chihuahua, indem er jedem erwachsenen Bürger 62½ Acres Land für den Zeitraum von zehn Jahren zuteilte. Bezeichnenderweise wird eine solche Agrarreform in der großkapitalistisch orientierten Interventionspresse der Vereinigten Staaten, die auch sonst in ihren sozialpolitischen Anschauungen ein gutes halbes Jahrhundert hinter der europäischen Tagesmeinung hinterher marschiert, als „sozialistisch, kommunistisch und anarchistisch" angesehen. „Werden die Bürger dieser großen Nation", so fragte beispielsweise ein Wallstreet-Organ den Präsidenten, „willig ihr Blut und Leben dafür hingeben, damit die Gewalten, welche sonst gewöhnlich im Norden des Rio Grande zum Schutz der Rechte des Eigentums verwendet werden, nun im Süden gebraucht werden sollen, um diese Rechte zu zerstören? Der Grund und Boden Mexikos, so belehrt man uns feierlich in Washington, ist ungleichmäßig verteilt. Ist er irgendwo gleichmäßig verteilt? Wenn der Frieden Mexikos von Expropriierung abhängt, werden die Tannenbaums, Bouck Whites und Becky Edelsons — die Namen von bekannten New Yorker

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anarchisten — unseres eigenen Hinterhauses irgend eine andere Lösung für die Ungerechtigkeit und Unbilligkeit gegenwärtiger Zustände erblicken können als die Expropriierung und Verteilung allen Eigentums?" Und ein anderes Blatt ähnlicher Tendenz schreibt über die Politik des Präsidenten: „Er schlägt vor, das Land von denen zu nehmen, die gesetzlich und rechtmäßig in seinen Besitz gekommen sind, um es unter die landlosen Massen zu verteilen. Würde er in unserem Lande versuchen, was er für ein anderes Land, in dessen innere Angelegenheiten er sich einmischt, plant und fordert, so würde er sich sofort seiner Versetzung in den Anklagezustand oder einer Revolution gegenüber sehen".

Indessen scheinen diese gleichen Zeitungen, die vor wenigen Wochen noch Herrn Wilson agrarkommunistischer Absichten beschuldigten, mittlerweile eingesehen zu haben, daß diese angebliche Enthüllung der sozialistischen Anschauungen des Präsidenten, seiner mexikanischen Politik eher Sympathien gewann als Abneigung zuzog. Denn man hat ihn nun von genau dem entgegengesetzten Standpunkt aus angegriffen. Nachdem die Enthüllung seiner sozialistischen Anschauungen nicht den erhofften Aufschrei der Entrüstung gebracht hatte, versuchte man ihn als Begünstiger des großen Kapitals bloßzustellen. Aber auch diese Anklage scheint nicht zu verfangen. Was man dem Präsidenten vielleicht mit größerem Erfolg vorwirft, ist die Frage, warum er sich überhaupt in die mexikanischen Verhältnisse eingemischt habe. Die „New York World", die die Sache des Präsidenten durch alle Wechselfälle seines mexikanischen Abenteuers hindurch getreulich verteidigt hat, verglich Herrn Wilson mit Abraham Lincoln und die von letzterem erkämpfte Emanzipation der Neger mit der Befreiung der hörigen Landarbeiter Mexikos durch Woodrow Wilson.

Der Vergleich hinkt nicht nur hinsichtlich der Verschiedenheit der Persönlichkeit der beiden Präsidenten, sondern auch vor allem in dem Punkte, daß die Emanzipation der mexikanischen Peons erst noch durchgesetzt werden muß. Der Präsident hat sich kürz-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich über die Notwendigkeit der Befreiung der Massen in Mexiko und die Mittel zu ihrer Durchsetzung ihrer Freiheit geäußert und man hat darin eine Ankündigung der mexikanischen Politik des Präsidenten für den Fall des Fehlschlagens seiner auf die Konstitutionalisten gesetzten Hoffnungen erblickt. Er erklärte, daß jede freiheitliche Bewegung von unten aus dem Volke komme und daß bisher jede Forderung von Ordnung in Mexiko eine Forderung zugunsten des ancien régime in Mexiko „für die Aristokraten, das investierte Kapital und für die Leute, die gerade für die gegenwärtige Unordnung in Mexiko verantwortlich sind" bedeutet habe. „Sie wollen Ordnung — die alte Ordnung", sagte der Präsident, „aber ich sage, die alte Ordnung ist tot. So wie ich meine Aufgabe sehe, habe ich, soweit ich dazu imstande bin, die bestehenden Zwistigkeiten beizulegen, damit die neue Ordnung, die sich auf Freiheit und Menschenrechte gründen muß, in Kraft treten kann." Der Präsident deutete bei dieser Gelegenheit an, daß wenn eine amerikanische Intervention erfolge, sie von so langer Dauer sein werde, bis Mexiko völlig reorganisiert sei.

Vorläufig ist es noch die Aufgabe der Konstitutionalisten, sich mit den übrigen Parteien in Mexiko über eine Reorganisation der Regierung und die Inangriffnahme des Agrarprogramms zu einigen. Wird ihnen diese Aufgabe gelingen, so ist die Unabhängigkeit Mexikos gerettet, werden sie scheitern, werden namentlich die Konstitutionalisten nach allen ihren bisherigen Erfolgen selber wieder in Faktionen aufbrechen, die sich möglicherweise noch gegenseitig bekriegen, so scheint allerdings kein anderer Ausweg mehr zu bleiben, um Ruhe und Ordnung in Mexiko herbeizuführen, als die Intervention der Vereinigten Staaten mit bewaffneter Hand. Dann wird der Augenblick kommen, in dem sich der Idealismus des gegenwärtigen Präsidenten und die praktischen Interessen mancher seiner Landsleute noch schärfer gegenüber stehen werden als dies schon gegenwärtig der Fall ist. Dann wird es sich zu entscheiden haben, wer mächtiger sein wird, der Präsident, der die Streitkräfte der Union nach Mexiko sendet,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder die großen Interessen, die im Schatten dieser Streitkräfte marschieren werden.

Die Enthüllungen der amerikanischen Interventionspresse, die die Einigung der mexikanischen Parteien verhindern und dem amerikanischen Volke Sand in die Augen streuen sollten, sind nur ein Vorspiel von dem, was folgen wird, wenn erst einmal die amerikanische Intervention begonnen hat. Gewiß, man wird die Reste spanischer Bureaukratie und den feudalen Großgrundbesitz hinwegfegen, man wird die mexikanischen Städte sanieren, die mexikanischen Peons befreien und die mexikanischen Banditen aufhängen. Aber bis alles das geschehen ist, werden Jahre vergehen, ein anderer Präsident mag im Amt sein und die Union mag für die Befreiung der Peons in Mexiko nicht Ruhm, sondern Rechte fordern. Präsident Wilson hat eine Intervention der Union in Mexiko einen Krieg im Dienste der Menschheit genannt. Aber die Interessen, welche die Politik der Vereinigten Staaten schließlich bestimmen, werden diese Intervention nicht als im Dienste der Menschheit, sondern als in ihrem Auftrag erfolgend betrachten. Die Quertreibereien der letzten Wochen können die Befürchtung nicht beschwichtigen, daß der Dollar schließlich stärker sein wird als die Menschheit. Die Peons aber, die heute noch hoffnungsvoll den Versprechungen ihrer Führer lauschen, werden dann nicht ohne Verwunderung statt der bürokratisch-feudalen Peitsche plötzlich die Geißel des amerikanischen Kapitalismus auf ihrem Rücken fühlen.

Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die beiden Frankreich

Von W. Francis (Paris)

ie beiden Deutschland — das ist seit zehn Jahren ein französisches Modethema. Das Deutschland der blauen Blume, das Land Goethes und Beethovens und das Deutschland der Kasernen und Fabrikschlote, das Land Bismarcks und Krupps. Wir zucken über eine solche Gegenüberstellung die Achseln und wittern dahinter die Absicht, uns politisch wieder in Rheinbunds-Armseligkeit zurückzuwerfen. Indes, wir müssen zugeben, daß man uns auch anderswo nicht für sehr liebenswürdig hält. Am Ende ist das ja auch nicht die erste Aufgabe eines Staates, den Schwerenöter zu spielen. Mit der „Weltpolitik" ist überall eine gewisse Ruppigkeit zur Herrschaft gekommen und die Byron, Dickens, Mill würden vergeblich in den Spalten der „Daily Mail" nach dem alten Gentleman suchen, der einst auf der Insel den Ton angab. Und nun gar Frankreich selbst! Die furchtbaren Erfahrungen des Kriegsjahres erklären manches. Aber mußte denn wirklich der Geist der Taine, Quinet, Michelet, Renan, Sainte-Beuve aus dem Lande der Revolution ganz und gar fliehen? Mußte das von Renan angekündigte „Panböotiea" über Frankreich so früh hereinbrechen? Wir glauben: es ist mit Frankreich ebenso wie mit Deutschland. Es wohnen zwei Seelen in seiner Brust; nur ist die eine verschüchtert und vermag mit ihrer schwachen Stimme nicht das gellende Geschrei der anderen zu unterbrechen. Das alte Frankreich ist ebenso wenig tot wie das alte Deutschland. Jemand — ein Franzose — hat einmal berechnet, daß im heutigen deutschen Reich vielleicht noch zwei tausend Männer des alten, Goethe'schen Stils zu finden wären — verloren in einer Horde erfolgberauschter, raubgieriger,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grobsinnlicher Barbaren. Sollten es nicht doch ein paar mehr sein? Und wieviel Franzosen gibt es, die neben dem „Matin" und dem „Paris-Sport" auch noch einmal im Musset blättern, den „Candide" genießen oder sich in Lamennais versenken? Deutschland kennt vom heutigen Frankreich nur die große Pariser Presse, die durchweg chauvinistisch ist; dann noch einige Boulevardschwänke und Romane von Prévost oder Ohnet. In Paris besucht der Fremdling einige Rauchtheater-Promenoirs und Nacht-Bars. Die Berichterstatter deutscher Zeitungen sind gehalten, so zu schreiben, wie es die Richtung ihrer Blätter erforderlich macht. Der Pariser Chauvinismus muß in knalligen Farben an die Wand gemalt werden, um den deutschen Chauvinismus zu rechtfertigen. Die in Berlin sitzenden französischen Journalisten machen es ebenso, wo nicht schlimmer. So sieht der deutsche Leser nur das Frankreich des Zapfenstreich-Radaus, der Straßbourg-Kundgebungen, des Barthou-Militarismus. Und der französische Leser glaubt, daß alle Deutschen Jagows, Forstners, Reuters sind.

Deshalb sind stets Ereignisse mit Freude zu begrüßen, die unzweideutiges und unbestechliches Zeugnis für die verdunkelte Wahrheit ablegen. Solche Ereignisse waren die Wahlen vom 26. April und 10. Mai, die Baseler Besprechungen, der Sturz des von der nationalistischen Elysée-Kamarilla vorgeschobenen Ministeriums Ribot. Ja, es gibt außerhalb der inneren Pariser Arrondissements, in denen die Barrès, Berry und Bienaimé den Ton anschlagen, außerhalb der Sekte der Königskamelots und Adlerjünglinge, außerhalb der Revancheliga und der Akademie, außerhalb der mit falsch verstandenem Bergsonismus, Talmi-Katholizismus, romantisch aufgeputzten „Traditionalismus" kokettierenden Großbourgeoisie noch ein anderes Frankreich, das noch nicht im Sinn des famosen „neuen Geistes" d. h. der Wiederauflage des Boulangismus das Vermächtnis der großen Revolution schmäht, noch nicht mit Voltaire, Rousseau, Condorcet, Danten fertig ist. Die Pariser Politikmacher, die nur immer die Welt der Boulevards vor sich sehen und nach dem Geschrei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der sogenannten großen d. h. von der Hochfinanz ausgehaltenen Presse regieren wollen, sind am 12. Juni einmal wieder unsanft aus ihren chauvinistischen Fieberträumen geweckt worden. Wenn Poincarismus, Briandismus, Barthouismus und wie die Decknamen für den heutigen Nationalismus heißen, ganz abgewirtschaftet haben werden — was ohne Zweifel in nicht allzu langer Zeit der Fall sein wird — können die Erben der Männer wieder zu Wort kommen, die in der ersten französischen Republik im Laboratorium der kommenden Vereinigten Staaten von Europa saßen. Heute hat der Rausch auch helle Geister umnebelt. Männer wie Lavisse, die vor zehn bis fünfzehn Jahren noch Verständigung predigten, treten heute trommelwirbelnd für einen kriegerischen Dreibund Frankreichs, Englands, Rußlands gegen Deutschland ein. Schriftsteller wie Paul Adam, Prévost, Lavedan, Bourget sind heute unter die Hetzer gegangen. Nur wenige freie Geister halten den Kopf hoch über die Schwaden dieses Nationalismus, dessen Patriotismus nach der sarkastischen Formel Voltaire's gebildet scheint: er besteht nämlich nur im Haß des Vaterlandes der Anderen d. h. heute: der Deutschen. Aber die Anatole France und Boutroux sind noch da, um die großen Menschheitsgedanken der Philosophen und Dichter des Frankreich von 1789, 1830, 1848 in bessere Zeiten hinüberzuretten. Die Mirbeau, Descaves, Margueritte halten dieser heuchlerischen chauvinistisch-rückwärtselnden Bourgeoisie den Spiegel vor und für so und so viele Zeitungen und Zeitschriften, die sich der Reaktion verkaufen, entstehen neue junge Streiter, die die Fahne der Menschenrechte wieder in die Hand nehmen: die Blätter der Mehrheitsparteien d. h. besonders auch die radikalen, enthalten sich jeder Verunglimpfung oder Herausforderung Deutschlands, die sozialistische „Humanité" ist heute in ihrer neuen Gestalt eins der lesenswertesten französischen Blätter geworden. Das Abendblatt „Bousset Rouge" sucht mit gutem Willen nach dem Ausmaß seiner schwachen Kräfte der durchweg nationalistisch-bonapartistisch-progressistischen Nachmittagspresse entgegen zu treten. Die „Droits de l'Homme"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind, mit dem alten „Courrier Européen" vereint, neu herausgegeben. Und neben den Dutzenden von Schriften und Büchern, die nur zum Zweck der Aufwühlung alten Hasses geschrieben sind, finden wir doch auch noch in den Auslagen der Buchhändler Werke, die zur Einsicht und Mäßigung mahnen. Leichter als andere Völker lassen sich die Franzosen auf Irrwege verlocken, leichter als andere Völker sehen sie aber auch ihren Irrtum ein und nehmen wieder Vernunft an. Was wollen die Schreihälse beim Zapfenstreich und am Straßbourg-Denkmal sagen? Sie machen heute nicht mehr Frankreich aus. Das wahre Frankreich hat weder in der Boulangerzeit, noch 1905, noch 1911 die Gelegenheit benutzt, den Revanchekrieg zu beginnen. Was auch die Führer des Neu-Nationalismus mit der dreijährigen Dienstzeit und der finanziellen Unterstützung der russischen Kriegsrüstungen im Schilde führen mögen, das französische Volk sieht im Wehrgesetz des vergangenen Jahres nur eine Verteidigungsmaßregel gegen den so gefürchteten deutschen Angriff. Die ewigen Anpöbelungen und Herausforderungen Deutschlands in der Presse vom Schlage des „Matin", „Echo", „Liberté", „Libre Parole" — von den kleinen Kläffern ganz zu schweigen — ja, sind sie vom französischen Volk ausgegangen? Ganz gewiß nicht. Diese Unanständigkeiten werden nur für die Pariser Boulevards geschrieben — und zwar oft genug von Leuten, deren Wiege sehr fern von der französischen Grenze stand.

Die französischen Ministerien haben noch niemals etwas für die bessere Gestaltung des Verhältnisses zu Deutschland getan, so hören wir sagen. Erstens stimmt das nicht ganz: sowohl Rouvier wie Caillaux zum Beispiel hatten in dieser Beziehung Pläne, die weiter gingen als den Berliner maßgebenden Stellen paßte. Von der Aera Ferry und Hanotaux wollen wir hier gar nicht einmal reden. Was haben denn aber die Herren der Wilhelmstraße für die Annäherung getan? Mit Telegrammen, Schiffseinladungen, Armbändern für reisende Theaterdamen macht man keine Politik. Frankreich ist nicht ein kleines Mädchen, das sich mit Bonbons

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abfinden läßt. Oder sollten Tanger und Agadir von Frankreich als Einladung zu einer Extratour mit Deutschland aufgefaßt werden? In einem Staat, in dem das Parlament so mißachtet wird wie im deutschen Reich, kann die Volksvertretung leider nicht als entscheidend angesehen werden: aber trotzdem fragen die Franzosen mit Recht: was hat denn der Reichstag bisher für eine Verständigung mit Frankreich getan? In der letzten französischen Kammer gehörten 343 Mitglieder der Interparlamentarischen Friedensvereinigung an, dazu von 300 Senatoren 168; im deutschen Reichstag aber nur 67. Die französischen Lehrer sind in ihrer erdrückenden Mehrheit Kriegsgegner und Freunde der deutsch-französischen Annäherung. Dieselbe Erscheinung finden wir in fast allen Klassen der Unterbeamten. Und wo wollen wir denn sonst das „Volk" suchen, wenn nicht hier, in der Arbeiterschaft, dem kleinen und mittleren Bürgertum, der Departements, den Bauern und Pächtern? Dieses Volk hat bei den Wahlen und am 12. Juni seine Stimme erhoben. Diese Stimme verdient nicht nur in Frankreich d a u e r n d beachtet zu werden, sondern in ganz Europa und besonders in Deutschland. Der französische Sozialismus hat die Förderung der Annäherung ganz besonders jetzt sich zur Aufgabe gemacht. Fast kein Bezirksfest mehr ohne eine Kundgebung für den deutsch-französischen Frieden. Die zur zweitstärksten Partei des Parlaments angewachsene sozialistische Fraktion eröffnete die Parlamentstagung mit einem Manifest, in dem vor allem für die Annäherung an Deutschland eingetreten wird. Hat Deutschland einen Mann von der Bedeutung eines Anatole France aufzuweisen, der sich nicht scheut, im Auslande Reden für die deutsch-französische Entente zu halten? Was will es demgegenüber sagen, wenn Antoine in Berlin nicht spielen kann, weil ihm bei seiner Heimkehr sonst von den Königskamelots und anderen patriotischen Jünglingen der Hals umgedreht würde? Wenn eine Kaiserbüste, die freilich nicht bloß künstlerisch, sondern auch politisch wirkt, von der reaktionären Salonleitung zurückgewiesen wird?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der englische Geschichtsphilosoph Bodley, korrespondierendes Mitglied der Akademie, beklagte jüngst das Schwinden des französischen Idealismus. Auch dieser sonst gute Kenner französischer Dinge, hat eben nur die Pariser nationalistische Bourgeoisie und ihre „goldene Jugend" im Auge. Aber die von Agathon, Henriot, Riou und Anderen verherrlichte Jugend ist eben nicht die Jugend Frankreichs. Was spielen selbst unter den Pariser Studenten die nationalistisch-monarchistischen Maulaufreißer für eine bescheidene Rolle. Sollten nicht die Zeiten eines Renan wiederkehren können, der Deutschland seine Geliebte nannte, eines Michelet, der in Sadowa den Sieg der demokratischen Landwehr über das Berufsheer verherrlichte, eines Taine, der Goethe'schen Geistes voll war, eines Sainte Beuve, der noch 1869 vorschlug, das für die Rüstungen geforderte Geld lieber für eine französische Akademie in Berlin und eine deutsche Akademie in Paris zu verwenden, um die „beiden ersten Nationen" der Welt sich in ihrer geistigen Auslese zu nähern. Noch 1897 konnte aus einer Rundfrage, die die Monatsschrift „Mercure" über Elsaß-Lothringen und die französische öffentliche Meinung veranstaltete, ersehen werden, daß fast die gesamte intellektuelle Jungmannschaft in Sedan ein „geschichtliches Ereignis wie Waterloo" und im „Frankfurter Frieden etwas wie den Vertrag von Utrecht" sehen gelernt hatte. Warum ist das alles anders geworden? Liegen hier nicht lediglich Mißverständnisse vor, oder Wirkungen, verursacht durch die Fehler der beiden Regierungen? Sollte niemals wieder die Zeit kommen, wo ein Lamartine eine Marseillaise des Friedens anstimmt? Sollte niemals ein Goethe gehört werden, der es ablehnte, ein Volk zu hassen, dem er einen so großen Teil seiner geistigen Bildung verdankte und der „den Nationalhaß als Merkmal einer niedrigen Kulturstufe" brandmarkte?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

IV.

Die Juden-Gesetzgebung

ehalten wir noch ein wenig das „russische Geläut" im Ohr, erinnern wir uns an das Wachtmeister-Niveau des „Zarski Listok", und vergessen wir nicht, wie der russische Dschingischan gegen die gesamte Intelligenz wütet, weil er sie als Revolutionäre ausgibt, auch wenn sie nichts weiter wollen denn eine konstitutionelle Monarchie. Dann befinden wir uns in der richtigen Verfassung, um die russische Juden-Gesetzgebung zu verstehen, diesen modernen malleus maleficarum, den es nirgends mehr auf der Welt zum zweiten Male gibt.

Die Grundlagen dieser Gesetzgebung datieren aus der Zeit Alexander II. Danach besaßen alle Juden, die russische Untertanen waren, das Wohnrecht in den 10 polnischen und in 14 angrenzenden Gouvernements. Das erscheint auf den ersten Blick gar nicht wenig. Das Bild verändert sich aber, wenn man weiß, daß Rußland rund 90 abgeschlossene Verwaltungsbezirke (Gouvernements und Provinzen) zählt. Schon damals besaß also das Gros der Juden nur in etwa einem Viertel Rußlands das Wohnrecht. Aber damals wurde es mit diesem Gesetz noch nicht sehr genau genommen, und die Polizei drückte beide Augen zu. Für ganz Rußland besaßen offiziell nur vier Kategorien von Juden das Wohnrecht. 1. Die jüdischen Kaufleute erster Gilde samt ihren jüdischen Geschäftsangestellten und ihrem jüdischen Hauspersonal. Kaufleute erster Gilde aber sind solche Kaufleute, welche jährlich 800—1000 Rubel Handelssteuer zahlen. 2. Juden, die eine Hochschule absolviert haben, jüdische Pharmazeuten, Apothekergehilfen, diplomierte Zahntechniker, geprüfte Feldscherer, jüdische Hebammen und jüdische Studenten. 3. Jüdische Handwerker und Handwerkslehrlinge während der Lernzeit. 4. Jüdische Soldaten nach ihrer Dienstentlassung. Es gibt auch noch eine 5. Kategorie, die bis auf den heutigen Tag alle nur wünschenswerte Bewegungsfreiheit im ganzen heiligen Rußland besitzt, die aber stets schamhaft verschwiegen wird, die Kategorie der Prostituierten, die der Russe gerne „gelbe Damen" nennt, weil die Polizei ihnen ein gelbes Ausweis-

Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

papier ausfertigt. Dieser Beruf gilt der Polizei offenbar als eine besonders zuverlässige Stütze ihres Systems, denn er ist unter allen Berufen derjenige in Rußland, der relativ am wenigsten polizeilichen Chikanen ausgesetzt ist.

Seit dem Jahre 1882 erfahren nun die „Grundlagen" der Juden-Gesetzgebung immer seltsamere Auslegungen durch die Erläuterungen des Petersburger Senats, der höchsten Instanz russischer Gesetzauslegung. Die Tendenz, den Juden das Leben in Rußland zur Tortur zu machen, wird immer offenkundiger und nimmt immer krassere Formen an. Daran hat das Oktobermanifest Nikolaus des II. vom Jahre 1905 nichts geändert. Der finstere Geist Pobedonoscews geht um und scheint wirklich nicht früher Ruhe finden zu können, als bis der Zustand erreicht ist, der Pobedonoscew als Idealzustand vorschwebte: daß nämlich ein Drittel der russischen Juden getötet werden soll, und das zweite Drittel zur Auswanderung gezwungen werden, damit dann der Rest, gegen zwei Millionen, von hundert Millionen Russen assimiliert werden kann, ohne daß die russischen Lämmer dabei Schaden nehmen an ihrer Seele. Ganz möchte nämlich sogar Pobedonoscew die Juden nicht missen. Der wirtschaftliche Ruin Spaniens redet eine gar zu eindringliche Sprache.

Seitdem Alexander III. den Thron seiner Väter bestieg, häufen sich die „Gesetze auf allerhöchsten Befehl", die Verfügungen der unterschiedlichen Ministerien und die Gesetzeserläuterungen des Senats, die sich mit den Juden befassen. Sie sind in diesen dreißig Jahren zahlreich geworden wie Sand am Meere, so daß sich dicke Bücher damit füllen ließen. Es gibt allein über 2000 Senatserläuterungen zu dieser Gesetzgebung. Wir können hier also nur einiges besonders Charakteristisches herausgreifen.

Am 30. Januar 1882 bestimmte der Finanzminister, daß außerhalb des Ansiedelungsrayons jüdische Handwerker nur dann Wohnrecht haben, wenn in ihren Werkstätten nur mit Handmaschinen gearbeitet wird. Sonst seien sie nicht Handwerker, sondern Fabrikanten und auszuweisen. Aber auch innerhalb des Ansiedelungsrayons ist unter Handwerk nur eine Beschäftigung zu verstehen, die Handarbeit erforderlich macht. Wenn also jüdische Handwerker nicht außerhalb des Ansiedelungsrayons ihres Wohnrechts und innerhalb des Ansiedelungsrayons ihres Berufs verlustig gehen wollen, dürfen sie sich unter keinen Umständen die maschinellen Fortschritte moderner Technik nutzbar machen. Ein Schmied, der sich nicht mehr nur des Handblasebalgs bedient, wäre damit kein Schmied mehr, sondern ein Fabrikant. Das ist Unsinn? Nun, aus Moskau wurde ein preisgekrönter Konditor ausgewiesen, weil er in seiner Konditorei nicht nur Kuchen verkaufte, son-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern auch Kaffee verschenkte, wie dies in allen Konditoreien der Welt üblich ist. Aber weil er auch Kaffee verschenkte, „kam er seinem Beruf nicht nach" und wurde aus Moskau herausgeworfen. Aus Samara wurde ein Uhrmacher ausgewiesen, weil er auch Uhrketten verkaufte, die er nicht selbst gemacht hatte. Man könnte hundert Beispiele solchen „Unsinns" anführen.

Auf Beschluß des Ministerkollegiums vom 28. Januar 1884 wird die jüdische Handwerksschule in Schitomir, die rein von jüdischem Gelde unterhalten wurde, geschlossen. Warum? „In den Städten und Flecken des südwestlichen Rayons stellen die Juden ohnehin die Majorität der Handwerker und hemmen damit die Entwicklung des Handwerks unter der „Grundbevölkerung"; eine speziell jüdische Handwerkerschule ist daher mangels einer solchen bei der christlichen Bevölkerung des Rayons eine überflüssige Waffe in den Händen der Juden zur Ausbeutung der Grundbevölkerung."

Am 14. März 1884 kommt die „Erläuterung" des Senats heraus, daß Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Stukkateure, Fuhrleute, Gärtner und Fleischer nicht als Handwerker zu gelten haben, also kein Wohnrechtsprivileg außerhalb des Ansiedelungsrayons besitzen. Nun merken die Handwerkerkammern von Moskau und Smolensk, woher der Wind weht, und nehmen Juden fortan nicht mehr in die Innung auf. Damit sind sie keine Handwerker mehr und können jederzeit nach Polen abgeschoben werden.

Laut Senatserläuterung vom 6. August 1888 wird den jüdischen Handwerkern außerhalb des Ansiedelungsrayons der Kauf von Immobilien verboten. Ein Jahr später dürfen diese Handwerker auch keinen Handel mehr treiben. Ein Uhrmacher z. B., der seine Uhren im Umherziehen loszuwerden trachtet, kann danach ohne weiteres ausgewiesen werden. Er ist kein Uhrmacher mehr, sondern ein Händler. Zu Ende des Jahres bestimmt eine „Erläuterung", daß jüdische Handwerker in Sibirien überhaupt nicht mehr wohnberechtigt sind. 1891 wird dann auch allen jüdischen Handwerkern im Gouvernement Moskau wie in Moskau selbst das Wohnrecht entzogen, was ungefähr 10 000 Familien brotlos machte. 1898 werden durch die „Erläuterung" vom 8. Dezember Fischeinsalzer, Klavierstimmer und Landmesser aus der Kategorie der Handwerker ausgeschlossen. Dazu gesellen sich später noch Tintenmacher, Gummischuhflicker. Was für Sorgen die russische Regierung hat! 1899 geht es den Herstellern von künstlichen Mineralwassern ebenso. Nach dem 6. Oktober desselben Jahres sind jüdische Handwerker in Kurland im übrigen Reich nicht mehr wohnberechtigt. Seit 1908 gehören auch die Setzer nicht mehr zum Handwerkerstand.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum es die russische Regierung so besonders auf die jüdischen Handwerker abgesehen hat? Sehr einfach. Da es ein „privilegierter" Beruf ist, setzten gerade die ärmeren jüdischen Kreise alles daran, Handwerker zu werden. Dies Handwerk will ihnen die Gesetzgebung legen und sie nach Kräften in das elendeste) Proletariat zurückstoßen. Das ist der Regierung denn auch glänzend gelungen, denn die Paupers, die Menschen, die rein auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen sind, machten schon Anfang der neunziger Jahre in der jüdischen russischen Bevölkerung über 20% aus. Das gibt es nirgends wieder auf Erden! In Deutschland z. B. machten die Paupers zur selben Zeit 3,4% aus, in England 2,9% und in Amerika nur 0,14%.

Nicht einmal die jüdischen Hebammen läßt die Regierung in Ruhe, die doch weder übermäßig zahlreich noch auch für den Absolutismus übermäßig gefährlich sind. Laut Senatserläuterung vom 12. September 1894 wird ihnen verboten, ihre Eltern, auch wenn sie alt und erwerbsunfähig geworden sind, bei sich aufzunehmen. Durch eine frühere „Erläuterung" war schon festgesetzt worden, daß Hebammen nur für ihre Person das allgemeine Wohnrecht erworben haben, daß es ihnen jedoch verboten ist, falls ihr Mann das Wohnrecht nicht besitzt, außerhalb des Ansiedelungsrayons ihre Kinder bei sich zu behalten. Und ein allerhöchster Befehl vom 13. November 1897 läuft darauf hinaus, daß Jüdinnen im Gouvernement Moskau überhaupt nicht mehr Hebammen werden dürfen.

Auch die jüdischen Soldaten sind der Regierung ein Dorn im Auge. Zwar hebt sie ihrer so viele aus, als sie nur irgend bekommen kann, durchschnittlich 30% mehr als aus der übrigen Bevölkerung, dafür aber entzieht sie ihnen nach Kräften alle Rechte, welche alle übrigen ausgedienten Soldaten in Rußland haben. Vor allem besaßen alle ausgedienten Soldaten bis zu Alexander III. unterschiedslos das Wohnrecht im ganzen russischen Reich. Für jüdische Soldaten wurden davon zunächst laut Senatserläuterung vom 3. Oktober 1885 alle Dörfer ausgenommen. Wurden die jüdischen Soldaten aber erst nach 1874 ausgehoben, so haben sie glücklich nach dem Zirkular des Ministers des Innern vom 11. November 1885 außerhalb des Ansiedelungsrayons überhaupt kein Wohnrecht mehr und innerhalb des Rayons nur in den Städten und Flecken. Auch dürfen jüdische Soldaten nicht mehr in der Intendantur und auch nicht als Militärschreiber beschäftigt werden. Ebensowenig sind sie noch im Grenz-, Festungs-, Quarantänedienst zu verwenden und überhaupt nicht bei der Flotte, sie sind also Soldaten letzter Garnitur. Entzieht sich nun ein Jude der Aushebung, so ist seine Familie für ihn haftbar und wird zunächst mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

300 Rubel bestraft. Unter Familien sind nicht nur die Eltern, sondern auch die Großeltern und Brüder zu verstehen, also die ganze Blutsverwandtschaft.

Aber was bedeuten all diese Schikanen im Vergleich zu den Gesetzen und Senatserläuterungen, welche den Juden den Zugang zu den allgemeinen Bildungsmitteln, Schulen und Universitäten, nach Kräften erschweren wollen! Wir wissen ja, wie das offizielle Rußland überhaupt über Bildung denkt. Nun, in der Juden-Gesetzgebung konnte es seinen Gedanken ungehindert freien Lauf lassen. Schon 1882 wurde für jüdische Militärärzte im Heer laut Verfügung vom 10. April 5% als Maximum festgesetzt. Warum müssen jüdische Mediziner auch ausgerechnet Militärärzte werden wollen? Das hat einen sehr einfachen Grund. Die Petersburger Kriegsmedizinische Akademie gilt nämlich in ganz Rußland als die beste medizinische Fakultät. Wie aber die Juden schon einmal sind: wenn sie Medizin studieren, suchen sie sich gleich die beste Gelegenheit aus. Sind sie aber erst auf dieser Akademie, so ist der Schritt zum Militärarzt nicht mehr ungewöhnlich. Heute werden sie zu dieser Akademie überhaupt nicht mehr zugelassen. Welcher Beliebtheit sich die jüdischen Militärärzte schon vor dreißig Jahren beim Kriegsministerium erfreuten, geht auch daraus hervor, daß sie laut Verfügung dieses Ministeriums vom Jahre 1882 nur jüdische Burschen halten dürfen, „weil sie auf die christlichen Burschen einen demoralisierenden Einfluß ausüben".

Richtet sich das Jahr 1882 nur gegen die Militärärzte, so kommt es im Jahre 1883 schon besser. Laut „Erläuterung" vom 3. März dieses Jahres haben freie jüdische Universitätshörer in Bezug auf das Wohnrecht kein Privileg. Da es im Ansiedelungsrayon nur zwei Universitäten gibt, Warschau und Odessa, so sind hiermit solche Hörer von allen anderen russischen Universitäten ausgeschlossen. Damit aber auch die rite Studierenden nicht zu kurz kommen, heißt es in einer späteren „Erläuterung", daß die Studenten außerhalb des Rayons nur Wohnrecht am Hochschulort besitzen. Ein kranker jüdischer Student hatte es sich nämlich einfallen lassen, in dem Kurort Jalta Erholung zu suchen. Nun wurde aber Jalta laut Befehl vom 24. Mai 1893 aus dem Ansiedelungsrayon, dem es bis dahin angehört hatte, ausgeschaltet. Vermutlich weil Nikolaus II. dort regelmäßig Herbstaufenthalt nimmt. Der Unglücksmensch von einem jüdischen Studenten wußte das offenbar nicht oder hatte es wieder vergessen. Wer kann auch all diese „Erläuterungen" behalten! Es gibt ihrer ja mehr als 2000! Aus Jalta aber jagte man den kranken jüdischen Studenten

Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

einfach fort; und nachdem dies geschehen war, kodifizierte der Senat diese Tätigkeit durch die eben genannte „Erläuterung".

Das Jahr 1886 brachte dann am 5. Dezember die kaiserliche Verordnung für den Unterrichtsminister, wonach der Prozentsatz für die Aufnahme von Juden an höheren Lehranstalten und Hochschulen fortan für die russischen Hauptstädte nur noch 3% betragen durfte, für die Orte außerhalb des Ansiedelungsrayons 5% und für die Orte innerhalb des Rayons 10%. Da aber im Ansiedelungsrayon naturgemäß nicht selten die jüdische Bevölkerung 30—50% der Gesamtbevölkerung ausmacht, denn die Juden werden ja vom russischen Staat mit aller Gewalt in die Ansiedelungsgebiete hineingetrieben, so bedeutet diese kaiserliche Verordnung einen besonders kräftigen und energischen Fußtritt für die bildungsbeflissene jüdische Bevölkerung. Damals zuerst echappierten die jüdischen Studenten in großer Zahl an ausländische Universitäten, namentlich nach der Schweiz, Paris und Deutschland, um dort, weniger geknebelt, sich ihren Studien zu widmen. Aber sie hatten die Rechnung ohne die russische Regierung gemacht, denn das paßte ihr durchaus nicht. Schon am 26. Januar des nächsten Jahres bestimmte eine Senatserläuterung, daß Juden, die außerhalb Rußlands eine Hochschule absolviert haben, nicht zur privilegierten Klasse der im ganzen Reich wohnberechtigten Diplominhaber gehören, und sich also außerhalb des Ansiedelungsrayons nicht niederlassen dürfen. Außerhalb des Ansiedelungsrayons darf sich ein solcher Jude also überhaupt nicht niederlassen. Innerhalb des Rayons aber natürlich nur nach der Norm der 10%. Aber auch damit war die Regierung noch nicht zufrieden. Das Gesetz vom 8. November 1889 bestimmt, daß für weitere Zulassung von Juden zur Advokatur als Rechts- und Privatanwälte eine Spezialerlaubnis des Justizministeriums erforderlich ist. Für Privatanwälte kommt dann noch eine Spezialerlaubnis des Finanzministers hinzu. In Wirklichkeit heißt dies, daß fortan Juden überhaupt nicht mehr zur Advokatur zugelassen werden. In der Praxis wurde das Gesetz denn auch immer bis auf ganz wenige Ausnahmen in diesem Sinne gehandhabt.

Bis vor wenigen Jahren nun wurde es in praxi mit dem Prozentsatz für die Hochschulen so gehalten, daß die 10% oder 5% oder 3% sich aus solchen jüdischen Schülern rekrutierten, die besonders gute Zeugnisse mitbrachten oder besonders angesehene Väter besaßen. Neuerdings hat man den Modus eingeführt, daß der betreffende Prozentsatz von jüdischen Schülern einfach in Gegenwart von Rektor und Senat *ausgelost* wird. Damit ist das Studium für die Juden glücklich zu einer Art Lotteriespiel geworden. Wer eine Niete zieht, mag er auch der tüchtigste und würdigste

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein, ist ausgeschlossen von der Universität. Wer einen Treffer zieht, darf hinein. Der Ausgeschlossene hat dann nur noch eine Aussicht, wenn sein Vater ein wohlhabender Mann ist. Jeder russische Minister hat nämlich das Recht, auf jeder russischen Universität einen jüdischen Studenten immatrikulieren zu lassen. Ein Vater, der es sich etwas kosten lassen kann, setzt sich also mit dem Privatsekretär eines Ministers in Verbindung, und der Privatsekretär verschafft dann dem Jungen, dessen Vater ihn am besten spickt, die Stelle. Der Preis variiert zwischen 1500 und 2000 Rubel.

Noch grotesker aber wirkte die kaiserliche Verordnung vom 5. Dezember 1886 in den staatlichen und den privaten, aber privilegierten Mittelschulen, die ja auch nur den betreffenden Prozentsatz Juden aufnehmen dürfen. Da bezahlen z. B. die christlichen Väter von drei, vier christlichen Schülern in einer Klasse einer staatlichen Mittelschule irgendwo im Ansiedelungsrayon das Schulgeld nicht, trotz wiederholten Mahnungen nicht. Dann erscheint eines Tages der Klassenlehrer mit bekümmerter Amtsmiene und verkündet, daß die und die christlichen Schüler, weil sie das Schulgeld nicht bezahlt haben, relegiert werden, und daß infolgedessen aber auch gemäß der Norm von 10% ein jüdischer Schüler aus der Schule entlassen werden müsse. Was macht nun der Vater des jüdischen Schülers? Wenn er irgend kann, zahlt er den christlichen Vätern das Schulgeld, damit sein Sohn auf der Schule bleiben kann. Wo anders nennt man derlei Erpressung. In Rußland gehört es zu den Selbstverständlichkeiten. In russischen Zeitungen im Ansiedelungsrayon habe ich häufiger im vorigen Sommer Anzeigen folgenden Inhalts gelesen: „Es können in unserer Schule noch zwanzig christliche Schüler Aufnahme finden. Die privilegierte Mittelschule X. in Y." Das heißt anders ausgedrückt: „Wohlhabende jüdische Eltern werden darauf aufmerksam gemacht, daß in der Mittelschule X. in Y. noch zwei Stellen für jüdische Schüler zu vergeben sind, wenn die jüdischen Väter bereit sind, zugleich das Schulgeld für zwanzig christliche Schüler zu bezahlen".

Aber es war immer noch nicht genug. Außer den vier privilegierten Kategorien und allen bildungsbeflissenen Juden mußte doch auch noch die Hauptmasse der Juden, die nicht unter eine dieser Kategorien fällt, die besondere Fürsorge ihrer Regierung kennen lernen. Das geschah am gründlichsten durch das Gesetz vom 3. Mai 1883. Seitdem ist es allen Juden „bis zur allgemeinen Revision der Gesetze" verboten, sich im Ansiedelungsrayon außerhalb der Städte und Flecken anzusiedeln. Da „die allgemeine Revision der Gesetze" natürlich nie stattfindet, so lange der Absolutismus unumschränkt herrscht, so wird damit die jüdische Bevölkerung einfach vom Land vertrieben und in die Städte und Flecken, d. h. Kleinstädte, zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammengepfercht. Was aber ist ein Flecken, eine Kleinstadt? In dem offiziellen russischen Sammelbuch der städtischen Ansiedelungen sind eine große Anzahl Flecken angeführt, die keine städtische, sondern eine dörfliche Gemeindeverwaltung haben. Sofort waren auch Senatserläuterungen zur Hand, die immer mehr derartige Flecken einfach zu Dörfern degradierten. Damit mußten die Juden auch aus diesen Flecken heraus. Die paar großen Städte im Ansiedelungsgebiet werden immer ausschließlicher die einzigen Wohnstätten für sie, die jüdischen Massen werden immer mehr mit Gewalt proletarisiert.

Aber der Regierung Nikolaus II. gebührt auch der Ruhm, ihre Fürsorge mit großer Energie auch auf die kranken Juden ausgedehnt zu haben. Wie jener kranke Student einfach aus Jalta herausgeworfen wurde, weil er nicht zu den Wohnprivilegierten gehörte, so geht es fortan allen kranken Juden überall außerhalb des Ansiedelungsgebiets, in dem es meines Wissens Kurorte von Belang überhaupt nicht gibt. Seit dem 27. Juni 1888 geht es nichtprivilegierten kranken Juden auch in Finnland so. Aber selbst zum Zwecke ärztlicher Behandlung dürfen sich alle Juden in Rußland bei Universitätsprofessoren und berühmten Aerzten außerhalb Warschaus und Odessas nur dann und so lange Rat holen, als sie das Bett hüten. Nach russischer Regierungsanschauung sind nämlich Juden nur so lange krank, als sie zu Bett liegen. Sowie die Krankheit nicht in den Beinen steckt und sie nicht wegunfähig macht, ist ein Jude nach russischer Regierungsmaxime gesund, mag auch Lunge, Herz, Nieren oder was sonst immer noch so krank sein. Von der Wohltat einer ambulatorischen Behandlung sind daher nichtprivilegierte Juden außerhalb des Rayons eo ipso ausgeschlossen.

Aber wir sind immer noch nicht zu Ende. Die Fürsorge russischer Behörden erstreckt sich über Gesunde und Kranke hinaus gegebenenfalls auch auf die Toten. Nicht einmal ein toter russischer Jude hat unter allen Umständen Ruhe vor der Fürsorge seiner Regierung. Wird nämlich ein „Flecken" plötzlich als ein Dorf „erläutert", so müssen, wenn die Polizei will, sogar die toten Juden dies „Dorf" verlassen, da auch sie hier nicht mehr „wohnberechtigt" sind. Ihre Leichen werden dann ausgegraben und ebenfalls aus dem Ort verwiesen.

Damit sei es genug. Es ließen sich noch viele groteske Gesetze und „Erläuterungen" anführen, aber es würde ungebührlich viel Raum erfordern, um sie dem nichtrussischen Leser auch nur einigermaßen verständlich zu machen. Das Angeführte genügt wohl auch, um den nichtrussischen Leser fragen zu lassen: „Ja, was soll das alles eigentlich?" Richtet ei olche Frage an eine russische Behörde, so erhält er ohne Wimperzucken die Ant-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wort: „Diese ganze Gesetzgebung hat keinen anderen Zweck als den, die Juden zu schützen". Wovor? „Vor eventuellen Ausschreitungen, der „Grundbevölkerung". Das will dem nichtrussischen Leser nicht so ohne weiteres einleuchten? Aber ich bitte dich, nichtrussischer Leser, nimm das folgende Beispiel, und du wirst der russischen Regierung unbedingt recht geben müssen. Du gehst z. B. auf der Straße spazieren. Aber sagen wir die Form deiner Nase gefällt einigen deiner Mitbürger nicht. Sie weisen mit Fingern auf dich, spotten deiner und verhöhnen dich. Da tritt ein Polizist zu dir und sagt: „Bitte, verehrter Herr, Sie sehen, Sie erregen unliebsaems Aufsehen, kommen Sie mit mir, ich werde Sie schützen". Und du kommst mit, und der fürsorgliche Polizist sperrt dich ein. Gibt es einen besseren Schutz für dich? Mußt du dem lieben Polizisten nicht dankbar dafür sein, daß er sich deiner so liebevoll annimmt? Du schüttelst den Kopf, nichtrussischer Leser? Dann will ich dir noch etwas sagen. Es gibt nämlich für solche Fälle einen noch wirksameren Schutz. Der liebevolle Polizist sperrt dich nämlich gar nicht erst ein, sondern schlägt dich lieber gleich tot. Du mußt doch zugeben, daß es einen wirksameren und radikaleren Schutz gegen drohende Unannehmlichkeiten und dergleichen überhaupt nicht gibt. Eine Leiche braucht sich doch wirklich nicht mehr vor irgendwelchen Gefahren einer näheren oder ferneren Zukunft zu fürchten, nicht wahr? Nun also. Das eben ist das russische Rezept gegenüber den russischen Untertanen jüdischer Konfession. Und auch mit dem eben erwähnten Radikalmittel hat man es schon versucht, ja sogar recht reichlich von ihm Gebrauch gemacht. Auf russisch nämlich heißt dies Radikalmittel: Pogrom.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frank Wedekind

Einige Eindrücke zu seinem 50. Geburtstag

Von Ulrich Rauscher

In den Jahren, in denen wir „Frühlings Erwachen", „Erdgeist" und die „Büchse der Pandora" als Zeugnisse einer neuen dramatischen Kunst feierten, galten sie nicht nur dem Publikum, sondern 99 Prozent der berufsmäßigen Kritiker als irrsinnige Verworfenheiten, die im schlimmsten Ton bewitzelt wurden.

Heute, vor dem 50. Geburtstag Frank Wedekinds, lese ich von seinen allerletzten Stücken Besprechungen, die zwar gar nichts besagen, aber alle ein Verständnis prästieren, dessen allgemeinste Fassung schon besagt, hier wolle sich ein Kulturträger nicht blamieren. Die einstigen Wortführer des Publikums, ja dieses selbst, scheinen nachgehinkt zu sein. Und nun bin ich es, der verurteilen muß, wo er einst geliebt hat. Ich hab' es, nach „Franziska" und „Simson", in der heftigsten Weise getan. Wie immer, wenn eine Liebe enttäuscht wurde. Jetzt hab' ich noch einmal dieses ganze Lebenswerk eines Fünfzigjährigen durchgelesen, um mein Bild von ihm einheitlich zu umreißen.

Nicht die Neuheit des Stoffs, nicht die gewitternde Satire, nicht die Umwertung landläufiger Begriffe waren es, die „Frühlings Erwachen" und den „Erdgeist" für uns zu Offenbarungen werden ließen: sondern die dramatische Wucht, Bildkraft, Szenen- und Personenführung, das neugeborene Drama, das auf einmal dastand. Die lockeren Szenen des Kinderstücks schlossen sich zu solch einheitlicher Wucht zusammen, wie sie keinem der gleichzeitigen, in braven drei Akten verfaßten Bühnenwerken eigen war. Noch großartiger, wahrhaft eine Welt ausschreitend, ist der dramatische Gang der Erdgeist-Tragödie. Es ist immer wieder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Aufpeitschung sondergleichen, zu sehen, wie aus einer Art Konversationsstück die Hölle sich auftut. Ein pensionierter Wüstling, ein Dr. Schön, dessen Gesicht noch nicht bestimmt ist, ein geduckter Maler und dazwischen eine heitere, junge Frau. Von dem Augenblick an, wo, geheimnisvoll in zuckenden Sätzen vorbereitet, die Raserei über den geknebelten Maler kommt, rast das Drama vorwärts, in einem Tempo, das vielleicht nur noch im „Macbeth" zu finden ist. Eine ganze Welt wird in den Wirbel gezogen, immer vertrakter werden die Figuren, die rasende Fahrt läßt die bürgerliche Welt im Blut hinter sich, die Büchse der Pandora tut sich auf, wie giftiger Staub fliegt einen Akt lang die Welt des Pariser Lumpengesindels um Lulu, bis, gleich drei schauerlichen Trommelwirbeln, der letzte Akt daherdunkelt. Erst das Zwiegespräch von Alma und Schigolch, wie es schrecklicher am Rand des Lebens nie geführt worden ist, dann die Geschwitz zwischen den trostlosen Männerfängen und schließlich das rasende Ende: nichts kann die unverwüstliche Naturkraft ersticken, als die brennende Unnatur: Jack the Ripper.

Und im Mittelpunkt immer Lulu, immer unverändert, ungewandelt, ohne Entwicklung, der Erdgeist. Es gibt kaum sieben Aufzüge (die zusammengezogene Neubearbeitung kenne ich nicht), die so sehr in ihrer einzelnen Abtönung gegeneinander in Erinnerung bleiben. Der Grundton: Blut! Und darüber diese unheimliche Ausgelassenheit des ersten, diese dumpfe Verderbtheit des zweiten, diese farbige Aufregung des dritten, diese aus allen Farben schillernde Niedertracht des vierten Aktes. Und dabei Ausgelassenheit, Verderbnis, Niedertracht aus Schicksal; diese Worte haben, auf Lulu angewandt, keinen Sinn. Man gebraucht sie, um Annäherungswerte zu bezeichnen, wie sie in den Wirkungen der unverwüstlichen Naturkraft stecken. Lulu hat nur die Gegengifte nicht in sich, die die menschliche Gesellschaft jedem ihrer Mitglieder einimpft, sie ist reiner, ursprünglicher, erdnäher.

Dann nach der Fermata: „Ich bin noch jung! Sieh mich an, Alma!" Der erste Gespenster-Akt der Pandora. Eine groteske

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unheimlichkeit, die in Grüften zu spielen scheint. Alles Verhalten und diese Dämpfung irgend etwas sehr Grauenhaften wird noch gewaltiger hinter dem haltlosen Geschwätz des Springfritzen. Plötzlich weichen die Sordinen: Lulu ist wieder da. Und mit ihr das Tempo. Die Pariser gasig schillernde Spiegelung und der Weltuntergang des Schlusses. Man heult in diesem letzten Akt unter der Last der Lulu. Man sieht keinen Ausweg, Syphilis wird ihren Leib fressen, aber sie kann nicht untergehen, kein Gegner ist ihr ebenbürtig, bis — die Entartung, ein anderer kommt, der kein oder zu viel Gegengift im Blut hat, wie sie außerhalb der Menschheit steht, am Rande der Welt auf sie stößt und ihr zwischen der armen Lesbierin und dem verfaulten Toten den Garaus macht. Odins Speer oder Jupiters Blitz korrigierten einstens die bedrohte Weltordnung. Hier hat ein Dichter nur aus der Menschheit Weltende und Weltrettung geformt. Mord, Entartung, Verkommenheit jeden Kalibers und in dieser Dachstube, in Schnaps- und Blutgeruch kommt als letztes Wort doch wieder die unendliche Liebe: „Lulu — Mein Engel — Ich bin dir nah — in Ewigkeit!"

Ein späteres Drama Wedekinds „Schloß Wetterstein" schließt mit einer in den Tatsachen ähnlichen Katastrophe. Mit einem Lustmord. Ich glaube nicht — und ich möchte diesem Unglauben Ausdruck geben, obwohl der Dichter in einer Vorbemerkung den Kritiker bittet, mit dem Urteil bis nach der Aufführung zu warten — ich glaube nicht, daß diese Schlußtatsache irgend jemanden erregen wird. Wedekind hat seit einigen Jahren seinen Weg geändert. Er ist immer noch der schärfste Entdecker der Verlogenheiten, die die Gesellschaft wie einen Theaterhimmel um jedes zweischläfrige Bett gezogen hat. Aber er benützt wohl noch die dramatische Form, dem dramatischen Leben hat er den Abschied gegeben. Der Reformator hat den Dichter verdrängt, das Gedankliche das Dichterische beiseite gedrückt. Lulu war kein Programm, sondern ein Mensch, so wie die Kinder in „Frühlings Erwachen" Menschen waren, wenn auch der Wille zum Bekenntnis, zum Protest

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Anstoß zu ihrem wundersam wehmütigen Leben gab. Höchstens in der unerhörten Erbitterung, die das Lehrerkollegium gezeichnet hat (eine Karrikatur, die der höchsten Anforderung, Porträtähnlichkeit, entspricht) ist Tendenz. Die letzten Dramen aber, und vor allem wieder „Schloß Wetterstein" sind Abhandlungen, die dialogisiert wurden. Keine Person lebt, keine Entwicklung der Menschen und Vorgänge: nur der Wille, etwas zum Ausdruck zu bringen. Als Beispiel nur einen Vorgang (der übrigens schon im „Totentanz" enthalten ist) aus „Schloß Wetterstein": Frau von Gystrow empfängt Wetterstein, den Mörder ihres Mannes, mit größtem Abscheu; nach zehn Minuten fliegt sie ihm an den Hals: er hat sie „überzeugt". Nein! Er hat sie gar nicht überzeugt, aber wenn man eine Abhandlung nicht als Essay, sondern als Drama schreibt, so muß eine Schlußfolgerung, die der Autor zieht, eben mit der entsprechenden Handlung, unwahrscheinlich oder nicht, verbunden sein. Der zweite Akt bringt eine ganz ähnliche Rechenaufgabe, die „logisch" gelöst wird, als vertrage sich das mit Menschendarstellung und der dritte überbietet eigentlich die zwei ersten noch. Um einer zweifelhaften Landläufigkeit willen: keine Dirne verträgt ein Gespräch über ihr Elternhaus!, muß sich die große Kurtisane Effie tatsächlich unter den Augen des Lustmörders und Milliardärs töten. Es ist übrigens als fühle Wedekind in seinen letzten Dramen selbst die Leblosigkeit, die mangelnde Ueberzeugungskraft: es werden sich bei keinem Dichter so viele Superlative nachweisen lassen, wie in den Dramen seiner letzten Jahre. Alles wird gesteigert, die Sprache ist überhitzt und die großen Worte verlieren in solchen Massen ihren Wert und ihre Glaubwürdigkeit.

Auf der Grenze, zwischen Kunst- und Tendenzwerken stand „Hidalla". Da war Hetmann noch, mir eine der liebsten Gestalten Wedekinds, da war, abgesehen von dem hölzernen ersten Akt, einer Schulexposition, eine große Figur entwickelt, wenn auch die anderen daneben These und Antithese vertreten. Auch der „Totentanz" hat mich gepackt, so viele Reminiszenzen an den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

früheren Wedekind darin stehen und so unsäglich quälend das Versgespräch ist. Aber dann kann ich nicht mehr mit.

Ich danke am fünfzigsten Geburtstag dem Dichter Wedekind für vieles, für mehr, als einem anderen lebenden Dramendichter. Ich glaube an die Zukunft vieler seiner Werke, ich kann mir den engen Bestand meiner Lieblingsbücher ohne die „Büchse der Pandora" nicht denken. Aber ich hoffe immer noch, „Franziska" und „Simson" seien nicht die Ausdrücke seines Mannesalters und halte mich, unbeschadet einiger Wutausbrüche, in aller Dankbarkeit an das, was mir den Frank Wedekind bedeutet. Nicht zuletzt steht darunter das kleine Buch „Mine-Haha", dessen wundervolle Sachlichkeit durch nichts übertroffen wird.

Der Verlag Georg Müller in München hat von Wedekinds Werken eine sechsbändige Gesamtausgabe veranstaltet.

Der Jungfernpreis

Novelle von Hugo Salus

III.

Wahrscheinlich hatte der Tierarzt den beiden Vorgeladenen einen Wink gegeben, sie mögen sich ordentlich anziehen, wenn sie aufs Rathaus gingen, vielleicht auch hatte der Hausherr selbst mit der Kathi gesprochen, sie sahen jedenfalls ganz festlich aus, als sie in den großen Sitzungssaal in dem hübschen, altertümlichen Rathause geführt wurden, der mit einer erwartungsvollen, nicht gerade feierlich gestimmten Menge gefüllt war. Die Leute wußten natürlich alle, daß heute die Verteilung des Jungfernpreises vorgenommen werden sollte, es war ja ausführlich im Liebenauer Wochenblatte gestanden und nur die Lina schien nicht zu wissen, worum es sich handelte. Sie tat ganz ängstlich, als sie nun vor den Herrn Bürgermeister hingestellt wurde, als er vor allen Leuten eine geschwollene Rede an sie richtete und als dann gar der Herr Katechet wie in der Kirche eine schwungvolle Predigt hielt, von der sie in ihrer großen Aufregung nichts verstand, als daß sie für ihre Tugend einen Preis, den Marie Krombholz-Jungfernpreis, ausgezahlt bekommen sollte. Die Tränen liefen ihr über die Wangen herab, sie wagte nicht die Augen zu heben und alle die auf sie gerichteten Blicke zu prüfen, und das war auch gut so, denn in den meisten Blicken war merkwürdigerweise mehr Spott als Anerkennung zu lesen und die Kathi

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sommer mußte sich sehr zusammennehmen und nur immer an die schönen tausend Kronen denken, um die Fassung zu bewahren und den häßlichen, neidischen Menschen ringsum nicht eine saftige Grobheit zuzurufen. Dann wurde noch viel und rühmend von der reinen Jungfrau Marie Krombholz gesagt, der Krombholz Wilhelm nickte verbindlich mit seinem schweren Kopfe, dann trat der Herr Katechet auf die Lina zu und legte ihr eine blaue Seidenschärpe um die Schulter, die sie rein und würdig tragen möge, denn die selige Jungfrau Krombholz sehe jetzt gewiß aus den himmlischen Gefilden wohlgefällig auf sie nieder und freue sich.

Und dann umdrängten sie die Stadträte und ihre Frauen und schüttelten ihr die Hand und die jungen Mädchen nahmen die Schärpe prüfend zwischen die Finger: „Merkwürdig, daß die Schärpe blau sein muß und nicht weiß! Aber eine feine Seide ist es!"

„Tausend Kronen-Seide!" lachten die jungen Burschen, „die wächst nicht um Liebenau, Gott sei Dank!"

Und ein besonders frecher Bursche sagte ganz laut: „Die tausend Kronen haben doch eigentlich wir uns verdient, weil wir der Sommer Lina die Freude nicht haben stören wollen, den Tugendpreis zu verdienen!"

Dann ging die Kathi mit ihrer immer noch weinenden Tochter wieder nach Haus, sie hatte ihr natürlich die Schärpe von der Schulter genommen und in Papier eingewickelt, die tausend Kronen hielt sie wohlverwahrt in der festgeschlossenen Hand in der Tasche, so viel Geld hatte sie ihr Leben lang nicht beisammen gesehen und wirklich nie für ihre Tugend geschenkt bekommen.

„Ich habe doch nichts getan, Mutter", sagte die Lina nur immer wieder, „was haben denn die Leute, was machen sie denn für ein Wesen draus, als ob ich wer weiß was getan hätte? Ich verstehe es einfach nicht."

„Bleibe nur so brav und ordentlich wie bisher!" sagte die Mutter; und sie trug noch nachmittags das schöne Geld in die Sparkasse, damit es dort gut aufgehoben werde.

Die Lina arbeitete im Hause und wenn sie jetzt in die Kirche ging, nickte ihr der Herr Pfarrer freundlich zu und die alten Jungfern in der Kirche sprachen mit ihr und wurden ihre Freundinnen. Sie meinten wohl manchmal, ihnen hätte kein Mensch einen Tugendpreis geschenkt, zu ihrer Zeit sei so etwas noch nicht notwendig gewesen, aber jetzt seien die jungen Leute eben so schlecht, daß das schon was Besonderes wäre, wenn eine einmal tugendhaft geblieben sei.

Und das alte Fräulein, das oben im Hause wohnte, lud sie hie und da zu sich in ihre hübsche Wohnung und brachte ihr Kaffee und Kuchen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprach mit ihr über das Leben im Kloster und über die schlechten Menschen in Liebenau. Denn die hörten natürlich auch in den Faschingswochen nicht auf, die Lina zu necken, die Burschen fragten sie auf der Gasse, wenn sie vorüberging, ob sie denn die blaue Schärpe noch habe, warum sie denn die schöne Schärpe nicht auf der Gasse trage, ob sie denn die Luft nicht vertrage? Sie sei doch zum Tragen des Jungfernbandes verpflichtet, etwas für etwas! Die Kinder riefen ihr Tugendlina nach, wie sie es von ihren älteren Geschwistern gehört hatten. Und immer wieder fand die Kathi morgens vor ihrem Fenster eine blaue Papierschleife oder einen Strohkranz mit einem Zettel daran: Der Tugendmutter! oder: „Der Jungfernmutter für ihre Jungferntochter!"

„Vielleicht sollte ich die Schärpe Sonntags wirklich umbinden?" meinte die Lina. „Wozu habe ich sie denn bekommen, wenn ich sie nicht tragen darf?"

„Wie möchte das denn ausschauen!" brummte die Kathi. „Du kannst doch nicht so mitten unter den Leuten mit der Schärpe herumgehen!"

Die Lina aber holte das schöne blaue Seidenband aus dem Kasten hervor, sie stellte sich vor den Spiegel und band sie um die Schultern oder um den Leib, sie paßte freilich nicht gut zu ihrem Kleide, das sie in die Kirche trug, dazu hätte sie wohl ein besseres Kleid haben müssen oder wenigstens einen Hut, wie die anderen Mädchen sie trugen, das sah denn auch die Mutter ein und so kauften sie denn bei der Putzmacherin einen Hut und, weil das blaue Seidenband ohnehin viel zu lang war, schnitt die Lina ein Stück davon ab und schmückte ihren Hut damit und freute sich sehr vor dem Spiegel, weil sie jetzt gleich ein ganz anderes Aussehen hatte.

„Ich will justament ein Stück Schärpe tragen, du sagst ja selbst, Mutter, daß mir die Leute den Jungfernpreis nicht gönnen, daß sie neidisch sind. Da will ich ihnen zeigen, daß ich mir gar nichts aus ihnen mache!"

Sie schaute, da sie heute an dem schönen, kalten Wintersonntage ihren Hut zum ersten Male in die Kirche trug, den Leuten ganz ruhig in die Augen, sie freute sich, als die jungen Mädchen die Köpfe schüttelten und Burschen „Sapperment!" riefen, „die mauſt sich aber raus!"

„Jetzt werden Sie sich zu dem feinen Hut auch ein feineres Kleid kaufen müssen!" meinte eine alte Jungfer spitzig in der Kirche, „zu dem bunten Hute paßt Ihr frommes Kleid wirklich nicht mehr! Aber wenn Sie ins Kloster zurückwollen, wie Sie einmal sagten, dann werden Sie den Hut dort sicher nicht tragen dürfen!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Meinen Sie wirklich?“ fragte die Lina ungläubig. „Glauben Sie wirklich, daß dieses Kleid nicht mehr zum Hut paßt?“ Das mit dem Kloster schien sie ganz überhört zu haben.

Da rief die Alte noch ein paar Betschwestern her und die bestätigten ernst den Ausspruch und das alte, gute Fräulein im Hause schenkte der Lina, als sie ihm den Hut zeigen kam und von dem Urteile in der Kirche erzählte, eine alte Seidenbluse, daß sie sich sie herrichte.

Da hatten denn die Mutter und die Lina ein paar sehr ausgefüllte Tage, nachdem sie das Haus gereinigt und ihr bißchen Essen gekocht hatten, sie saßen beisammen und schneiderten munter drauf los und die Lina probierte immer wieder vor dem Spiegel, ob ihr die neue Bluse auch passen würde, und sie hätte gern da und dort immer noch ein Stückchen blaue Seide daraufgenäht. Sie freute sich schon auf den nächsten Sonntag, an dem sie die neue Bluse anziehen durfte.

IV.

Durch den dicken, grauen Wintermantel hindurch konnte gewiß niemand die neue Seidenbluse sehen, und doch mußten die Leute so etwas wie eine Veränderung an der Lina bemerken, als sie heute in die Kirche ging, mancher junge Mann schaute sie wie aufmunternd oder zustimmend an, solch einen Zauber schien die neue Bluse auf ihn oder auf die Lina auszuüben. Und in der Kirche öffnete sie beflissen ihren weiten Mantel, sie wollte ihren frommen Freundinnen zeigen, daß sie ihren Rat befolgt und zu dem Hute auch ein neues Kleidungsstück angelegt hatte: diesen Dank war sie ihnen schuldig. Und es war sicher nur der Einfluß der schönen Seidenbluse, daß sich der Lina später auf dem Heimwege ein junger Mensch näherte, der sie fragte, ob sie ihn denn nicht mehr kenne, er sei doch der Scharrer Michel und sie hätten als kleine Kinder viel mit einander gespielt.

„Ich kann mich wirklich an gar nichts erinnern“, meinte die Lina betroffen. Er aber erzählte ihr alle möglichen Kinderstreiche, die sie angeblich mit einander ausgeführt hätten, ehe sie so fromm und heilig geworden sei. Sie verkehre wohl hier in Liebenau wenig mit den anderen Mädchen und Burschen, fragte er lauernd. Er selbst habe es längst aufgegeben, sich mit dem Liebenauer Gesindel abzugeben. Er sei viel in der Welt herumgekommen und eben erst wieder von einer langen Wanderschaft durchs Reich zurückgekehrt.

Er redete immer weiter auf die neben ihm gehende Lina ein, er kümmerte sich gar nicht darum, ob sie ihm antwortete oder nicht, er führte sie durch die schmalen Gäßchen, die von der Kirche durch die Vorstadt führten und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in denen sie wenig Leute treffen konnten, er sprach davon, daß sie Beide eigentlich in der gleichen Lage seien, sie verkehrten Beide nicht mit den dummen Liebenauer Spießern, wobei er freilich nicht merken ließ, daß die vielleicht mit ihm nicht verkehren wollten, weil er eben der verkommene Scharrer Michel war, der alle paar Monate per Schub nach seiner Heimat zurückgebracht wurde, nachdem er irgendwo unterstandslos aufgegriffen worden war. „Wir Beiden sind eben zu gut für diese blöde Gesellschaft", meinte er geringschätzig, „wir passen nicht hier herein." Sie sei ja jetzt, da sie den schönen Jungfernpreis bekommen habe, eine reiche Person geworden, er hätte nie geglaubt, daß man sich mit so was auch Geld verdienen könne, schade, daß es nicht auch für junge Männer so was ähnliches gebe. „Da möchte ich mich sicher drum bewerben!"

Er lachte laut vor sich hin und der Lina ward dabei ganz ängstlich zu Mute. Was hätte sie auch auf diese merkwürdigen Reden antworten sollen! Aber er fragte sie gleich darauf, wo sie denn das viele Geld hingetan hätten, es gebe so viele schlechte Menschen, die es ihr gewiß gern abschmeicheln möchten.

„Das ist in der Sparkasse", sagte sie, froh, einmal Antwort geben zu können.

„Nun, dann ist es schon recht!" meinte er zustimmend, „daß es nur nicht verloren geht!" Und ob er sie nicht bald einmal am Abend treffen könne?

Da sagte sie, sie müsse doch erst ihre Mutter fragen, was die dazu meinen würde, und ging rasch von dannen. Sie solle sich nur über ihn nichts Schlimmes vorreden lassen! rief er ihr noch nach und dann war auch er verschwunden.

„Das ist eine Frechheit!" entrüstete sich die Mutter, „das möchte dem Lumpen so passen!" Sie ließ sich von der Lina ihr Gespräch mitteilen, und dann verbot sie ihr jemals wieder mit dem Haderlumpen zu sprechen. „Hoffentlich hat euch niemand mit einander gehen gesehen! Das wäre so ein Fressen für die Liebenauer! Der Polizeimichel mit dem Jungfernpreis zusammen! Das glaube ich, daß der Lust auf die tausend Kronen hätte!"

Da schämte sich die Lina sehr, aber in ihrem Herzen ärgerte sie sich doch auch darüber, daß der Michel sie bloß um des Geldes willen angesprochen haben sollte, vielleicht hatte sie ihm eben so gut gefallen, die neue Bluse und den neuen Hut hatte sie doch heute auch angehabt und sie selbst sei doch auch nicht gar so häßlich!

Am nächsten Abend, als die Mutter Sommer vor das Haus trat, fand sie richtig den Michel vor dem Tore und fuhr gleich auf ihn los, er möge nur schauen, daß er sich fortmache, hier sei nichts für ihn zu holen! Aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Michel war nicht so leicht zu verjagen. „Na, na", meinte er, „gar so nobel sei wohl die Sommer Lina auch nicht, daß er mit ihr nicht sprechen könne!" Ein Wort gab das andere, er machte bald auf die aufgeregten Worte der Kathi ein großes Geschrei, so daß auch die Lina erschrocken im Tore erschien, um die Mutter zu schützen. Das benützte der Michel dazu, um ihr zuzurufen, sie solle sich nur ihren Jungfernpreis in Sauerem einmachen, ob sie denn nicht wisse, daß sie den bloß bekommen habe, weil der Krombholz Wilhelm ihr Vater sei oder vielleicht einer von den vielen Liebenauern, die ihre Väter sein könnten!

Die Lina war zu ihrer Mutter getreten, sie faßte sie am Arme, da sie antworten wollte, und zog sie zu sich ins Tor hinein, und die Kathi war eigentlich froh, daß die Lina den Schlüssel nahm und das Tor fest zuschloß. Sie hörten den Michel draußen noch einige Zeit maulen, dann wurde es wieder still und die Lina traute sich an diesem Abend gar nicht mehr ihrer Mutter in die Augen zu schauen. Es war ihr ganz recht, daß ihr die Mutter am nächsten Morgen nach einer sehr unruhigen Nacht sagte, es sei höchste Zeit, daß sie aus Liebenau wegkommen, sie müsse schauen, daß sie sich bald in der Stadt einen anständigen Posten suche. Damit war die Lina sehr einverstanden. Der Jungfernpreis hatte ihr bisher wenig Freuden bereitet. (Schluß folgt.)

Handwerksburschen im Abend

Von Fritz Schnack

Die steilen Wege, die grün umbuschten, steigen empor
In den Glanz des Abends; rot auf die durchwehten Wälder regnet
Das Gold des lodernden Himmels, der die Welterde segnet. —
Lange Feuerschleppen liegen im Abend, die die Sonne heimwärts verlor.

In den Wanderblicken brennen, tiefe, aufgeschloss'ne Fernen.
Blanke Lieder klingen an den Straßen auf —: von Korn und Wein
Singt sich einer. — In den schimmernden Zisternen
Ihrer Träume wäscht sich die bedrängte, bitt're Seele rein ....

Dunkel überlad'ne Bäume neigen ihre breiten, schweren
Aeste über die Erglühten, die schlank in den hellen Rasen fallen
Und entschlafen — und nach tausendfachen Schmerzen trunken lallen
Von den Sommerschollen, Gartenschätzen und dem Glück der tiefgesenkten
Weizenähren ....

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanſi
oder:
Die Geneſis des Ruhmes

Wir ſind um einen neuen Regulus gekommen. Wirklich: Barrès hat es ausgeſprochen: „Kehrt Hanſi nach Deutſchland zurück, ſo iſt er ein Held; wenn nicht — ſoll er uns willkommen ſein.“ Hanſi ſelbſt hat ſich ähnlich geäußert. Er hat zunächſt nur die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit abwarten wollen, die in der „Stickluft eines deutſchen Gefängniſſes“ verdorren müßte; dann ſich ſtellen .... Aber er beſann ſich eines anderen. Barbaren hält man ſein Wort nicht. Ihn, der nach Leipzig ging, vertrauend, daß ſelbſt unter Wilden der Bevollmächtigte eines Volkes geachtet wird, hat das Reichsgericht in eine Falle gelockt. Es hat ihn behandelt wie einen gemeinen Apachen. Er kehrt in das Land ſeiner Väter zurück .... und wirft den Deutſchen 25 000 Mark als Trinkgeld zu.

Der Patriotenliga bleibt Hanſi dennoch ein Regulus. Die Zeitungen Europas verzeichnen von Stunde zu Stunde, wo er ſich aufhält; ſeine Telegramme umlaufen die Welt. Wird das Kolmarer Gericht, wird das Gericht in Leipzig als bewegende Kraft auf die Nachwelt kommen? Zwei Gerichte, zwei Gefängniſſe: in Kolmar und in Kottbus, ſtreiten um Hanſi. Wir erleben die Geneſis eines Ruhms.

* * *

Ich habe ein geſcheites Buch vor mir, das dieſen Titel führt.*) Was iſt Ruhm? Die ſichtbare Schneeſchicht um den unſichtbaren Kern. Der aus hundert Zuflüſſen geſpeiſte Strom des Gekanntſeins, der die Eminenz des Berühmten nur noch wie das dünne Rinnſal ſeiner Quelle mit enthält. Die Tatſache: daß wir, als Hörer eines Namens, als Bewundernde und ſelbſt als Biographen, nicht den Träger des Ruhmes zu ſehen bekommen, ſondern — den Ruhm. Daß die Frage nicht lautet: Durch welche Eigenſchaften iſt dieſer Mann berühmt? Sondern: welche ruhmbildenden Kräfte ſchloſſen ſich um einen Namenskern zuſammen, um etwas ganz Neues, vom Individuum Unabhängiges: den Aſtralleib des Ruhmes zu ſchaffen? Wer einen Berühmten ſchildert, der ſchildert nicht ihn, ſondern — die anderen; in denen ſein Ruhm entſtand. Selbſt wenn das Individuum vollkommen unbeträchtlich iſt ....

* * *

Hanſi war ein mäßiger Zeichner. Im übrigen ein pfiffiger Narr. Auch der vertrotteltſte Deutſche wird nicht einen Stuhl abwiſchen, weil ein Franzoſe darauf ſaß. Mit Recht nennt Hanſi ſein patriotiſches Hauptwerk ein Buch für kleine Kinder. Vielleicht hätte das Reichsgericht dem Rechnung tragen ſollen. Gleichviel — aber man ſtelle ſich vor, es käme ein deutſch-franzöſiſcher Krieg. Hanſi wüchſe ins Mythiſche. Er wäre der Sturmvogel. Der Vollſtrecker des Verdammungsurteils über Deutſchland. Richter und Märtyrer zugleich. Kindeskinder würden ihn leſen ....

Weiteres in den Betrachtungen über Berühmtheit nicht eminenter Individuen; im erwähnten Buch.

* * *

Welches ſind die Quellen des Ruhms? Die Größe eines Menſchen iſt eine davon; aber ſie bleibt unſichtbar. Die Grenze, bis zu der wir vordringen, iſt die „Erſcheinungsfor

*) Die Geneſis des Ruhmes. Von Dr. Julian Hirſch. Leipzig 1914.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Individuums": das, was der Ruhm aus ihm machte. „Ruhmerzeugende Faktoren" aber sind (unter anderem): der Beruf; in hohem Grade der des Künstlers — siehe: Hansi. Der Tod (in milderen Fällen: ein Jahr Gefängnis). Das Verehrungsbedürfnis (mit all seinen Kultformen): das nicht immer auf ein Rosenbeet fällt — Hansi. Das Gemeinschaftsgefühl: eines Volkes, einer Partei .... Hansi ist Elsässer und Wahlfranzose. Das Sensationsbedürfnis (das vom starken Erlebnis auf einen starken Erlebenden fehlschließen läßt). Widerspruchsbedürfnis und Mitleid ....

* * *

Bismarck wuchs durch seine Entlassung; Hansi wächst durch seine Verurteilung. Zuchthaus wegen Hochverrat hätte ihn (und freilich auch seine Richter) unsterblich gemacht. Aber auch so .... „Es kommt das Gefühl hinzu, daß diesem Manne Mitleid gebührt und den Urhebern seines Geschickes in irgend einer Weise widersprochen werden müsse". Das wurde hinreichend besorgt.

* * *

Das Konzentrations-Bedürfnis. Ruhmbildend wirkt der Trieb zu sprachlicher Vereinfachung: der Name eines Mannes steht für weitschichtige Vorgänge. Hansi ist eine kurze Bezeichnung für das deutsch-französische Problem.

* * *

Ich habe von dem Buch, mit dessen Erkenntnisarbeit ich das Bild des Zeichners Hansi grundierte, nur ein paar Stichworte mitgeteilt. Der wirkliche Inhalt gibt wenigstens die Problemstellung erschöpfend. Einen Beitrag zur geschichtlichen Methodenlehre nennt es sich — ich habe an Hansis Heldengrimasse die Probe aufs Exempel gemacht; und siehe: es geht. Die „ruhmbildenden Faktoren" halten Stich; die Beweisführung, mit der dies Buch den Glauben an das „Urteil der Nachwelt" zerstört, überzeugt.

Die Nachwelt ist nicht gerecht. Ein Glück nur: daß sie vergeßlich ist.

Hermann Friedemann

Theodor Georgii

Es gibt eine Betrachtungsweise, welcher jedes Kunstwerk als Erzeugnis einer geheimnisvollen Willkür erscheint. Der Wert der künstlerischen Schöpfung wird auf den Wert des Schöpfers zurückgeführt. Eine solche Kunstanschauung endet notwendig romantisch; mit einer Verherrlichung des Genies und der Intuition.

Heutzutage wird niemand mehr den irrationalen Kern des künstlerischen Schaffens, den Wert der Intuition und der Individualität leugnen. Doch gibt es eine Betrachtungsweise der Kunst, die ohne Rationalisierung des ewig Irrationalen nicht mit Erstaunen und Bewunderung des Künstlers, sondern mit der klaren Erkenntnis des Werkes endet. Im Blickpunkt dieser Art von Betrachtung steht nicht der Künstler, sondern das Werk, nicht das Subjektive, sondern das Objektive, nicht die Willkür, sondern das Gesetz, und der Wert des Kunstwerks bestimmt sich unter diesem Gesichtswinkel darnach, wie weit es die allgemeinen Gesetze, „welche die künstlerische Gestaltung bestimmen und bestimmen werden" (Hildebrand) in seiner Erscheinung erfüllt. Man kann diese zweite Art der Kunstbetrachtung die klassische nennen; denn wer den Kommentar, den wir über die Entstehung des klassischen Kunstwerks in Schillers und Goethes Briefwechsel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besitzen, kennt, der weiß, daß hier vom Genie und Intuition fast gar nicht, von Poesie und Arbeit aber sehr viel die Rede ist.

Die Gegenwart neigt im allgemeinen mehr zu der romantischen als zu der klassischen Betrachtung des ästhetischen. Künstler, die nichts anderes wollen, als die alten, ewigen Gesetze erfüllen, sind heute selten; die meisten halten es für ihre Aufgabe, neue Gesetze zu erfinden. Die Erscheinung Theodor Georgiis ist deshalb so bemerkenswert, weil hier nicht nur eine starke Begabung, sondern auch eine echt künstlerische, auf die Erfüllung des Gesetzes gerichtete Gesinnung am Werke ist. Georgii wäre zu allen Zeiten ein echter Künstler; in der heutigen Verwirrung ist er eine Wohltat.

Willkür ist nirgends verhängnisvoller (ausgenommen vielleicht die Architektur), Gesetzmäßigkeit nirgends notwendiger als in der Plastik. Die plastische Form ist gleichsam eine unmittelbare Verkörperung des Gesetzes. Bei Georgii ist die individuelle Erscheinungsweise des Gesetzes charakterisiert durch die Klarheit, Festigkeit und Treue der organischen Form. An seinen Arbeiten ist intensives Studium der Natur, Exaktheit der Vorstellungen und unablässige Arbeit am Modell zu spüren. Was an ihnen wirkt, ist gekonnt, dem Zufall bleibt nichts überlassen. Daher die ruhige Sicherheit der Form, die Geschlossenheit des Eindrucks. So lange wir diesen Werken gegenüberstehen, haben wir festen Grund unter den Füßen, wir befinden uns auf dem Boden der Urgesetzmäßigkeit alles plastischen Schaffens.

Theodor Georgii trat 1906 als Tierbildhauer mit seinen ersten Arbeiten an die Oeffentlichkeit. Für den Park der Münchener Ausstellung von 1908 machte er dann zwei Tiergruppen in Stein, einen Hirsch, ein Reh und einen Rehbock in Bronze, die heute noch an Ort und Stelle stehen. (Besonders das Reh ist eine wundervoll frisch und naturhaft empfundene Schöpfung.) Die nächste größere Arbeit war der „Netzträger" (Sezession 1910), eine frei aus dem Block gehauene Marmorfigur. 1911 folgte ein großes Relief (Grablegung), ebenfalls frei aus dem Marmor herausgearbeitet, 1912 die reizvoll bewegte Figur der Diana (Bronze). Dazwischen einige meisterhafte Plaketten von Heigel, Furtwängler, Lipps und T. Stadler.

Die letzten Arbeiten des Künstlers sind gegenwärtig in der Münchener Sezession zu sehen. An erster Stelle die lebensgroße Figur eines schreitenden Jünglings in Bronze: eine echte Freifigur (jede Seite bietet eine gute Ansicht), und ein vollgewichtiges, reifes Werk, dessen Wert von den Wandlungen eines Zeitgeschmacks nicht abhängig sein kann. Die älteren Tierplastiken setzt der „Wisent" fort: groß gedacht, trotz dem geringen Maßstab machtvoll in der Silhouette, und stark als Form. Das letzte sind vier Büsten, welche beweisen, daß München einen neuen Porträtplastiker gewonnen hat. Der energisch skizzierte Kaulbach, der prachtvolle „römische" Kopf Zumbuschs und der breitflächig modellierte Behn sind in ihrer Art etwas Vollkommenes. Darüber hinaus geht vielleicht noch die weibliche Porträtbüste in Marmor. Hier ist die vollendetste Form so durchtränkt von seelischem Ausdruck, von Psychischem wie von innen durchleuchtet, daß der Betrachter etwas von jener Erschütterung verspürt, welche die Koinzidenz des Besonderen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Allgemeinen, des Ausdrucks und des Gesetzes anzeigt, und die höchste Wirkung der Kunst darstellt.

Alfred Bäumler

Besinnliches

Wir reden von „großen Menschen" und müßten doch längst gelernt haben, von „Trägern großer Missionen" zu reden.

* * *

Die meisten Menschen wähnen, Kultur bestehe darin, möglichst viele und möglichst verschiedene innerliche und äußerliche Bedürfnisse zu haben. Während sie ihre schönste Blüte doch dort entfaltet, wo man am besten versteht, sich einzurichten, und mit der größten Sicherheit, Unabhängigkeit und Umsicht Gegebenes zu verwerten und nutzbringend zu machen.

* * *

Gehen wir unserem Ich zu Leib, nicht in oberflächlicher Neugier, wie man etwa in den Spiegel schaut, sondern mit der Sonde in der Hand, so kommt's wie beim Zwiebelschälen: Man meint, die letzte Haut sei weg, und schon lockert sich darunter eine neue Schichte. Zuletzt kann sich gar der Blick von Tränen trüben.

* * *

Sehnsucht ist die Distanz zwischen unserem Fühlen und Ahnen, das voraus ist, und unserem Erkennen und Erlangen, das nachhinkt. Eine wundersame Kapillarität in der Menschenseele. Wo sie am stärksten wirkt, ist das stärkste Wachstum.

Auguste Supper

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Hinweis. Der Auflage dieser Nummer liegt ein Prospekt vom **Verlag der „Zeitschrift für Wahrheitsforschung" Wien,** bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Quertreiber

Von Friedrich Holdermann

Im Zentrum gibt es Quertreiber. Das kann in den besten Parteifamilien vorkommen. Aber die Quertreiber des Zentrums haben jemand für sich, der dort die stärksten Bataillone aufwiegt. Der Kampf des Zentrums gegen die Quertreiber ist in Wirklichkeit ein Kampf gegen den Papst. Die Quertreiber sind die geliebten Söhne des Heiligen Vaters. Das macht ein Kampf gegen sie für das Zentrum ebenso gefährlich und schwer, wie für uns draußen bedeutsam.

Pius X. hat von Anfang an keinen Zweifel gelassen, wo er steht. Was er in seiner ersten Allokution an die Kardinäle am 9. November 1903 aussprach, das ist die Linie der Auffassung dieses Papstes geblieben, der wie ein Block Mittelalter im 20. Jahrhundert steht: „Unseres Amtes ist es, jeden Einzelnen, nicht nur die Gehorchenden, sondern auch die Herrschenden, da sie alle von einem Vater stammen, im privaten, wie im öffentlichen Leben, in sozialer wie in politischer Hinsicht der Norm und Regel der Sittlichkeit entsprechend zu leiten (dirigieren). Wir verstehen, daß es einigen zum Anstoß gereichen wird, wenn wir sagen, es sei unsere Pflicht, auch die Politik uns angelegen sein zu lassen (curare nos rem politikam oportere), aber jeder billig Denkende erkennt, daß der römische Papst von dem Lehramt, das er in Bezug auf Glauben und Sitten besitzt, das Gebiet der Politik keineswegs trennen kann."

Parallel mit dem Anspruch auf Beherrschung der politischen Betätigung der Katholiken läuft bei Pius X. das Bestreben, die Herde und ihre Hirten von der Welt um sie herum abzusperren. Diese Welt ist schlecht und voll Gift des modernistischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geistes. Ihre Wissenschaft ist „lügnerisch". Daher soll der katholische Christ sich von ihr so viel als irgend möglich fern halten. Er soll ihre Bücher, ihre Zeitungen nicht lesen. Er soll mit den Andersgläubigen sich nicht vermischen in Vereinen. Seine Hirten, die Priester, sind gegen den Modernismus vereidigt. Ihre Pflanzstätten, die Konvikte und Seminarien, stehen unter der strengsten Kontrolle. Ihre Lehrer wiederum unter der der Bischöfe, und über Allen schwebt die eine unfehlbare Spitze, in der Alles ausmündet und von der Alle Weisung und Leitung empfangen.

Man wird dem System Pius X. die Anerkennung einer grandiosen Konsequenz und Geschlossenheit nicht versagen können. Aber etwas weniger Prinzip und etwas mehr Diplomatie wäre dem Zentrum bei diesem Papst schon angenehm. Seine Interessen in einem zu zwei Drittel protestantischen Land, in dem es in Anbetracht dieser konfessionellen Mehrheitsverhältnisse eine ganz unerhörte Machtstellung sich erworben hat, verlangen ein Ab- und Zugeben an der obersten Spitze. Die deutsche Kultur und die moderne Luft, in der man eben trotz aller Absperrungsmaßregeln doch auch lebt, machen dem Zentrumskatholiken zum mindesten der gebildeten Schichten wie dem Arbeiter die mittelalterliche Struktur des jetzigen Papstes und seine schroffen Ausdrücke romanischen Papst-Absolutismus' schwierig. Sie sind eine Belastung für den Weg, der für das Zentrum in Deutschland noch durchaus nicht der absteigenden Linie sich zuwendet, sondern nun erst in die reale Macht von den Parlamenten hinauf in die Regierungen hinein mündet. Das zeigt sich besonders in Süddeutschland. Unter der Flagge der „Sammlung der bürgerlichen Elemente", im Zeichen der „Rechten", deren Kern das Zentrum ist, hat es neue große Aussichten. Es bedarf hiezu der Ueberwindung gewisser Vorurteile, die ihm bei den rechtsstehenden Protestanten im Weg sind. Darum ist das Zentrum heute keine konfessionelle Partei, ist unabhängig von den kirchlichen Autoritäten. Das ist natürlich die Quadratur des Kreises, und das wissen die wohl auch, die es demonstrieren. Aber das tut

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts. Der Jude wird verbrannt! Die es bestreiten, sind Quertreiber.

Es ist klar, daß das Zentrum sich damit in einen ihm wohl bewußten Widerspruch zur obersten kirchlichen Autorität setzt, deren Anschauungen ihm ja nicht fremd sind. Beim Gewerkschaftsstreit kam es zur Kraftprobe. Pius X. hat seine grundsätzliche Auffassung hier keineswegs aufgegeben. Er hat sich nur zu einem tolerari posse für die interkonfessionellen Gewerkschaften verstanden. Kopp erlitt seine schwere Niederlage. Das Zentrum beeilte sich, die Ernte in die Scheune zu bringen. Sein Reichsausschuß erklärte, den interkonfessionellen Charakter der Partei, die Unabhängigkeit der christlichen Gewerkschaften von kirchlicher Einmischung. Die Fraktionen des Zentrums im Reichstag wie in sämtlichen Landtagen traten dem Dokument bei. Auf der großen Zentrumsparade in Essen am 15. Februar erklärte der badische Zentrumsführer Wacker, daß „mit aller Deutlichkeit gesagt werden müsse, daß es nicht angeht, aus dem Zentrum eine der Autorität der kirchlichen Würdenträger unterstellte konfessionelle Partei zu machen". Er wurde noch deutlicher. Er erklärte, daß es „zwischen Zentrum und Quertreibern zu einem Scheiden und Meiden kommen müsse", und wies mit dem Finger vor allem auf „die Quertreiber geistlichen Standes, von denen er keinen ausnähme, möge er noch so hoch stehen".

Diesen geschichtlichen Gang der Ereignisse und ihre dramatische Steigerung bis zu der allerschärfsten Herausforderung der Bischöfe und des Papstes seitens eines Priesters muß man sich vergegenwärtigen. Nur so vermag man die Bedeutung der Situation zu würdigen, die der Papst dann als Antwort darauf geschaffen hat und die heute noch zur Diskussion steht. Er hat den Priester Wacker auf den Index setzen lassen. Der Papst hat also einen Mächtigsten und Stolzesten im Zentrum in die demütigendste Lage gebracht. Wacker mußte zu Kreuz kriechen. In welcher Form das geschah, ob mehr oder weniger buchstäblich, darauf kommt es nicht an. Er mußte eine innere Verrenkung seiner politischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueberzeugung, die er als das Programm der Partei verkündigt hat, hinüber zu der des Papstes vornehmen, die die entgegengesetzte ist. Ein Zweites kommt für ihn als Priester nicht in Frage, ob ihn das als Politiker und Führer erledigt, wäre außerhalb der Atmosphäre katholischen Gehorsams fraglos. Hier nicht. Alsbald kamen Gelöbnisse aus dem badischen Klerus zur Fortsetzung seiner Führung der Partei. Man hält das also für möglich. Er selbst offenbar auch, nach seinen jüngsten Erklärungen. Also eine Art doppelte Buchführung. So interessant das religionspsychologisch ist, so grell es die Ethik des politischen Katholizismus beleuchtet, die Bedeutung der Indizierung Wackers liegt in der Tragweite, die sie für das Zentrum hat. An seine Adresse ist das Urteil gerichtet. Es ist eine Warnungstafel stärkster Art. In Wacker hat Pius X. die offizielle Auffassung des heutigen Zentrums auf den Index gesetzt. Er hat sie verdammt, für die Gläubigen verboten.

Man hat versucht, die höchst fatale Affäre in ihrer Bedeutung abzuschwächen. Indessen vergeblich. Fast gleichzeitig mit dem Urteil der Indexkongregation kam eine Willensäußerung des Papstes mit dem vollen Gewicht seiner Stellung als unfehlbares Haupt der Kirche, die keinen Zweifel ließ. In seiner Allokution an die neuernannten Kardinäle, unter ihnen die beiden deutschen, gab er folgenden Gruß in die Heimat mit, dessen Adresse an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: „Wenn ihr je in Berührung kommt, mit jenen, die Gläubige sein wollen, dem Papst ergeben und katholisch, die es aber als eine Beschimpfung betrachten, Klerikale genannt zu werden, sagt es ihnen recht laut, daß die dem Papst ergebenen Söhne jene sind, die seinem Wort gehorchen und ihm in allem folgen, nicht jene, die nach jedem Mittel greifen, um seine Befehle zu umgehen."

Und dann kam, als das Wetter sich wieder zu verziehen schien, der Bischof von Como. Er sprach an die Adresse des deutschen Zentrums, im Sinne der Quertreiber, und der Papst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat ihn belobt! Die päpstliche Belobung trägt ein Datum vor dem der Veröffentlichung des bischöflichen Hirtenschreibens vom Comersee. Es lag dem Papst mithin vor, bevor es herauskam! Es gibt also seine ureigenste Meinung wieder.

Man könnte die Stellungnahme des deutschen Zentrums gegenüber dem Papst mit ungemischteren Gefühlen genießen als eine erfreuliche Reaktion gegenüber dem System des starren Klerikalismus und der Mentalität des Mittelalters, wenn man nicht gerade beim Zentrum immer wieder fragen müßte: Was ist Natur und was ist Taktik? Ueber seine innerste und wahre Natur kann ja kein Zweifel sein. Auf seiner Konfessionalität und seiner klerikalen Observanz ruht seine Existenz. Ohne sie ist es nicht, und es wird sich schwer hüten, seine Wurzeln abzuschneiden. Immerhin: Wenn es auch hier Interessen der Taktik und der politischen Opportunität sind, die es drängen, sich selbst zu verleugnen, die Tatsache des Vorhandenseins solcher Notwendigkeiten ist bedeutsam. Sie besagt: In Deutschland liegen die Verhältnisse für das Zentrum heute so, daß es ihm dringend nötig scheint, die Enge seiner konfessionellen Natur und die Abhängigkeit von der Hierarchie zu verleugnen. Es muß heute Konzessionen machen an den modernistischen Geist. Im bewußten Gegensatz zur höchsten kirchlichen Autorität. Die Front des deutschen Zentrums ist heute gegen Rom gerichtet. Das bedeutet letzten Endes sein Kampf gegen die Quertreiber. Was das auf katholischem Boden heißen will, bedarf keines Wortes. Es kann für das Zentrum keine Krise geben, die schwerer ist. Daß es von außen kaum geschwächt werden kann, beweist die Geschichte seiner Entwicklung in den letzten Jahrzehnten. Keine unserer Parteien ist in ihrem Bestand so konstant geblieben wie das Zentrum. Keine hat aus eigener Kraft die Machtstellung errungen, die es heute einnimmt. Aber so süß die Macht ist, so gefährlich kann sie für ihren Inhaber werden. So stärkend und stählend der Kampf um sie ist, so erweichend wirkt ihr Besitz. Im Besitz der Macht und wohlgebettet, will das Zentrum heute nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr erscheinen, was es ist und worauf doch allein seine Größe ruht: konfessionell und klerikal — um der Macht willen! Es läßt es sich nach wie vor gefallen, daß die Religion die Quellen seiner Macht füllt. Immer mehr sperrt es mit seinem vielmaschigen Netz von Organisationen das katholische Volk ab und macht es zu einem Volk im Volk. Auch dürfen die Kirchenfürsten seine Paraden weiter dekorieren. Aber in politicis sollen sie ihm nichts zu sagen haben. Es ist eine Rebellion nach oben. Man könnte aber auch sagen: des clerus minor, des Typs des politischen Priesters, der ja das Zentrum macht und beherrscht, gegen den clerus major und den Pontifex maximus selbst.

In diesem Konflikt meldet sich die einzige Gefahr an, die dem Zentrum wirklich drohen kann: aus ihm selbst. Die Parteimaschine beherrscht zwar die Situation auf der ganzen Linie, und wer ihr nicht gehorcht, kommt als Quertreiber unter die Räder. Aber es gibt einen Quertreiber, gegen den man das nicht machen kann: der Papst! Das Zentrum gegen den Papst — das ist eine Situation, die auf die Dauer für den gläubigen Katholiken unmöglich ist und nach der ganzen Natur der katholischen Psyche gibt es da wiederum nur eine Möglichkeit: das Zentrum muß einlenken. Das werden die Klugen in Rom und in Köln schon machen, ohne daß ihm nach außen weh geschieht. Aber das Zentrum wird nicht heil aus dieser Krise hervorgehen. Sie wird wieder aufbrechen. Die Quertreiber werden sein Leibschaden bleiben. Es wird Schaden nehmen an der Unmöglichkeit, regierungsfähige, beziehungsweise regierende Macht in dem interkonfessionellen deutschen Staatswesen des 20. Jahrhunderts zu sein, und doch zugleich das klerikale System des Mittelalters zu verdauen. Schließlich heißt es auch da: Qui mange du Pape, en meurt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Männergespräch in ernster Zeit

Von Hermann Schwarzwald

Es war im vorigen Winter, als die Kriegsspannung aufs Höchste gestiegen war. Man bekam in Wien keinen Revolver und keine wollenen Unterkleider mehr; alle Reserveoffiziere hatten sich für die erwartete Einberufung zum Winterfeldzug gerüstet. Noch niemals mußten die Apotheken so viele Rezepte über Strychninpräparate und andere schnell wirkende Gifte erledigen; die Offiziere wußten, daß ein umsichtiger Mann lieber rasch zu sterben als in balkanische Kriegsgefangenschaft zu geraten habe. Der Krieg mit Rußland und Serbien schien unvermeidlich, wenn auch das Streitobjekt niemandem recht klar war.

Wir kamen aus der Universität, wo ein geistreicher Hochschullehrer vor einer deutsch-nationalen Studentenversammlung einen Vortrag über die soziale Bedeutung des Krieges gehalten hatte. Er hatte die Politik und die aktuelle Verwicklung vollständig beiseite gelassen, und die Notwendigkeit und die schätzbaren Wirkungen der Kriege ganz im allgemeinen behandelt. Mannesmut, Einsetzung des Lebens und aller Güter für eine höhere Notwendigkeit, Waffenführung, Krafterprobung, Aufschwung des Lebensgefühls — das waren so einige der sonoren Klänge, die mir aus seinem Hohen Lied auf das gewaltige Mannesringen nachklangen. Er hatte damit bei der fechtbodenlustigen und schlägerbewaffneten, mannesehrgeizigen bebänderten und bemützten Jugend viel bierbaßstimmige und beifallscharrende Zustimmung gefunden, und man hatte zuletzt auch dem weibischen, ungermanischen — „nicht-völkischen" — Pacifismus ein kräftiges Hohnwort nachgesendet.

„Hören Sie", sagte ich zu meinem Freund, der die „Suttnerei und Nobelei" gelegentlich auch gern bespöttelte, „meinen Sie nicht auch, daß unser Freund, der Professor, wohl einiges über die Sache hätte sagen dürfen, für die wir Oesterreicher uns vielleicht demnächst schlagen sollen? Schließlich ist es ja doch vielleicht nicht ganz gleichgültig, wofür man sich totschießen zu lassen hat."

Diese Trivialität erwartete keine Antwort. Aber der Freund erwiderte trocken, ihm als Sportsmann sei die Rede des Professors gar nicht unsympathisch gewesen. Sachliche Kälte im Angesicht des Todes,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelassene Behandlung der Gefahr, Beherrschung der Nerven seien an sich und ohne Rücksicht auf einen andern Zweck schöne und wichtige Dinge. Die friedliche Daseinsart des modernen Menschen schläfere die besten Mannestugenden ein. Als Surrogat sei ja allerdings der Sport erfunden worden. Aber sicherlich sei der ernsthafte Kampf auf Leben und Tod noch zweckdienlicher. Und dazu gebe eben der Krieg Gelegenheit.

„Sie brauchen mir nicht zu sagen," fuhr er fort, „daß es gerechte und ungerechte Kriege gibt. Wahrscheinlich waren sogar alle Kriege ungerecht, schon weil die meisten Teilnehmer nicht freiwillig, sondern gezwungen mitmachten. Feindseligkeiten gegen friedfertige, unschuldige Menschen sind ungerecht; noch niederträchtiger ist es, Friedfertige zu solchen Feindseligkeiten zu zwingen. Aber warum soll man anderseits Leute, die gern Krieg führen möchten, daran hindern, mit einander und unter sich sich dieses Vergnügen zu machen? Als der Professor heute mit so flammender Begeisterung von dem erhöhten Lebensgefühl und der Erprobung höchster Mannestugend in den Schwierigkeiten und Gefahren des Krieges sprach, wurde mir klar, daß es eine Kriegslust, ein Kriegsbedürfnis gibt. Hat es nicht zu allen Zeiten abenteuerlustige, tatendurstige Leute gegeben, die zur Teilnahme an fremden Kriegshändeln sich herandrängten? Haben nicht an den jüngsten Kriegen Aristokraten und Andere aus Lust an der Gefahr und an der Gelegenheit, Tapferkeit und Geschick zu bewähren, teilgenommen? Und finden wir nicht in allen Ländern Kriegsparteien? Man müßte diesem kriegerischen Tatendrang seine normale Befriedigung ebenso möglich machen, wie man Jagd, Touristik, Sport und Spiel treiben kann. Unsere Kultur ist zu engherzig. Der Staat hat aus dem Krieg ein Monopol gemacht, wie aus dem Salz- und Tabakhandel, dem Telegraphieren und anderen Dingen, die wir nötig haben. Der Staat bevormundet uns zu viel. Nicht einmal Waffen darf man ohne seine Genehmigung tragen, und nichts Beträchtliches, was groß oder aufregend sein könnte, kann man ohne seine Mitwirkung unternehmen. Man muß diese staatliche Arroganz abschaffen, um zu höherer Kultur und Menschenwürde zu gelangen. Wenn man einmal zu größerer Freiheit gelangt sein wird, wird man auch die Kriegslust befriedigen können, ohne auf die Goldappetite des Herrn Rhodes, die koreanischen Waldpachtungen des Großfürsten Soundso, die Abneigung eines englischen Königs gegen seinen deutschen Neffen oder die üble Laune des Herrn Iswolsky warten zu müssen."

„Mein Lieber", sagte ich, „Sie sind immer ein frivoler Raisonneur gewesen, aber besonders geistreich oder originell ist es kaum, die Rückkehr zum Faustrecht und zu den Familienfehden der Barbaren als neuestes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zivilisationserfordernis hinzustellen. Das hat man ja heute noch in Albanien; wollen Sie dieses interessante Land als Muster hinstellen?"

„Sie kränken mich", antwortete der Freund, „durch Mangel an Verständnis. Sie belieben zu übersehen, daß ich die Kultur schätze. Ich möchte die Zivilisation vollenden, nicht um Jahrtausende zurückwerfen. Die Kriege, die ich meine, und die ich um der allseitigen Betätigung des menschlichen Wesens willen freigegeben sehen möchte, haben mit dem alten rohen Krieg aller gegen alle nichts zu tun. Ueberlegen Sie doch: Wir jagen, wir reiten, schwimmen, segeln, klettern über Bergwände und Gletscherströme, kurz suchen tausend Gefahren, ohne daß sich jemand dadurch gekränkt fühlt. Niemand kränken, das ist aber der eigentliche Sinn der Zivilisation. Wir wetteifern in 40 Meter hohen Skisprüngen, wobei jeder von uns Knochen, ja Leben riskiert: tausende von Unbeteiligten stehen dabei und klatschen uns Beifall. Warum soll man also nicht auch jenen, die sich nach kriegerischen Taten sehnen, weil ihnen offenbar sportliche nicht ernsthaft und gefährlich genug sind, jenen, welche kaltblütigen Mannesmut noch ganz anders erproben wollen als in einer halb spielerischen Veranstaltung, — warum sollen, meine ich, nicht auch die Kriegslustigen ihren Tatendrang befriedigen dürfen? Die Unbeteiligten könnten auch hier dabei stehen, Schaulust, Sensationsbedürfnis kämen auch hier, und zwar sehr ausgiebig, auf ihre Rechnung. Ich glaube, es ist ein natürliches Menschenrecht, das man nicht ohne Vordringlichkeit verkürzen kann, sich nach Belieben totschießen oder verstümmeln zu lassen. Selbstmörder, die am Leben bleiben, bestrafen wir nicht mehr, wie ehedem, so weit sind wir schon glücklich vom Aberglauben befreit. Das Duell behauptet sich gesellschaftlich, obwohl der auf sein Kampfmonopol eifersüchtige Staat es mit Strafgesetzen verfolgt. In der Tat tadelt der Einsichtige nur den gelegentlich geübten sozialen Zwang zum Zweikampf, nicht diesen selbst. Die Freigabe des Krieges wäre also nur ein Schritt weiter in gleicher Richtung."

Die Absurdität begann meine Lust am Disputieren zu reizen. Ich verlangte vom originellen Marsverehrer zu wissen, ob er auch an die Dimensionen solchen Kriegssportes, an die gewaltige weittragende moderne Waffentechnik, an die Verwüstungen u. s. w. gedacht habe; und daran, daß sich Derartiges doch mit dem friedlichen Zustand der übrigen Welt nicht vertrage.

Er gab das nicht zu. Das sei bloß eine Frage der ökonomischen Mittel, und die gehe eben nur die Teilnehmer an. Reiche Leute pachteten ganze Gebirgszüge, um Gemsen zu jagen. Man verwandle Provinzen in sogenannte Naturparks, worin jede menschliche Ansiedlung verboten werde, also alle Kultur und Zivilisation aufhöre; es sei also dem Gelde ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gut möglich, gehörige Kriegsbezirke oder Kriegsländer zu schaffen. Jeder Sport koste Geld; der Kriegssport werde selbstverständlich wegen der kostbaren Anschaffungen und der unvermeidlichen Zerstörungen die kostspieligste aller Sportübungen sein. Das sei auch ganz in Ordnung, da es sich ja eben um die Betätigung der energischesten, aufregendsten, angespanntesten Triebe handle.

„Bedenken Sie übrigens, mein sehr verehrter rationalistischer Freund", sagte er, „welche segensreichen Folgen die Verwirklichung meiner Idee für den allgemeinen Frieden haben würde. Paradox, nicht wahr? Aber erwägen Sie doch! Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die heutigen Kriege ihre eifrigsten Propagatoren an jenen Leuten haben, die durch Kriege profitieren. Die Kanonen- und Dreadnoughtfabrikanten, die Erbauer von Luftschiffen und Kasernen, die Armeelieferanten — kurz die Leute, die schon heute zu den beständigen Rüstungen drängen, die werden stets auch für Kriege eingenommen sein. Sie dingen sich Patriotarden, Rüstungsvereinler, Zeitungen, um kriegerische Stimmung zu machen. An den Rüstungen, der Heereserhaltung und den damit verbundenen Anleihebedürfnissen der Staaten sind wieder die Finanzmacher interessiert, und auch diese machen im Kriegsfall ihre ergiebigsten Fischzüge. Das Ideal der Pacifisten müßte, wenn verwirklicht, alle diese Leute sehr benachteiligen; sie werden daher immer g e g e n Abrüstungen sein. So gibt es heute in allen Staaten unsichere Elemente, die zum Kriege drängen. Der private, sportsmäßige Krieg würde da ein vortreffliches Ventil schaffen. Alle diese Leute fänden ja Beschäftigung, Verdienst, und brauchten nicht auf die großen staatlichen Kriege zu warten, in denen ja auch ich ein furchtbares Unglück sehe. Jene Rüstungsinteressenten hätten in den sportlichen Kriegsveranstaltungen, den Vorbereitungen und der Propaganda dazu ein Betätigungsgebiet, und die allgemeine Aufklärungsarbeit gegen den Krieg hätte bessere Chancen, weil die heimlichen Feinde des Friedens und verkappten Kriegshetzer abgelenkt wären. Auch das Militär hätte ein aktuelles und würdiges Betätigungsfeld, da freiwillige Teilnehmer immer willkommen sein werden, und die Kriegswissenschaft hätte bessere und reichlichere Informationsquellen, als die heutigen dürftigen Manöver bieten können. Die Schrecken der Sportkriege, wenn auch in bestimmte Bezirke und Grenzen eingebannt, gäben ferner für die humanitäre Agitation für den Frieden wirksame Anschauungsmittel. Von Ihrem Standpunkt könnten Sie es sogar als Gewinn verzeichnen, wenn sich die Freunde des Krieges, ich meine die überzeugten, ganz aufrichtigen, begeisterten Freunde von der Art unseres heutigen Redners, des Professors, gegenseitig aufreiben oder wenigstens dezimieren. Und was die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vergeudung wirtschaftlicher Mittel durch den Kriegssport anlangt, so könnte man diese so wenig verbieten, als man heute unseren Milliardären untersagen kann, in eigenen Schiffen und Eisenbahnzügen zu fahren, in Perlen und Diamanten Millionen zu vergeuden, schlecht kalkulierte Unternehmungen zu finanzieren, kostspieligste Jagdzüge im Innern Afrikas zu organisieren, zwecklose Universitäten zu gründen, alle Kirchen mit Orgeln auszustatten und dergleichen. Der Krieg wäre nur eine neue Art, das Geld dieser Reichen unter die Leute zu bringen. Dabei hätte die ganze Gesellschaft den Vorteil, daß die Ausgaben der Staaten für Rüstungen in größerem Maße zurückgehen würden, als durch den Sport der reichen kriegsspleenigen Herren verausgabt wird."

„Halt!" rief ich, „wie wenn im Kampf der kriegslustigen Sportsleute schließlich eine Partei siegt, fürchten Sie da nicht, daß eine solche siegreiche, bis an die Zähne bewaffnete große Gesellschaft ihre überlegene Situation inmitten einer unbewaffneten friedfertigen Gesellschaft dazu benützt, um aus dem Spiel Ernst zu machen, sich der politischen Gewalt zu bemächtigen und eine neue Despotie heraufzuführen, die alles Bisherige überträfe? Oder daß sich alle kriegsgerüsteten Organisationen zu einer solchen Unternehmung vereinigen? Bedenken Sie, daß nach Ihrer eigenen Annahme es besonders rauflustige, rücksichtslose und dabei reiche Elemente sein würden, denen Sie diese gefährliche bewaffnete Koalition erlaubt haben."

„Sie sind doch immer einseitig", sagte mein Gegner. „Jetzt denken Sie natürlich nur an die Waffen meiner Sportsleute, und nicht an die der übrigen Gesellschaft. Der neue Sport ist ja doch nur deshalb möglich, weil das Waffentragen prinzipiell freigegeben wird. Der Staat behandelt uns heute alle, als ob wir stets tatbereite Verbrecher wären, denen man die Instrumente zur Uebeltat vorenthalten müßte. Diese beleidigende Anmaßung muß im Interesse der Kultur aufhören. Die Waffe ist an sich unschuldig, nicht wahr? Bloß ihr Gebrauch kann schuldig und verbrecherisch sein. Der sportsmäßige Gebrauch ist unschuldig, deshalb soll der Kriegssport freigegeben werden. Der Jäger darf aber nicht überall jagen, bei Ueberschreitung seiner Grenzen riskiert er, als Wilderer erschossen zu werden. Auch die Uebergriffe der Kriegssportsleute würden zurückgewiesen und bestraft werden. Nicht allein ordentliche Polizei würde dafür sorgen, sondern die ganze nicht Krieg treibende Gesellschaft, die ja nach meiner Supposition selbst bewaffnet ist. Die Kriegsenthusiasten, die absichtlich oder unabsichtlich die Grenzen ihrer Bezirke überschritten oder über den Umfang ihrer legitimen Objekte hinausgingen, würden Gefahr laufen, samt und sonders schonungslos niedergemacht zu werden .... soweit sie das nicht schon selbst unter einander besorgt hätten ...."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Hören Sie mal," fiel ich ein, „dann wäre es schon kürzer und einfacher, wenn die friedliche Gesellschaft mit ihren Waffen in der Hand sich gleich ohne weiteres über Ihre Kriegsnarren und Friedensstörer hermachte und sie ohne viel Federlesens zum Teufel schickte. Das ginge rascher als auf Ihrem komplizierten Umweg über den Sport, und Recht und Vernunft kämen so schnell und billig zur Herrschaft ...."

„Da sind Sie wieder bei Ihrem Steckenpferd, mein Lieber! Recht und Vernunft! Mit Ihnen kann man nicht praktisch und kühl überlegen. Sie sind ein unverbesserlicher Ideolog! Wir Sportsleute denken sachlicher, besonnener. Mein Vorschlag hat Hand und Fuß; Leute Ihres Gleichen bringen es zu nichts Gescheitem."

„Sie werden grob, Herr Sportsmann", sagte ich. „Wollte ich Sie ernst nehmen, so müßte ich von Ihnen Nachweis verlangen, daß es wirklich so viel Kriegssportlustige gibt, wie Sie anzunehmen scheinen."

„Es käme auf den Versuch an", meinte er nachdenklich. „Man könnte dann doch sehen, wer es ernst meint."

Hier war ich denn endlich einverstanden. In der Tat, herauszubekommen, wer mit Lust und Ueberzeugung sich selbst ernstlich an Kriegen beteiligen möchte ....

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

V.

Geheime Dokumente

Es ist unendlich viel darüber gestritten worden, wer für die Pogrome verantwortlich zu machen sei. Die russischen Liberalen, denen bekanntlich alles Schlechte zuzutrauen ist, machen mehr oder weniger deutlich und ausschließlich die Regierung dafür verantwortlich. Die russischen und ausländischen Juden taten desgleichen. Aber sie alle sind zu sehr Partei in dieser Frage, als daß man ihnen ohne weiteres Glauben schenken könnte. Gebt uns unbezweifelbare Dokumente, hieß es in der nichtrussischen Welt, aus denen der Zusammenhang zwischen russischer Regierung und Pogrom klar und deutlich hervorgeht.

Die nichtrussische Welt stellte sich augenscheinlich die russische Regierung ähnlich vor wie den Sultan Abdul Hamid. Als ich bald nach den großen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

armenischen Massakers Kleinasien bereiste, war es nicht allzuschwer, in den Besitz von Telegrammen zu gelangen, die unzweifelhaft dartaten, daß in einer ganzen Reihe kleinasiatischer Städte die Armenier-Massakers auf direkten Befehl von Konstantinopel aus bewerkstelligt wurden und genau zu der von Konstantinopel festgesetzten Stunde wieder aufhörten. So abdulhamidisch ist die russische Regierung nun doch nicht. Das hieße ihre Klugheit zu sehr unterschätzen. Immerhin die „Times" in London ließ es sich eine Stange Gold kosten und veröffentlichte im Sommer 1903 bald nach dem Kischinewer Pogrom folgendes Schreiben: „Ministerium des Innern. Ministerkanzlei. Nr. 341, den 25. März 1903. Absolut geheim. Dem Gouverneur von Bessarabien. Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß in dem Ihnen anvertrauten Gebiete Unruhen gegen die Juden verbreitet werden, die ja hauptsächlich die einheimische Bevölkerung ausbeuten. Angesichts der allgemeinen Unruhe der städtischen Bevölkerung und angesichts dessen, daß es unerwünscht wäre, durch all zu strenge Maßregeln gegen die Regierung gerichtete Gefühle in die noch nicht von der revolutionären Propaganda berührte Bevölkerung hineinzutragen, wird Ihre Exzellenz die Unterdrückung der vielleicht ausbrechenden Unruhen nicht durch Waffengewalt, sondern durch Ueberredungsmittel zu erreichen suchen. Gezeichnet: Plehwe." Wäre das Schreiben echt, so würde es in der Tat heißen, daß der Minister des Innern Plehwe den Gouverneur von Bessarabien Raaben direkt angewiesen habe, weder Polizei noch Militär bei einem eventuellen Pogrom in Aktion treten zu lassen. Schon Fürst Urussow erklärte aber in seinen Memoiren, daß hier vermutlich eine Mystifikation der „Times" vorliege, denn Plehwe werde schwerlich einem ihm so gut wie unbekannten Gouverneur eine so delikate Mission anvertraut haben. Da Fürst Urussow der Nachfolger Raabens in Kischinew war, hatte seine Anschauung besonderes Gewicht und das Schreiben wurde nicht ernst genommen, trotzdem es bald hieß, der Irrtum bestehe nur darin, daß das Schreiben nicht an den Kischinewer, sondern an den Chersoner Gouverneur gerichtet worden sei, es liege also im Grunde nur ein Irrtum in der Adresse, aber nicht in der Sache vor. Die Veröffentlichung der „Times" war ein Schlag ins Wasser.

Auch ich bemühte mich natürlich bei meiner Reise im letzten Sommer und Herbst ebenfalls um Dokumente. Es wurde mir derlei auch angeboten. Doch der Preis, der zwischen 12 000 und 20 000 Rubel schwankte, war mir zu hoch, zumal mich ja die Leute, die mir derlei anboten, ebenfalls mystifizieren konnten. Publizierte ich dann ein solches Dokument, so brauchte nur eine Kleinigkeit, irgend eine Formalität nicht zu stimmen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Regierung hätte es leicht, mich zu desavouieren. Die Erfahrungen der „Times" schreckten mich. Eine einwandfreie Kontrolle solchen Materials, das mir reichlich angeboten wurde, und zwar von Beamten, war für mich nicht durchzuführen. Dann lief die ganze Mühe aber nur auf unnütz hinausgeworfenes Geld hinaus.

Auf den Rat russischer Freunde habe ich einen anderen Weg eingeschlagen, der mich nach meiner Meinung auch zum Ziel geführt hat, wie nun jeder Leser selbst kontrollieren mag.

Nach dem Oktobermanifest 1905 entdeckten nämlich die russischen Verleger ihr freiheitliches Herz und publizierten in den ersten Wochen nach dem Manifest eine Unmasse bis dahin verbotener Bücher, wie auch eine ganze Anzahl von Sammlungen geheimer Dokumente, die freiheitlich gesinnte hohe Beamte ihnen und ihren Freunden zur Verfügung stellten. Aber auch diese Verleger hatten sich in den Wirkungen des Oktobermanifestes getäuscht. Zwar konnte die Regierung, da das ganze Reich in wenigen Wochen mit bis dahin verbotenen Büchern überschwemmt wurde, diese nicht alle sofort wieder konfiszieren. Dazu reichte selbst ihre Kraft nicht aus. Wohl aber konfiszierte sie sofort alle Sammlungen geheimer Dokumente und machte sie unschädlich. Hier und da entgingen zwar einige Exemplare der Konfiskation, ab und zu gelang es auch, noch rechtzeitig einen kleinen Posten solcher Schriften ins Ausland zu schmuggeln. Aber da sie nur in russischer Sprache erschienen und die wenigen Exemplare sich in festen Händen befinden, weiß die Welt so gut wie nichts von diesen Publikationen.

Vor mir liegt nun eine solche, die fast achthundert Seiten umfaßt, von denen die letzten viereinhalbhundert nichts weiter enthalten als geheime Dokumente. Ich kann hier aus Raumrücksichten leider nur eines von ihnen wiedergeben, und zwar möglichst wortgetreu.

1. Der Rapport des Staatsrates Makaroff, Vorstehers einer besonderen Abteilung des Polizeidepartements in Petersburg, Beamter für besondere Aufträge des Ministers. Dieser Rapport ist vom 15. Februar 1906 datiert und gerichtet an den Minister des Innern. Er lautet:

„Nachdem am 11. Februar in der besonderen Abteilung des Polizeidepartements bei der Geheimpolizei ein Brief unter der Adresse des Ministerpräsidenten von dem Ew. Hochwohlgeboren bekannten Publizisten Obolewski eingetroffen war über ein Judenpogrom, das in Alexandrowsk, Gouvernement Jekaterinoslaw, vorbereitet wird, kam es mir in den Sinn, weil, wie ich Ew. Hochwohlgeboren unterm 6. ds. Mts. berichtete, das Polizeidepartement Aufrufe zusammengestellt, gedruckt und verbreitet hat, welche eine Klasse der Bevölkerung gegen die andere aufhetzen, nachzu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

forschen, ob das Judenpogrom in Alexandrowsk wirklich, wie es Obolewski behauptete, von den Beamten ausgeführt wurde, und ob dies unter Führung und mit Wissen des Polizeidepartements geschehen ist. Nachdem ich alle Akten der besonderen Abteilung des Polizeidepartements über das Jekaterinoslawer Gouvernement durchgesehen hatte, fand ich bei ihnen zwei Berichte des Vizechefs der dortigen Gendarmerie, des Rittmeisters Budogowsky vom 27. November und 5. Dezember 1905 unter Nr. 1054 und Nr. 1061, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß der Judenpogrom in Alexandrowsk vorbereitet wird, daß diese verbrecherische Agitation von der Initiative des Rittmeisters Budogowsky ausgeht, und daß die Beamten der Polizei, welche rechtzeitig benachrichtigt worden sind, nicht nur keine Maßregeln zur Abstellung dieser Agitation getroffen haben, sondern im Gegenteil den Rittmeister Budogowsky noch in seiner Tätigkeit ermunterten. Jenen beiden Berichten des Rittmeisters Budogowsky lagen sechs hektographierte und zwei gedruckte Aufrufe bei. Diese zwei mit dem Stempel: „Die Alexandrowsker Volkspartei vom 17. Oktober". Der eine dieser Aufrufe ist mit folgender Aufschrift versehen: „An alle rechtgläubigen Leute, Bürger des russischen Staats". Der zweite gedruckte Aufruf trägt folgende Aufschrift: „Ob das russische Volk mit den Revolutionären und der Republik sympathisiert?" Diese beiden Aufrufe erklären dem Volk die verbrecherischen und eigennützigen Ziele der Revolutionäre, welche mit den Juden identisch seien. Es findet sich hier auch eine Beschreibung, wie am 19. Oktober des vorigen Jahres (1905) eine patriotisch begeisterte Menge in der Stadt Njeschin die revolutionären Studenten und Juden gezwungen hat, die Nationalhymne zu singen und vor dem Bild des Zaren den Treuschwur abzulegen. Der allgemeine Ton und einzelne Phrasen dieser Aufrufe sind Agitationsmittel zur Aufreizung der einen Klasse der Bevölkerung gegen die andere. Einige der hektographierten Aufrufe bestehen in einer Kritik des gesellschaftlichen Verhaltens einiger Mitglieder des Stadtrats in Alexandrowsk. Es herrscht in ihnen überhaupt eine gewisse Mißstimmung gegen diese Männer. Die anderen hektographierten Aufrufe, von denen mehrere unterzeichnet sind: „Verband der echt russischen Leute vom 17. Oktober" und andere: „Alexandrowsker russische Schlachtkriegsschar" zeigen einen scharf ausgesprochenen Charakter gegen die Revolutionäre, Sozialdemokraten und Juden. Die Revolutionäre werden hier als Brüder und Knechte der Juden bezeichnet. Es wird auch behauptet, daß die revolutionäre Bewegung ausschließlich von Juden geführt werde. Das Schlußwort eines Aufrufes lautet: „Fort mit den hinterlistigen Eingebungen des Teufels, fort mit den Juden und ihren Brüdern und Schülern, den Sozialdemokraten und Revolutionären! Runter mit den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Juden und ihren Brüdern und Schülern, den Sozialdemokraten und Revolutionären!" Ein Aufruf der Alexandrowsker Schlachtkriegsschar an die echt russischen Leute ruft alle auf zum allgemeinen Pogrom der Revolutionäre und Juden. Nachdem bewiesen ist, daß die Sozialdemokraten, Revolutionäre und Juden Rußland an den Rand des Abgrundes gebracht haben, heißt es in diesem Aufruf: „Bedeutet es nur wenig, daß in Petersburg schon fast die ganze offizielle Macht in Händen der Revolutionäre ist, so daß der Zar keine Möglichkeit besitzt, das Gesetz über die Freiheit auszurufen? Schon haben in diesen Tagen diese Ausgeburten des menschlichen Geschlechts, die Sozialdemokraten und Revolutionäre, unser Väterchen, den Zaren verwundet, der vor Jammer grau geworden ist. Schon hat der deutsche Kaiser seine Kriegsschiffe nach Petersburg geschickt. Wir echt russischen Leute werden zu Schanden werden, wenn wir uns nicht gleich zu Schlachtkriegsscharen zusammentun und mit aller Macht unseren Feinden, den Sozialdemokraten und Juden, entgegentreten. Noch ist es nicht zu spät, aber bald wird es zu spät sein, und der innere Feind wird unsere liebe Heimat in Stücke reißen und den Juden zu fressen geben. Also erhebe dich, großes russisches Volk, bilde Schlachtkriegsscharen, sorge für Gewehre, Sensen und Mistgabeln! Stehe auf zur Rettung deines Zaren, deiner Heimat und des russischen Glaubens. Vergiß auch nicht, daß unser Feind ist wer mit den Juden geht, und wer die politischen Streiks macht, und wer mit roten Fahnen sich auf der Straße zeigt und sich Sozialdemokrat und Revolutionär nennt. Also, echt russische Leute! Wer für den Zaren, für die Heimat und für den russischen Glauben ist, der greife beim ersten Ruf zum Gewehr, zur Sense und zur Mistgabel! Alle sollen sich dann auf dem Platz beim Volkshaus versammeln und sich unter die dreifarbige russische Fahne der Alexandrowsker Schlachtkriegsschar stellen. Sie wird mit dem Zarenbild und mit den Heiligenbildern gegen die rotfahnigen Feinde zu Felde ziehen!" — Als Budogowsky diesen Aufruf dem Polizeidepartement in Petersburg schickte, fügte er hinzu, daß dieser Aufruf von dem Alexandrowsker Verband vom 17. Oktober in Alexandrowsk herausgegeben und in Alexandrowsk und Umgegend in „nicht geringer" Anzahl verbreitet wurde, und daß er „eine große Hilfe im Kampf gegen die Revolutionsbewegung gebracht habe". Auch seien alle Leute in diesem Verband dem Rittmeister Budogowsky bekannt, und er richte alle seine Bemühungen darauf, solche Aufrufe im Umkreis seines Rayons zu verbreiten, weil solche Aufrufe nach seiner Meinung auf die Bauern einen guten Eindruck machen und sie vor Gewalttätigkeiten gegen die Gutsbesitzer bewahren. — Derartige Nachrichten hat aber das Departement der Polizei von dem Rittmeister Budogowsky schon früher bekommen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie sich aus einer Bemerkung auf dem Bericht unter Nr. 1054 ergibt, die ein zu der besonderen Abteilung des Departements kommandierter Beamter, ein Beamter für besondere Aufträge, mit Namen Pjatnizky gemacht hat. Ich habe aber solche Nachrichten nicht finden können, obwohl der Beamte Pjatnizky, als er die Berichte des Rittmeisters Budogowsky dem Vorsteher der politischen Abteilung des Polizeidepartements Ratschkowsky und dem Vorsteher der besonderen Abteilung des Polizeidepartements Timofejew vorlegte, folgende Bemerkungen auf die Berichte schrieb: „Die beiliegenden Aufrufe des Verbandes vom 17. Oktober in Alexandrowsk sind sicherlich Aufhetzungen gegen die jüdische Bevölkerung" und: „Es sind eine Reihe Aufrufe, die sich gegen die Juden richten". Aber weder der Wirkliche Geheimrat Ratschkowsky noch der Geheimrat Timofejew haben irgend etwas dagegen angeordnet. Inzwischen wurde hingegen der Rittmeister Budogowsky für eine „Belohnung" vorgeschlagen. Aus dem Briefe des Schriftstellers Obolewsky unter der Adresse des Ministerpräsidenten, des Grafen Witte, wissen Ew. Hochwohlgeboren schon, daß die Agitation zur Vernichtung der Juden, welche vom Verband vom 17. Oktober in Alexandrowsk unter dem Einfluß des Rittmeisters Budogowsky und mit stillschweigender Genehmigung des Wirklichen Geheimrats Ratschkowsky geführt wurde, ihr Ziel erreicht hat. Man erwartet den Judenpogrom in Alexandrowsk für den 19. Februar. Die geschilderte Tätigkeit der genannten Beamten, die zu inneren Kämpfen in der Bevölkerung führt und Stimmungen schafft, die nur der revolutionären Bewegung günstig sind, ist ein Verbrechen, das im § 341 des Gesetzes vorgesehen ist. Ueber das alles habe ich die Ehre Ew. Hochwohlgeboren zu berichten."

Hier haben wir also den offiziellen Bericht eines hohen Polizeibeamten an seinen höchsten Vorgesetzten, den Minister des Innern, in dem klipp und klar gesagt ist, daß die Polizei in Alexandrowsk, einer kleinen Stadt von 19 000 Einwohnern, darunter 5000 Juden, unter Duldung des Petersburger Polizeidepartements einen Pogrom vorbereitet und mit Hilfe der „echt russischen Leute" so trefflich organisiert hat, daß der Berichterstatter den Pogrom bis auf den Tag genau voraussagen konnte. Und in diesem Bericht wird ohne Rückhalt das Treiben der Polizei als Verbrechen bezeichnet, das unter die Strafgesetze fällt. Aber handelt es sich nicht vielleicht auch bei diesem Dokument um eine Mystifikation? Nun, in diesem Falle müssen auch dem mißtrauischsten Leser alle Zweifel schwinden. Der Hauptinhalt dieses Dokuments stand nämlich eines schönen Tages im Jahre 1906 in dem angesehenen Petersburger Kadettenblatt, im „Rjetsch". Es war die Sensation des Tages. Der Minister des Innern war außer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich, der Ministerpräsident nicht weniger, denn das Dokument war echt. Aeußerst fatal! Der Duma ließ sich nichts mehr vormachen. Sie kannte ja schon längst den inneren Zusammenhang zwischen Minister des Innern und besonderer Polizei, und wie die verantwortliche Regierung die unverantwortliche Nebenregierung so vorzüglich als Rückendeckung zu benutzen versteht. Man erinnere sich nur an das, was im dritten Aufsatz über den „Dschingischan mit Telephon" gesagt wurde. Jetzt versagte endlich einmal diese Rückendeckung. Aber auch die beliebte Geste dem Ausland gegenüber, sich die Hände in Unschuld zu waschen, verlor durch diese fatale Enthüllung an Sicherheit und Wert. Der Sensation des Tages folgte auf dem Fuß eine noch größere Sensation. Die Regierung suchte mit größter Energie nach dem Beamten, der diese Indiskretion begangen hatte. Auf Grund langer Erfahrungen glaubte sie ihn unter den mittleren und niederen Beamten der besonderen Polizei finden zu können. Da schrieb der allgewaltige Chef der besonderen Polizei, von dem wir eines vernünftigen Gedankens wegen schon einmal Erwähnung taten, Lopuchin, einen offenen Brief an den Ministerpräsidenten Stolypin, in dem er erklärte, damit die Regierung nicht weiter niedere Beamte seines Ressorts verdächtige, so teile er mit, daß er selbst das Dokument habe an die Oeffentlichkeit gelangen lassen, weil er die ganze Pogromwirtschaft für eine der schwersten russischen Unglücksfälle halte.... Tableau, und im Regierungs-Blätterwald wird es still.

Zeitgeschichte

Süddeutsches Reich, Katholizismus und „Vive la France"

In der „Aktion" behandelt ein bekannter Kulturpolitiker unter dem Pseudonym Nikodemus — und läßt diesmal, vielleicht aus Scham, seinen ebenfalls pseudonymen Nachnamen Schuster fort — „die Zeitungen" und „die Politiker" mit der überlegenen Verachtung, die .. sie verdienen mögen, in allen Fällen, wo .... der Höhergewachsene nicht von ihnen abschreibt. Diese Welt des Nikodemus beherrscht indes jeder Leitartikler jedes Provinzblattes.

Und gestaltet sie nicht anders.

Und hilft der Zurechtgekneteten nicht anders in die gleichen besseren Bahnen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und läßt sie ebenso vor seinen entzückten Schöpferblicken funkeln.

Oesterreich einer slavisch-ungarischen Union, Oesterreichs Kulturträger, die Deutschen, einem neu zu bildenden süddeutschen Reich von Wien bis Straßburg!

Wie? Was?

Nun, „Voraussetzung ist, daß die klerikalen Parteien in diesem süddeutschen Reich keine Rolle spielen".

Sondern? Nikodemus Schuster: sondern? Welche Parteien sollten in diesem ganz katholischen Reich die Rolle spielen?

Nikodemus antwortet gelassen:

„Wir haben an dreißig Jahren Religionskrieg und deren Folgen mehr als genug. Der Papst müßte eine nichts als italienische Angelegenheit werden und wir so weit kommen, nichts als deutsch-katholisch zu sein. Auch dafür sind schon Bedingungen gegeben; unsere katholische Emanzipation von Rom ist eine Frage der nächsten dreißig Jahre."

Die „katholische Emanzipation von Rom", das war die Reformation. Was Nikodemus erwartet, wäre ihre Vollendung in Deutschland, das damit aus der Reihe der katholischen Länder ausschiede. Worauf Nikodemus nichts übrig bliebe, als den Katholizismus wieder aus Frankreich einzuführen, das antiklerikal und gut katholisch ist und bis dahin auch geblieben wäre.

„Der Antiklerikalismus", hat schon der gerissene Gambetta ausgerufen, „ist kein Exportartikel."

Tatsächlich gäbe es ein sicheres Mittel, Frankreich wieder klerikal zu machen, und das wäre, Deutschland in das antiklerikale Sektierertum zu treiben.

Ein „süddeutsches Reich in Bündnisschaft und allen Münz-, Zoll-, Militär-Einheitlichkeiten mit einem norddeutschen Reich"?

Alter Balg im historischen Gerümpel! Mit dem einen Fuß schaut der napoleonische Rheinbund heraus, und die andere Klaue gehört einem Metternich'schen Steckenpferd. Die Bündnisschaft mit dem norddeutschen Reich war und bliebe aber immer mehr als zweifelhaft.

Und welches „norddeutsche Reich" wäre blöd genug, sich die automatische Bremse eines solchen Bündnisses anlegen zu lassen, blöd bis zum Selbstmord?

Das Problem Oesterreich-Ungarn wird von Rußland gelöst werden, nicht von uns.

Welche Lösung vermutlich Frankreich und England an unsere Seite bringt. Zum größeren Ruhm des europäischen Geistes.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich auf prophetische Wunschträume mit einem heftigen, wachen, aber ebenfalls der Erfüllung fernen Wunsch antworte.

Hermann Wendel rief im Reichstag: „Vive la France". Gerade so gut hätte er in einer fahrenden Elektrischen „Weylas Gesang" von Hugo Wolf anstimmen können.

Das hindert nicht, daß Hunderttausende diesen Ruf weiter verfolgen....

R. Schickele

Kultur und Politik

ls Stambulow auf offener Straße unter passiver Anteilnahme der Polizei ermordet wurde, fand ein einziger Großmachtsvertreter in Sofia das richtige Wort. Er versagte dem damaligen bulgarischen Ministerpräsidenten einen Händedruck mit nachstehender Unzweideutigkeit: „Ja glauben Sie denn, daß ich einem Mörder die Hand reiche?" — Es war der Engländer.

Als das Königspaar Alexander und Draga von aktiven serbischen Offizieren abgeschlachtet wurde, rief nur eine Großmacht sofort ihren Gesandten ab, weil sie ihrem diplomatischen Vertreter nicht zumuten wollte, an der Belgrader Hoftafel mit Mördern über Tisch zu sitzen.

Es war England.

Und heute nach der Tragödie von Serajewo, ist es das führende englische Blatt, welches ganz abgesehen von seinem politischen Standpunkt, zwar nicht so viel an Entrüstung, wie die Presse anderer Länder aufbringt, aber den dringenden, ernsten Rat an die Adresse Serbiens richtet, sofort und ohne österreichische Forderung — aus eigener Initiative, eine strenge Untersuchung gegen die beteiligten in seinem Lande einzuleiten.

Ist denn England der einzige Anwalt von Kultureuropa?....

Die Studienkommission der Carnegiestiftung, die sich sofort nach Abschluß des Bukarester Friedens nach Mazedonien begab, um zuverlässiges Material über die behaupteten Greueltaten der Balkanarmeen an Ort und Stelle zu sammeln, hat nunmehr ihren Bericht fertiggestellt, der auf 500 Druckseiten Daten enthält, welche die wahnwitzigsten Vorstellungen von tierischer Brutalität, von Rassenhaß und Kulturlosigkeit noch weit hinter sich lassen. In Vorträgen, privaten Versammlungen und Vereinen Deutschlands, werden diese Schilderungen zwar einem gruselnden Publikum vorgesetzt — die offizielle Welt aber will nichts davon wissen....

Politik geht über Kultur.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Bericht legt fest, daß die königliche griechische Armee, die Griechen und unter ihnen vor allem die griechische Geistlichkeit, den Hauptanteil an den Greueln nahmen. Ohne die Bulgaren und Serben freizusprechen, die unter Umständen auch ihren Mann stellten. 500 Dörfer wurden in Mazedonien zerstört und 30 000 Menschen massakriert. Alles das — außerhalb des Schlachtenbereiches. Nur zur Vernichtung der anderen Nationalitäten und Rassen. Es hatte sich z. B. bei den griechischen Truppen ein ganzes System herangebildet, nach welchem die Ausrottung der nichtgriechischen Bevölkerung betrieben wurde. Zuerst wurden die hübschesten Mädchen und Frauen von der Kavallerie herausgeholt, den Offizieren zugeführt, vergewaltigt und dann zumeist en masse abgeschlachtet. Die Mannschaften nahmen dann mit den Resten der Weiblichkeit vorlieb — bis zu den ältesten Weibern. Die griechischen Popen nahmen an der Vergewaltigung und Massakrierung den lebhaftesten Anteil.

Diese Greueltaten ließen sich heute noch durch die Schandtaten der griechischen Epiroten gegen die albanische Bevölkerung wirksam ergänzen. Gewiß führten Albaner den zwar legitimen Verteidigungskampf ihres Gebietes auch nicht mit Rosenwasser — aber auch hier galt den heiligen Bataillonen des Herrn Zographos, der nebenbei gesagt, oft die Gastfreundschaft Münchens genießt, zumeist unter Führung von aktiven, hellenischen Offizieren, der Grundsatz der Ausrottung der anderen Rasse. Und diese Kämpfe sind wieder aufgenommen worden. —

Wieder sitzen die Großmächte im Parterre und sehen dem Schauspiel zu.... Dabei ist der König der Hellenen nicht nur der Schwager des Kaisers, sondern auch preußischer Generalfeldmarschall.

Ohne weiteres sei zugegeben, daß König Konstantin während der Balkankampagnen die Macht über seine Offiziere und Soldaten verloren hatte und auch persönlich den Befehlen zur Ausrottung der Nichtgriechen in Mazedonien ferne stand — aber ein Grund für Kulturdeutsche ist — über das Maß der Rücksichten auf dynastische Beziehungen hinaus — nicht abzusehen, warum es uns etwa enthusiastisch freuen sollte, den obersten Kriegsherrn einer zwar siegreichen, aber mit Greueltaten belasteten Armee — hier im Lager unseres Heeres zu Gast zu sehen.

Der Bericht der Kommission reicht zur Begründung dieses Urteils gerade hin....

v. S.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirtschaftspolitik

Staatsmonopole

ali, Zündhölzer, Petroleum, Spiritus, Tabak, Zigaretten, Elektrizität: alles soll vermonopolet sein. Schon Bismarck wollte die Tabakregie. Die Objekte wurden immer wieder von den Staatssozialisten angepriesen, empfahlen sich auch selbst aus Produktivgründen oder aus wachsender Konsumfeindlichkeit. Private Konzentrationen arbeiteten vor. Manchmal weckten Unselbständigkeit, Gründungsunvernunft und Marasmus die Verstaatlichungsidee. Hie und da schrie eine Industrie nach dem Aufschlucken, sie war durch Konkurrenz und Steuern kaput gemacht. Oder fremdem Kapital wurden die Tore so weit geöffnet, daß die Produktion und die Verbraucher tributär wurden. Nicht zuletzt waren fiskalische Interessen maßgebend, früher Rücksichten auf das Eigenleben des Reiches.

So fertig die Ziele dastanden, die Wege waren der Regierung und dem Parlamente dunkel: bis jetzt war es ein Tappen. Siehe Petroleummonopol: eine durchaus unzureichend vorbereitete Sache ohne Beachtung der Bezugsgefahren, der Finanzinterna, der Absatzentwicklung. Heute kümmert der Entwurf im Schrank: die Kalimonopolisierung hat man versäumt und durch das Zögern die Industrie ins Dauerpech, die Regierung um ein rentables Objekt gebracht. Der Bergfiskus ist auf der ersten Etappe elend gescheitert. Neuerdings erst zeigt er eine bessere Taktik. Hibernia ist ein Unfähigkeitsmerkmal, das noch heute die Grubenbarone übermütig macht. Man muß also lernen, vorsichtiger, gerissener, praktischer sein. Jetzt macht das Wehrbeitragsminus wieder Monopolisierungslust. Man spricht von Zigaretten, Elektrizität und auch wohl vom Spiritus. Schon im Januar dieses Jahres hieß es, dem Einnisten des englisch-amerikanischen Tabaktrustes solle durch die Regie ein Ende gemacht werden. So kombinierte man im Anschluß an die Dresdener Zigaretten-Haussuchungen. Das Monopol ist durchführbar. Rohmaterialschwierigkeiten würden kaum entstehen. Es steht kein geschlossener Lieferungskomplex vor den Grenzen. Die Kundenakquisition könnte sehr wohl kaufmännisch gehandhabt, eine allzu blöde Qualitätsuniformierung vermieden werden. Fragt sich, was der Ramsch kostet. Einige sagen 300 Millionen Mark, andere 500 Millionen Mark. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rentabilität wird nach der Uebergangszeit auf 100 bis 120 Millionen geschätzt. Mancher Kleinfabrikant, den das Trustkapital arg bedrängt, wäre heilfroh. Verzwickt wäre die Loseisung von den Fremden, ließe sich aber machen. Die Großen würden toben. Vielleicht auch nicht. Die Hilfsindustrien könnte man in ihrem jetzigen Zustande belassen, könnte sie eventuell später übernehmen. Aber präpariert muß die Sache sein, durchberaten und durchgeknetet und wenn man schon die Absicht hat, dann nicht heute auf den Zwischengewinnler, morgen auf einen anderen hören.

Sydow hat sich mit dem Elektrizitätsmonopol schon befreundet. Anscheinend auch das Reich. Man weiß nur noch nicht, wie und was. Was soll man staatlich binden, was frei lassen? Es käme wohl lediglich die Stromversorgung in Betracht. Die Fabrikation ist so diffizil, derart in der Weltkonkurrenz, so variabel und im technischen Fluß, daß die Regie übereilt und ihre Handhabung allzu schwierig wäre. Die Stromverteilung aber ist relativ einfach, eignet sich für den behördlichen Betrieb, läßt sich schematisieren, registrieren. Die Akquisitionsbedenken sind heute schon zu widerlegen. Beispielsweise durch die Erfolge des Technischen Betriebsamtes der Stadt Fürth i. B. Das Verhältnis Kommune — Staat ist allerdings dabei nicht ohne Autonomiegefahren. Doch wird sich auch das überwinden lassen. Licht und Kraft können ebenso staatlich gelenkt werden wie Briefe, Telegramme und Lokomotiven. Die Preispolitik wäre kontrollierbar und einheitlich. Die Gestehungskosten der Produktion müßten sinken. Ein geschickter Maschinen- und Apparate-Vertrag mit den Privatfirmen wäre zu machen. Es wäre durchzusetzen.

Monopolisierungen werden kommen, müssen kommen. Wie aber wäre es mit der Vereinheitlichung, dem Aufgeben der Läppereien, der Erfassung des Reichseinkommens?

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Jungfernpreis

Novelle von Hugo Salus

V.

Es traf sich gut, daß am nächsten Tage das gute, alte Fräulein aus dem Hause einen Brief von ihrer verwitweten Schwester aus der Hauptstadt bekam, die ihr schrieb, sie sei bereit, die Lina bei sich als Dienstmädchen aufzunehmen, da sie ihr von der Schwester so gut empfohlen worden sei; der Tugendpreis werde sie hoffentlich nicht zu eitel und eingebildet gemacht haben. Das Fräulein kam dann sogleich mit dem Briefe zur Hausmeisterin und erzählte ihr und der Lina davon, sie möge sich nur fertig machen und abreisen. Das empfanden die Beiden als ein Glück, daß sie nun nicht mehr von dem häßlichen Auftritt mit dem Scharrer Michel sprechen mußten, die Lina weinte fast bei der Stelle des Briefes vom Jungfernpreise und dann machten sich Beide sehr beflissen an das Kofferpacken. Als die Lina noch einmal in die Kirche gehen wollte, ging die Mutter mit ihr, damit ihr nichts Schlimmes begegne, und am nächsten Tage fuhr die Lina, nachdem sie noch einen Abschiedsbesuch bei dem alten Fräulein gemacht hatte, in die Hauptstadt in ihre neue Stellung. Dort fand sie bei der alten Dame Arbeit genug, so daß sie in den ersten Wochen gar nicht mehr an ihre Erlebnisse in der Heimat denken konnte. Sie schrieb der Mutter hie und da eine Karte, wie zufrieden sie sei und wie gut die gnädige Frau sie behandle. Die Karten, das wußte sie, würde die Mutter gleich dem alten Fräulein im Hause vorweisen. An den Sonntagen, an denen sie Ausgang hatte, setzte sie ihren Hut mit dem blauen Seidenbande auf, sie hatte an dem Stubenmädchen der nachbarlichen Herrschaft eine Freundin gefunden, mit der ging sie in die Stadt und wunderte sich über das Leben in den Straßen und staunte über all die ungeahnte Pracht der Hauptstadt. Der erzählte sie von ihrem Leben im Kloster und hörte den Berichten der Resi zu, die ihr von ihrem Leben und ihrem Heimatdorfe erzählte.

Als sie ein paar Mal mit einander ausgegangen waren, zog die Resi sie auch schon ins Vertrauen und berichtete ihr von ihrer Liebschaft mit einem Bauernsohne zu Hause, einer Liebschaft, von der seine Eltern nichts wissen wollten, weil sie arm war. Er aber schrieb ihr ganz regelmäßig und sie würden es schon durchsetzen, daß sie einander doch noch kriegen müßten. Sie zeigte der gespannt aufhorchenden und staunenden Lina die Briefe, die ihr der Franz schrieb, Briefe voll Glut und Sehnsucht, in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denen er sie an ihre Abende in den Feldern gemahnte und sie immer wieder beschwor, sie möge ihm treu bleiben. Da wurde der Lina ganz warm ums Herz, sie hatte nie dergleichen erlebt und fühlte einen wirklichen Neid auf die Resi, die so etwas Schönes erleben durfte, wenn es auch mit Leid und Schmerzen verbunden war. Sie kämpfte lange mit sich, ob sie der Resi von ihrem großen Erlebnis, dem Jungfernpreis, erzählen solle, als müsse sie sich eigentlich schämen, daß sie den Preis bekommen habe, und sie beschloß denn auch, lieber nichts davon zu sprechen. Die Schärpe freilich, die sie in ihrem Koffer verwahrte, hatte sie der Resi einmal vorgewiesen, was hatte sie denn sonst von ihr, wenn hier in der großen Stadt kein Mensch davon wußte, daß sie doch eigentlich auch was Besonderes vorstellen könnte, wenn sie bloß gewollt hätte. Sie nahm denn an den Sonntag Abenden, wenn sie von ihren Ausgängen heimkamen, unter geheimnisvollen Reden die Schärpe aus ihrem Koffer, schlang sie vor dem Spiegel um die Schulter und streichelte sie, aber die richtige Freude daran wollte sich nicht mehr einstellen. Sie blieb aber brav und fleißig und die gnädige Frau war mit ihr sehr zufrieden. Sie nahm sie auch im Sommer in den kleinen Kurort mit, in dem sie dann mit ihrer Schwester aus Liebenau zusammenkam. Die erzählte ihr von ihrer Mutter und daß in der Heimat gar nichts Neues vorgefallen sei; und sie fragte auch gelegentlich, ob sie denn auch die blaue Schärpe noch besitze. Da wies ihr sie die Lina vor, das Fräulein ruhte nicht eher, als bis sie sie umgeschlungen und sich in diesem Schmucke ihrer gnädigen Frau gezeigt hatte. Da versprach ihr die gnädige Frau, daß sie ihr vielleicht zu Weihnachten erlauben werde, nach Liebenau zu fahren; die Lina hatte gar nicht darum gebeten. Dann kehrten sie im Herbst wieder in die Hauptstadt zurück.

Die Resi kam dann auch bald, da ihre Herrschaft ins Theater gegangen war, zur Lina herüber in die Küche und hatte ihr eine Menge Briefe von ihrem Schatz vorzuweisen. Die lasen sie mit fiebernden Augen bei ihrer Küchenlampe und da konnte es die Lina nicht mehr aushalten, so ganz unbedeutend neben der reich beglückten Resi in ihrem armseligen Schweigen zu verharren, sie erzählte ihr von ihrer traurigen Jugend und von dem Jungfernpreis, den sie vor fast einem Jahre bekommen hatte. Da reichte ihr die Resi die Hand und machte dazu die der Lina eigentlich unverständliche Aeußerung, daß jedes halbwegs anständige Mädchen, ehe es seinen Schatz gefunden habe, den Jungfernpreis verdiene, die Tugend sei aber erst in dem Augenblicke Tugend, in dem man sie verlieren könne, von der kalten Tugend, die man im Kasten verwahre, habe kein Mensch ein Vergnügen. Ob das heißen sollte, von der Jungfernschärpe in ihrem Koffer,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verstand die Lina wirklich nicht, sie ärgerte sich aber über die Resi, die eben auch in dem Augenblicke, da sie von dem Tugendpreise erfahren hatte neidisch und abscheulich geworden war, wie die Anderen.

„Das verstehe ich nicht", meinte die Lina.

„Wirst es schon verstehen lernen", sagte die Resi darauf, „laß dir nur jetzt, wenn du dir deinen neuen Hut kaufst, ein rotes Seidenband daraufgeben, und nicht das blaue, dann wirst du es schon verstehen!"

Sie lachte und hob den letzten Brief ihres Liebsten an die Lippen, um ihn recht warm zu küssen. Und weil ihr wohl die Lina, die sie mit traurigen Augen anstarrte, leid tun mochte, sagte sie noch:

„Passen möcht' dir ein Hut mit rotem Band gewiß! Du mußt es nur versuchen."

Das bohrte in den nächsten Tagen immerfort in der Lina herum, sie mußte sich immerfort vorstellen, wie sie mit solch einem Hut mit rotem Band ausschauen würde, und sie blieb, wenn sie am Morgen einkaufen ging, oft bei den Auslagefenstern der Putzmacherinnen stehen, um sich die verschiedenen Hüte anzuschauen. Einen neuen Hut brauchte sie ja ohnehin für den Winter, wenn sie nach Liebenau fahren sollte, sie wollte den Leuten zu Hause doch zeigen, daß sie aus der Hauptstadt komme, und so waren noch keine vierzehn Tage vorüber, so hatte sie auch schon bei einer kleinen Modistin in der Vorstadt einen Hut gefunden, der ihr sehr zusagte und den sie auch kaufte. Der saß sehr mutig auf ihren braunen Haaren, sie freute sich so über den neuen Schmuck, den sie da auf dem Kopfe trug, daß sie gleich eine andere Haltung bekam und ganz anders in die Welt guckte. Und sein Zauber wirkte gewiß auch noch in den nächsten Tagen nach, als sie natürlich wieder ohne Hut einkaufen ging, denn ein junger Mensch, den sie schon früher öfter bemerkt hatte, schaute sie mit so merkwürdig freundlichen Augen an, daß sie erröten mußte, und sprach sie heute sogar an, ob sie ihn denn nicht mitnehmen möchte, da sie doch ohnehin immer den gleichen Weg gingen. Er war ein Student der Medizin und sie hatte ihm gleich beim ersten Mal so gut gefallen, daß er es nun so einzurichten wußte, daß er immer zur richtigen Minute an der Straßenecke stand, wenn sie kam. Er war ein armer Bursch vom Lande, der hier in der Hauptstadt Stunden gab, um sich durchzuschlagen und dabei Medizin studieren zu können. Gott, ein bißchen Liebe sucht jeder Mensch in seinem Alter und dazu schien ihm dies saubere Mädchen, das immer so sittsam durch die Gassen ging, gerade die Richtige zu sein. Er ging neben ihr her und blieb vor den Geschäften stehen, darin sie ihre Einkäufe besorgte, und sie äußerte nur ihre Sorge, daß sie jemand dabei mit ihm sehen könnte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ach was!“ meinte er, „wer kümmert sich denn in der Hauptstadt um zwei solche junge Menschen, wie wir sind! Es muß Ihnen, Fräulein, doch auch schon oft bang und einsam zu Mute gewesen sein, daß Sie hier so mutterseelenallein unter den vielen tausend Menschen herumgehen müssen und daß das lauter fremde Menschen sind, von denen Sie nichts wissen und die von Ihnen nichts wissen! Außer daß Sie vielleicht schon hier oder zu Hause einen Liebsten haben! Das sagen Sie mir nur gleich, dann will ich Sie sofort in Ruhe lassen!“

Dagegen mußte sich die Lina natürlich verwahren. Sie schaute fast erschrocken über diese Zumutung zu dem Studenten empor und schüttelte den Kopf.

„Wie können Sie nur so etwas glauben?“ sagte sie flüsternd, „schau ich denn so aus, wie wenn ich einen Liebsten hätte?“

Da lachte er gutmütig und sagte: „Gewiß schauen Sie so aus, jedes hübsche junge Mädchen schaut so aus und soll auch so ausschauen. Da ist doch nichts Schlechtes dabei!“

Die Lina schlürfte mit Behagen die ihr so fremdartig klingenden Worte des jungen Mannes neben ihr ein, ganz tief im Herzen hatte sie das Gefühl: das ist ein Glück, daß der von der unglückseligen Schärpe nichts weiß, würde er mich nicht auch gleich verspotten und auslachen, wenn er davon wüßte?

So gingen sie mit einander durch die Gassen, an der Ecke ihrer Gasse aber verabschiedete sie sich von dem Herrn Otto Bauer, wie er sich genannt hatte, damit sie niemand aus der Bekanntschaft sehe, und erlaubte ihm, ihr zu schreiben, sie erlaubte es ihm gern, weil sie doch auch wie die Resi einmal von einem jungen Menschen einen Brief bekommen wollte; und ging, sich scheu umschauend, ob sie niemand bemerkt habe, nach Hause.

VI.

Nun begann eine Woche der angenehmsten Erregung für die Sommer Lina. Sie wartete morgens auf den Briefboten, ob er ihr nicht einen Brief bringe, sie wollte natürlich verhindern, daß die gnädige Frau den Stadtbrief an sie in die Hand bekomme oder daß die Resi oder die Hausmeisterin von ihrem Briefwechsel erfahre. Und als ihr dann der Postbote den Brief übergeben hatte, dann konnte sie es kaum erwarten ihn zu lesen, es standen so merkwürdige Sachen auf dem Papier, daß ihr beim Lesen ganz schwindelig wurde und daß sie am liebsten gleich zur Resi hinübergelaufen wäre, um ihr den Brief zu zeigen. Sie schämte sich aber gleich darauf, daß ihr so etwas einfallen konnte, sie versteckte den Brief

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rasch in ihrem Koffer und nahm sich vor, keinem Menschen davon zu erzählen. Und am nächsten Sonntag, da sie wieder mit der Resi hätte ausgehen sollen, schützte sie den Besuch einer Verwandten aus Liebenau vor, mit der sie sich besprochen hätte, und ging rasch aus dem Hause, damit ihr die Resi ja nicht folgen könne. Der Herr Bauer stand schon wartend an der Straßenecke und sie dankte ihm mit ein paar hervorgestammelten Worten für den Brief, sie bat ihn nur schnell aus der Nähe ihrer Wohnung mit ihr fort zu gehen.

Sie hatten Glück, es war ein schöner, ruhiger Herbsttag und so gingen sie auf eine Insel vor der Stadt, auf der sich's ganz hübsch unter den alten Bäumen lustwandelte und wo viele Liebespaare einander zu treffen pflegten. Der Mediziner hatte sie angestaunt, da sie sich heute so vornehm herausgeputzt hatte, er lobte gleich ihren schönen, neuen Hut mit der roten Seidenmasche und die Lina mußte an die Worte der Resi denken, die ihr so gut geraten hatte. Sie sprachen über alle möglichen Dinge, über ihre Jugend und ihr jetziges Leben, und die Lina hörte beflissen den Worten ihres Begleiters zu, der so hübsch zu erzählen wußte. Sie selbst hatte wenig zu berichten, von dem großen Ereignis in ihrem Dasein zu sprechen hütete sie sich wohlweislich, so erzählte sie denn von der Resi und ihrem Schatz und ließ sich auch die Händedrücke ihres Begleiters gefallen, der ihren Worten mit Seufzern folgte.

„Das ist immer wieder die gleiche traurige Geschichte", sagte er, um etwas zu sagen, und als sie hinter einem Pärchen gingen, das auf einem Seitenwege allein zu sein glaubte und sich herzte und küßte, da wurde auch er beherzter und drückte die Lina wärmer an sich. Ihr klopfte das Herz bis in den Hals, sie wußte nicht, ob sie sich wehren oder weinen solle, aber sie gab sich doch seiner zärtlichen Umarmungen hin, schon um das andere Pärchen nicht auf sich aufmerksam zu machen. Dann tranken sie zusammen in dem Inselwirtshaus einen Kaffee, den natürlich der Otto bezahlen wollte, was sie aber unter gar keinen Umständen zuließ. Sie hatte ja auch heute wieder von ihm gehört, wie er sich plagen mußte, um sein armseliges Leben zu fristen. Und abends beim Auseinandergehen fragte sie schon selbst, ob er ihr wieder schreiben werde? „Gewiß", sagte er, „aber Sie müssen mir auch sicher antworten!" Es war ganz dunkel in der Gasse und da zog er sie noch einmal recht eng an sich und gab ihr einen langen, heißen Kuß. Und den erwiderte die Lina mit geschlossenen Augen.

Als sie am nächsten Morgen aus einem glühenden Traum erwachte, da schämte sie sich sehr, aber sie konnte sich doch nicht denken, daß ihr die gescheite Resi diesen Traum gar anmerken konnte, die sprach freilich zu ihr,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als wüßte sie etwas von ihrer gestrigen Zusammenkunft mit dem Herrn Bauer; oder tat wenigstens so. Sie fragte die Lina lachend, ob sie schon den neuen Hut aufgesetzt habe oder noch mit dem alten Tugendbande ausgegangen sei. Und als die Lina errötend eingestand, sie habe natürlich den neuen zum ersten Male getragen, da nickte die Resi und meinte: „Das hab' ich mir auch gleich gedacht! Na, viel Glück dazu!"

Sie kamen im Laufe der Woche abends wieder einmal bei der Lina in der Küche zusammen, die Resi wies den letzten Brief ihres Schatzes vor und da, da konnte sich's die Lina nicht versagen, ihr auch ihren Brief zu zeigen und ihr von ihrer Bekanntschaft zu berichten. Und die beiden Mädchen saßen lange bei einander und sprachen immer nur von den gleichen Dingen, eine hörte der anderen kaum zu, es war ja schon Glück genug, von den Dingen, die sie so erfüllten, reden zu können! Und einen anderen Abend, als die Gnädige wieder ausgegangen war, benützte die Lina dazu, den Brief des Bauer zu beantworten. Das machte ihr freilich große Mühe, sie wollte doch einen ordentlichen Brief schreiben, damit der Herr Student nicht gar zu gering von ihr denke. Endlich gelang es ihr doch, die vier Seiten fertig zu bekommen. Sie schickte den Brief ruhig ab. Wie glücklich war sie, als am zweitnächsten Tage sie Bauer wieder einen Augenblick lang beim Einkaufen begleitete und ihr für ihren lieben, schönen Brief dankte. Er hatte jetzt mehr zu studieren und konnte also in der Frühe nicht auf sie warten, und ihr war es auch lieber so, damit sie sich desto mehr auf den nächsten freien Sonntag freuen könne und auf seinen nächsten Brief.

Jetzt verstand sie es gar nicht mehr, warum sie sich früher so nach dem Ausgangssonntag gesehnt hatte, als der noch gar keinen Inhalt hatte, als sie nur allein oder höchstens mit der Resi plan- und zwecklos durch die große Stadt gewandert waren. Aber jetzt! Wie freute sie sich jetzt auf den Augenblick, da sie den Otto schon von weitem erspähte und mit beschleunigten Schritten auf sich zueilen sah! Sie fuhren heute mit der Elektrischen bis ins nächste Dorf vor der Stadt, dort war ein kleines Wäldchen, in dem es freilich jetzt schon recht kalt war, aber die Beiden merkten wenig davon, es gefiel ihnen dort über die Maßen und dann tranken sie ein Glas Bier in der Wirtschaft draußen und hatten viel mit einander zu reden.

Der Mediziner lobte ihre Schrift, er hatte sich wirklich über ihren Brief sehr gefreut, aber er war ein richtiger vierundzwanzigjähriger Pedant und konnte daher die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie noch manchen Rechtschreibfehler gemacht habe, und daher hatte er ihr, damit sie etwas Ordentliches lesen könne, ein Novellenbuch mitgebracht, das er sich in seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Studentenbibliothek ausgeliehen hatte. Das solle sie nur an ihren freien Abenden lesen, er wolle ihr später gern wieder was Schönes zum Lesen mitbringen. Dann sprach er noch theoretisch und würdevoll von der Verderbtheit der Mädchen hier in der Hauptstadt, wohl auch aus einer gewissen Medizinerbegierde, um auch über ihr bisheriges Verhalten und ihre Gesundheit etwas zu erfahren, sie mußte bei seinem Vortrage unwillkürlich an die Rede des Herrn Katecheten bei der Preisverteilung denken, der auch so schöne Worte gebraucht hatte, aber sie unterdrückte doch lieber vorsichtig jede Antwort auf seine Fragen, was sie dazu sage, und dann gingen sie den ganzen weiten Weg in die Stadt zu Fuß zurück, er erzählte ihr von seinem hübschen Zimmer, das sie sich das nächste Mal ganz bestimmt anschauen müsse, es sei auch schade um das Geld, das sie immer in den Wirtschaften ausgeben müßten, das nächste Mal wolle er sie ganz bestimmt zu sich in sein Zimmer bringen.

Dann nahmen sie lang und zärtlich Abschied von einander, sie mußte ihm immer wieder „lieber Otto!" und „ich hab' dich lieb" sagen, und er wiederholte immer von neuem seine Frage: „hast du mich denn auch wirklich ein bißchen lieb, Linerl?" und gab ihr immer noch einen allerletzten Abschiedskuß, bis sie endlich wie berauscht von dannen wankte. Es war ein wunderschöner Sonntag gewesen.

VII.

Wie langsam und doch, wie rasch vergingen der Lina die vierzehn Tage bis zu ihrem nächsten freien Sonntag! Sie saß nun abends in ihrer Kammer und las mit Andacht und Entzücken in dem Geschichtenbuch, das ihr der Otto geborgt hatte, sie nahm innigen Anteil an den Schicksalen der Liebesleute, die darin geschildert waren, und freute sich darauf mit Otto darüber zu sprechen und sich von ihm über manches Seltsame in dem Buche aufklären zu lassen. Auch mußte sie viel an seine Worte über die Schlechtigkeit der Mädchen in der Hauptstadt denken; dann nahm sie ihre Schärpe aus dem Koffer hervor und das Liebenauer Wochenblatt, darin über die Jungfernpreisverteilung berichtet war und darin ihr Name groß und auffällig gedruckt stand. Sie wußte nicht recht, warum sie diesen Bericht immer wieder lesen mußte, vielleicht kam er ihr wie einer der Geschichten entnommen vor, die in dem Buche standen, oder sie wollte sich vielleicht die Worte des Katecheten recht fest einprägen, mit denen sie dem Otto auf seine Bemerkungen über die schlechten Mädchen hätte antworten können. Sie packte denn auch fast unbewußt die blaue Schärpe und das Zeitungsblatt in ein Papier ein, als sie sich am Sonntag zu ihrem er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehnten Ausgang fertig machte. Das Päckchen steckte sie in die tiefe Tasche ihres Mantels, sie hatte auch ein paar Kuchen von vorgestern mittag eingepackt, die sie dem Otto mitbringen wollte, in der anderen Tasche verbarg sie das schöne Geschichtenbuch und so ging sie an ihren vereinbarten Zusammenkunftsort. Es war schon recht kalt draußen, der Winter hatte seinen Einzug gehalten und im Freien wäre es ohnehin heute schon unangenehm gewesen, so daß sie bald die vielen Treppen zu Ottos Zimmer hinaufstiegen.

Das war nun das richtige Studentenzimmer fast unter dem Dache. Otto wohnte bei einer Zimmermalerfamilie, die ein schmales Kabinett abgab und die, da ihre beiden eigenen Söhne schon in der Welt draußen arbeiteten, innigen Anteil an dem Zimmerherrn nahmen. Heute Sonntags war das Ehepaar außer Hause, Otto hatte der Frau gesagt, er werde wohl Besuch bekommen und hatte sich ein paar Brötchen vorbereiten lassen, da er auch heute auf seiner Maschine den Tee kochen wollte. Nun zog die Lina ihren Kuchen aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch neben die Teemaschine, sie hängte den Mantel an die Wand neben die Kleider Ottos und gab ihm das Buch zurück, dann machten sie sich's recht bequem und Otto zündete das Spirituslämpchen an, damit der Tee fertig werde. Er begrüßte die Lina dann erst recht feierlich in seinem Heim, er zog sie an sich und küßte sie heiß und innig und die Lina gab ihm die Küsse zurück, sie wußte nicht, ob sie von dem vielen Treppensteigen so außer Atem war oder ob ihr die Küsse die Luft nahmen. Dann setzten sie sich an den Tisch, auf dem die Bücher und Papierbögen des Mediziners, vielleicht etwas absichtlich ausgebreitet lagen, er wollte der Lina doch zeigen, wie fleißig er studierte, und dann sprachen sie über die Geschichten, die sie gelesen hatte, und tranken den Tee dazu und schmausten von den Brötchen, die ihnen trefflich schmeckten. Es war sehr gemütlich warm in dem Zimmer und Lina hatte noch nie in ihrem Leben Liebe angefangen und Zärtlichkeiten getauscht, so daß sie im Uebermaß ihrer Gefühle nur stammeln konnte und daß ihr die Tränen des Glücks immerfort über die Wangen liefen.

Als Otto sie dann auf das braune Lederkanapee, das vor seinem Bette stand, genötigt hatte und sich neben sie legte, als er immer zärtlicher wurde und auch ihren Hals und Nacken mit heißeren Küssen bedeckte, da wurde ihr ganz Angst vor lauter Zärtlichkeit, sie drückte den Otto an sich und drängte ihn doch in innerer Scheu immer wieder von sich.

„Ich hab' dich ja lieb", schluchzte sie, „aber ...."

„Was denn für ein Aber? Da gibt's doch kein Aber!" preßte er zwischen den Zähnen hervor und schmiegte sich wieder enger an das zitternde Mädchen heran, dem die Sinne vergehen wollten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das darf man nicht!“ wehrte sie sich, „wir tun unrecht!“ Und plötzlich war sie vom Kanapee aufgesprungen, sie wußte wirklich nicht, warum sie es tat, sie stand bei ihrem Mantel und zog die blaue Schärpe aus der Tasche, sie hob die Schärpe hoch in der Rechten in die Luft und wies sie dem sprachlosen Otto vor.

„Ich hab' doch das Band“, rief sie atemlos, „weißt du denn nicht, daß ich den Jungfernpreis habe?“ In der Rechten hielt sie das Band, in der Linken das Zeitungsblatt. Otto war vom Kanapee aufgesprungen, er staunte die Lina an.

„Was hast du?“ rief auch er, nach Atem ringend. „Was hast du da?“

„Den Jungfernpreis!“ wiederholte sie schluchzend, „da kannst du es doch gedruckt lesen, daß ich die Wahrheit sage, weil du immer von der Schlechtigkeit der jungen Mädchen sprichst! Ich hab' doch den Liebenauer Jungfernpreis bekommen!“

Sie reichte ihm das Blatt hin, da zog er sie wieder zu sich auf das Kanapee nieder und dann lasen sie, Kopf an Kopf, den Zeitungsbericht über die Jungfernpreisverteilung. Es war heute genau auf den Tag ein Jahr, seitdem sie damals den Preis bekommen hatte, das Datum wies er ihr, er war seltsam feierlich geworden, als er nun mit halblauter Stimme die Zeitung vorlas, er ließ während des Lesens die Rechte von ihrer Schulter sinken, es war ihm, als dürfe er dies Mädchen, das so vor allen Leuten daheim als tugendhafte Jungfrau ausgezeichnet worden war, nicht mehr umarmen, fast zurechtweisend wirkte das Bewußtsein ihrer anerkannten Reinheit auf seine Leidenschaft, er fühlte eine drohende Verantwortlichkeit für den Schatz, den sie sich so heilig, unbefleckt erhalten hatte, etwas Fremdes, fast Erkältendes hatte sich zwischen ihnen aufgestellt, so daß er nur immer wieder: „das ist freilich etwas Anderes“ sagte, er fühlte sich dieser geänderten Sachlage nicht gewachsen.

„Sei nicht böse mit mir!“ sagte er, „ich wollte dich gewiß nicht beleidigen!“

Nun war i h m wie zum Weinen und da, da geschah das Unbegreifliche, von der grauen Wand ihres angeblich beseligenden Tugendbesitzes hob sich der Lina lockend und leuchtend das winkende Bild eines sicheren, sofort erfüllten Glückes; „warum soll ich nicht auch glücklich sein dürfen, vielleicht besteht das wahre Lebensglück überhaupt nur aus solchen plötzlichen Beglückungen!“ zuckte es ihr unklar durch den Kopf, auf einmal warf sie die Schärpe aus der Hand, sie nahm ihm hastig das Zeitungsblatt weg, sie hatte gefühlt, daß auch diesmal wieder von dem Tugendpreis etwas Frostiges ausgegangen war, sie umschlang plötzlich den Otto mit beiden Armen, „ich hab' dich doch so schrecklich lieb!“ hauchte sie, sie drängte sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eng an ihn, sie überschüttete sein Gesicht mit tausend Küssen, sie lagen auf der blauen Tugendschärpe und feierten ihr Liebesfest.

Es war schon ganz dunkel geworden in dem hohen Dachzimmer an diesem Dezembertage, genau ein Jahr nach der Preisverteilung in Liebenau, wer weiß denn, ob in dem Dämmerlichte da oben die blaue Tugendschärpe nicht errötete! Aber glücklich, glücklich waren die beiden Leutchen da oben in ihrer Kammer, glücklich und trotz alledem voll reiner, heißer und vielleicht sogar tugendhafter Liebe, die wohl so stark von der zerknüllten Schärpe der Jungfer Marie Krombholz auf sie ausstrahlte. Die Schärpe aber mußte die Lina, als sie abends nach Hause wankte, dem Otto in seiner Kammer lassen, „die will ich mir aufheben, die soll mich immer wieder an diese Stunde erinnern! Ich will ihrer und deiner würdig bleiben, die soll uns einmal folgen, wenn ich da draußen irgendwo Doktor sein werde und du, du meine Frau Doktorin! Gott segne das Fräulein Marie Krombholz!"

Das hatte er feierlich gesagt und die Lina hatte dazu die Hände gefaltet und vielleicht das erste Mal ganz aus tiefstem, dankbarem Herzen der Tugendpreis-Spenderin gedacht, der sie sich heute so innig verpflichtet fühlte; gerade heute, ein Jahr nach der Preisverteilung.

„Gott segne das gute, brave Fräulein Krombholz! Sie wird mich weiter beschützen!"

Die Steppen von Akerman

(Nach dem Gedicht von Adam Mickiewicz aus „Sonette aus der Krim")

Von Arthur Rutra

Ich fuhr hinaus auf's dürre Meer der Steppe; gleich dem Kahn
zieht tiefe Furchen in der Halme Flut mein schwanker Wagen,
es rauscht das Gras, die Blumen hör ich an die Planken schlagen
und wie Korallenriffe schließen Hecken mir die Bahn.

Es dunkelt und kein Stein zeigt mir den Weg ins Weite an;
ich blick' empor, ein banger Schiffer will die Sterne fragen —
dort ferne schimmern Wölklein, will's im weiten Osten tagen? ....
der Dniestr blinkt, dort drüben strahlt das Licht von Akerman.

Bleib' steh'n! .... Wie ist es doch so still! .... Die Vögel hör' ich zieh'n,
die nicht des kühnsten Adlers Flug vermag mehr zu erreichen,
ich hör' den Schmetterling sich leise wiegen und entflieh'n

und dort im feuchten Gras die Natter winden sich und schleichen ....
Da halt' ich atemlos mein trunken Ohr der Stille hin — —
hör' ich der Heimat Ruf? .... Fahr' zu! Fahr' zu! kein Laut, kein Zeichen ....

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Marseillaise in Petersburg

Es wird ja zur Zeit ebenmäßig viel geschwindelt in den Zeitungen, aber die kleine Depesche soll, hoffen wir, nicht auch erfunden sein, die aus Petersburg kam: daß die Regierung während des französischen Besuchs das Verbot der Marseillaise aufgehoben habe.

In all dem mühseligen Tamtam der Präsidentenfahrt, die in der öffentlichen Beachtung nicht recht hochkam wegen tausend anderer Geschichten, soll dieser kleine Zug nicht völlig verloren gehen; denn er ist rührend.

Das Revolutionslied fliegt vor dem Patriotismus der Franzosen her, und wenn es auch nicht ganz zu der gepflegten Eitelkeit und befrackten Verbindlichkeit des Herrn Poincaré paßt, so begleitet ihn doch zum mindesten der geschichtliche Rhythmus von Wort und Weise.

Und da es sich schlechterdings nicht vermeiden läßt, daß die Nationalhymnen einander zuklingen, läßt man den eingesperrten Freiheitsgesang auf die Gassen, in die Stuben, in die Säle — heute ist er ja nicht der Fackelträger der Empörung, sondern der Brudergruß an den Verbündeten, die Huldigung an den Tresor der nationalen Erneuerung, Staatsnotwendigkeit, erbetener Volksenthusiasmus.

Auch die Diplomatie hat ihre tieferen Humore. Dazu gehört die Freigabe der Marseillaise für vier Tage in Rußland.

Und seltsam genug: ein Stück von ihr wurde lebendig. Ich weiß nicht, ob die Hunderttausende von Streikenden, die die Zweibundsfeier so respektlos und erfolgreich störten, der Erlaubnis des Ministeriums entsprachen und beim Barrikadenbau den fernen Ohren des auswärtigen Ministerpräsidenten über ein paar Straßen weg die vertraute Weise zusangen, mit anderem Text — ich weiß es nicht. Man mag es sich aber denken.

Und sie mögen etwas ernüchtert haben. Sassonow hat sich bei Viviani wegen der mißglückten Volksbegeisterung entschuldigt — aber sie brauchen eigentlich nichts mehr abzurechnen. Humbert hatte, als Auftakt zur Reise, im Senat die Verwaltungsmängel der französischen Armee beschrieben, was die Russen ein wenig verstimmte — Rußland offenbart den Gästen seine Mobilisierungsmängel: die revolutionäre Spannung der breiten Masse .... peinliche Erinnerung an den japanischen Krieg. Man versteht, daß Sassonow sich entschuldigt.

Poincaré ist abgefahren, ziemlich unbemerkt. Die Marseillaise wurde wieder eingesperrt, ihres Zaubers entkleidet, in Sträflingsgewand gesteckt — aber schön war es doch, daß sie ein paar Tage durch die Luft und Sinne der Russen fliegen durfte. Ihr Tempo ist unverwüstlich, und der Polizei wird es Angst vor dieser westlichen Gastgabe der Höflichkeit.

Fridolin

Ulivi

Seit Monaten ging das so. Wenn du zum Parruchiere kamst, knotete dir der Piccolo bereits mit einem emphathischen „Ha, Signore, il nostro Ulivi!“ die Serviette um den Nacken und schmierte dir vor Begeisterung die Seife zwischen die Zähne. Und der Padrone gar drohte, dir mit kunstfertiger Hand die Luftröhre abzuschneiden, wenn du nicht auf der Stelle zugabst, daß Ulivi im Zukunftskrieg sämtliche Flotten der Welt — ausgenommen die automatisch funktionierende französische — mit einem Fingerdruck gen Himmel sprengen würde. Beim Bäcker bekamst du kein Brot und am Schalter kein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Billett, es sei denn, du habest der glorioſen Erfindung deinen ausgiebigen Bewunderungstribut entrichtet. Die „Lega Navale", die italieniſche Duodezausgabe unſeres Flottenvereins, geriet mit dem Parlament aneinander, das Parlament mit dem Kriegsminiſterium, das Kriegsminiſterium mit dem Generalſtab, der Generalſtab mit dem Admiralſtab, der Admiralſtab wieder mit der „Lega Navale": in dieſem graziöſen Reigen warf man ſich mangelnden Patriotismus und ungenügende Temperatur in der Beachtung und Bewertung nationaler Erfindungen vor. Das heißt: am meiſten war eigentlich von dem Erfinder die Rede und die Schreibe. Bis ihm gar im alten Dogenpalaſt von Genua durch den Admiral z. D. Köſter, der auf italieniſch Bettàlo heißt, aber ſelbſt phyſiognomiſch faſt ſeinem germaniſchen Gegenſtück gleicht, eine Vorſchußlorbeerkrone aufs bereits etwas gelichtete Haupt geſtülpt wurde. Bloß um Tirpitzen zu ärgern, der, als er noch Millo hieß und bloß Torpedokapitän war, ſowieſo die Dardanellen nicht forcieren konnte und doch der letzte Volksheld vor Ulivi wurde. In Italien, verſteht ſich ....

Denn auf dem Erdenrund hat der „Ingenieur" Giulio Ulivi als letzten halbwegs würdigen Vorgänger lediglich Fritze Voigt weiland Schuſter zu Rixdorf und Hauptmann zu Köpenick. Eigentlich aber muß man auf Giulio Ulivis Landsmann Giuſeppe Balſamo zurückgehen, der ähnlich von Gott und von ſich ſelbſt mit dem Grafentitel von Caglioſtro begnadet war. Giulio Ulivi iſt nämlich der Urheber des ungefähr genialſten Schwindels, der ſeit der Halsband-Affäre überhaupt verſucht worden iſt.

Mittels Strahlen, die irgend eine Weiterbildung oder Neuanwendung der Hertz'ſchen Wellen bilden ſollten, behauptete er jeden beliebigen Sprengkörper auf jede beliebige Entfernung zur Entzündung bringen zu können. Mit einer den dramatiſchen Inſtinkten wie dem Mißtrauen ſeines Publikums gleichermaßen klug abgerechneten Steigerung ging er dabei vor: zunächſt gelangen ihm die Entzündungen auf ein paar hundert, dann auf ein paar tauſend Meter, ſchließlich auf ſage und ſchreibe ſechzehn Kilometer, was etwa dem Aktionsradius der weiteſttragenden Schiffsgeſchütze entſpricht. (Sonſt wäre die „Erfindung" ja auch nicht „praktiſch zu verwerten" geweſen.) Tatſächlich: ſie gelangen. Nur nicht mittels der Strahlen, die er aus einem galanten Grunde mit dem Initial „M" bezeichnete. Sondern, wenn die (wohlweislich von ihm verfertigten, aber nicht von ihm ſelbſt verſenkten) Probebomben den ſchmutzigen Fluten vom Arno oder Tiber einverleibt wurden, einfach durch Einfügung von Chemikalien, die durch die Berührung mit Waſſer ſich entzünden: Calcium oder dergleichen. Das H_2O, das das Waſſer auch der klaſſiſchſten und ſchmutzigſten Ströme bleibt, wurde, ebenſo einfach, durch ein kaum ſichtbares winziges Löchlein zugeführt. Am allereinfachſten aber zog ſich Cäſars Vornamenserbe aus der Affäre, wenn auf ſtürmiſches Drängen Landexperimente verlangt wurden: dann legte er in der Nacht einen Draht nach der Stelle, wo am nächſten Morgen die Bombe eingegraben wurde oder grub ſie auch gleich mit ein. Darüber ſind die Berichte nicht klar. Auf jeden Fall: drahtlos blieb weder die Leitung noch der Leiter. Achtzigtauſend Lire hat er teils in „Experimenten", Auto, Villa- und Laboratoriumbau, Gabelfrühſtücken angelegt, teils über die Grenze geſchafft. Zuſammen mit der hübſchen Tochter eines Gönners

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Ammiraglio in riposo, nach derem Rufnamen Maria, vielleicht aber auch nach deren Minorennität die neckischen Strahlen neckisch benannt worden waren. Ob Maria Fornari — hieß nicht des weltberühmtesten Italieners Geliebte ähnlich: Raffaele Sanzios Fornarina? — ihm Weib oder Geisel werden soll, darüber fast allein zerbricht sich der Durchschnitts-Italiener jetzt den so dunklen Kopf. Wahrscheinlich beides zusammen.

Und das ist das entzückend Lateinische an dieser Eulenspiegeli: ihre Intersexualität. Auch bei uns nutzen Abenteurer Frauen aus; aber sie nutzen sie eben aus, und lassen sie dann liegen; wenn sie sie nicht gar dadurch ausnutzen, daß sie sie liegen lassen (in den Betten Dritter nämlich). Aber dieses Mixtum compositum aus technischem Rationalismus und Oeldruckseintimentalität, die Syntheſe aus Schwindel und kaum recht anzweifelbarer Liebe, das ist so romanisch, wie es Heinrich Mann nicht darstellen kann. Das hat Giuli Ulivi doch wieder mit Fritze Voigt allein gemein: die genial intuierende Berechnung nationaler Imponderabilien.

Aber zwei Momente stellen die Genialität des hübschen und auch gewiß hochgebildeten Italieners weit über den plattnasigen, letzten Endes doch recht blöden Halbslawen; die Modernität und der Effekt seines Tricks. Einmal ist es der bisher monumentalste Humbug, der mit technisch-wissenschaftlichen Mitteln in Szene gesetzt worden ist (was für ein Stümper ist etwa Roosevelt mit seinem Fluß dagegen!). Und schließlich: wen hat Schuster Voigt eigentlich zum Besten gehabt? Ein Provinzbehördchen, das, ohne die Nähe der Residenz- und Intelligenzstadt kaum so viel Gelärm und Gelächter abgekriegt hätte, und ein paar biedere Bauernbuben, die durch das bißchen Schwert, das ihnen um die Lenden baumelte, nicht gerade über ihren pommerschen Klippschulverstand hinausgebracht wurden. Aber jener Abkömmling von Olivenbauern, als den ihn sein Name entpuppt, hat monatelang eine hochmögende Regierung, eine noch höhermögende Presse, ein unter der fine fleur der Alphabeten durch Analphabeten ausgesuchtes Parlament, Minister, Generäle, Admiräle, Professoren, Prälaten an der römischen Nase herumgeführt; hat ein ganzes Land in einen Taumel gelockt, der sich in Interviews und Massenversammlungen, in Filmposen und Aktiengesellschaftsgründungen, in Händeklatschen und Evivagebrüll, in Lorbeerkränzen und Zweckessen, in Telegrammepik und — wenn es (schade!) noch ein bißchen gedauert hätte — auch in Lyrik entlud. Denn ich müßte d'Annunzio schlecht kennen, wenn er nicht schon einen Hymnus auf dem Farbband gehabt hätte, etwa des Titels: Gesta dell'ingenio tecnico italiano ....

Harry Kahn
(Torre di Terrarossa)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf Expedition

Von Paul Rohrbach

In Kamerun sagt man „Expedition“, in Ostafrika „Safari“ und in Südwest „Pad“. Wer die drei Kolonien kennt, kann an den drei Worten ein Stück Kolonialgeschichte und Kolonialpsychologie ablesen. Als wir zuerst nach Kamerun kamen, dehnte sich an der ganzen Küste entlang viele Tage, ja Wochen weit landeinwärts nur der dunkle wegelose Urwald. An der Eingangspforte des Kamerunbeckens saßen die Dualas und machten eine Sperre, damit kein weißer Kaufmann selber an das Elfenbein der Binnenstämme herankam, und keiner von den Wald- oder Graslandleuten auf die Hulks im Wurifluß, auf denen die Weißen früher, als sie noch nicht Herren im Lande waren, wohnten und ihre Waren hielten. An der Batangaküste im Süden gab es überhaupt keinen Verkehr, weil sieben Tagemärsche weit hinter Kribi der Wald unbewohnt war. Erst Dominik ließ den Weg durchschlagen, holte Leute heran und befahl ihnen, Dörfer zu bauen und Pflanzungen anzulegen, damit sich Trägerkarawanen verproviantieren konnten. Weit hinter dem Walde, in Adamaua, stieß man auf Stämme von hoher afrikanischer Kultur. Der Wald war geschichtslos; darum nahm man für das Eindringen in die Wildnis das mitgebrachte europäische Wort: Expedition.

Ostafrika dagegen war schon Jahrtausende lang von arabischen Handelszügen begangen worden, als es deutsch wurde. Wir haben ein Segelhandbuch, das bald nach der Zeit Christi verfaßt wurde, den Periplous des Roten Meeres (d. h. des westlichen Indischen Ozeans). Darin heißt es schon, man importiere nach Ostafrika Zeuge, Waffen und Spirituosen und hole von dort Elfenbein, Schildpatt, Aromata und Sklaven. Von den Arabern, die zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesem Zweck ins Innere gingen, hörten die Gewährsleute des Klaudius Ptolemäus von den hohen Bergen unter dem Aequator, und daß der Nil aus großen Seen käme. Unter arabischem Einfluß bildete sich eine halbzivilisierte Küstenbevölkerung, und in ihrer Sprache, in Kisuaheli, nannten auch die Europäer den Marsch ins Innere mit dem alten Wort Safari.

Aehnlich war es, als wir nach Südwestafrika kamen. Schon seit dem 17. Jahrhundert knarrte der Ochsenwagen, den die Nachkommen der ersten holländischen Kolonisten am Kap gebrauchten, durch die Steppe; und die Rinder der Hottentotten und Bantustämme lernten das Joch des Buren auf dem Nacken tragen. Die Räderspur, die sich durch Grasfeld, Sand und Klippen zieht, ist die Pad und mit diesem niederdeutschen Wort wird auch die Reise bezeichnet. Man geht „auf die Pad" und wünscht sich „gute Pad". Ein Unterschied ist freilich zwischen dem Süden und den afrikanischen Tropen. Im Herero- und Namalande fährt man und reitet man, denn dort ist der tödliche Feind der Rinder und Pferde, die Tsetse, unbekannt; in Tsetsegebieten dagegen, wozu Ostafrika und Kamerun großenteils gehören, geht man zu Fuß oder läßt sich tragen. Alle die großen klassischen Expeditionen, durch die Innerafrika entschleiert wurde, die Reisen Livingstones, Stanleys, Wißmanns, Peters u. a., Zehntausende von Kilometern, sind als Fußmärsche ausgeführt worden. Seit die europäische Verwaltung aufkam, und die Ansprüche über das Pionierzeitalter hinaus wuchsen, sucht man Reitpferde hinzubringen, wo es nur irgend geht, aber ich kenne viele alte Afrikaner, die, auch wo sie heute reiten könnten, die harte Gewohnheit des Marschierens an der Spitze der Karawane freiwillig beibehalten haben.

Ob Pad, Safari oder Expedition — die Hauptregel heißt: keine unnützen Ansprüche! Am schönsten ist es in Südwest. Auf der Ochsen- oder Maultierkarre liegen Proviant und Decken, Wasserfaß, Feldtisch, Feldstuhl und Eisenblechkoffer. Zur Mittagsrast und Nachtruhe wird ausgespannt, der Bambuse kocht und schmort aus der Konservendose — „Tin" sagt der Afrikaner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meistens — oder von einem geschossenen Stück Wild irgend etwas zusammen. Der geröstete Kaffee wird mit dem Gewehrkolben im Deckel des Kochgeschirrs zerdrückt, wer „Fettlebe" machen will nimmt auch Dosenmilch und Zucker mit, aber oft genug sieht die Brühe nicht von Milch, sondern von Lehmwasser wie Milchkaffee aus, und zur Nacht gibt es ein Schaffell als Matratze, einen Woklach zum Zudecken und den Sattel unter den Kopf. Ich habe ein paar hundert Nächte so geschlafen und bin jedesmal von neuem glücklich, wenn ich unter einem südafrikanischen Dornbusch liege und das Kreuz und die Maghellenischen Wolken über mir sehe. Wenn man sich hinlegt, ist manchmal *eine* Decke zu viel; nach Mitternacht wacht man auf und zieht sich fröstelnd die zweite über; eine Stunde vor Sonnenaufgang klappern einem manchmal unter drei Wolldecken die Zähne vor Frost und im Juli—August kommt es vor, daß man beim Aufstehen eine dünne Eishaut in der Blechwaschschüssel eindrücken muß.

Das wunderbare Schlafen unter freiem Himmel ist in den Tropen leider nicht möglich. Auch in der Trockenzeit muß der Europäer dort sein Zelt und sein Feldbett mitführen, demnächst sind die wichtigsten Stücke Moskitonetz und Badeschüssel. Zelt, Bett, Tisch und Stuhl sind zusammen fünf Trägerlasten. Ein halbes Dutzend Koffer braucht der Europäer für Kleidung, Wäsche, Stiefel u. dergl. Auf weite Reisen, wie auf meiner Expedition nach Neukamerun — 40 Tagemärsche von Kribi bis Singa am Ubangi — müssen eine Menge Proviantlasten mitgenommen werden: Mehl, Zwieback, Zucker, Kaffee, Kakao, Fleisch-, Obst- und Gemüsekonserven, Petroleum, Kerzen, Munition, Apotheke u. s. w. Unter 20—25 Lasten geht es kaum ab. An Bedienung braucht man einen Boy, einen Koch und einen Waschmann. Wer im amtlichen Auftrage oder mit Regierungs-Empfehlung reist, bekommt auch noch einen oder zwei schwarze Soldaten mit. Natürlich sind auch in Innerafrika die Ansprüche verschieden. Als ich mit Oberstabsarzt Kuhn auf der Schlafkrankheits-Expedition in Neu-Kamerun war, trafen wir eine englische Dame in mittleren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahren, die aus purem Wissenseifer in Afrika umherzog. Sie hatte ein winzig kleines Zelt, übernachtete aber meist in Negerhütten, ein paar Kleidungsstücke, ein Kochkessel und als eisernen Proviant eine Last Reis. Auch wer Sinn für das Spartanische auf Expedition hat, kann aber über solche Einfälle nur die Achsel zucken, denn der Reisende riskiert dabei sein Leben, das er doch durch sein Unternehmen bereichern will.

Es gibt vielerlei gesundheitliche Vorsichtsmaßregeln in Afrika. Die drei ersten heißen: nimm vorbeugend Chinin, trinke kein ungekochtes Wasser und sei vorsichtig mit Alkohol. Die vierte heißt: schlafe nicht in Negerhütten und meide jede intime Berührung mit dem eingeborenen Wesen. Die Hütten, und auch die häufig gebrauchten Karawanen-Rastplätze sind nicht nur voll gewöhnlichen Ungeziefers, sondern auch voll Zecken, die gefährliche Krankheiten übertragen können. Außerdem gehört im tropischen Innerafrika gute Ernährung und Körperpflege für den Europäer nicht allein zu den Annehmlichkeiten, sondern auch zu den Notwendigkeiten des Daseins. Kraftproben sind töricht; die kann man eher in Südwest machen. Wer vernünftig lebt und auf die Forderungen des Klimas Rücksicht nimmt, vor allem die vier oben genannten Regeln beobachtet, braucht in Kamerun oder Ostafrika auf einer größeren Expedition kaum mehr gesundheitliche Besorgnisse zu haben, als auf einer Fußwanderung in Europa. Das Unheil fängt meistens erst dort an, wo die Leute glauben, sie könnten in Innerafrika ebenso leben und namentlich ebenso viel Spirituosen konsumieren wie zu Hause. Mit Malaria, mit Dysenterie und vielleicht sogar mit der Schlafkrankheit ist es für den Europäer leichter fertig zu werden, als mit dem afrikanischen Alkoholteufel. Der ist der eigentliche Schrittmacher für die Tropenkrankheiten.

Wie sieht ein Expeditionstag aus? Früh um halb fünf wird das Lager geweckt. Eine Stunde später, sobald das erste Dämmerlicht den Weg erkennen läßt, muß abmarschiert werden, um vor der größten Tageshitze wieder Lager schlagen zu können. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Träger schnüren ihre Lasten, der Koch bereitet Frühstück, der Boy serviert bei Laternenschein, das Zelt wird abgebrochen, das Bett zusammengepackt. Wer von den Negern von gestern noch etwas übrig hat, verzehrt es zur Stärkung, dann wird bei den Lasten angetreten, ein Pfiff des schwarzen Steadmans oder begleitenden Soldaten und die Karawane setzt sich in Marsch, der Weiße voraus. Ein leichter Eingeborenenspeer dient ihm häufig als Stock, die Boys tragen Gewehr, Feldflasche, Kamera. Fünf Marschstunden, auf die einschließlich der Pausen selten mehr als 20 Kilometer gerechnet werden können, sind der Tagesdurchschnitt. Der Europäer könnte mehr machen, aber die Träger mit 60 Pfund auf dem Kopf haben reichlich genug damit. Tageslohn und Verpflegung, die auch für den Rückmarsch der abgelösten Träger gewährt werden muß, machen eine Mark pro Kopf aus. Mit den Dienerlöhnen und den sonstigen Ausgaben kostet also die Fortbewegung für jede 20 Kilometer im Durchschnitt vielleicht 50 Mark — in Deutschland auf der Eisenbahn 1. Klasse Schnellzug 1.50 Mark! Um 11 Uhr spätestens sollte man an Ort und Stelle sein. Dann wird dem Dorfhäuptling aufgegeben, wie viel Verpflegung von den Feldern herbeizuschaffen ist. Meist dauert das einige Stunden; dann fangen die Träger zu kochen an. Für den Weißen ist das Zelt aufgeschlagen, Bett und Liegestuhl im Schatten eines Baumes bereit gestellt, und vor allen Dingen, wenn kein kühler Bach oder Fluß ohne Krokodile und Glossinen (Schlafkrankheitsfliegen) beim Dorfe fließt, kommt die Badeschüssel ins Zelt. Man wechselt Wäsche und Anzug, streckt sich in den Stuhl, raucht eine Zigarre, wenn man welche hat, und wartet aufs Essen. Nach dem Essen Siesta, und darnach Arbeit. Die sieht je nach dem Zweck der Reise sehr verschieden aus: Tagebuch führen, Ethnographika sammeln, zoologische und botanische Objekte präparieren, Eingeborenenpalaver, ärztliche Untersuchungen, Linguistik, Rutenaufnahmen.

Um sechs Uhr sinkt die Sonne und eine halbe Stunde später ist es Nacht. Das Abendbrot kommt und je nach Lust und Kraft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geht es dann beim Schein der Expeditionslampe mit Schreiben und Präparieren noch weiter oder nicht. Die schönste Stunde ist abends nach dem Essen am Lagerfeuer beim Mondschein, wenn das Laub der Mangobäume sich leise bewegt, Singsang und Schwatzen und Tanzgestampf von den entfernt gelagerten Trägern herüberdringt und das Bewußtsein einer guten Tagesleistung den Reisenden erfreut.

Erinnerung an Asien

Von Hermann Hesse

Wenn ich mich jetzt, drei Jahre nach meiner malayischen Reise, an den Osten erinnere, so sehe ich die Einzelbilder jener Reise in ihrer Gegenständlichkeit leicht getrübt und verallgemeinert, es ist Colombo von Singapore, Ippoh von Kuala-Lumpur, der Batang Hari vom Moesi nicht mehr so scharf in umrissener Individualität abgetrennt und verschieden. Dafür treten einige große Zusammenhänge deutlicher hervor. Wenn man mich heute nach genauen sichtbaren Einzelheiten aus Palembang oder Penang oder Djambi fragt, so muß ich suchen und habe einige Mühe, Greifbares hervorzubringen; wenn man mich aber nach dem Wert und den Haupteindrücken meiner ganzen Reise fragt, so weiß ich besser und rascher Bescheid als damals gleich nach der Heimkehr.

Von den Wochen, die ich in Städten und Wäldern der Malakka-Halbinsel und Sumatras zugebracht habe, sind mir folgende Haupteindrücke als Erlebnisse geblieben, zusammengeschmolzen und kombiniert aus hundert kleinen gesehenen Einzelheiten.

Der erste und vielleicht stärkste äußere Eindruck, das sind die Chinesen. Was ein Volk eigentlich bedeute, wie sich eine Vielzahl von Menschen durch Rasse, Glaube, seelische Verwandtschaft und Gleichheit der Lebensideale zu einem Körper zusammen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

balle, in dem der Einzelne nur bedingt und als Zelle mitlebt wie die einzelne Biene im Bienenstaat, das hatte ich noch nie wirklich erlebt. Ich hatte Franzosen von Engländern, Deutsche von Italienern, Bayern von Schwaben, Sachsen von Franken zu unterscheiden gewußt, schließlich aber doch nur von den Engländern den Eindruck einer in ihrer Eigenart gepflegten, auf Rasse und Geschichte stolzen Volksgemeinschaft bekommen, und daran war das niedere Volk unbeteiligt. Bei den Chinesen sah ich zum erstenmal die Einheit eines Volkswesens so absolut herrschen, daß alle Einzelerscheinungen darin ganz und gar untergehen. Aeußerlich und malerisch kann man von Malayen, Hindus oder Negern denselben Eindruck haben, Farbe, Kostüm und Lebensführung uniformieren alle diese Massen zu höchst sichtbaren Einheiten. Aber bei den Chinesen war von allem Anfang an der Eindruck eines Kulturvolkes da, eines Volkes, das in langer Geschichte geworden und gebildet ist und im Bewußtsein der eigenen Kultur nicht nach rückwärts, sondern in eine tätige Zukunft blickt.

Etwas völlig anderes ist der Eindruck, den die Naturvölker machen. Zu ihnen rechne ich die Malayen, trotz ihres Handels, ihres Mohammedanismus und ihrer äußeren Zivilisationsfähigkeit durchaus mit. Den Chinesen gegenüber war mein Gefühl zwar stets eine tiefe Sympathie, aber gemischt mit einer Ahnung von Rivalität, von Gefahr; mir schien, das Volk von China müssen wir studieren wie einen gleichwertigen Mitbewerber, der uns je nachdem Freund oder Feind werden, jedenfalls aber uns unendlich nützen oder schaden kann. Nichts davon bei den primitiven Völkern. Auch sie erwarben sofort meine Liebe, aber es war die Liebe des Erwachsenen zu jüngeren, schwachen Geschwistern, zugleich auch erwachte das Schuldgefühl des Europäers, der an diesen Völkern bis heute nur Dieb, Eroberer und Ausbeuter geworden ist, noch nicht helfender und führender Bruder, mitleidiger Freund, helfender Führer. Daß aus diesen braunen gutartigen Völkern große Gefahren oder Gewinne für unsere Kultur zu erwarten seien, ist ohne jede Wahrscheinlichkeit. Daß aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Seele Europas ihnen gegenüber voll von Schuld und ungebüßter Sünden starrt, läßt sich nicht leugnen. Die unterdrückten Völker der Tropenländer stehen unserer Zivilisation als Gläubiger mit älteren und gleichbegründeten Rechten gegenüber wie etwa die Arbeiterklasse in Europa. Wer im eigenen Automobil im Pelz an Arbeitern vorüberfährt, die müde und frierend nach Hause gehen, kann keine ernsteren Gewissensfragen an sich stellen als wer auf Ceylon oder Sumatra oder Java als Herr zwischen lautlos bedienenden Farbigen lebt.

Der dritte starke Eindruck meiner Reise war der Urwald. Ich kenne die neuesten Theorien über die Urheimat der Menschen nicht; für mich bleibt, zumindest symbolisch, der tropische Urwald die Heimat des Lebens, der einfache primitive Tiegel, in dem aus Sonne und nasser Erde lebendige Formen gebraut werden. Wir, die wir alle in Ländern leben, deren natürliche Produktionskräfte fast bis zur Grenze ausgebeutet, zumindest gekannt und gemessen sind, wir stehen mit unserem an Zahlen und Maße gewöhnten Denken inmitten des Urwaldes wie an der Wiege des Lebens, und ahnen dort mit Staunen, daß die Erde noch kein erkalteter Stern in späten schwachen Zuckungen ist, sondern noch zeugenden Urschlamm kennt. Eine Flußfahrt zwischen Krokodilen, Reihervölkern, Adlern und großen Katzen, oder ein Waldmorgen, wenn im gelb durchsonnten Geäst der filzigen Waldwildnis große Affenfamilien den Tag mit Gebrüll begrüßen, das ist für den an scharf begrenzte Felder, sorgsam gezogenen Wald und regulierte Revierjagd Gewöhnten ein wunderbares und mächtiges Erlebnis. Dazu der Geruch von Gefahr und das Gefühl von der Wertlosigkeit des Einzellebens, wenn man im feuchten dampfenden Dschungel nach Vögeln oder Schmetterlingen geht, Geheimnis und mögliche Gefahr auf allen Seiten, geiles Pflanzenwachstum und üppig brütendes Tierleben auf jedem Quadratfuß. Und die alte, selbstverständliche, in Europa doch tausendmal vergessene Herrschaft der Sonne! Das elementare Einbrechen der Nacht, die alles bis zum Grunde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verwandelt, und das Aufglühen des raschen Morgens, der das Leben wiederbringt, das unendlich rasche und heftige Entstehen und Austoben der Regen und Gewitter, der warme, leicht animalische Geruch der nassen fruchtbaren Erde, dies alles ist für uns wie eine geheimnisvolle und lehrreiche Rückkehr an die Quellen unseres Lebens.

Schließlich aber ist doch ein menschlicher Eindruck der stärkste. Es ist der der religiösen Ordnung und Gebundenheit all dieser Millionen Seelen. Der ganze Osten atmet Religion, wie der Westen Vernunft und Technik atmet. Primitiv und jedem Zufall preisgegeben scheint das Seelenleben des Abendländers, verglichen mit der geschirmten, gepflegten, vertrauensvollen Religiosität des Asiaten, er sei Buddhist oder Mohammedaner oder was immer. Dieser Eindruck beherrscht alle anderen, denn hier zeigt der Vergleich eine Stärke des Ostens, eine Not und Schwäche des Abendlandes, und hier fühlen sich alle Zweifel, Sorgen und Hoffnungen unserer Seele bestärkt und bestätigt. Ueberall erkennen wir die Ueberlegenheit unserer Zivilisation und Technik, und überall sehen wir die religiösen Völker des Ostens doch ein Gut genießen, das uns fehlt und das wir eben darum höher stellen als alle jene Ueberlegenheiten. Es ist klar, daß kein Import aus Osten uns hier helfen kann, kein Zurückgehen auf Indien oder China, auch kein Zurückflüchten in ein irgendwie formuliertes Kirchenchristentum. Aber es ist ebenso klar, daß Rettung und Fortbestand der europäischen Kultur nur möglich ist durch das Wiederfinden seelischer Lebenskunst und seelischen Gemeinbesitzes. Ob Religion etwas sei, das überwunden und ersetzt werden könne, mag Frage bleiben. Daß Religion oder deren Ersatz das ist, was uns zutiefst fehlt, das ist mir nie so unerbittlich klar geworden wie unter den Völkern Asiens.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwediſches Schickſal

Von Stefan Großmann (Malaen in Schweden)

Gäbe es ein Wahlvaterland, ich wählte Schweden. Seit zehn Jahren bin ich nun das fünfte Mal hier oben in Schweden, die vorigen Male, da ich noch ein freier Mann war, blieb ich ein Vierteljahr droben. Ich bin durch Stockholms Kanäle gefahren, ich war auf dem Leuchtturminſelchen Vinga, wo nur ein junger Lotſe mit ſeiner Frau (und Strindbergs geſammelten Werken) lebt, ich habe neben einer Kohlengrube in Billesholm gehauſt und bin die unvergeßlich ſchöne Küſte bis Chriſtiania, an den hellfarbigen Badeorten der ſteinigen Schären vorbei, oft hinaufgefahren. Ich habe den Frieden eines Kinderbades, will ſagen: eines Seebades mit ganz gelinde ins Meer ſinkendem Strand hier in Malan zwei Sommer lang genoſſen. Seeleute und Univerſitätsprofeſſoren, Sozialdemokraten und Staatsräte, Lehrerinnen und Kinder, Sänger und Köchinnen, Ellen Key und Oskar Levertin ſind mir hier nahe gekommen. Und in jedem Herbſt ſage ich es überzeugter: Gäbe es ein Wahlvaterland!....

Doch ich will aus dem Hymniſchen ins Sachliche übergehen und Beiſpiele geben, warum ich mich in Schweden glücklicher als anderswo fühle. Gleich das erſte Erlebnis im Eiſenbahnzug: Der Schaffner nimmt kein Trinkgeld! Mehr als das: ſie benehmen ſich ſo weltmänniſch, artig, dienſtbereit, und doch würdig, daß man gar nicht wagt, es ihnen anzubieten. Der Fremde, der es dennoch tut, ſetzt ſich peinlichen Zurückweiſungen aus! Man kann ſich das Erſtaunen des Oeſterreichers, der das zum erſten Mal wahrnimmt, kaum ausmalen. In Wien hatte ich es erlebt, als dort ein neues Theater gebaut werden ſollte, daß man dem refe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rierenden Baurat im Magistrat mehr oder minder deutlich ein Landhaus an der Nase unter die Nase hielt ....

Zweites Erlebnis: Man steigt in einer kleinen schwedischen Stadt aus und wartet auf dem Bahnhof bis der Anschlußzug kommt. Zum Zeitvertreib geht man in die Bahnhofsrestauration. Man verlangt zum ersten Frühstück Tee und wird von der Kellnerin zu einem Frühstückstisch geleitet, auf welchem nebst Butter und Sahne sechs Aufsätze stehen, bis hoch hinauf mit dem besten Kuchen und Hausgebäck beladen. Ist es Vormittag und zweite Frühstückszeit, so wartet der berühmte, von den Deutschen noch nicht ganz ausgerottete Smörgostisch auf den Eintretenden. Da stehen in Schüsseln: Fische, frisch gebackene, oder in Oel, in Essig, frische Tomaten, zerlegtes Huhn, Eierspeisen, Pilze, gebratener Speck, drei Käsesorten, Schinken, Würste, ein warmer Fleisch-Gang. Dies alles à discretion .... In den Städten, die Sommers über von Deutschen überzogen werden, hat man den Smörgostisch für die Ferienmonate verstecken müssen. Auf die Diskretion des reisenden Deutschen kann man sich nicht so unbedingt wie auf die des ansässigen Schweden verlassen. Uebrigens muß zur Entschuldigung der Deutschen zugestanden werden, daß der schwedische Smörgostisch im Anfang zum Ueberfressen einladet. Erst, wenn sich die erste Leidenschaft gelegt hat, kommt man zu diesen Genüssen in maßvollere Beziehungen. Immerhin: Versuche man es, solche Eßtische in Görlitz oder in Wien oder in München aufzustellen, bauend auf die Mäßigung und den Takt des Einzelnen ....

Freilich, die Schweden sind keine Fresser. In den Bädern, im Meer und in den Schwimmschulen, sah ich genug nackte Menschen, selten, ganz selten nur jenen Typus des fetten Hängebauchs, der in Deutschland .... dann und wann zu sehen ist. Vielleicht ist diese skandinavische Schlankheit der Tatsache zuzuschreiben, daß in Schweden (Stockholm ausgenommen) Bier nur in kleinen Flaschen, schlechter Qualität, ausgegeben wird. Das Bier verschönt den Anblick keiner Nation .... Die Schweden ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stehen sich vortrefflich aufs Saufen (daher die starke Abstinenzbewegung), aber konzentriert, wie sie's in allen Dingen sind, auch im Saufen, halten sie sich an kräftige Schnäpse und den männerumwerfenden Punsch .... Uebrigens, da ich vom Baden redete, nirgendwo ist die Badehose ein verachteterer Gegenstand als hier. In den nach Geschlechtern getrennten Bädern zieht niemand eine Badehose an; Männer und Frauen baden dort nackt. In den gemeinsamen Bädern an der See trägt man Badeanzüge, sofern man es nicht vorzieht, ein entfernteres Stück Strand aufzusuchen, das noch frei ist von sittlichen Kleidergesetzen. Ueberall aber baden Kinder nackt! Und ich kenne nichts Schöneres als dieses Gewimmel und Getümmel goldbraun gebrannter Kinderkörper in den schwedischen Seebädern!

Die Schweden sind ein schöner Menschenschlag. Ich habe im dichten Großstadtgewust, in der Kärntnerstraße in Wien, in der Leipzigerstraße in Berlin, hohe blonde Menschen, nur auf ihr Aussehen, auf den Gesichtsausdruck hin, als Schweden agnosziert. Das macht nicht nur die Rasse, die eben durch Industrialisierung noch nicht ausgemergelt ist, sondern auch ihre Methode der körperlichen Instandhaltung. Seit den alten Griechen hat kein Volk so systematisch Gymnastik getrieben wie die Schweden! Und nicht etwa Stechschrittgymnastik und Schauturnen, Muskelrenommage und Kreuzhohlstumpfsinn, sondern eine auf die harmonische Körperentwicklung bedachte, anatomisch fundierte Gymnastik, wo jeder Muskel seine Uebungen und jede abnorme Entwicklung ihre Gegenaktion empfängt. Schön ist eine Nation eben nicht nur von selbst, Schönheit will auch erarbeitet und kann nur so behauptet werden. Was außer den alten Griechen (praktisch) nur die jungen Schweden wissen! Ich habe z. B. in den Zellen der schwedischen Gefängnisse die Bilderbogen des Ling'schen Systems an der Wand hängen sehen. Eine billige Reform — warum ist sie noch keinem deutschen Gefängnisdirektor eingefallen? Gerade der Sträfling in der Zelle hat Muße genug, sich in das systematische Bild der Tagesübungen einzuleben und vielleicht wäre die Tuber-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kuloseſtatiſtik der deutſchen Zuchthäuſer beſſer, wenn ſolche Freiübungsbilder neben dem Gitterfenſter hingen. Freilich — die Kulturregungen eines geſunden Volkes ſind verzweigt und veräſtelt wie ſein Blutlauf — der ſchwediſche Sträfling wird auch beſſer genährt als der deutſche. Er bekommt täglich ſeine Ration Fiſch oder Speck oder Fleiſch und täglich ſeine Milchration. Einſperren iſt Strafe genug, ſagt der Schwede, man muß die Leute nicht auch noch umbringen. Die große Mehrheit der Gefängniſſe, die ich ſah, beherbergte freilich keine gemeinen Verbrecher, ſondern Verbrecher aus Rache, aus Trunkenheit, aus Brutalität. Verhältnismäßig wenig Diebe. Wie oft ſah ich in dieſem Reich der Redlichkeit kilometerlang auf der Landſtraße randvolle Milcheimer, von den Bauern unbewacht an den Straßenrand geſtellt, bis der Fuhrmann ſie der Reihe nach holte. Unter der ſtudierenden Jugend iſt das Delikt der Wechſelfälſchung nicht ganz unbeliebt. Aber das hängt mit dem Problem des ſchwediſchen Studenten und ſeinem außerordentlichen Bankkredit zuſammen. Nirgendwo kann der Student leichter pumpen als in Schweden. Das verlängert allerdings die Studienzeit und kann gelegentlich auch zur gefährlichſten Verbummelung führen. Im großen Ganzen aber iſt eine nicht zu knapp bemeſſene Studentenzeit für das geiſtige Leben einer Nation durchaus förderlich. Was verdankt Frankreich den Traditionen ſeines Studententums! Andererſeits iſt nicht abzuſehen, welchen Schaden der feudale Korps- und Biergeiſt dem deutſchen Geiſtesleben dauernd zufügt. Ich weiß, wie ſehr der geiſtige Habitus einer Jugend unter chauviniſtiſcher Bornierung leiden kann, denn ich habe es leider in Schweden ſelbſt mit angeſehen, um wie viel pöbelhafter und unduldſamer die Menſchen hier in den letzten Jahren unter dem Einfluß der „Verteidigungsleute“ geworden ſind. Der Schwede, der gemeinhin angeborene „politesse du coeur“ beſitzt, hat ſich neuerdings zuweilen zu einem fremdenfeindlichen Rüpeltum gezwungen, das in ſeiner chevalereſken Veranlagung gar nicht liegt und deshalb wohl auch nicht Beſtand hat. Freilich, dürfen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir Deutsche uns wundern? Jeden Tag erzählt „Politiken" allen Skandinaviern eine neue Brutalität aus Schleswig-Holstein. Bald werden Sängerinnen, ohne daß sie die Tanzschuhe wechseln dürfen, über die Grenze geschoben, weil sie dänische Lieder vor Dänen gesungen haben, bald wird dänischen Arbeitern mit der Ausweisung gedroht, wenn sie nicht bei deutschen Gutsherren Dienst nehmen, bald werden dänische Damen mit dem Hinauswurf bedroht, weil sie eine Nacht in einem dänischen Vereinshaus untergebracht waren. Der ganze Norden, der vor Rußland bangt, dem der Gram um Finnland auf der Seele lastet, der nie besser disponiert war zu einem Anschluß an Deutschland, wird erbittert und vergiftet durch diese Weisheitsakte Köllerscher Ueberlieferung. Was Wunder, daß schließlich auch die Laune der Skandinavier cholerisch-köllerisch wird? Da helfen alle Kaiserreisen wenig (wiewohl sie sicher aus einem guten Instinkt entstanden sind). Aber die Norweger sind ja überhaupt das dem mitteleuropäischen Anschluß unzugänglichste Volk. Ihnen genügt's, wenn sie aus ihrem chik gewordenen Touristenland, wie Kunt Hamsun in seinem vorletzten Roman erzählt, eine andere Schweiz machen können, in der die Fremden Geld schwitzen sollen. Im Winter streifen die Norweger die internationale Hotelgesinnung ab und sind so furios national, daß sie sich jetzt sogar eine eigene Bauernsprache als Staatssprache einführen wollen, die kein Däne mehr, versteht sich: auch kein Schwede, aber vielleicht auch ein großer Teil der Norweger nicht wird verstehen können.

Auch die schwedische Demokratie laß ich mir gefallen. In dem Sanatorium, wie im Norden die großen Pensionen auf dem Lande genannt werden, sitzt eine arme, kleine Gymnastastin neben der Ministersfrau, der Musiker des Hausorchesters neben einem Adjutanten des Königs und die Kellnerin, die uns bedient, ist im Winter Volksschullehrerin in Stockholm. In Malmö wohnte der dicke Sohn des Königs Oskar, also ein Bruder des regierenden Herrn, in irgend einem, gar nicht prunkvollen Privathaus in der dritten Etage neben irgend einem Herrn Svensson. Keine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Katz' kümmerte sich im Haus um die königliche „Partei". (In Wien, wenn ein Erzherzog durch die innere Stadt geht, läuft ihm eine unübersehbare Gafferbande nach und in Berlin stellt sich der Guckpöbel sofort an den Straßenrand, wenn er aus weiter Ferne das diskrete Signal des kaiserlichen Autos vernimmt). Die schwedische Gesellschaft ist gut gemischt aus allen Klassen. Und doch fehlt jene gemeine Vertraulichkeit, jenes würdelose Sichgehenlassen, das der deutschen Kleinbürgergeselligkeit so schnell anhaftet. Frei herausgesagt: es nützt jeder Demokratie, wenn sie sich an einer alten, aristokratischen Kultur zu erproben hat. Die Kämpfe zwischen Ober- und Unterklasse, wie Strindberg kurz zu sagen pflegte, sind in Schweden nicht weniger erbittert als anderswo, im Gegenteil, in einem Volk, das aus so echtem Material geschnitzt ist, da kämpft Eisenschädel gegen Eisenschädel! Darum hat es bei dem großen Generalstreik vor einigen Jahren so gut wie keine Mittler gegeben und deshalb sind die Liberalen, obwohl sie sich durchaus männlich hielten, bei den letzten Wahlen so schwer beschädigt worden. Aber die langsame Demokratisierung hat den Vorteil der allmählichen Aristokratisierung der Demokratie. Was nenn' ich Aristokratisierung? Gefühl für die innere Rangordnung! Diesen Instinkt für die geistige Autorität braucht gerade die Demokratie, sonst wird sie ein schmutziges Stauwasser für demagogische Schwimmer. Schlagt mich tot, Mitbürger, ich möchte auf der Gesellschaftsskala (Schwedens) die aristokratischen Möglichkeiten nicht missen.

Gäbe es ein Wahlvaterland .... Aber jedes Vaterland ist ein Schicksal. Ist man gar als Oesterreicher geboren, so fühlt man sich mit Bangigkeit immer wieder als politischer Orestes, der dem Schicksalsdrama seiner Heimat nicht entgehen kann.

Ja, Schweden ....

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sardinien

Von Oskar Müller (Rom)

Als ich in die Kabine trat, musterte mich mein Schlafgenosse, ein sardinischer Händler, kurz und bestimmt; dann löste er einen Gurt am Leibe und legte eine große doppelläufige Pistole handgreiflich neben sich. Ich zog daraus beruhigende Schlüsse auf meine Sicherheit und schlief fest bis gegen Sonnenaufgang. Man kann die Ueberfahrt von Civitavecchia nach dem nächsten sardinischen Hafen im Golfo degli Aranci nur nachts machen, wodurch man der Reize der tyrrhenischen See beraubt wird, dafür aber den überraschendsten Wechsel der Szenerie genießt. Die schroff abgespaltete riffreiche Ostküste der Insel liegt im Frühlicht eines Sommertages wild und fremd in einem gelben Schein; man schluckt vorsichtig altklassische Erinnerungen und philologische Anwandlungen, die einem ins Ohr flüstern, daß man hier an Homer zu denken habe. Dann genießt man voraussetzungslos diese prachtvolle melancholische Brutalität eines völlig nackten, unbewohnten Inselleibes. Etwa eine Stunde währt diese erste Vorstellung: eine ernste, unzweideutige Einladung, nicht ans Land zu steigen, die abwehrende Geste jeder rechtschaffenen Insel, die Schutzwaffe dieser Meerwesen gegen die freche und neugierige Habgier der Menschen. Aber das Schiff stampft gehorsam und besserwisserisch vorwärts; der Empiriker mit dem Revolvergurt und einer Geldkatze um den Leib macht sich fertig; er weiß, daß hinter dem gelben leblosen Gesicht der Küste Menschen, Bäume und Herden sind. Und ich erwache in einem hungrigen Mückenschwarm in der Bahnhofrestauration des Hafens zu der Gewißheit, daß die ungastliche Visitenkarte der Insel längst als ein plumper Trick erkannt ist, der uns abhalten soll, das Innere zu betreten. — — — — —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Fremdenpolizei wird auf der Insel ausgeübt von den Hafenbehörden der Flottenstation Maddalena und dem Lauffeuer der zutraulichen Neugierde, das schneller ist, als die Eisenbahnen. In der italienischen Seefestung, welche der französischen Stellung in Korsika und der Straße von Bonifacio gegenüberliegt, und die nach der Meinung der Kriegspolitiker einmal ein Geschichtsdatum werden wird, kann sich auch eine alemannische Landratte nicht gegen den Verdacht wehren, daß sie ein gefährlicher Experte in Marinedingen sei. Die Unteroffiziere des Geschwaders, Kavaliere des Strandwirtshauses, gingen mir vorsichtig zu Leibe, und obwohl ich selbst bei der dritten Flasche keine Neugierde nach Geschützverschlüssen und Plänen verriet, fand ich mich doch nach Tagen noch in Tempio und Sassari der Aufsicht der Gendarmen empfohlen. Aber diese peinlichen Eindrücke wurden rasch aufgewogen durch die Mitteilung, daß uns ein Freund bereits in Cagliari, im Süden, erwarte; es war dies ein deutscher Sprachforscher Dr Wagner, der seit Jahren die Insel besucht und überall bestens bekannt ist. Die Einrede, daß sich drei Deutsche, die gleichzeitig in Sardinien sind, nicht notwendig kennen müssen, wäre nutzlos gewesen. So fuhren wir im Schutze dieses Geleitbriefes die Insel entlang der Straße nach, die im Porto Torres im Norden mit einer Säule beginnt, und in Cagliari am Südende mit einer Säule aufhört. Dort fanden wir in der ersten Stunde den Landsmann, und wir alle waren schon so von insulaner Denkweise gefangen, daß uns dies alles wie eine wohlgetroffene Verabredung erschien. — — — — —

Dieser Herr Dr Wagner zeigte sich als eine glückliche Mischung eines Weltreisenden und eines deutschen Gelehrten. Er spricht alle sardinischen Dialekte und ist vielleicht der beste ausländische Kenner der Insel, die geradezu für Spezialisten eingerichtet ist. Der Sprachforscher findet hier eine selbständige, zwischen dem Italienischen und dem Spanischen entwickelte Form des Romanischen; der Mineraloge, Zoologe, Botaniker trifft auf dieser Scheide europäischer und afrikanischer Welt allerhand interessante

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dinge, von denen ich selbst Näheres nichts weiß, der Historiker stößt auf alte Staatsrechtsquellen wie die vielumstrittenen Pergamente der großen Richterin Eleonore von Arborea, deren Echtheit mir ein alter Bischof gegen Mommsen verfocht; ein Gang durch die provinzialen Museen der beiden Hauptstädte Cagliari und Sassari spannt das Interesse in ungeheure Zeiträume: Funde aus einer alten mit Aegypten zusammenhängenden Kulturepoche der Mittelmeerländer, darunter der Pater Sardus, eine rohe Bronze, aber von so treffender und dauerhafter Charakteristik, daß sie heute noch für den reinen Typus des Sarden gültig sein kann; punische Inschriften, die römische Kultur der Kaiserzeit, der Verfall unter den Byzantinern, pisanische Blüte, spanische Kolonisation, alles dies breitet sich gefällig und lehrhaft hier aus; nur daß man nie das Gefühl hat, es stehe mit dem Boden, auf dem man ist, in einem inneren notwendigen Zusammenhang. So ist es auch mit den spärlichen Kunstdenkmälern, die man außerhalb der Museen noch in lebendiger Umgebung trifft: in Tempio stehen auf dem Fassadengesims einer Marienkirche kleine heidnische Idolen; die Marmorgötter wirken wie ein lustiger Spott auf die Heilige Maria vom Rosenkranz. In Porto Torres ruht die Kirche des Heiligen Gavinus auf einer viel interessanteren Unterkirche mit merkwürdigen Kapitälen; in Alghero wird in einer reizenden kleinen maurischen Moschee eine Oelmühle betrieben. Auch die Werke der Malerei sind nur zufällig auf diesen verlorenen Posten verschlagen worden: in den Städten gibt es einige solcher abkommandierter Bilder der italienischen Renaissance.

Nur ein großes Werk ist hier selbst gewachsen und wunderbar in eine einsame fromme Umgebung gestellt, so daß es wirkt wie die Offenbarung einer der großen italienischen Dome in einem vergessenen Bergdorfe Es ist der Altar, den der Sarde Giovanni Muru im Anfang des Cinquecento für die schöne, aus brandig dunklem Gestein erbaute Kirche von Ardara malte. Nationaleigentum, aber schauderhaft verwahrlost, weil kein Kunsthistoriker

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Trommel rührt. An der Wand der Kirche standen übrigens ungeordnet aufeinander geschichtet, verstaubt, vermodert und schmutzig die Teile eines anderen Altars. Der geistliche Hüter dieses Schatzes kam auf einem kleinen sardischen Pferd auf seinen Hügel geritten; ein bäuerlicher derber Mann in Schaftstiefeln. Er hatte ein Bündel Salatkräuter geholt und schickte uns eine Beschreibung des Altars auf den schattigen Pfarrplatz. — — —

Die einzige immanente Kunst dieser Insel sind jene vorgeschichtlichen Bauwerke, welche man Nuraghen nennt. Sie gehören zum Boden, wie seine Früchte. Sie sind über das ganze Gebiet zu Tausenden verstreut; man sieht sie vom Wagen, von der Eisenbahn überall wie buckelartige Verzierungen eines Schildes. Natürliche Ausbuchtungen einer rohen, instinktiven Zivilisation. In der Nähe betrachtet verlieren sie diese visionäre Bedeutung und werden wie alles andere historisch. Aber auch dann bleibt noch das Gefühl, daß es sich hier um etwas ganz Sardisches handelt, und auch die bessere Belehrung, daß es am Nordrand Afrikas ebensolche Bauten gebe, kann nicht mehr irre machen. In diesen zu Kegelstümpfen aufeinander getürmten unbehauenen Steinen, die nur ein Schlupfloch als Eingang zu zwei dunklen Höhlen lassen, liegt in der Tat das, was uns Sardinien heute noch so merkwürdig macht: die unmittelbare Erinnerung an ein Wildenzeitalter, das man aus einem mit Städten, Dörfern, Kirchen und Ackerkulturen bedeckten Boden herausriecht. Noch einmal wurde mir dies besonders deutlich, als ich in den einsamen Bergen der Barbagia von weitem einen eingeborenen Mann daherkommen sah. So geht kein Europäer. Der Europäer tritt den Boden mit dem Fuße; beim Wilden bindet und löst sich der Fuß an dem Boden. In den Straßen Roms sah ich die Askaris so gehen, barfuß auf Pflaster und Asphalt. Sardinien ist ein abgerissenes Stück Afrika, seine Erde hat noch die eruptiven Wohnungen für die Menschen und diese bewahren wie eine biologische Erinnerung den Gang der mit dem Boden verwachsenen Kreaturen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber diese allerfrühesten Düfte der Insel sind selten. Geläufiger ist es, sich an die häufigeren Ausdünstungen des Mittelalters zu halten. Dieser Ruf hat die meisten Fremden auf die Insel gelockt und ihr das Klischee gegeben, für das Grazia Deledda die literarische Form gefunden. Es mag wahr sein, daß man selten alte Trachten, alte Bräuche, Aberglauben, mit Frömmigkeit verbundenem Wahnwitz so ungestört und eng beisammen findet, wie in Sardinien; aber dies alles wird von Augen vergrößert, die den Blick für das Gemeingültige dieser Erscheinungen verloren haben. Wer mit deutschen Waldbauern am Tisch gesessen hat, und die Spinnstubengeschichten unserer Jugend nicht vergaß, wird sich über vieles nicht wundern, was ein städtischer Forscher für sardinisch ausgibt. Aber es ist das Faßliche der Insel, der Marktwert für den Reisenden und für die Künstler, die diese Beziehung instinktiv oder spekulativ erfaßt haben. Es sind aber nur wenige: die Dichterin aus Nuoro, welche etwa die „Dorfgeschichten" ihrer Heimat schrieb und vielleicht einmal in weniger talentierten Nachfolgern erkannt wird, und ein junger Maler aus Sassari, Giuseppe Biasi, der eifrig dem Mystizismus des Aberglaubens in von der Malaria heimgesuchten Körpern und Gehirnen nachspürt und dafür einen primitiven, wie Holzschnitte wirkenden Ton in seinen Gemälden gefunden hat. — —

Von der Blutrache und dem damit zusammenhängenden Brigantentum brauche ich nicht zu reden, da die Zeitungen in regelmäßigen Zeitabständen über dieses typischste aller Merkmale der Mittelmeerinsel berichten. Aber Landschaft und Wirtschaftsformen der Insel erklären dies mehr, als der angeblich wilde Charakter des Volkes. Die Reise mit der Eisenbahn vermag darüber keine Aufschlüsse zu geben, sondern man muß sich zu Wagen und zu Pferd bequemen. Im Norden führt eine Automobilstraße durch die alpine Steinwüste der Gallura, in der nur die Korkeiche gedeiht. In seltenen Ansiedelungen und Hirtengehöften hausen einsame Menschen, welche Eigentumsstörungen noch mit Blut rächen; doch betreiben sie dies als eigene Sache,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der Fremde wird dieser Aufmerksamkeit nicht gewürdigt. Die Barbagia, der Felsenkern Sardiniens, mit Nuoro als Hauptstadt, ist die letzte Zuflucht jener Familienmorde, die im Buschwald des Hochgebirges in blutigen Gefechten zwischen dem Militär und den zu Briganten gewordenen bäuerlichen Kavalieren ihre Sühne finden. Aber der Fremde darf seinen Reisewagen ruhig stundenlang in einem der armen Dörfer stehen lassen, ohne daß etwas entwendet wird; zum mindesten weiß der Kutscher Bescheid, ob die Ehre des Dorfes das Stehlen verbietet. Die Jagd auf die gehörnten sardinischen Wildschafe, die Muffloni, und auf das Wildschwein führen die wenigen Fremden hierher; selten wohl die flammenden Kerzen der Kastanienwälder und die tiefe Einsamkeit der granitenen Berge. Ein leichter merkantiler Sinn aber wohnt im Campidano, der an das Südufer der Insel gebreiteten wein- und früchtereichen Ebene mit der Stadt Cagliari, die heiß, windig, etwas lärmend und leichtfertig aus dem Meere aufsteigt, das hier schon die Grüße Afrikas auf den Wellen trägt. Hier verbrachte ich die Abende mit einem Minenbesitzer aus Tunis, der als armer Arbeiter aus Cagliari vor zehn Jahren ausgewandert war und jetzt als Millionär für einige Tage im Jahr in seiner Heimat dem Luxus des Gemüts fröhnt. Seine politischen Gespräche waren von einer amerikanischen Phantasie bewegt, sein Denken gänzlich unmoralisch; aber er aß mit mir abends alle Gerichte der sardinischen Küche und trank mit mir die schweren Rotweine von Iglesias und den Stolz des sardischen Hauses, den weißen Vernaccia. Er trank und aß mit einer Leidenschaft, die nur Heimweh sein kann, und erzählte dabei von tagelangen Ritten von einem Bergwerk zum andern und von der Dummheit seiner Landsleute, die daheim geblieben. Und hatte ein Heimweh, das ich andächtig genoß, wie einen letzten Aufschluß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am See von Kinnereth

Von Alfons Paquet

Aus dem von Haifa abgefahrenen Zuge schaut man wie aus einer halbdunklen Kammer in die überhell beschienene Landschaft. Kaum findet das geblendete Auge zurück auf die Gegenstände und die Menschen der Mitfahrt. Wolken von einem satten gelben Strahlenglanz thronen im Blau; in der Ferne wie entrückt steht die edle Kegelform des Berges Tabor im Morgenlicht. Der himmelblaue Strang der Schienen glänzt aus gewaltiger Fläche hellgelb blühender Senfstauden empor. Er führt mitten durch die stark bewachsenen Felder, an Gruppen alter Haineichen vorüber, läßt in der Ferne die bewaldeten Hügelketten, führt nah an den Gehöften junger Ansiedelungen vorbei, an Männern, die auf dem Felde arbeiten, an Palmenwipfeln, die in sichelförmige Zweige aufgelösten Kugeln gleichen. Es donnern die kurzen eisernen Brücken über die felsigen Bette des Jordanflusses.

Von dem kleinen Stationshause von Kinnereth geht man zum See hinunter. Ein Motorboot wartet an der Landungsstelle. Der See liegt in einer großen Schale mit niederen Rändern; die Luft über ihm ist heiß wie das in einem Tiegel zum Schmelzen gebrachte Erz. Die Fahrt bringt wenig Kühlung. Das Pochen der Maschine und das Geplapper zweier Frauen, die nach Tiberias reisen, um die Schwefelbäder zu benutzen, ist wie ein ohnmächtiges Sträuben gegen die Stille und Einfalt des weiten, unbewegten Gewässers, das rings die aschgrauen Seehügel umfassen. Es ist ein Becken, eher kleiner als das des Bodensees, doch hat man den Eindruck, auf hohem Meer zu sein. Keine Barke, kein Boot außer dem unserigen ist auf der Flut.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fern wird eine kleine, leblose Stadt am Ufer sichtbar. Nach einer Stunde sind wir dort. Man sieht die dicken, aus schwarzen Basalten gebauten Römertürme von Tiberias, sie sind wie zum Bade ein wenig in das Wasser hineingestiegen. Zwischen Felsenstücken, die grau gebrannt sind wie Bimsstein, knieen schwarz verhüllte Wäscherinnen. Knaben baden mit Pferden. An der Landungsstelle erwarten in der flirrenden Mittagshitze alte, sich langweilende Juden in langen winterlichen Kaftanen das Boot. Fellachenfrauen mit eisenklappernden Schuhen und in groben blauen Hemdgewändern begegnen mir in den engen, glühenden Gassen. Der Blick dringt durch eine Gartenpforte in den Flur des Klosterhauses, wo Mönche in ihren schweren braunen Kutten am groben Tische sitzen und das Mahl einnehmen. Hier ist ein Garten mit Grabsteinen und blühenden Granatbäumen. Viele der niedrigen, aus schwärzlichem Gestein gebauten Häuser haben Ränder von weißer Tünche und hellblau bemalte Fensterrahmen; auf ihren Dächern dorren Gras und Büsche. In einem Schatten liegt ein Bettler auf den Steinen, ein junger Mann, halb aufgerichtet, mit verstümmelten Füßen. Die Fliegen auf seiner braunen Haut glänzen wie Kupferknöpfe. Das Haupt ist zur Seite geneigt mit einem ehernen Leidensausdruck.

Diese Stadt, die dem arabischen Landvolk noch jetzt für den Sitz des Fliegengottes gilt, war vor zwei Jahrtausenden der Wohnort einer den Judäern verächtlichen, mit arabischem und blondem Fremdvolk durchmischten jüdischen Bevölkerung. Sie ist von den Römern über einem verlassenen Begräbnisorte angelegt worden und enthielt eine Rennbahn, eine militärische Besatzung, einen Palast mit Tierbildern. Ihrer unheiligen Blüte wegen hat der Meister von Nazareth gleich anderen Juden sie gemieden, aber er predigte öfters in ihrer Nähe und soll zuletzt dem Petrus hier bei seinem Fischzug erschienen sein. Darum ist das Kloster da errichtet worden. Die meisten Städte am See, wo die hilfreichen Wunder des Neuen Testamentes geschahen, waren Wohnorte der Minäer, einer Schule, die von den Rabbinen mit Haß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verfolgt wurde, denn sie leugnete die Thora, leugnete die Weltschöpfung, den Schöpfer und seine Engel, nannte die Erde das Reich eines bösen Geistes und wollte den Gott des Guten nur in einem weit entfernten König der Wesen anerkennen. Kein erstaunlicher Glaube. Welche Seele ergriffe nicht sich selbst einmal auf solchen kühnen, verbrecherischen Einflüsterungen der Trostlosigkeit und des Trotzes! Noch die heimgekehrten Kreuzfahrer bezeichneten diesen Strich von Galiläa als den künftigen Ausgangsort des Antichrist. Der Talmud, der Keimträger dieser Sage, behauptet, daß der Messias nicht früher kommen werde, als bis das ganze Weltreich minäisch geworden und von den Zauberkünsten Aegyptens erfüllt sei; im übrigen galt ihm auch Jesus für einen ägyptischen Zauberer. Jesus von Nazareth trat in dieser Landschaft auf in einem Zustand von ungeheurer innerer Spannung. Verstörtes Wort gegen die Mutter bei der Hochzeit zu Kana! Mit Feuer geladene Ruhe, da er in der Synagoge das Buch des Propheten Jesaias zutat, es dem Diener gab und sagte: Heut ist die Schrift erfüllt vor euren Ohren! Seligpreisungen auf dem Berge, die für alle vom Gesetz gequälte Menschengattung neue, ein Klima, einen Frühling der Seele bedeuten! Gibt es eine größere Genesung als den Glauben? Und gibt es eine größere Krankheit, als den Glauben? Die Trümmer des kleinen, mit Fluch aus der Welt verschwundenen Kapernaum liegen unweit von hier. Sie gehören jetzt dem Orden des heiligen Franziskus und man behauptet die Treppe der Synagoge aufgefunden zu haben, die einst der Fuß des Meisters überschritt; sie zu hüten, verschmort ein alter deutscher Mönch sein Dasein zwischen den mannshohen Disteln dort, in der Gesellschaft von Geiern, und Kolibris und hoch über ihren verborgenen Nestern singenden Lerchen. In Tiberias der Stadt leben an siebentausend aus Galizien und Polen hergezogene Juden aufs armseligste. Russische Pilgerscharen ziehen hierher, auf ihren mühsamen Frühjahrswanderschaften durch das Land; aus dem kühleren Bergland von Nazareth steigen sie hinab in die heißen Fegfeuer hier

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am See. Seßhaft werden von den neuen Ankömmlingen nur die jungen jüdischen Landleute im Winkel von Kinnereth mit ihren kleinen Häusern und Viehställen, ihren Weizenfeldern auf der Anhöhe, dem Gutshof mit der Haushaltungsschule, den von Steinen mühsam befreiten und von Hecken amerikanischer Mimosen geschützten Gärten, dem von Gemüsebeeten umgebenen hübschen Haus des aus dem Rheinland eingewanderten Siedlers, das wie in der Eifel zweistöckig und aus schwarzem Lavagestein gebaut ist mit weißen Fugen und grünen Fensterläden. Diese Ankömmlinge sind wenige, und ihr Kampf mit dem dürren, von den Steinen und den Einsamkeiten zweier Jahrtausende bedeckten Lande ist schwer. Doch vielleicht ist er nicht vergeblich.

Aus der Stadt Tiberias führt der Weg zu den Kochbrunnen eine kleine Strecke am Rand des Sees hin, an vielen schwarzen Trümmern und Schuttstellen vorüber, die als Zeichen untergegangener Bauten aus der Erde ragen. Ohne sichtbaren Zugang liegen vor der Felsenwand des Berges einige weiße würfelförmige Grabkapellen auf der Halde. Die Bäder sind nur wenige Schritte vom Ufer entfernt. Die Badekammern dort, altes und schadhaftes Gemäuer über den mit glühender Flut gefüllten Felsengruben, stehen für jedermann offen. Die Badegäste aus der Stadt kommen des Morgens mit einem Wägelchen hinausgefahren. Andere, die aus fernen Gegenden kommen, lagern hier draußen wochenlang mit Zelten, Vieh und Wagen. In schlüpfrigen Bachläufen rinnt das faulig riechende, warme Schwefelwasser in den See. Kein Halm gedeiht in ihrer Nähe.

Tief eintauchendes Bad, das wie ein Nesselhemd die Haut umkleidet und doch innig wohltut in der Lust des Glühens! Erlöstes Ausruhen im Freien, wo nach dem Bade auch der sengende Windhauch noch Kühlung fächelt und ein Glas klaren Wassers, aus dem See geschöpft, wie ein Trunk des Lebens selber schmeckt! Nichts anderes hier zerteilt die Aufmerksamkeit. Wie von Schlacken frei geworden, ergibt sich die Beschauung dem ungetrübten Zauberblau des Sees. Und von einem holden Bann befangen sieht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Seele plötzlich Ihn, im Kahn am Ufer stehend, ein wenig abgehoben von der lauschenden Menge, nur die Planke des Bootes und das durchsichtige Wasser unter seinen Füßen. Und nochmals Ihn, wie ein der Flut entstiegenes Götterwesen, mitten in einer aus den Dörfern zusammen gelaufenen Menge, im Begriff, einen Abhang hinaufzusteigen, sich niederzusetzen und zu sprechen. Plötzlich stellt sich die Empfindung ein, als flöße alles, was Ihn betrifft, in eine einzige, tausendfältig zusammengesetzte Vorstellung über: die von Blechinstrumenten begleiteten, lärmenden Lieder der Heilsarmee; die weiße Scheibe der in tiefer Andacht am Sonntagmorgen in einer von Schwalben zwitschernden Kirche empfangenen Hostie; das von Meisterhand geschnitzte Gesicht des gothischen Kruzifixus; die Geste des in ein blütenrotes Gewand gekleideten sanften Predigers auf der Höhe eines deutschen Waldgebirges; das Schwarz auf Weiß der Zeitungsaufsätze um Weihnachten und Pfingsten; die Plakate amerikanischer Kirchenvorträge von eitlen Rednern vor einem eitlen Publikum; die einsamen Bücher des heiligen Augustinus, des heiligen Thomas des Scholastikers; die an fromme Frauen gerichtete Predigt des Meisters Eckehart im Dom zu Erfurt; das Stoßgebet des Sträflings im Zuchthause; das Seufzen des Arbeiters unter der Last von Ziegelsteinen; die Qual des Künstlers, der heute fertig ist mit dem schwebenden Schein von goldenen Strahlen um das Haupt Christi, um morgen ergrimmt die leuchtende Krone wieder auszukratzen und aufs neue an dem Versuch zu verzweifeln, in seine Züge alles zu legen.... Alle Begeisterung und alle Zerknirschung, deren die nackte Seele des von Schuld geängsteten Menschen, alle Salbung, deren die verhangene Seele des Pfaffen fähig ist.... Ich höre das stille, ewige Getöse der Welt um diesen Namen JESUS; die Besitzergreifung der Atmosphäre durch seine immer neue, tausendfältige Erscheinung; das ärgerliche Sichwehren der Welt; das Erstaunen der Widerspenstigen; das zornige Donnerwetter des alten Olymp; das triumphierende Dahinziehen des Lammes mit der blauen Kreuzesfahne durch ein hohes Licht;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die hochzeitliche, ferne geheimnisvolle, mit mystischen Wonnen ersehnte Ankunft des Bräutigams; alle Wunder des Heilandes als einen Kranz von holden Ereignissen, einem solchen Wesen angemessen, das die Scharen nach sich zieht als ein Sohn und Gesandter Gottes. Ach, daß nicht alles, was Odem hat, sein Leben in der Zeit verbringen konnte, da er lebte und an dem Ort, wo er umherging, um ihn, die größte aller Sehenswürdigkeiten, zu sehen! Sei es auch wie Thomas, der eher fähig war, den Verweis des geliebten Meisters zu ertragen, als die Unseligkeit des Nichtglaubenkönnens, bis er mit scheuer Keckheit seine drei Finger in die Speerwunde hineinsenkte. Riesengroß sehe ich Ihn hier über den See emporgestiegen, das holde Gespenst der Landschaft, die von ihrem Glanz nichts bewahrt hat als den See. In blauen, leichten Umrissen steht die Gestalt wie ein Gewölk in der Klarheit des Tages. Staublos, funkelnd wie ein Edelstein, liegt die Fläche hier an der tiefsten Stelle der Erde zu seinen Füßen, sein Haupt ragt in den dritten Himmel, sein Wesen ist unermeßlich wie die Gesamtheit der Sterne. Wie rührend ist diese arme Landschaft hier in ihrer vertrockneten, heißen Ausgestorbenheit und Stille, in ihrer Begrenzung durch das rötlich glühende Rund der Seegebirge. Vielleicht hat ihr Verdorren einst als ein kosmisches Ereignis sich angekündigt mit wiederholten Jahren übergroßer Hitze und schlechter Ernte, mit Unruhe, Umherziehen und Zusammenstößen der Menschen, in einem allgemeinen drückenden Vorgefühl schwerer Kriegszeiten und einem Durst nach Erlösung vom Naturgesetz. Diese Mulde hier ist nur das Abbild der ganzen Erde, und das Schicksal der hier vergangenen und ausgestorbenen Menschen ist das Schicksal aller. In einen bitteren Becher aus schlechtem, gebranntem Ton verwandelt sich zuweilen die reiche Pracht dieser Welt, und doch ist von den Wassern seines Lebens der Trunk daraus so süß und rein wie das Wasser, das aus dem See Genezareth geschöpft wird.

Es wird Abendzeit, die ersten Windstöße fahren von den Höhen herab und heben aus meinem bis zum Rand gefüllten Glase

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Wasser in silbernen Kügelchen, die glänzend umher über den Boden stürzen. Barken, von der Stadt gesandt, nähern sich mit schräg geneigten Segeln. Ich steige ein, das Boot entgleitet und hält sich immer nah am Ufer. Auf der Landstraße unten zieht eine Schar von bestaubten, bunt gekleideten Landleuten mit ihren beladenen Tieren. Auf einem weichen Bodenrücken über ihnen lagert, wie ein lichtes, ziehendes Strichgewölk, eine Gruppe Gräber, die alle durch einen schneeweißen und himmelblauen Kalkguß gefärbt sind. Sie sind schräg zum Rand des Sees nach Süden gerichtet, wie nach einem geheimen Kompaß, die Häupter nach Jerusalem! Eine Herde kleiner schwarzer Ziegen weidet zwischen diesem hellen Gewölk dort oben in den dürren Halmen.

Am Abend gehe ich in der dumpfen, warmen Stadt umher. Den Sturm erwartend, sitzen die Menschen in ihren faltigen Nachtkleidern an den kaum beleuchteten Gassen. Friedliches, heiseres Rufen der Stimmen; Schlürfen weich bekleideter Füße auf den Steinen; zitternder, gepreßter Metallklang der Singmaschine; laue Gespräche vor dem kleinen Kaffeehause; hoch über den engen, hohlen Menschenwohnungen die Sterne! Alles geht spät schlafen. Nach Mitternacht braust es plötzlich von den Höhen hernieder und wird zu einem Orkan. Er heult in den Höfen, rüttelt an den festverschlossenen Fenstern, und bewegt den See zu breiten Flutgeräuschen. Aber als der Morgen aufgeht, liegen Stadt und See in kühler, vergoldeter Ruhe. Mitten auf dem blitzenden und sprühenden Wasser stehe ich auf dem Schiffe und sehe einen im Wind vom Ufer fortgetriebenen Schmetterling auf die Wellen sinken. Ich trage von geliebter Hand einen Brief immer bei mir, den nehme ich hervor und zerreiße ihn in kleine Stücke. Er entflattert meiner Hand wie ein Opfer-Flug von Tauben, wirbelt in Lüften hoch hinaus und senkt sich weit verstreut auf die gleißende Fläche nieder.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

La Superba

Von Anders Oesterling

Hafenstädte haben ihren besonderen Zauber. Ein salziger Freiheitswind weht um die Wellenbrecher, und der Ozean selbst scheint in das dürftigste, entlegenste Hafenbassin hereinzurollen. Auch die unbedeutendsten Hafenstädte sind mit ihrer Grundform, den zwei Quaiarmen wie eine der Welt geöffnete Umarmung, während über Gemeinwesen, die zur ewigen Trennung vom Meere verurteilt sind, oft etwas Sterbendes und Unberechtigtes zu liegen scheint. Mit seinen Launen und wechselnden Beleuchtungen spielt das Meer in das Leben jener Städte hinein, und wer das Meer liebt, muß auch diese Städte lieben.

Terrasse über Terrasse erhebt Genua seine kirschfarbenen Häuserketten in das Blau. Ueber seinen Zinnen und Fassaden liegt der Abglanz des Mittelmeeres, und die herrlich weiße Schaumborte, die sich von Riviera zu Riviera bricht, sammelt sich hier gleichsam zu einer Huldigung für die den Klippen entsprossenden Magnolien. La Superba!

Die alte Börse, deren Säle durch den Lärm entschiedener Kaufmannsstimmen so viele Schicksalsbotschaften vernommen haben, liegt noch morgenstill mit ihrer verwitternden Marmorheraldik da. Aber in den altertümlichen Arkaden der Via Caricamento herrscht ein kosmopolitisches Getriebe. Die Gesichter leuchten in dem Halbdunkel der Wölbungen weiß und gelb, die Rassen drängen sich durcheinander, in den kleinen Werkstätten zu beiden Seiten wird gehämmert, gefeilt, geklopft; bei den Uhrmachern ticken die Uhren ihre kleine rastlose Zeitbestimmung in diesen Chor der Zeit, eilig und eifrig, wie um den Arbeitstag noch rascher dahinstürmen zu lassen; die gelbgrünen Papageien kreischen auf ihren Pflöckchen in schmutzig dunklen Bars und Osterias, wenn die Glasperlen des Eingangs rascheln, sich teilen und Licht hereinlassen. Ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wunderlicher Gang, Verkaufshalle, Magazin, Promenade und Tivoli in einem! Hier werden am Tag Brot, Oel und Wein verkauft und nachts Frauen.

Draußen auf dem Quai steht die Statue des alten berühmten Rheeders, die eine Hand in der Hosentasche, wie um mit Wechselmünze zu klappern. Die Dampfer brüllen, ein und auslaufend wie schwer beladene Tiere, Pramen und Bugsierboote schießen eilends über die rauchige Wasserperspektive, aber draußen, hinter dem letzten Molo ist der Wasserspiegel blank. Rings umher an den sonnenweißen Mauern, hier und dort mit Madonnenskulpturen geschmückt, ungeschlacht wie Gallionsbilder, hängen die farbigen Plakate. Der Dampfer „Trautenfels" geht morgen nach Kalkutta, liest man, und gleich daneben wird mitgeteilt, daß der Dampfer „Mendoza" übermorgen nach Rio de Janeiro geht. Die Welt steht offen, die Abschiedssignale der Emigration ziehen überall an einem vorbei, und wer mit will, muß sich eilen ....

Die aufgehängten Wäschestücke, die nach allen Windrichtungen flattern und klatschen, geben plötzlich dem ganzen Bilde die gleitende Bewegung eines Schiffverdecks. Läden und Spelunken verwandeln sich plötzlich in Schiffsräume und Kajüten, und wenn die Brise dort oben unter den luftigen Strandloggias an den Trockenleinen zerrt, braust es wie von gewaltigen Segeln über unseren Köpfen. Die ganze Eindrucksmannigfaltigkeit der Seereise strömt einem wie ein kühler Taumel ins Herz, und man glaubt wirklich, auf der Fahrt zu irgend einem fernen Lande zu sein, das nicht in den Reisehandbüchern verzeichnet steht.

Das Neue, das man hier mit vollen Lungen einschlürft, was die Luft erregend zu machen scheint, wenn man von südlicheren Städten kommt, ist ganz einfach die Arbeitsunruhe und der Tätigkeitsgeist. Andere italienische Städte nehmen den Goldregen, den der Fremdenstrom über sie ergießt mit etwa derselben trägen Zufriedenheit hin wie die schöne Danae in ihren Kunstgalerien. Aber Genua ist voll Aktivität und Leben. Ich erinnere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mich aus einer anderen italienischen Stadt, wie ich eines Morgens an einem Quai eine große Menschenansammlung sah. Ich ging hin und fand — einige Männer, die mit befangener Miene eine Packkiste aus einer Schute abluden. Was war es mit diesen wunderlichen Wesen? Sie arbeiteten!.... Und wenn man so etwas für typisch nähme, würde man in Genua kaum glauben, im selben Lande zu sein. Hier wird gearbeitet, und es ist, als ob die vielen fremden Nationalitäten, die in diesem Hafen flaggen, fieberhaften Eifer um sich verbreiteten.

Aber die Arbeit verjagt die Andacht aus Genua nicht. Sie überkommt einen mitten in dem sonnigen Gewühl im Schatten irgend eines Patrizierpalastes in der Geschäftsgasse, sie strömt uns aus der Kühle der berühmten Treppenhallen entgegen. Dicht nebeneinander liegen Palazzo Bianco und Palazzo Rosso. Der weiße Palast hat seine Kolumbus-Erinnerungen, seine Trophäen aus den Kämpfen mit Venedig und den Siegeszügen über die Meere; und die ganze Größe, die in den Falten seiner vielen, goldgestickten, barbarischen Fahnen träumt, blickt einem in anderer Gestalt aus den Spiegelwänden des roten Palastes entgegen, wenn man sich dort vor dem dunklen Brignole-Saleporträt van Dycks niederläßt. Diese zwei Prachtbauten, die vielleicht einstmals feindliche Geschlechter beherbergt und blutige Intriguen gesehen haben, liegen jetzt einander gegenüber wie zwei unzertrennliche Geschwister, beide Genuas Glanzerinnerungen bewahrend. Eine neue Aristokratie ist jetzt in der Stadt zur Macht gekommen, die der Mäkler, der Rheeder, der Dampfschiffskommissäre und Spediteure. Aber Genua hat kein Recht zu klagen. Eine neue Geschichte des Handels und der Seefahrt gibt ihm Bedeutung, die Poesie des Importes und Exportes umwebt es mit seiner Berühmtheit. Der Kontakt mit der Außenwelt ist nie stärker gewesen als gerade jetzt, und seine Jahrtausende alten Handelstraditionen werden mit jeder frischen Ladung aus der Levante weitergeführt, die auf seinen sonnenbeschienenen Landungsplätzen abgeladen wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hoch und majestätisch, ein meilenweit blickender Zeuge von Genuas Größe, hebt sich der altertümliche Leuchtturm von dem bläulichen Hintergrund der Berge ab.

Aber der Arbeitstag will zum Abend werden, und als die erste durchsichtige Dämmerung kommt, ist es, als tauchte sie aus dem Mittelmeere selbst empor. In allen Türmen erklingen die Glockenspiele, von dem ehrfurchtgebietenden San Lorenzo bis zum allerwinzigsten Barockcampanile. Das ist die eigene, die alte, schöne Stimme des Südens, die durch alle Verwirrung der fremden Zungen tönt. Die Hafenviertel widerhallen von dem Lärm der betrunkenen Matrosen, aber der Sonnenuntergang brennt wie altes Gold in der Luft, tiefer im Glanze hinter den dunklen Reihen der schlummernden Schiffe, aber beinahe weiß über den massiven Festungswerken hoch oben. Der Steinkohlenrauch bekommt violette Töne, und als auf den tausend Altanen die Lichter aufblinken, wird die Steinmasse bräunlichblau. Herbe und süße Düfte spinnen sich durch den lauen Frühlingsabend, auf dem Wasser ist es lichter als auf dem Lande, und der ganze Zauber des Mittelmeeres weht zu den offenen Hotelfenstern herein. Gerade in diesem Augenblick würde wohl der alte Claude Lorrain Genua lieben, es so lieben, wie nur er es konnte, dessen Seele für immerdar von dem geheimnisvollen Abendleben der Hafenstädte gefangen war.

Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Frühling in Palästina

Von Johanna Friedberg

O diese Nächte! Dieser Himmelsbogen
So tief gespannt. Die Sterne, traumverloren,
Wie Silbervögel, die herabgeflogen,
Ruh'n sie auf Wipfeln dunkler Sykamoren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

O diese Tage! Diese Luft so golden,
So hell, so leicht. Und überall die großen,
Goldfarb'nen Wiesen und die zitternd holden,
Goldgelb gestaumten, lieblichen Mimosen.

Und dieser Himmel! Dieses Meer in satten,
Blausamt'nen Tönen. Selbst der Berge Rücken
Ist blau von Wäldern, die von Wolkenschatten
Gezaubert sind, den nackten Stein zu schmücken.

Und Bäume! Palmen, deren Gipfel schwanken;
Dann Eukalypten, zart wie junge Birken
Mit hochgewachs'nen Stämmen, weißen, schlanken,
Olivenhaine, die gespenstisch wirken.

Und auch wie Märchen, grau und silberseiden.
Der See Tiberias trägt rosa Rüschen
Von wildem Oleander und die Weiden
Am Jordansufer stehn in dichten Büschen.

Auf kühnem Felsen trotzig schroffe Mauern:
Araberburgen, leuchtend und verschlossen.
Im Tal die Dörfer der hebrä'schen Bauern
Vom Frühlingsduft der Blütenpracht umflossen.

Doch dann erstarrt der Frühling vor den Toren
Der Felsenstadt, der königlichen Einen.
Jerusalem, dereinstens auserkoren,
Ist nichts wie Traum und ungestilltes Weinen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Chinesische Volksmärchen

Richard Wilhelm in Tsingtau, der für das Verstehen chinesischen Geistes in Deutschland so viel getan hat, gibt soeben bei Diederichs in Jena einen Band „Chinesische Volksmärchen" heraus. Das Buch ist uns nicht nur seiner poetischen Werte wegen willkommen, sondern auch darum, weil die Mehrzahl dieser Märchen nicht aus gedruckten Quellen stammt, sondern nach mündlicher Tradition aufgeschrieben wurde. Diese Geschichten, Fabeln, Anekdoten, Sagen erzählt sich das Volk, sie gehören nicht jener geheimnisvollen, hinter zehn Mauern verzauberten „Literatur" an, die niemand lesen kann, sondern sind lebendig und gehen noch heut von Hand zu Hand, nicht als Kostbarkeit unter Gelehrten und Kennern, sondern als Besitz des Volkes.

Einige von diesen Märchen waren schon bekannt, und es ist nicht ohne Interesse, die verschiedenen deutschen Fassungen zu vergleichen. Zum Beispiel die Geschichte von Ying-Ning, dem lachenden Mädchen, steht auch in Bubers „Geister- und Liebesgeschichten" mit nicht unbedeutenden Abweichungen.

Je notwendiger eine gründliche Auseinandersetzung mit Ostasien uns erscheint, je aktueller schon rein politisch das Bedürfnis nach einem Verständnis des Ostens wird, desto wichtiger wird es, die Völker Ostasiens aus ihrem eigenen Denken und Wesen heraus kennen zu lernen, und dazu ist kein anderer Weg als durch ihre Kunst und Dichtung. Hier spielen die Volksmärchen eine große Rolle, denn hier ist, nächst dem Theater, die wahre Quelle der geistigen Volksnahrung. Was ich aus diesen Märchen lese, stimmt nun durchaus überein mit dem Eindruck, den mir die Chinesen Singapores gemacht haben. Wir finden viel Naivität, Kindlichkeit und Spielerei, daneben eine große Feinfühligkeit im Aesthetischen, Betonung der poetischen Einzelheit, Freude am Detail überhaupt neben einer gewissen Gleichgültigkeit gegen den erzählerischen Aufbau (mit Ausnahme der Kunstmärchen), Geisterglaube und andere animistische Vorstellungen herrschen durchaus, selten siegt persönliche Ueberlegenheit über diese dämonischen Abhängigkeiten. Dafür aber steht der Gebundenheit und Primitivität solcher Anschauungen ein Gebäude von moralisch-politischer Lebensbeherrschung gegenüber, eine Autorität der Sitte, eine Zucht der Höflichkeit, eine Heiligkeit der auf der Familie aufgebauten sozialen Autorität, die wir voll Hochachtung bewundern müssen.

Das schöne, gar nicht teure Buch ist gut gedruckt und mit 23 Reproduktionen chinesischer Holzschnitte geschmückt. Es gibt kein europäisches Märchenbuch, dessen Bilder mit den Texten einen so starken, rassigen, charaktervollen Akkord bildeten.

Hermann Hesse

Ueber Reisebeschreibungen

Ich stelle zwei Bücher gleicher Art einander gegenüber: „Vom Bosporus bis nach van Zantens Insel", von Laurids Bruun, und „Im Ruderboot durch Deutschland", von Marie von Bunsen. Beides Berichte selbstgemachter Reisen und mustergültig für die Art, wie die unförmliche Stoffmasse, woraus Reiseeindrücke stets bestehen, künstlerisch geregelt und wie sie unbeholfen sitzen gelassen werden kann. Der gebildete Wanderer nimmt nämlich sowohl die zufälligen sinnlichen Eindrücke von Minute zu Minute in sich auf, als auch die geschichtlichen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ethnographischen und anderen Merkwürdigkeiten, und daneben wiederholen sich gewiß mehrere Umstände einige Male während der Reise. Er muß also unter der meist zu Recht bestehenden schwierigen chronologischen Zwangsform Stimmungsbilder, wissenschaftliche Bemerkungen und diese stets neu, womöglich steigernd, anbringen. Ein geschickter Bearbeiter wird sogar aus ihrer Kontrastierung Nutzen zu ziehen suchen.

Gewöhnlich unterdrückt man entweder das Persönliche zu Gunsten gelehrter Abhandlungen, wie es manche unserer reisenden Urgroßväter taten, oder löst man das Trocken-Materielle in phantasievolle und witzige Satzgebilde auf, nach Art von Chateaubriand oder Loti. Beide Wege sind gangbar. Laurids Bruun wählte den zweiten und schrieb damit ein sehr angenehmes, geschmackvolles Buch, worin wir alles, da er uns mit den selbstherrlichen Augen eines eingefleischten Europäers sehen läßt, sehr gut begreifen können. Seine besondere Art ist es, ein Land, einen Zustand durch einen typischen Menschen zu charakterisieren, den er kurz auftreten läßt. Damit erhalten wir nationale Eigentümlichkeit, ein rasches Streifen brennender Fragen, und meist noch einige spezielle kleine Nebenvergnüglichkeiten. Das Wesentliche ist sorgfältig ausgelesen, Unwesentliches verbannt.

Marie von Bunsen wagte sich an die künstlerisch fast unlösbare Aufgabe, Stimmung und Wissenschaft in gleicher Breite schön nebeneinander wirken zu lassen und die alltäglichste Handbewegung alltäglich wieder anzuführen. Das wird sich nur ein Talent wie Goethe leisten können. Ihre Erlebnisse erzählt sie ganz reizvoll und ihre kunst- und kulturhistorischen Bemerkungen sind lesbar, wiewohl nicht tief, aber beide stehen so unbeholfen ohne Zusammenhang oder artistische Absicht nebeneinander, schwächen sich gegenseitig und wiederholen sich, wie gesagt, so lästig, daß die gewöhnlichste Langeweile der Erfolg des Lesens ist. Ich bedaure das, denn die Grundidee des Buches, ein tapferes, einfaches und sehr modernes Freiluftleben im Sportboot, während acht Tagen, ist äußerst ansprechend, wie auch in die stilistische Ausführung fast immer, wo diese Idee hervortritt, eine angenehme Sicherheit gerät. Vielleicht ließe sich durch Streichen viel verbessern.

Hans Fromm

Landschaften

Kurzer Regen

Regen fällt,
und Sonne geht um,
Sonne geht im Regen um,
der klimpernd fällt
in den See,
und der See, der lacht
Triller an Triller
in die kitzelnde Pracht,
die ihn durchwärmt
und strahlend macht,
die er anschwärmt,
in Lust entfacht....
dann still und stiller,
und ganz erhellt
schweigt plötzlich die grüne,
die funkelnde Welt.

Sonnenblick

Im zarten Rauch von Grün
hängt trüb verschlossenes Land,
vom sanften Wind gehegt.
Gefüllt bis an den Rand
mit Himmel und mit Glühn
sind Wolkenschiffe unbewegt
verankert vor der Sonne.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch da, wie eines, das die schwere
Last nicht mehr erträgt,
sich neigt und nun mit seiner ganzen
Fülle überschlägt,
greift aufgeschreckt weit offenes Land,
trinkt taumelnd, schwärmt, vergeht in
Sonne.

Morgendämmer

Goldner Mond im See, tiefblaue Welt,
Erde ahnt noch nicht den Tag,
der sie auf gehobenen Armen hält,
still, so lang sie schlafen mag,

und die Stunde, die vorübergeht,
offnen Auges so verträumt,
wo von seinem Munde hergeweht
Röte schon am Himmel schäumt.

René Schickele

Redaktionelle Anmerkung

Die redaktionelle Fertigstellung der vorliegenden „Märznummer" fällt in die Zeit vom 29. bis zum 31. Juli. Dies sind die Tage der größten Ungewißheit über Europas Schicksal. Die Redaktion wurde vor die Frage einer Stellungnahme gerückt und empfindet den Nachteil, daß diese unterblieben ist. Aber die Ueberlegung, daß die vorliegende Nummer erst am 8. August in die Hände des Lesers kommt, und die Unmöglichkeit, die Entwicklung der Frage bis zu diesem Zeitpunkt abzuschätzen, zwang die Redaktion zur pflichtgemäßen Zurückhaltung. Die Schwierigkeit einer Wochenschrift, zu den Vorkommnissen willenbildend Stellung zu nehmen, wird in einem solchen Augenblick doppelt schwer empfunden und erzwingt eine unerwünschte, aber durch den großen Ernst der augenblicklichen Lage gebotene Passivität. Diese politischen Erwägungen veranlaßten uns, diese seit längerer Zeit vorbereitete unpolitische Auslandsnummer des „März" jetzt zur Ausgabe gelangen zu lassen.

Redaktion des „März"

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Weltkrieg

Von Theodor Heuß

Das Unausdenkbare, das nur der erhitzten Phantasie unverantwortlicher Leute anzugehören schien, ist Ereignis geworden: die europäischen Staaten stürzen aufeinander, sich zu zerfleischen. Es sieht aus, als ob nur das automatische Verfahren von Bündnisverträgen dieses Schicksal herbeigeführt — aber das ist nur eine oberflächliche Betrachtung. Deutschlands Eingreifen hing nicht von einem Paragraphen des Dreibundsvertrags ab, so wenig England die Triple-Entente als Verpflichtung zum Krieg anfaßte: kam es doch auf den Einfall, sich zum Schutzherr Belgiens aufzuwerfen, um seiner Bevölkerung einen greifbaren Vorwand zu schaffen. Denn der offene Kampf für das Zarentum hätte drüben wenig genug Sympathien gefunden.

Würde dieser Krieg nur durch den Gang eines automatischen Hebelwerks von Bündnisverträgen herbeigeführt worden sein, hätte er vermieden werden können. Er wollte vermieden werden. Zwar fehlte es in Frankreich in den ersten Stadien völlig an einer klaren Führung und niemand übernahm es, der öffentlichen Meinung eine Richtung, eine Haltung zu geben — aber Deutschland und England mühten sich um den Frieden. Es ist etwas schwer geworden, jetzt noch an den ehrlichen Willen Englands zu glauben, sicher glaubte unsere Diplomatie daran, denn sie verfolgte englische Anregungen noch in einem Augenblick, als es schon fast hoffnungslos erschien. Die deutsche Reichsregierung hat mit einer Loyalität gearbeitet, die ihr heute schon, wie auch die militärischen Ereignisse laufen werden, vor der Geschichte ein moralisches Uebergewicht sichert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es handelt sich aber nicht bloß um Bündnistreue. Von der war so lange die Rede, als wir Oesterreich-Ungarn diplomatisch in Petersburg sekundierten. Es mußte das Recht des Staates gewahrt werden, die Grundlagen seiner Lebensmöglichkeit zu sichern; diese aber waren durch die großserbische Propaganda gefährdet. Gleichgültig, durch welche Fehler die österreich-ungarische Politik im Innern gekennzeichnet wird; dieses Staatswesen, von so starken zentrifugalen Kräften beunruhigt, konnte die Gefahr der Abbröckelung auch nur *eines* Teiles nicht dulden, ohne seine ganze Existenz für alle Zukunft zu verneinen. Diese österreichische Staatsnotwendigkeit wurde an allen Höfen, in allen Kabinetten begriffen; die Wiener Regierung tat rechtzeitig das Notwendige, auszusprechen, daß sie an keinerlei Gebietserwerbung denke. Nach ihren Erfahrungen durfte man das auch gerne glauben.

Rußland wollte es anders. Rußland? Dem russischen Bauern sind die Weltdinge fern und fremd genug, er kennt sie nicht. Aber neben dem russischen Selbstherrscher steht jene Kriegspartei, die die Niederlage von 1904 und 1905 irgendwie auszuwetzen sucht. Diese wollte den Krieg und mit der panslavistischen Idee, so unsinnig diese staatspolitisch auch ist, konnte sie hoffen, das russische Volk in innere Bewegung zu bringen.

Rußland grenzt mit keinem Meter an Serbien. Es hat mit einer Züchtigung Serbiens an realen Werten nichts zu verlieren. Um Serbiens willen hätte es sich nicht in diesen Krieg begeben — es benützt dieses als Vorwand. Das wurde bald deutlich genug. Die russische Presse richtete ihre ersten und schärfsten Angriffe gegen Deutschland. In der Nowoje Wremja feierte der Deutschenhaß wahre Orgien. Die militärischen Maßnahmen folgten, sie galten uns.

Man muß der deutschen Regierung Dank wissen, daß sie in ihrem Weißbuch an den Reichstag sofort den diplomatischen Tatbestand an die Oeffentlichkeit gab. Der Depeschenwechsel der beiden Monarchen ist ein weltgeschichtliches Dokument von ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dringlichster Klarheit. Der Zar offenbart die schwache Haltlosigkeit und die versteckte Hinterhältigkeit seines Charakters in voller Rundheit. Das willenlose Opfer einer Clique — für niemanden eine Ueberraschung, der von dem System der inneren und europäischen Politik des Zarentums etwas wußte.

Und Frankreich folgt dem Zaren. Zwar lastet auf dem Volksgemüt die Unsicherheit, die der Senator Humbert mit seinen „Stiefelenthüllungen" erzeugt hat, aber Poincaré und Delcassé wollen die Stunde nützen. Mit der Rückkehr des herumreisenden Präsidenten bekommt die französische Diplomatie die schärferen Akzente. Deutschland wird gezwungen, gegen Rußland militärische Vorkehrungen zu treffen — man versucht, die Verbindung mit Paris aufrecht zu erhalten. Aber die Soldaten der Ostarmee lassen sich nicht mehr halten oder der Kriegsgeist übertönt in Paris die abwägende Vernunft — französische Truppen überschreiten unsere Grenze, Flieger suchen uns mit der tückischen Grausamkeit der neuen Kriegswaffen bekannt zu machen.

Das ist der Kriegszustand!

England schwankt — die innere Krise scheint seine Willensentscheidung zu hemmen. Die öffentliche Meinung Deutschlands verharrt in musterhafter Zurückhaltung und vernimmt mit Genugtuung die Sympathiekundgebung britischer Professoren. Bethmann geht einen Schritt weiter und teilt in London mit, wie sehr man in Berlin die englische Neutralität zu schätzen weiß: die Nordküste Frankreichs und die französische Handelsschiffahrt sollen von Deutschlands Kriegsflotte verschont bleiben, sofern England nicht eingreift. Das war, ohne Not, so weit gegangen, als irgend möglich war. Grey findet es nicht genügend. Er fordert die strikte Beobachtung der belgischen Neutralität.

Das heißt er sucht eine Stelle, von der aus er Deutschland „ins Unrecht setzen" kann, um für sein Volk den Grund des Kriegs zu schaffen. Als er mit der belgischen Neutralität kam, wußte man, daß er nun doch den Krieg wollte. Denn schon hatte Deutschland Luxemburg besetzt. Besetzen müssen. Bethmann sprach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über diesen Bruch des Völkerrechts mit aller Klarheit. Luxemburg und Belgien war erklärt worden, daß ihr Gebiet garantiert, alle Schädigung ersetzt werden sollten. Aber das ist, ohne alle Sentimentalität klar: in einem Vernichtungskrieg, der gegen Deutschland loszubrechen droht, übertönt die militärische Notwendigkeit die diplomatische Feinfühligkeit. Jeder Blick auf unsere Westgrenze zeigt, wie absolut notwendig zum Schutz des Niederrheins die Entfaltuug einer Truppenmacht an der französischen Nordostgrenze ist — wir wissen ja nicht, wessen wir uns bei der Stimmung der Belgier zu versehen haben. Das hat auch in Deutschland jedermann verstanden, daß, wenn die militärischen Aktionen begonnen haben, die militärischen Gesichtspunkte entscheidend sind. Um so mehr, als der Vorwand für England dürftig genug ist: wenn nicht jetzt, hätten wir später unausweichbar mit seinem Eingreifen rechnen müssen.

Nun rüstet sich Europa auf Blut und Opfer und kein Mensch weiß, wie seine Staaten, wie seine Wirtschaft, wie seine Kultur nach dem Krieg aussehen werden, der jetzt in die Weltgeschichte eintritt.

Das erste Opfer, das fiel, haben wir alle mit Schmerz und tiefstem Grauen empfunden. Mit Jean Jaurès starb der beste Europäer, ein französischer Patriot in der Tiefe seines glühenden Herzens und doch mit diesem großen Herzen eine Welt der Zukunft umschließend. Er starb, von der Hand eines gemeinen Meuchelmörders, weil er zu sehr Deutschland liebte, deutsche Kultur und Geisteswelt, weil er bis in die letzte Stunde hinein mit allen Fasern seines Wesens das schauerliche Unheil abwenden wollte, das jetzt über Europa hereinbrechen soll. Man glaubte einen Augenblick, Frankreich müßte vor dieser blutigen Fanfare erschrecken und seine besten Kräfte würden sich aufbäumen gegen einen Krieg, der so beginnt. Denn Jaurès war, über die sozialistischen Parteigrenzen hinaus, in allen schweren Tagen der Republik das sittliche Gewissen Frankreichs gewesen; auf ihn blickte man in den Stunden der Irrung und Verwirrung. Seine Seele

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sein Verstand werden Frankreich in den ernsten Zeiten fehlen, in die es sich hat hineinreißen lassen; aber auch wir haben ihn verloren.

Sein Tod mußte auch auf die deutsche Sozialdemokratie den stärksten Eindruck machen, denn mit der entsetzlichsten Demonstration hatte nun, wie kurz vorher der slavische, jetzt der französische Nationalismus gezeigt, zu welcher verbrecherischen Wut er bereit und fähig ist.

Die Sozialdemokratie Deutschlands hat die Kriegskredite bewilligt. Die schärfsten Gegner der deutschen Regierung haben ihr das loyale Bemühen um den Frieden attestiert. Der Aufmarsch der Truppen erfolgt ohne Störung; nur Toren konnten glauben, daß die sonst so lauten „Radikalen" versuchen wollten und könnten, eine solche Spannung der internationalen Situation parteipolitisch ausnützen zu wollen. Es wäre ihnen schlecht bekommen. Die Stellungnahme war ihnen erleichtert durch das Auftreten Rußlands. Gegen das Zarentum wollte selbst Bebel die Flinte schultern. Die Hunderttausende von Sozialdemokraten im deutschen Heere werden sich ebenso tapfer schlagen wie die anderen — und kein Mensch mag sagen, wie Deutschlands Parteien nach diesem großen Kriege sich orientieren werden.

In dieser Stunde kann nichts ausgesprochen werden als der Glaube und die Hoffnung auf den Sieg der deutschen Waffen. Mit wunderbarer Geschlossenheit ist das deutsche Volk zusammengetreten; die ausrückende Mannschaft beseelt der beste Geist. Der Ausgang des Krieges muß nicht nur die Ueberlegenheit unserer militärischen Technik, sondern auch die sittliche Kraft und das moralische Recht des Deutschtums im Herzen Europas erweisen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

VI.

Die Pogrome

Wir erinnern uns an den Rapport des Staatsrates Makarow, der für das offizielle Rußland so belastend wie nur möglich war, und dessen Echtheit auch von der russischen Regierung nicht bestritten werden konnte. Wir vergessen auch nicht den Rapport des Rittmeisters Petuchoff an den Warschauer Generalgouverneur den „Dank" Skalons an den Oberst Tichanowsky und seine Dragoner, die in Ssjedlez wie die Wilden gehaust haben. Auch diese Dokumente wurden in der Duma besprochen, und die Regierung konnte ihre Echtheit nicht bestreiten. Wir haben aber noch einiges hervorzuheben.

Der Rapport Makarows trägt das Datum vom 15. Februar 1906. Ein Vierteljahr später wurde sein Hauptinhalt durch die „Rjetsch" in ganz Rußland bekannt. Am 8. Juni interpellierte die Duma deshalb. Damals nun hielt Fürst Urussow, der frühere Gouverneur von Bessarabien, seine berühmte Rede, gegen welche die Regierung nichts von Belang zu sagen wußte. Aus dieser Rede müssen hier einige Stellen folgen: „Eine aufmerksame Untersuchung der sogenannten Pogrome zeigt dem Beobachter völlig homogene Erscheinungen. Dem Pogrom gehen immer Gerüchte über ihn voraus, die von einer weit angelegten Verbreitung verhetzender Flugschriften begleitet sind. Dann erscheinen die, ich möchte sagen, „Sturmboten", Vertreter des lichtscheuen Auswurfs der Bevölkerung. Was dann aber später in der offiziellen Bekanntmachung über Entstehung und Anlässe der Pogrome behauptet wird, erweist sich in der Folge immer und ausnahmslos als falsch. Die Pogromgesellen handeln im Bewußtsein eines gewissen Rechts, im Bewußtsein einer gewissen Straflosigkeit und handeln so nur bis zu dem Moment, da dieses Bewußtsein bei ihnen erschüttert wird, worauf der Pogrom ungemein schnell und leicht ein Ende nimmt. Dies ist eine ständige Erscheinung. In den Handlungen der Polizei wird dagegen stets Planlosigkeit und Uneinheitlichkeit beobachtet .... Wenn der Pogrom zu Ende ist, werden Verhaftungen vorgenommen, die Gefangenen werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Gefängnis interniert, und die das Gefängnis besuchende Behörde kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier nicht Verbrecher, sondern von jemandem getäuschte Menschen sitzen. Mit einem Wort, man fühlt, daß hier immer eine durchdachte und weit angelegte Organisation vorhanden ist.... Im Januar 1906 liefen bei einer Person, die im Ministerium des Innern eine gewisse Stellung bekleidete und für einen Gegner der Pogrompolitik galt — ich rede hier nicht von mir selbst — Flugschriften ein, die gut und säuberlich gedruckt waren. (Wir werden gleich sehen, wen Urussow meint. K. A.).... Eine Gruppe von Personen, die gewissermaßen die Kampfgenossenschaft einer unserer patriotischsten Vereinigungen bildet, faßten den Beschluß, die Revolution zu bekämpfen. Als echt russische Leute sahen sie die Ursache der Revolution in den Polen, Armeniern und den Einwohnern des jüdischen Ansiedelungsrayons. Durch vielversprechende Flugblätter wurde die Bevölkerung aufgefordert, über diese Feinde des Vaterlandes eigenmächtig zu richten, wobei an die Soldaten eine spezielle Proklamation gerichtet wurde.... Diese Flugblätter wurden nicht in Hunderten, sondern in Hunderttausenden verbreitet.... Die Verbreitung wurde mit großem Geschick und nach einem bestimmten Plan durchgeführt. Dabei konnte man vom Standpunkt der einheitlichen Staatsmacht ein originelles Bild beobachten. Ein Polizeimeistergehilfe z. B. konnte von der Verbreitung unterrichtet sein, machte aber darüber seinem Chef, dem Polizeimeister, keine Mitteilung. Ein Pristaw wurde mit Vertrauen beehrt, der andere nicht.... Es kam auch vor, ich selbst bin Zeuge dafür, daß die Polizeibeamten dann den Befehlen der Gouverneure keinen Glauben schenkten. Sie nahmen an, daß die Befehle des Gouverneurs nur zur Irreführung der öffentlichen Meinung geschähen, und daß sie selbst die wahren Absichten der Regierung besser kennten. Sie hörten auf eine andere Stimme, die von weit her an sie herantrat, und der sie mehr Glauben schenkten. Zu derselben Zeit arbeitete schon in Petersburg auf der Fontanka im Haus Nr. 16 in einem der entlegensten Winkel des Polizeidepartements eine Druckmaschine. Zu ihrer Bedienung wurde der Offizier des Gendarmeriekorps Kommissarow direkt befohlen. Er hatte einige Gehilfen in Zivilkleidern. Kommissarow und seine Gehilfen beschäftigten sich mit dem Druck der erwähnten Proklamationen. Alles, die Organisation und Kommissarows Arbeit, war sehr geheimnisvoll und konspirativ eingerichtet. Nicht nur im Ministerium, sondern auch im Polizeidepartement wußte fast niemand von dieser Tätigkeit. Die Heimlichkeit änderte aber nichts an dem Erfolg des Unternehmens; und als die Person, die die Druckerei entdeckt hatte, Kommissarow fragte, wie es mit dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschäft gehe, antwortete er: „Man kann einen beliebigen Pogrom veranstalten, wenn Sie wollen, einen über 10, aber auch einen über 10 000 Menschen".

Fürst Urussow behauptete hier also mit dürren Worten, daß die aufhetzenden Flugschriften, die über all die Pogrome vorbereiten halfen, im Petersburger Polizeidepartement selbst von einem eigenst dazu kommandierten Gendarmerieoffizier hergestellt worden sind. Diese ungeheuerliche Behauptung fand nur zu bald ihre Bestätigung durch den zweiten offenen Brief des Polizeigewaltigen Lopuchin an den Ministerpräsidenten Stolypin, aus dem wir folgendes zitieren: „Im Januar 1906 teilten mir einige Juden mit, es seien Anzeichen vorhanden, daß in verschiedenen Gegenden Rußlands Pogrome gegen die Juden vorbereitet würden, und sie erbaten meine Unterstützung zur Verhütung des Unheils. Die Untersuchung dieser Angaben bestätigte deren Wahrheit, überzeugte mich von der Anteilnahme von Regierungsvertretern an der Pogromvorbereitung und führte mich auf die Spur der Druckerei des Polizeidepartements.... Nach dem Manifest vom 17. Oktober 1905, als infolge der nach diesem Regierungsakt in vielen Ortschaften ausbrechenden Unruhen in gemäßigten Kreisen der Gesellschaft Anzeichen einer Reaktion auftauchten, unternahm der Chef der politischen Abteilung des Polizeidepartements, der Beamte für besondere Aufträge beim Minister des Innern Ratschkowsky (wir erinnern uns des Namens aus Makarow's Rapport. K. A.) zwecks Stärkung dieser Reaktion die Herausgaben entsprechender Aufrufe. Sie wurden damals von Gendarmerie-Offizieren gedruckt in den Räumen der Petersburger Gendarmerieverwaltung auf einer Druckpresse, die bei einer Haussuchung einer Gruppe von Revolutionären abgenommen worden war.... Als dann diese Druckpresse sich als unzureichend erwies, wurde auf Kosten des Polizeidepartements eine vollkommenere gekauft, die in einer Stunde tausend Abzüge liefern konnte. Sie wurde in der geheimen Abteilung des Polizeidepartements untergebracht. Die Aufsicht über ihre Arbeit wurde dem Rittmeister Kommissarow übertragen, und zwei Setzer waren mit dieser Arbeit beschäftigt."

Lopuchins Brief sagte die Wahrheit, die auch die Regierung nicht leugnen konnte. Die Polizei, die doch in erster Linie zur Sicherheit des Landes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung da sein sollte, fabriziert selbst die Flugschriften, die Sicherheit und Ordnung über den Haufen rennen!

Lopuchin meinte dann in demselben offenen Brief: „Der Minister des Innern und das zentrale politische Organ sind völlig machtlos. Die Polizei und die Gendarmerie sind nicht in seinen Händen, sondern gerade umgekehrt, er ist in den Händen der Vertreter dieser Behörden. Die gefähr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichste Folgeerscheinung des Ausnahmerechts besteht darin, daß dank ihm ein jeder Polizeibeamter, ein jeder Gendarmerieoffizier mit seinen Geheimagenten zum unbeschränkten Herrn eines jeden Bürgers, also auch des ganzen Landes wird."

Das schreibt der Polizeigewaltige Lopuchin, der es doch wirklich wissen muß. Er entschuldigt mit seinem Schreiben zugleich den Minister des Innern, der machtlos sei. Der Minister des Innern kann also wieder einmal seine Hände in Unschuld waschen. Aber man kann ihm ohne Schwierigkeiten die beliebte Geste verderben. Er mag von der Tätigkeit Ratschkowskys nichts gewußt haben, aber kann er die beliebte Geste wirklich aufrecht halten, wenn man weiß, daß Retschkowsky zwar auf allerhöchsten Befehl infolge dieses Enthüllungsskandals seines Amtes enthoben wurde, aber auf schriftlichen Befehl seiner vorgesetzten Behörde an der Spitze der gesamten geheimen und Sicherheitspolizei geblieben ist, eine Belohnung von 75 000 Rubeln erhielt und bei allen Skandalaffären wie im Falle Azes-Lopuchin, Gapon, Harting-Landeisen, als Beamter für besondere Aufträge seine Hand im Spiele hatte? Und daß Kommissarow derweil zum Chef der russischen Geheimpolizei in Paris avanciert ist? Das nennt man doch wohl „die Treppe hinauffallen"! Und so gut hätte das den beiden Gentlemen nicht gelingen können, wäre das Ministerium des Innern damit nicht einverstanden gewesen. Es rehabilitierte die beiden und hieß damit ihre Taten wenigstens nachträglich gut.

Erinnern wir uns nochmals des dritten Aufsatzes, wo von dem Verhältnis der Regierung (Ministerium des Innern) und der Nebenregierung (die besondere Polizei) die Rede war. Dies Verhältnis hat offenbar Schule gemacht. Die Nebenregierung hat sich nun noch in ihren eigenen Reihen eine weitere Nebenregierung angeschafft; und so kann neuerdings auch die Polizei nach dem Muster des Ministers sich jederzeit die Hände in Unschuld waschen, was auch passieren mag. Der Minister weiß nicht, was die Polizei tut, und die Polizei weiß nicht, was Ratschkowsky und Genossen, die der Polizei angehören, tun. Verfügt man über ein hinreichend weites Gewissen, so kann man sich das Regieren gar nicht angenehmer machen. Ohne das wäre es auch völlig unverständlich, woher Leute wie Tschanowsky die Frechheit zu ihrem selbständigen Handeln nähmen. Sie wissen eben, daß sie bei der „Nebenregierung", die wir der Einfachheit halber Pogromregierung nennen wollen, immer Schutz und Rückendeckung finden. Und sie haben sich darin auch nie getäuscht. Die Leiter der Pogrome, soweit sie irgendwie mit der Polizei liiert waren, gingen immer noch frei aus und wurden sogar belohnt für ihre Tätigkeit. Den von ihnen Geführten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber, den ungebildeten und verbrecherischen Gruppen der „echt russischen" Leute passierte auch nicht viel. Entweder wurden auch sie sofort von jeder Schuld frei gesprochen, oder aber die Gerichte diktierten ihnen einige Monate Gefängnis zu, die sie aber nie abzusitzen brauchten, denn schon nach wenigen Tagen oder Wochen wurden sie vom Zaren begnadigt.

Seit dem für die russische Regierung so unerfreulichen Vorsommer 1906 weiß Rußland nun auch ziemlich genau über diese „Pogromregierung" Bescheid. Schon im November 1905 überreichte der Großindustrielle Lwow dem Premierminister Witte ein Memorandum, das ganz detaillierte Angaben über diese Pogromregierung enthielt. Im Juni 1906 publizierte dann Lwow sein Material in der Presse. Er nannte die Häupter dieser Pogromregierung mit Namen, und keiner der namhaft Gemachten wußte etwas dagegen zu sagen. Danach bestand seit dem Sommer 1905 eine weit verzweigte Pogrom-Organisation unter Führung hoher Militärs und Verwaltungsfunktionäre, die damit beschäftigt war, die Freiheitsbewegung durch kontrerevolutionäre Akte zu unterdrücken. An der Spitze der Petersburger Zentrale stand damals nach Lwow der General Jewgeni Wassiljewitsch Bogdanowitsch, in dessen Haus in der Bolschaja Morskaja Nr. 51 alle Fäden zusammenliefen. In der Provinz standen ihm unter anderen zur Seite der Kiewer Generalgouverneur Keigels, der Statthalter-Stellvertreter des Kaukasus Schirinkin, die Stadthauptleute von Petersburg (Dedjulin) und Moskau (Medem), von Rostow (Pillar von Pilchau) und Odessa (Neidhardt), die Gouverneure von Minsk (Kurlow), Tomsk (Asantschewsky), Twer (Sliepzow) 2c. und der Metropolit Wladamir und andere höhere Geistliche. Sie bildeten eine Art „Oberkammer". Ihre Aufgabe war es, die höhere Petersburger Gesellschaft und vor allem den Hof für ihre Ideen zu gewinnen. Namentlich durch Trepow hatten sie jederzeit das Ohr des Zaren. Neben der „Oberkammer" gab es noch eine „Unterkammer", deren Aufgabe es war, die niederen Provinzbeamten und alle Rowdys für das gemeinsame Ideal zu gewinnen.... Die Oberkammer sollte den Termin festsetzen, wann loszuschlagen sei. Eigentlich wollte man schon im Spätsommer 1905 losschlagen, um das, was dann im Oktobermanifeste niedergelegt wurde, zu hintertreiben und überflüssig zu machen. Anfang Oktober fand zu diesem Zweck eine Konferenz in Petersburg statt. Da brach, allen unerwartet, der große Eisenbahnstreik aus, und die Herrschaften saßen bis zum 17. Oktober, dem Tag des Manifestes, in der Hauptstadt fest. Erst am 17. Oktober konnten sie mit einem Sanitätszug wieder in die Provinz gelangen. Die Pogrome, die dem Oktobermanifest hätten vorausgehen und es überflüssig machen sollen, konnten infolgedessen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erst nach dem Oktobermanifeste vor sich gehen. Daß sie dann doch nicht überall planmäßig und der Ober- und Unterkammer nach Wunsch verliefen, hatte seinen einfachen Grund darin, daß die Pogrommatadore des Eisenbahnstreiks wegen nicht immer rechtzeitig an Ort und Stelle sein konnten. Aber es ging auch so, wie man weiß. Diese Pogromregierung nutzte nun den Eisenbahnstreik, zu dem sie gewiß nichts konnte, um auch ihrerseits nach berühmtem Muster die Hände in Unschuld zu waschen. Sie sagte, wir sind an den Oktober-Pogromen unschuldig, denn unsere Leute saßen derweil ja zumeist noch in Petersburg fest. Das ist richtig, und es muß auch zugegeben werden, wären die Hauptmatadoren nicht in Petersburg zurückgehalten worden, so wären die Oktober-Pogrome vermutlich noch gründlicher ausgefallen. Aber auch ohne das funktionierte der Apparat immer noch ausreichend, und daß die Herrschaften nach den Oktober-Pogromen die späteren Pogrome veranlaßt haben, hat niemand von ihnen nach der Veröffentlichung Lwows in Abrede zu stellen gewagt. Sie taten das einzige, was sie in diesem Falle tun konnten: sie schwiegen.

Der Minister wußte von nichts, die Polizei wußte von nichts. Wohl aber mußten die Rowdys und Oberst Tschanowsky und niedere wie höhere Polizeibeamte in der Provinz annehmen, daß die Polizei und die Regierung die Pogrome billige und davon wüßte, denn sie erhielten ja die Hetzschriften durch Polizei- und Gouvernementsbeamte, sie erhielten ja Waffen und Munition von denselben Stellen. Und nach den Pogromen fanden diese Kreise ihre Ansicht bestätigt durch die Art, wie man vor Gericht mit ihnen umging. So glimpflich sind in Rußland noch nie Verbrecher bestraft worden. Sechsundzwanzig Provinzgouverneure, alle vom Zaren persönlich ernannt, waren in der Untersuchung, die nach den Pogromen vor sich ging, in recht fataler Weise verwickelt. Keiner von ihnen wurde bestraft. Zwei wurden zwar versetzt, fielen aber ebenfalls die Treppe hinauf. Hingegen wurden alle Gouverneure, die bei den Pogromen nicht wenigstens beide Augen zudrückten, vom Zaren ihres Amtes enthoben. So der Gouverneur von Ufa, der sich beim Premierminister wegen Vorbereitungen zu Pogroms beschwert hatte. So der Gouverneur von Terek, als er sich weigerte, einen Pogrom zu gestatten, obwohl er dazu aufgefordert wurde „von einer Person, die zu hoch stand, um ihr etwas zu verweigern", wie er selbst sich ausdrückt. Auch Admiral Spitzky, Polizeipräfekt von Sebastopol, der eine Miliz zum Schutz der Bevölkerung eingerichtet hatte, wurde abgesetzt. Kein Wunder, daß selbst konservative Männer von Ansehen, die sich selbst achten, im jetzigen Rußland kein höheres Staatsamt mehr bekleiden wollen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glauben wir aber einmal für einen Augenblick der russischen Regierung, glauben wir, daß der Minister des Innern tatsächlich von nichts wußte, glauben wir ferner, daß auch die Polizei nicht wußte, welche Vorbereitungen von Mitgliedern der Provinzialregierung und von höheren und niederen Polizeibeamten und Gendarmerie-Offizieren getroffen wurden, um an die Stelle des revolutionären Terrors den „weißen Terror" zu setzen, der den besonderen Schutz des Palastkommandanten des Zaren, des eine Zeit lang fast allmächtigen Trepow genoß. Als die Pogrome dann aber erfolgt waren, als Urussow seine Enthüllungen in der Duma gemacht, als die Berichte Makarows und Petuchows vor aller Augen lagen, als Lwow sein Material veröffentlicht hatte, wußte auch da die Regierung immer noch von nichts? Warum aber bestrafte sie dann nicht die Hauptschuldigen oder jagte sie wenigstens zum Teufel? Warum appellierte der Minister des Innern von dem offenbar schlecht unterrichteten Zaren nicht an den besser zu unterrichtenden? Ich denke, man hat nicht nur das Recht, sondern einfach die Pflicht, diese Regierung für den „weißen Terror" verantwortlich zu machen. Ich kenne auch keinen Russen, der das nicht täte. Nur außerhalb Rußlands fühlt man sich in seinem Urteil immer noch unsicher. Vielleicht wissen aber jetzt wenigstens die Leser dieser Aufsätze Bescheid, die über die Vorgänge nicht vom Hörensagen reden, die auch das Hervorkehren persönlicher Eindrücke mit Absicht bis jetzt vermieden haben, die in erster Linie und vor allem authentisches Material zusammentragen wollten, das jeden Menschen, der überhaupt urteilen kann, zum Urteil befähigt.

Die russische Regierung motiviert immer noch die Pogrome damit, daß sie sagt, die russische Revolution sei in der Hauptsache eine jüdische Revolution, gegen welche die loyalen Russen dann eben auf ihre Weise Front gemacht hätten und auch weiterhin nach Bedarf Front machen würden. Die Regierung macht sich damit die Sprache der „echt russischen Leute" zu eigen. Die „echt russischen Leute" mögen das mit einem Schein des Rechts behaupten, denn ihre Massen sind unwissend genug dazu. Aber die Regierung brauchte nur im offiziellen Journal ihres eigenen Justizministeriums die Statistik der Staatsverbrecher zu lesen, um derlei mit gutem Gewissen nicht mehr behaupten zu können. Nach dieser Statistik stellte nämlich der russische Adel zu den deportierten Politischen von 1827—1846 63%, von 1846—1900 rund 31%, und erst mit der Demokratisierung der Freiheitsbewegung infolge des russisch-japanischen Kriegs sank die Beteiligung des Adels auf 10%. Er ist damit innerhalb der Gesamtbevölkerung aber immer noch der Stand, der am stärksten an der Freiheitsbewegung beteiligt ist. Eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Die Aristokratie eines Landes neigt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Natur am allerwenigsten zu Revolutionen. Wie muß es also um Rußland bestellt sein, daß hier gerade dieser Stand so stark revolutioniert! Trotzdem tauchte schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Behauptung auf, die Juden seien die Hauptschuldigen aller Revolutionsbewegungen. Damals aber gab es überhaupt noch keinen jüdischen Terroristen. Daß der Anteil der Juden an der Freiheitsbewegung dann aber immer mehr stieg, hat seine höchst einfache Erklärung in der Judengesetzgebung und all ihren Begleiterscheinungen. Auch der feigste Hund, wenn man ihn hinreichend malträtiert, beißt. Warum sollte der vom Absolutismus malträtierte Jude schließlich nicht auch das Beißen lernen? Seit dreißig Jahren mißhandelte die absolutistische Regierung Tag für Tag den Juden, und jetzt jammert sie, daß die jüdische Bevölkerung ihr feindlich gesinnt sei. Nun, ich finde, ein russischer Jude, der ein ehrlicher Freund dieser Regierung wäre, wäre noch verächtlicher als ein malträtierter Hund, der nicht beißt. Daß die Zahl der jüdischen Terroristen so klein ist, kann man überhaupt nur aus dem eingefleischten Widerwillen des Juden gegen Gewalttätigkeiten jeder Art erklären. Sonst ist es einfach unverständlich. Viel unverständlicher muß es in Anbetracht der Judengesetzgebung und der Pogrome für den Nichtrussen sein, daß überhaupt noch Juden, die auswandern könnten, in Rußland bleiben. Aber auch das hat seine echt russischen Gründe. Darüber im nächsten Aufsatz.

Rußland und Europa

Von Nachum Goldmann

(Dieser Aufsatz wurde schon vor einigen Wochen niedergeschrieben.)

Zwei Jahrhunderte sind vergangen, seitdem Rußland in das politische Staatenkonzert Europas eingetreten ist. Seitdem hat es oft eine entscheidende Rolle in der europäischen Geschichte gespielt. Schon zur Zeit der Enzyklopädisten bestand ein geistiger Konnex zwischen Rußland und Europa; — in den letzten Jahrzehnten hat es auch seinerseits Europa zu beeinflussen begonnen. Seit den Tagen des russisch-japanischen Krieges und der nachfolgenden Revo-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lution nehmen wir das intensivste Interesse an Rußland; und trotz alledem: es ist uns bis zum heutigen Tage ein Geheimnis geblieben. Dieses ungeheure Land, das von Europa nach Asien hinüberleitet, mit seinen 150 Millionen Einwohnern, ist für den Europäer ein noch ungelöstes Rätsel. Wir verfolgen wohl sein politisches Leben, wir lesen seine Literatur, wir lernen manche Russen persönlich kennen, und dennoch: was wissen wir vom inneren, geistigen Leben dieses Landes? wer von uns kennt die Entwicklungsgeschichte des russischen Geistes? Der russische Intelligenzler wie der russische Muschik, der Bauer, beide sind sie uns Rätsel.

Die russische Schrift wird uns zum Gleichnis. Dieselben lateinischen Buchstabenelemente, aber eine andere Bedeutung. Was uns P ist, ist ihnen R, was wir T lesen, bedeutet ihnen G, so geht es auch mit unseren Ideen und Kulturwerten. So oft wir russischen Emigranten begegnen, die unser kopfschüttelndes Interesse erregen, wir bewundern oft ihre geistige Kultur, um zugleich schaudernd zu empfinden, wie weit sie dennoch von uns verschieden. Unsere Moral ist nicht die ihre, ihre Ideen sind nicht die unseren; — es sind die gleichen Buchstaben, und doch eine andere Schrift.

Das Problem Rußland und Europa hat begonnen für uns eine schicksalsschwere, mit lauter Stimme Antwort heischende Frage zu werden.

Wir müssen wissen, wie es mit diesem Kinde der europäischen Mutter bestellt ist. Mag auch politisch bei Eydtkuhnen Asien beginnen, geistig ist das Land der Tolstois und Dostojewskis ein Teil von Europa. Wie aber steht es zu Europa?

Professor Masaryk, der bekannte Prager Gelehrte und Politiker, hat es unternommen, das Problem nicht zu lösen, aber es aufzuweisen, es in seiner Totalität zu offenbaren. Als einer, der Slave, aber nicht Russe ist, Europäer und doch Slave, war er ein Berufener zu diesem großen Unternehmen. Und das schwere Werk ist ihm vortrefflich gelungen. Sein „Rußland und Europa", von dem die ersten zwei starken Bände bereits vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegen (bei Eugen Diederichs erschienen), ist grundlegend für das Verständnis Rußlands. Ein ungeheures Material ist in diesen zwei Bänden verarbeitet, für den europäischen Leser ist hier die Geschichte des russischen Geistes dargestellt an seinen einzelnen großen Repräsentanten und den ihm eigentümlichen Problemen. Je mehr man diese großen Russen, die Masaryk schildert, kennen lernt, umso unbegreiflicher werden sie uns. Unter diesen vielen Denkern ist mit Ausnahme sehr weniger — streng genommen mit Ausnahme zweier: Lavroos und Michailowskis — keiner, der ganz Europäer, der uns ganz verständlich wäre. In ihnen allen steckt etwas von Rätselhaftigkeit, von Anormalität, müssen wir wohl sagen. Die Tiefe ihres Geistes ist fast stets gepaart mit Unklarheit; so groß sie in den Einzelideen sind, so klein sind sie im logischen Zusammenhang der Gedanken, in der Systematik Denker ohne logische Disziplin, Philosophen ohne Methode und System, hinterlassen sie fast alle den Eindruck des Unorganischen, Sprunghaften. Mit einem Wort: sie sind alle Autodidakten.

In dieser ihrer Eigentümlichkeit wurzelt ein gut Teil des russischen Geheimnisses. Die russische Kultur ist unnatürlich in ihrer historischen Entwicklung; sie ist nicht langsam, organisch gewachsen, sondern treibhausartig emporgeschossen. Peter der Große war noch Analphabet, ein wilder Asiate in seinem Wesen, und unter Katharina bereits wird der russische Hof und der Adel beherrscht von den Ideen der französischen Enzyklopädisten. Während auf dem Throne ein Satrape vom Schlage Nikolaus I. sitzt, begeistert sich die russische Intelligenz an Feuerbach und Stirner. Noch heute sind 80% des Volkes Analphabeten, und Gymnasiasten und Lehrlinge lesen Nietzsche und Marx. Es ist mit der russischen Kultur wie mit der russischen Industrie: Leinen und Eisenwaren müssen importiert werden; aber nirgends in der Welt stellt man so feine Back- und Naschwaren her wie in Rußland. „Man ergreift die Gipfel (nach den Worten des russischen Gelehrten Grigorjev), und der Untergrund fehlt." Höchste Kultur und niedrigste Zivilisation: Autodidaktentum.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dies bewirkt zweierlei: Halbheit und Uebertreibung.

Die Halbheit der russischen Kultur zeigt sich in ihrem völligen Mangel an den Eigenschaften, die für uns die Voraussetzung der Kultur ausmachen: Stetigkeit, Ordnung, Disziplin, Ausdauer. Der russische Intelligenzler ist sprunghaft, unberechenbar, geistig zügellos. Er erfaßt einen Gedanken leicht, aber er verarbeitet ihn nicht; er begeistert sich rasch und ist ebenso schnell wieder ernüchtert; er ist der geborene Schwärmer und der geborene Pessimist; er ist groß in der Schöpfung von Ideen, aber es fällt ihm sehr schwer, ein gutes Buch zu schreiben. Man betrachte das Leben der großen Russen; welche Zerfahrenheit, welche innere Disziplinlosigkeit! Die einen fallen in jungen Jahren im Duell, die anderen sterben in Sibirien oder in der Festung oder enden in geistiger Umnachtung. Und dasselbe Schauspiel in ihrer geistigen Entwicklung. Welche Sprunghaftigkeit! Radikale Liberale werden fanatische Reaktionäre (Katkow, Pichomirow); Freigeister werden orthodoxe Gläubige (Gapol, Leontjew, Dostojewski); Materialisten wandeln sich zu religiösen Mystikern (Solowjew). Kaum einer der Denker, die uns in Masaryks Werk entgegentreten, zeigt einen innerlich organischen Entwicklungsgang; keiner ist da, der nicht tausend Einflüssen verschiedenster Art unterlegen wäre. Ihre Vielseitigkeit ist bewundernswert, ihre Wandlungsfähigkeit erstaunlich, — an Einheitlichkeit und Geschlossenheit fehlt es den meisten.

Es ist klar, daß solche Eigenschaften einen Menschen unfähig machen zu Taten. Der Russe ist der geborene Ideologe mit all seinen Schattenseiten. Nur im Abstrakten, Theoretischen fühlt er sich wohl. Wenn er sich dann schon einmal zum Handeln durchringt, geht er vor wie der unpraktischste Tropf. Systematisch eine Aktion zu berechnen, sich durch Mißerfolge nicht abschrecken zu lassen, planmäßig zu handeln, dies vermag er nicht. Er nimmt einen rasenden Anlauf und bleibt nach drei Schritten erschöpft stehen. Wenn er dann mit einem Fiasko endet, tröstet er sich mit theoretischen Gesichtspunkten und spitzfindigen Diskussionen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Mängel des Russentums haben sich nirgends drastischer gezeigt und bitterer gerächt als in der russischen Revolution. Die Türkei hatte eine Revolution und sie glückte; in China kam die Revolution und hinterließ doch ihre starken Spuren; einzig in Rußland ist sie mißlungen, weil sie desorganisiert war. Man übte Terror, ohne die Massen vorher zu gewinnen; man baute Barrikaden, ohne das Militär zu sich hinüberzuziehen; man kämpfte mit Opfermut, aber mit Unvernunft. Und so war das Resultat trotz allem Heroismus nur ein Erstarken der Reaktion für Jahre hinaus.

Das Autodidaktentum führt auch zur Uebertreibung; sie ist Folgeerscheinung der Halbheit. Der Mensch ohne Ordnung neigt stets zum Extrem; wer keine Disziplin kennt, wird leicht zügellos. Und das ist der Russe, im Fühlen und im Denken; er selbst nennt dies eine „breite Seele" haben. Eine „breite Seele" hat der Mensch, der kein Maß und keine Schranke kennt, der heute jeden, dem er begegnet, umarmt und küßt und morgen einen Pogrom veranstaltet. Er treibt jeden Gedanken auf die Spitze, nichts liebt er mehr als das Paradoxon; Maßhalten gilt ihm als Philistertugend, nichts ist ihm verächtlicher als der goldene Mittelweg. Wie extrem sind die großen russischen Denker! Betonen sie die russische Eigenart, so werden sie Slavophilen à la Chomjakow und Aksakow, nennen die europäische Kultur „Wirtshauszivilisation" (J. Aksakow), erhoffen die Erlösung der Menschheit allein vom Russentum und sind sie konservativ und kirchlich gesinnt, so werden sie finstere Reaktionäre wie Pobjedonoszew oder fanatische Orthodoxe, wie sie in dieser grotesken Verzerrung kaum in den schlimmsten Tagen des Mittelalters zu finden sind (Leontjew). Sind sie hingegen religiös freigeistig, so entwickeln sie sich zum extremsten, ödesten Materialismus und Utilitarismus wie Pisarew. Als politisch Freisinniger wird der Russe Revolutionär, aus dem Marxismus zieht er die Lehre des Terrors und nirgends sonst hat der Anarchismus so konsequente Vertreter gefunden wie in Rußland (Pisarew, Bakunin, Krapotkin). Ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Russe Idealist, so ist er bereit, jeden Augenblick sein Leben für sein Ideal zu opfern, ist er aber Egoist, so kennt er im Genusse keine Schranken und erzeugt den Typus Sſanin. Diese Zügellosigkeit hat es bewirkt, daß nirgends in der Welt Intelligenz und Masse so abgrundtief von einander geschieden sind wie in Rußland.

Und daraus ergibt sich das zentrale Problem der russischen Geschichtsphilosophie wie Masaryk es als Grundgedanken seiner Arbeit untergelegt hat: Rußland und Europa. Wie kann Rußland wirklich ein Teil von Europa werden, wie vermag es seine dünne, zufällige Geistigkeit in eine Volkskultur umzuwandeln, wie — um mit Masaryk zu sprechen — die Brücke zu schlagen von Feuerbach als dem Denker, der Rußland vielleicht tiefer beeinflußt als jeder andere, zu dem russischen Mönche und damit dem russischen Muschik, der noch im Mittelalter steht?

Nicht minder wichtig ist die andere, europäische Seite des Problems, für uns sogar wichtiger. Denn es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn Rußland, das zu Europa zählt und Europas Geschicke mit beeinflußt, doch noch nicht Europa ist. Nirgends in der Welt hat heute die Reaktion eine festere Stütze als in Rußland, nirgends wird die Kultur des 20. Jahrhunderts tiefer entwürdigt als in Rußland. Das nicht europäisch gewordene Rußland bedeutet eine stete Bedrohung für Europa.

Wird aber in aller Zukunft einmal ein Weg, eine Form gefunden werden können, die Rußland Europa eingliedert? Heute sind die Zweifel stärker als je in die Höhe gewachsen — was aber ist das Ende?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kriegsmilliarden

Von Dr Hermann Zickert-Senzig

Der deutsche Reichstag hat in seiner Kriegssitzung am Dienstag der Regierung einen Kriegskredit von 5 Milliarden eingeräumt. So groß ist nicht die gesamte Reichsschuld, die seit dem 18. Januar 1871 bis jetzt kontrahiert worden ist. Allerdings bleibt die Gesamtsumme der Anleihen des deutschen Reiches gegenwärtig nur ganz wenig hinter der runden Summe von 5 Milliarden Mark zurück. Auf 5 Milliarden Mark lautet die Schätzung der Führer des Reiches für die Kosten des Krieges, den jetzt Deutschland gegen Rußland, Frankreich und England führen wird. Wenn die militärischen Maßnahmen in dem gleich großen Umfange getroffen worden sind, in dem sich das Reich finanziell für den Krieg rüstet, dann kann jeder einzelne überzeugt sein, daß alles getan worden ist, was möglich scheint, um dem deutschen Volk die siegreiche Führung des Krieges zu verbürgen. Der Kaiser hat in der Thronrede versichert, daß die militärische Rüstung das Höchstmaß des Erreichbaren erlangt hat. Damit muß sich jeder Deutsche bis zur Entscheidung zufrieden geben. Die finanzielle Rüstung wird dagegen erst in den nächsten Wochen gehärtet werden. Mit der Bewilligung der 5 Milliarden Kriegskredit durch den Reichstag ist sie nicht erledigt. Es heißt jetzt erst aus der Bevölkerung, aus dem Wirtschaftsleben die Milliarden in die Reichskasse leiten.

Die Gesamtsumme der Kriegskosten, die Frankreich im Jahre 1871 an Deutschland zahlen mußte, und zu deren Abtragung es Jahre brauchte, ist nicht so groß wie der erste Kredit für den Weltkrieg. Von der ursprünglichen Kriegskostenforderung von 5 Milliarden Mark ließ Bismarck des schnellen Friedens wegen eine Milliarde nach, so daß von Frankreich nur 5 Milliarden Franks gezahlt werden brauchten. Wie hoch sich die ganze finanzielle Last des jetzigen schweren Krieges für Deutschland belaufen wird, läßt sich auch noch nicht schätzungsweise ermessen. Der Kriegskredit stellt auch nur die Schätzung der Regierung für die ersten Kosten des Feldzuges, für die Mobilmachung, die Verproviantierung und den Aufmarsch dar. Die gesamten Kosten werden sich weit höher stellen. So viel gilt jetzt schon ganz sicher. Wenn es gestattet ist, aus dem Verhältnis des Kriegskredites

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu den Kriegskosten im deutsch-französischen Kriege einen Analogieschluß auf die Kostensumme zu ziehen, die der jetzige Weltbrand verschlingen wird, so ergibt sich die Riesensumme von 55 Milliarden Mark. Denn der Kriegskredit, den sich im Jahre 1870 nach der französischen Kriegserklärung die Regierung vom Norddeutschen Bundestag einräumen ließ, beschränkte sich auf die uns jetzt so gering erscheinende Summe von 120 Millionen Talern, von 360 Millionen Mark. Den Erfordernissen des deutsch-französischen Krieges war auch der Kriegsschatz von 40 Millionen Talern angemessen, der von den französischen Milliarden im Juliusturm zu Spandau für den nächsten Krieg Deutschlands aufgespeichert wurde. Der beste Beweis für die Friedensliebe der deutschen Regierung, aber auch für die außerordentliche Sorgfalt, mit der erst in den letzten Jahren sich das Reich auf den drohenden Ueberfall seiner Nachbarn vorbereitete, ist die Tatsache, daß volle 43 Jahre lang nicht daran gedacht wurde, den Kriegsschatz von 40 Millionen Talern auf eine Höhe zu bringen, die im richtigen Verhältnis zur finanziellen Last eines modernen Krieges stand. Erst vor einem Jahre, als Rußland und Frankreich schon des öfteren die Absicht des Friedenbruchs hatten erkennen lassen, wurde der Reichskriegsschatz um 120 Millionen Mark Gold und um 120 Millionen Mark Silber erhöht. Er beträgt jetzt 360 Millionen Mark, wovon freilich noch 35 Millionen Mark Reichskassenscheine sind und ist in dieser Höhe bei der Eröffnung des Krieges der Reichsbank überwiesen worden, die dadurch stark gemacht wird, fast 1¼ Milliarde Reichsbanknoten auszugeben. Der Reichskriegsschatz trägt jetzt dreifache Frucht.

Zugleich mit der Füllung des Juliusturms in der Spandauer Zitadelle ist der Goldbestand und damit die Notenkraft der Reichsbank in einem solchen Maße gestärkt worden, daß sich jetzt auch den ersten Anforderungen dieses Riesenkrieges gerecht werden kann, ohne die deutsche Volkswirtschaft, die Geschäftswelt, die Bevölkerung unerträglich zu belasten. Mehr als eine Milliarde zahlungskräftiges Geld kann die Reichsbank allein durch die Ueberweisung des Reichskriegsschatzes der Reichskasse zur Verfügung stellen. Damit wird aber nur erst ein kleiner Teil der Finanzkraft ausgenutzt, die der Reichsbank jetzt unter Havensteins Leitung innewohnt. Diese Finanzkraft war gerade in den letzten Monaten durch die Verlangsamung des Geschäftsverkehrs, durch den Ueberfluß des Wirtschaftslebens an Kapital in einem Grade erhöht worden wie nie vorher. Der Metallbestand der Reichsbank hat noch am Ultimo August nach einer Woche panikartigen Haschens der Bevölkerung nach dem gelben Metall die Summe von 1½ Milliarden überschritten, war doppelt so hoch wie in den Zeiten vor der Havenstein'schen Rüstung. Neue Angriffe auf den Goldschatz sind durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Aenderung des Bankgesetzes ein für allemal verhindert. Bis zur Erledigung des Krieges kann das Gold nur mehr, nicht weniger werden. Der jetzige Kassenbestand ermöglicht aber ohne Einrechnung des Kriegsschatzes der Reichsbank noch die Ausgabe von ungefähr 3 Milliarden Noten über die Summe von annähernd 3 Milliarden hinaus, die bereits am 31. August in Umlauf war. Da durch die Kriegsnovelle zum Bankgesetz auch Finanzwechsel der Reichsschuldenverwaltung zur Dritteldeckung des Notenumlaufes zugelassen worden sind, ist jetzt die Emissionsfähigkeit der Reichsbank für die Kriegsausgaben nahezu unbegrenzt.

Die Aufbringung der 5 Milliarden Kriegskredit wird bei der lückenlosen goldenen Rüstung Deutschlands den Kapitalmarkt nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Die Reichskassen sind gefüllt. Sie enthalten nach neuesten Schätzungen mehr als 300 Millionen allein in Gold, die ebenfalls zur Reichsbank wandern werden und als 900 Millionen wieder erscheinen. Von der Milliarde des Wehrbeitrages ist noch keine Mark verbraucht. Die Zahlung des ersten Drittels ist schon für die nächsten Wochen angesetzt. Die Banken verfügen ebenso wie die großen Handelsfirmen über große Guthaben bei der Reichsbank, die am 31. Juli trotz Sturmes auf die Depositenkassen und Sparkassen noch angeschwollen waren gegenüber der Vorwoche und nicht weniger als 1,3 Milliarden betrugen. Auch das Publikum hat große Summen flüssigen Geldes bei den Bankstellen seines Vertrauens zur Verfügung. Die spekulativen Engagements mit ihren Kreditverpflichtungen sind schon vor der Börsenderoute bis auf ein Minimum gelöst worden. Das Kapital ist zur Anlage frei. Die Bevölkerung wird die Kriegsanleihe glatt aufnehmen, wenn sie zur Emission gebracht wird. Damit hat es aber noch keine Eile. Die Kassenbestände des Reiches und seiner Bank, die disponiblen Gelder der privaten Banken genügen für die nächsten Wochen, um die Kriegsausgaben zu bestreiten, so groß sie auch sind. Deshalb braucht die Reichsregierung jetzt auch noch nicht den Kriegskredit von 5 Milliarden flüssig zu machen, braucht keine Anleihe in diesem Umfang aufzunehmen. Vorerst sollen nur 1 Milliarde flüssig gemacht werden, und auch diese eine Milliarde wird nicht vom Publikum gefordert, sondern die Banken diskontieren in dieser Höhe Wechsel des Reiches und werden sie zum Teil an die Reichsbank weitergeben. Noch Wochen nach dem Kriegsausbruch wird das Publikum nicht zur Uebernahme von Kriegsanleihen herangezogen werden. Der Krieg ist in einem unerhört günstigen Augenblick der finanziellen Kriegsrüstung ausgebrochen.

Höchstens auf Wochen ist es möglich, die Entwicklung der Kriegslasten und ihre Aufbringung auf dem Geldmarkte vorauszusehen. Das fernere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schicksal wird von den Ereignissen auf den Kriegsschauplätzen abhängen. Von dem Ausfall der Schlachten zu Wasser und zu Lande hängen die Emissionsbedingungen der Kriegsanleihen ab. Von der Entscheidung des Weltkrieges hängt es ab, wer die Kosten des Krieges tragen wird. Diese Kosten sind unerhört groß, sie stehen in keinem Verhältnis zu irgend einem Kriege der Vergangenheit. Das Volk, das sie trägt, wird jahrzehntelang daran tragen. 50 Milliarden sind der sechste Teil des deutschen Volksvermögens. Um den sechsten Teil seines Volksvermögens wird aber auch Frankreich gebracht, wenn es diese Kosten zahlen muß. Ein zweites Sechstel seines Volksvermögens verliert dann Frankreich durch seinen und Rußlands Kriegsschaden. Was Deutschland verlieren kann, was Rußland, was England verlieren kann, ist unschätzbar. Frankreich spielt um den dritten Teil seines Volksvermögens.

Persisches

Von L. Nasariantz

Die Schalmei

Ich hatte eine Schalmei aus Bernstein und spielte darauf meine Lieder.

Ich sang von den grauen Gipfeln der Berge meiner Heimat und der leuchtenden Bläue des Himmels, in die sie sich verloren.

Und die Klänge meiner Schalmei schwangen sich in die Luft und ertönten jauchzend und laut, wie das Lied einer Lerche.

Ich besang den schwarzen Sammet der Nacht und den farbigen Saum der Morgenröte.

Und mein Lied erklang fröhlich und feierlich, wie der heilige Vers eines Priestergebetes.

Als ich aber meine Geliebte besang, die geheimnisvoller ist als der Himmel und lichter als die Morgenröte, das schmolz der Bernstein der Schalmei an der Glut meiner Lippen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Land der Mörder

Serbien ist das Land der Mörder. Eine Statistik aus der Zeit vor den beiden letzten Balkankriegen berichtet, daß dort jährlich ungefähr tausend Morde und Raubmorde zur Kenntnis der Behörden kamen. Dabei zeichnen sich die Missetäter häufig durch unglaubliche Grausamkeit aus. In solcher Hinsicht haben ja während der Balkankriege die Eozonen Griechenlands auch Hervorragendes geleistet, und unter den Bulgaren gab es gleichfalls nicht wenige derartiger Bestien in Menschengestalt, allein beide konnten sich nicht mit der infamen Erbarmungslosigkeit messen, mit der die Serben die albanische Bevölkerung in den eroberten Gebieten hinschlachteten. Man erinnert sich wohl noch der unglaublichen Roheit, mit der die Offiziere die Leichen des Königs Alexander und seiner Frau behandelten. Diese seltsame Veranlagung zeigt sich merkwürdiger Weise in höherem Maße bei den gebildeteren Schichten der Städte; der serbische Bauer ist, wenn er nicht erregt ist oder gehetzt wird, menschlicher, gesitteter.

Es muß wohl irgend ein Zusammenhang zwischen dieser tierischen Mordlust und dem Glaubensbekenntnis bestehen; denn die indigenen Bewohner von Bosnien und der Herzegowina sind, wie man weiß, alle desselben Stammes, sprechen dieselbe Sprache und doch sind die Mohammedaner und Katholiken von viel sanfterer Gemütsart (auch ehrlicher und zuverlässiger) als die Orthodoxen, die sich Serben nennen, während die anderen Bosnier, beziehungsweise Herzegowiner genannt sein wollen.

Die Serben, auch die des Königreiches, sind nicht bloß in Neu-Oesterreich sehr unbeliebt, sondern auch in Kroatien; diese Unbeliebtheit steigert sich bei den Kroaten (katholischen Serben) oft bis zum Haß und zur Verachtung. Es wird behauptet, daß Prinz Alexander, der serbische Kronprinz, an den Beratungen über das Attentat gegen Erzherzog Franz Ferdinand teilgenommen habe. Das mag ein böswilliges Gerücht sein, ist aber doch keine Lüge, denn es könnte ganz gut wahr sein — es ist nicht unwahrscheinlich.

Damit soll natürlich nicht das ganze serbische Volk zu Mördern gestempelt, bloß auf die traurige Tatsache hingewiesen werden, daß sich gerade unter den führenden, intelligentener Serben des Königreiches verhältnismäßig viele mit der Veranlagung zu schweren, rohen Verbrechen finden. Und diese unglückselig Belasteten, deren Taten in zivilisierten Ländern mit dem Tod oder lebenslänglichem Kerker geahndet würden, erfreuen sich der Freiheit, genießen das Leben in vollen Zügen, spielen gesellschaftlich und politisch eine große Rolle!

Der Psychologe, der ein wirksames Mittel zur Ausrottung dieser schauerlichen Begabung wüßte, verdiente einen Nobelpreis.

Ille

Der Sterlett.

Die vier Novellen, die der Däne Aage Madelung in dem Bande „Der Sterlett“*) gesammelt hat, erweisen sich als Gebilde eines geschickten und geschmackvollen Talentes. Sie drehen sich in schönem, gelassenem Rythmus um ihre Achsen und ihre Gestalten sind — soweit ein Mensch sich überhaupt anmaßen kann, das Auge eines andern zu kontrollieren — wahrheitsgetreu gesehen und gezeichnet.

* Erschienen bei S. Fischer. Berlin.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sehr auffällig aber und fast erstaunlich ist der folgende Umstand: sobald Madelung von Tieren berichtet oder von Verwehendem in Landschaft und Luft, klingt es, wie wenn er von Verwandten spräche. Menschen gegenüber indes zeigt er eine derart starre und zurückhaltende Objektivität, als handle es sich um einen blutsfremden Stamm. Innig und ergreifend kann er nur sprechen, wenn er mit ihnen nichts zu tun hat. Dann gelingt ihm die kurze Geschichte „Der Sterlett", in der etwas von der sehnsuchtsvollen Wehmut bedeckter, lauer Sommertage gefangen wurde; dann schreibt er einen so erschöpfend und einfach schönen Satz über russische Nächte, wie: „Selbst die kurzen Stunden, wenn die Sonne drunten war, waren so hell, daß man einen Brief lesen konnte, wenn man daran erwachte, daß man von der Hand geträumt hatte, die ihn schrieb." (Sieht man von einzelnen geringen Härten ab, die überdies durchaus auf die Rechnung der deutschen Uebersetzung kommen, könnte er nicht von J. P. Jacobsen sein?) — Glatt und spurlos dagegen, obschon literarisch ganz einwandfrei, gleitet das Provinzgeschick des estnischen Apothekers Bierbaum vorbei.

Nicht genug läßt sich die Objektivität der heute schreibenden und heranwachsenden Generation rühmen, und niemand kann ernstlich verlangen, daß der Schriftsteller vor aller Augen das Los seiner Gestrüppe wehleidig beklage oder ruhmrednerisch bejubele. Dennoch läßt sich die Behauptung wagen, daß niemals ein Geschick hinreißen wird, in dessen Erzähler nicht ein Fünkchen — es mag noch so klein sein, noch so ironisch blitzen — von einsichtiger Herzlichkeit und verzeihender Liebe spürbar glühte.

Man ist bei der Lektüre der Novellen Madelungs fast beunruhigt, keinen offenbaren Grund dieser eigentümlichen Gespaltenheit angeben zu können. Schaltet er das Herz aus theoretischen Erwägungen bewußt und willkürlich aus, wie einen entbehrlichen Motor? Oder liegt in seiner Seele eine Schwelle aus nordgermanischer Sprödheit, Verschlossenheit und Menschenscheu? Kämpft er um ihre Ueberschreitung, oder lebt er neben ihr, ohne sie zu spüren? Oder ist schließlich ganz äußerlich dem Dänen Madelung das russische Leben, das seine Schilderungen bevorzugen, doch nicht so innig vertraut wie den Slaven, in deren weichen, hingebenden Tönen wir ihm sonst zu begegnen gewohnt sind? —

Werner Richter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die französische Nordostfront

Von Generalmajor z. D. v. Sprösser

G. K. G. Der deutschen Heeresleitung mag der Entschluß, den Aufmarsch des rechten Flügels durch belgisches Gebiet zu leiten, nicht ganz leicht gefallen sein. Wer aber die mit Festungen und Forts gespickte französische Ostfront von Belfort bis Verdun kritischen Auges betrachtet, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß lediglich frontales Vorgehen gegen diese — wenn nicht überhaupt aussichtslos — zum mindesten unverhältnismäßig viel Zeit und Kräfte absorbiert hätte. Und um Zeitgewinn handelt es sich bei diesem Ringen auf zwei Fronten, gegen Frankreich und Rußland, in allererster Linie, um möglichst bald eine gewisse Freiheit in der Verfügung über die eigenen Kräfte zu erlangen.

Von diesen Gesichtspunkten ist auszugehen, um die Operation gegen Lüttich und darüber hinaus gegen die französische Nordostfront zu verstehen. Auch hier kommen allerdings zwei, aber wesentlich schwächer ausgebaute Linien als die der deutschen Westgrenze gegenüber in Betracht. Die erste Linie bilden: Longwy, Montmédy, Les Ayvelles, Charlemont, Hirson, Maubeuge, Fort Curgies, Fort Conde sur l'Escaut, Fort de Flines, Fort de Maulde, Lille, von denen aber für die nächsten Operationen wohl nur die ersten sechs von Bedeutung sein werden.

Die zweite Linie: Verdun, Reims, Laon, La Fère.

Longwy und Montmédy sind kleine befestigte Plätze (Bahnsperren) ohne Außenwerke; Les Ayvelles ist Sperrfort, ebenso Charlemont (weit gegen Namur vorgeschoben, der Rest der Befestigung von Givet); Hirson ist Sperrfort

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit zwei Batterien; Maubeuge ist Fortfestung, an der Sambre, die sich bei Namur mit der Maas vereinigt.

Verdun hat eine alte Enceinte und umgebaute Zitadelle, 16 große Forts, 21 Zwischenwerke und 47 Batterien, die einen doppelten Gürtel von 48 Kilometer Umfang bilden.

Reims hat 16, bis zu 9 Kilometer vorgeschobene Forts und Batterien, von denen einige bis auf 30 Kilometer an Laon heranreichen.

La Fère und Laon stehen durch 16 weit vorgeschobene Forts und Batterien in unmittelbarer taktischer Verbindung mit einander und können auch Reims Unterstützung gewähren. Außerdem kommt hiefür auch noch das weiter rückwärts gelegene Condé sur Aisne in Betracht.

85 Kilometer südwestlich Soissons liegt die — seit 1874 durch eine große Zahl moderner, bis zu 14 Kilometer weit vorgeschobener Forts fast uneinnehmbar gemachte — Lagerfestung Paris, deren geschützter Innenraum ganzen Armeen Unterkunft zu bieten im Stande ist.

Europas Krieg

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Riesenspannung,

wie alle Teile der Erde sie gleichzeitig noch nie erlebt hat, durchzuckt und belastet die bewohnte Welt. Alle Staaten sind von ihr ergriffen und in Europa ist jeder Einzelne von ihr berührt. Es ist, wie wenn alles pfeilschnell sich drehe und wie wenn alles plötzlich stillstehe. In Deutschland aber fühlt man sich wie im Mittelpunkt der erdbebengleichen Bewegung.

Es sind heute drei Wochen seit dem 1. August, an dem uns die zusammenläutenden Glocken den fruchtlosen Ablauf des an Rußland gerichteten Ultimatums und damit den Krieg verkündet

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben. Die Ungewißheit des Friedens, die die letzte Juliwoche einschnürte, ist wie vergessen, seit sie der atemlosen Erwartung der Siege gewichen ist. Auch die Entstehung dieses Kriegs ist wie eine erledigte Sache.

Die Vorgeschichte ist schon Geschichte,

die noch manches aufklären und noch schärfer beleuchten wird, auch die Schuld, sei sie Handlung oder Unterlassung, noch sicherer feststellen wird. Der diplomatische Tatbestand ist noch nicht in allen Einzelheiten, aber für die Bedürfnisse dieser gewaltigen Tage hinreichend sicher festgestellt. „Die diesen Krieg machten, haben ein Verbrechen begangen", sagte mir der Großadmiral Tirpitz, als wir den Weißen Saal am 4. August verließen. Man hat das volle Recht, überzeugt zu sein, daß Rußland den Serben die Hand führte und den Rücken steifte bei allen Taten und Untaten. Oesterreich-Ungarn, dessen staatliches Festland von den slawischen Wellen künstlich und planmäßig unterwühlt wurde, hatte die Pflicht einer Notwehraktion von großem Nachdruck und darum kann man nichts Ernstliches gegen sein Ultimatum an Serbien einwenden, wenn dasselbe an der Donau bei Semlin die Hegemoniefrage aufwarf. Auch Deutschland hat ein mittelbares, aber großes Interesse daran, daß der Abbröckelung am österreichisch-ungarischen Staatsgefüge nicht zu spät Einhalt geboten wird. Also nicht nur der Buchstabe, auch der Geist des Bundes drängte Deutschland an Oesterreichs Seite. Darin war Bethmann Hollwegs Politik, die den festen Richtlinien Kiderlen-Wächters folgte, klar und einwandsfrei. Deshalb machte die ganze öffentliche Meinung diesen präjudiziellen Schritt im Juli mit. Warum es nicht Oesterreich war, das auch Rußland, dessen Solidarität mit Serbien eine nächstliegende Eventualität war, ein Ultimatum stellte, ist dem Weißbuch, dieser „vorläufigen Denkschrift", nicht zu entnehmen, auch nicht, warum Oesterreich auf Deutschlands allerletzte Anfrage nicht antwortete. Gewiß ist, daß die berechtigte Sorge, gegen Rußland, dem jede Hinterhältig-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit unterstellt werden darf, den Mobilmachungsvorsprung des kleineren Territoriums nicht zu verlieren, die diplomatische Aktion zeitlich außerordentlich einschränken mußte. Frankreich, dessen Oberhaupt noch warm von der Umarmung mit dem Zaren auf den Wogen der Ostsee fuhr, fand, trotzdem es den Krieg nicht wollte, die Spannkraft nicht, sich von Rußlands falscher Politik nach Jaurès patriotischem Rat abzuwenden. Und Jaurès sank in dem Augenblick, in dem er Frankreichs unentbehrlichster Warner war. Dieser Meuchelmord des rasenden Chauvinismus war, wie ein französischer Abgeordneter mit Recht sagte: „Frankreichs erste Niederlage!"

Die Ereignisse

Die Tatsachen sind ehern und unabänderlich geworden. Auf ihnen steht die Gegenwart und aus denen, die nachfolgen, baut sich die Zukunft auf. Was gestern noch Möglichkeit und Willkür oder Wille war, ist heute schon Gang der Weltgeschichte. Die Stunde ist groß, weil sie unerhörte Anforderungen stellt. An niemand höhere als an Deutschland, das von einer Ueberzahl bekriegt ist, darunter die gewaltigsten europäischen Staaten.

Die unerhörte Situation muß die Kraft aufs höchste steigern. Dieses Bedürfnis ist im Reich, im Heer und im Volk lebendig und mächtig. Jeder weiß, wie furchtbar ein Krieg und wie furchtbar dieser Krieg ist. Man kennt die Gefahr und ahnt, daß ihr die Größe der Opfer entsprechen müsse. Aber keinen sah ich niedergeschlagen. Das ganze Volk ist des Sieges sicher. Der Gang der Dinge an der russischen Grenzwacht und die Verschiebungen, die dort schon vorgenommen werden konnten, rechtfertigt die Hoffnungen. Auch an der Westgrenze Deutschlands, auf dem äußersten rechten und linken Flügel, wie im Zentrum, ist schon in den ersten zehn Tagen die Stoßkraft und die Planmäßigkeit auf der deutschen Seite. Es wäre falsch, nur an Erfolge zu glauben. Man muß sich wappnen mit der aktiven Geduld, die ein Ausdruck der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesamtstimmung

in Deutschland ist und sein darf. Ernst harrend, darf man sich still an den Tatsachen und Wirkungen erheben, die schon sichtbar erschienen sind.

Das Staatsgefüge ist in Oesterreich-Ungarn mit einem Schlag fester geworden. Der zermürbende Nationalitätenstreit ist dem Bewußtsein der staatlichen Solidarität gewichen — das ist für den Krieg von großer und für den Frieden von einer fast noch größeren Bedeutung.

Die Neutralität von Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland und der Schweiz sind eine Hinneigung zu Deutschland. Diese Gesinnung verleugnet nicht wie England die germanische Verwandtschaft und zeigt die Umrisse der Entwicklung. Belgien, das sich auf brüchiges Völkerrecht verließ, leidet unter einer zwiespältigen Politik und unter Maßregeln, die sich als gefährliche Halbheit und Verkennung der Machtverhältnisse erweist.

In Deutschland ist ein Wille in allen, der Wille, sich zu behaupten, der Wille an Kraft nicht abzunehmen, sondern zuzunehmen — trotz alle dem und alle dem!

Das ist schon an sich eine außerordentliche und denkwürdige Erscheinung: Millionen Einzelwillen, sonst auf die Zweckmäßigkeiten des tagtäglichen Lebens gerichtet und dem Spielraum der Meinungsverschiedenheit überlassen, sind zu einem einzigen Strom vereinigt.

Der Reichstag im Schloß und in seinem eigenen Kuppelbau gab das erste wirkungsreiche Zeichen, ein Schauspiel, das viel mehr als ein Schauspiel war. Mehr als die Thronrede selbst trug das improvisierte Nachwort des Kaisers den Charakter des historischen Augenblicks. Das Symbol des Handschlags zwischen Kaiser und Volksvertretung wirkte fühlbar und tilgte jede Parteiung. Der Widerhall davon durchzog Bethmann Hollwegs ausgezeichnet vorgetragene Rede, deren Ehrlichkeit starken Eindruck machte, und auch den Ton der sozialdemokratischen Solidaritätserklärung. Die Bevölkerung in Berlin und in ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland, das wir sechsundsechzig Stunden lang im Lokalzug durchfuhren, war überall von der gleichen ausgezeichneten Haltung, fest und klar, bewegt, ohne lärmende Erregung.

Man merkt an hundert Dingen, daß der Maßstab des Lebens geändert und gewachsen ist. Das Konventionelle, das Aeußerliche tritt zurück. Die kleinen Nichtigkeiten tauchen unter. Die Mauern zwischen den Ständen werden so dünn wie spanische Wände. Man merkt, daß über große und kleine Gegensätze ein „Schwamm drüber" nötig war. Ein neuer Zeitabschnitt hat begonnen, weil ein neuer Zustand der Geister eingetreten ist, gehe es wie es wolle. Hier gibt es kein Zurück. Es gibt keine Vaterlandsfeinde. Das ist ein Wort und fortwirkende Wahrheit. Auch im Elsaß hat der Riesenfehler Frankreichs, für Rußlands halbasiatische Politik mit den Waffen einzustehen, den großen Ruck vollzogen. Es liegen dafür unwiderlegliche Beweise vor. Ein außerordentliches Moment ist auch die finanzielle und wirtschaftliche Kaltblütigkeit und Vorkehr, die Deutschlands Geschäftswelt betätigt hat. Hut ab auch vor ihr, ihrem Generalstab und ihrem Chef, Direktor Helfferich.

Das Heer

dem alle deutschen Wünsche Kraft und Sieg bei ihrem opfervollen Riesenwerke wünschen, steht mit eigenem Willen auf der Grenzwacht. Nicht Drill und Kommando, sondern der brennende Wunsch, keinen Feind ins Land zu lassen und das Vaterland nicht herabdrücken zu lassen, leitet sie. All das Gerede vom Schlappwerden der Arbeiter durch die ehrliche Friedenspropaganda der Arbeiterpartei hat sich als falsch erwiesen. Jetzt, da es gilt, stellt jeder, ob Aristokrat oder Demokrat, seinen Mann und seinen Sohn. Wir sind auf der Fahrt von und nach Berlin an Hunderten von Militärzügen vorbeigekommen, überall die gleichen Augen. Dabei eine Ordnung und Raschheit der Mobilmachung, die für sich allein schon eine Gewähr ist. Der „Kommiß" tritt zurück. Das „zweierlei Tuch" ist verschwunden. Die feldgraue

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Uniform steht der Mannschaft wie dem Kaiser und den Offizierkorps. Es ist der sichtbare Ausdruck sachlicher Zweckmäßigkeit. Alles Geräte, alle Lieferungen machen den Eindruck der Gediegenheit und von der Bewaffnung versichern Sachkundige und Budgetkommissionsmitglieder, daß sie zu Wasser, zu Land und zu Luft jeden Vergleich aushalten. Dies alles zusammen erhöht das Sicherheitsgefühl der Truppen wie der Bevölkerung.

Das muß so bleiben. Man muß das Weiche, auch wenn es Millionen diesmal ans Herz greift, nicht Herr werden lassen, weil in solchen außerordentlichen Lagen nur das Feste durchhält. Man muß die Zähne zusammenbeißen.

Ueber den Generalstab wird seitens objektiver Beurteiler versichert, daß die Mitglieder von sehr großer Tüchtigkeit sind und daß kein miles gloriosus darunter sei. Der Chef, Moltke II., der bei der Thronrede anwesend war, macht einen höchst intelligenten Eindruck.

Deutschland muß den Krieg führen, so lange, bis der Augenblick eines soliden Friedens erschienen ist. Dies ist das Ziel der Staatskunst, die diesmal in Deutschland klug und nicht draufgängerisch und nicht eroberungssüchtig war und so bleiben möge. „Es gibt noch höheren Wert, mein Sohn, als kriegerischen, im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg."

Der Krieg Europas ist auf Afrika und Asien übergesprungen, die Moral ist, wie Japan beweist, auch für sie ausgeschaltet, Amerika ist scharf interessiert und der Kreis der Staaten, die in diesen Wirbelsturm der Weltgeschichte eingezogen werden und bei dem künftigen Frieden werden drein reden wollen, ist noch nicht abgeschlossen. Der Krieg von 1914 ist in der Wirkung ein Weltkrieg und wird in der Geschichte den Namen führen, — wenn nicht eine rasche Wendung eintritt. Er soll und darf nicht bis zur Erschöpfung Europas geführt werden, wenn nicht die Hegemonie der Welt definitiv von Europa auf Amerika übergehen soll.

Der Schwerpunkt liegt kulturell an Deutschlands Ostgrenze, wo hundertjährige Unkultur, an die sich Frankreich ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kettet hat, im Interesse der ganzen alten Welt zurückzudämmen ist; politisch und strategisch liegt die Entscheidung an der Westgrenze und Deutschland muß hoffen dürfen, daß die Entscheidung bald fällt. Auch alle Mütter erflehen einen raschen Sieg.

Der große Aufstand

Von René Schickele

I.

Dum-Dum ist ein Instruktionsplatz für indische Rekruten im Kalkuttaer Bezirk. Dort ereignete sich zu Anfang des Jahres 1857 folgendes.

An einen Sepoy oder eingeborenen Soldaten, der, wie die meisten Sepoys, Brahmane war, trat ein Arsenalarbeiter von niederer Kaste heran und bat ihn um einen Trunk aus der Feldflasche.

„Ich habe meine Flasche gereinigt", sagte der Sepoy. „Du würdest sie wieder verunreinigen." Worauf der Mann ihm zurief:

„Du bist so stolz auf deine Kaste, aber warte nur ein wenig, wo wird dann deine Kaste sein? Der Offizier wird dich Patronen abbeißen lassen, die mit Kuhfett gearbeitet sind, wo wird dann dein Kastenstolz bleiben?" Und im Fortgehen warf er hin: „Oder hast wohl gar schon die neuen Patronen gebissen?"

Gemeint waren die Patronen zum Einfieldgewehr, das gerade in der bengalischen Armee eingeführt wurde, und die tatsächlich eine Mischung aus Kuh- und Schweinefette enthielten. Die Hinduſoldaten liefen demnach Gefahr, ihr Höchstes, die Kaste, und die Mohammedaner nicht weniger, nämlich die ewige Seligkeit, zu verlieren. Durch die Arsenalarbeiter kam es ans Licht. Kam ans Licht und verbreitete sich mit unheimlicher Schnelligkeit, daß die Christen einen neuen, diesmal direkt gegen die Armee gerichteten Anschlag auf den Glauben der Indier vorbereiteten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die mit Gewalt zu Christen gemacht werden sollten. Vorangegangene Versuche — die Entthronung eingeborener Fürsten und die Einführung von Telegraph und Eisenbahn, die Annektion reicher Provinzen und die Einsetzung ordentlicher Gerichte, Erhebungen von ungewohnten Steuern und ebenso neumodische Vorkehrungen gegen Pest und Cholera, nicht zu vergessen das Verbot der Witwenverbrennung und die Erfindung der Volksschulen — waren, so weit die aufklärende Tätigkeit der in ihren uralten Raubprivilegien gleicherweise bedrohten Brahmanen und Häuptlinge reichte, männiglich bekannt, gefürchtet und verhaßt. Wie bei allen Revolutionen kam es nur noch darauf an, die Armee zu gewinnen, dann konnten die Herren von gestern und morgen aufstehen .... Ueberdies waren die Engländer durchaus nicht unbesieglich, auch das wußte man, seitdem die Afghanen ein englisches Heer aus dem Land geschlagen hatten .... Im Februar und im März gab es Aufläufe von Sepoys in zwei Garnisonen des Kalkuttaer Bezirkes. Der erste verlief unblutig, beim zweiten wurden zwei Offiziere verwundet. Die Regierung zog die neuen Patronen zurück, und die Unruhen schienen beendet.

Aber von der Grenze des kürzlich annektierten Königreichs Oudh war eine sonderbare Bewegung ausgegangen. Indische Läufer, zumeist Polizeiwächter, eilten mit zwei „Chupathies", das sind kleine ungesäuerte Brotkuchen, nach dem nächstgelegenen Dorf, wo sie ihren Kollegen aufgaben, zehn weitere Chupathies zu bereiten und je zwei an die eingeborenen Polizeiwächter der fünf nächsten Dörfer zu verteilen; und diese sollten wiederum ihrem Beispiel folgen. Ueberall tauchten die Läufer mit den Brötchen auf. Die Behörden vermochten den unheimlichen Lauf über Indien nicht aufzuhalten. Bald stiegen die Boten hoch oben im Punjab, der nördlichsten Provinz, wie aus dem Boden.

Dann kam Meerut. Ende April begannen die Brandpfeile zu fliegen. Jede Nacht brachen Feuer aus. Ein eingeborenes Kavallerieregiment weigerte sich, bei der Parade Patronen anzunehmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darauf wurde eine Untersuchung eingeleitet, an der nur eingeborene Offiziere teilnahmen, darunter drei von dem aufsässigen Regiment. Die Kommission entschied und gab bekannt, die Patronen seien die alten und enthielten keinerlei Stoffe, die ein Hindu oder ein Muselmann nicht berühren dürfte. Der Untersuchung folgte ein gerichtliches Verfahren. Das Gericht bestand wiederum ausschließlich aus Eingeborenen, sechs Mohammedanern und neun Hindus. Sechs von diesen Offizieren waren von Delhi herangezogen worden. Das Gericht fand 25 Soldaten schuldig und verurteilte sie, einstimmig, zu zehn Jahren Gefängnis. Am nächsten Morgen, dem 9. Mai, wurden die Verurteilten vor der gesamten Meeruter Garnison ihrer Uniform beraubt und in Ketten gelegt. Sie beschworen ihre Kameraden, sie zu retten. Wie es schien: vergeblich ... Vergeblich, denn es war verabredet, erst am Abend des nächsten Tages, eines Sonntages, loszuschlagen, wenn die Europäer, wie gewöhnlich ohne Waffen, in der Kirche versammelt wären.

Am Samstagnachmittag begab sich Leutnant Gough mit einigen Kameraden nach dem Gefängnis, um Leuten seines Regiments die Löhnung auszuzahlen. Auf dem Heimweg folgte ihm ein Hinduoffizier und teilte ihm mit, die Sepoys hätten beschlossen, ihre Kameraden aus dem Gefängnis zu befreien, und die Gefängniswache sei für den Plan gewonnen. Gough eilte zu seinem Kommandeur, um ihm von der Unterredung Kenntnis zu geben, und erntete damit einen großen Heiterkeitserfolg, sowie das strenge Verbot, den beunruhigenden Unsinn weiter zu verbreiten. Seinem Brigadier, den er später am Tag traf, entlockte die Mitteilung den gleichen Ausbruch kollernder Zuversichtlichkeit.

So blieb Gough nichts übrig, als am anderen Tag zu Hause zu bleiben und die Revolte zu erwarten. Sie kam, am Abend, in Gestalt des Hinduoffiziers und zweier Soldaten, die Gough schon von der Straße zuriefen, daß der Tumult begonnen habe. Gough bestieg sein Pferd und ritt in Begleitung der drei nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Exerzierplatz. Die Kasernen brannten, Sepoys, die einen in Uniform, andere in Nationaltracht, liefen unter Geschrei von Haus zu Haus, warfen das Mobiliar aus den Fenstern, feuerten Salven ab, viele tanzten wie wahnsinnig im Kreis und schwangen die Gewehre. Gough sah, wie der weißhaarige Oberst Finnis mit hochgehobenen Armen Leute seines Regimentes aufzuhalten suchte. Sie schüttelten den Kopf, taten ihm aber nichts. Gleich darauf warf eine Salve, die Soldaten eines anderen Regiments auf ihn abgaben, den alten Offizier zu Boden. Seine Leute rannten schreiend über ihn hinweg, in der Richtung nach der Stadt. Einige von ihnen erkannten Gough und riefen seinen Begleitern zu, Platz zu machen, sie wollten den Sahib niederschießen, und als diese der Aufforderung nicht folgten, schoßen sie mitten in die Gruppe hinein. Goughs Begleiter blieben ruhig, offenbar war auch keiner von ihnen getroffen, nur: „Sahib", sagten sie, „du mußt eilen, hier ist nichts mehr zu machen". Nun sprengte Gough zu seinen eigenen Leuten, die eben ihre Pferde sattelten, nachdem sie die Munitionsmagazine erbrochen und die Munition verteilt hatten. Sie ließen ihn herankommen, und abgesehen von einigen Rekruten, die blindlings ihre Gewehre auf ihn abfeuerten, schienen sie ihm nicht feindlich gesinnt. Einer lief sogar zu ihm hin und rief, während er den Hals des Pferdes streichelte, zu ihm hinauf: „Sahib, von uns hast du nichts zu befürchten, aber die anderen werden dich töten, wenn du nicht fliehst." Und er versetzte dem Pferd einen Schlag, drehte es schnell um und schlug noch einmal, damit es lief. Zugleich nahmen seine Begleiter Gough in die Mitte und sprengten mit ihm davon.

Sie gerieten in eine dichte Menschenmenge, die mit Stöcken, Säbeln, und allen möglichen Dingen bewaffnet vorwärts stürmte. Goughs Begleiter zogen blank und bahnten ihm einen Weg. Am britischen Artilleriekasino angelangt, machten sie Halt und sagten ihm Lebewohl. Er versuchte, seine Retter zurückzuhalten, jedoch, sie erwiderten, daß sie ihre Kameraden unmöglich im Stich lassen könnten, machten einen tiefen Salaam und ritten zurück.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gough hat nie wieder etwas von ihnen gehört, obwohl er sich später sehr bemühte, sie ausfindig zu machen.

In der Stadt waren alle Häuser der Europäer zerstört, alle Weißen, Männer, Frauen und Kinder, die sich nicht in die britische Kaserne hatten retten können, ermordet. Das bewaffnete Volk war bei den ersten Flintenschüssen losgebrochen. Vierzehnhundert Gefangene hatten sich, mit bereit gehaltenen Waffen versehen, unter die sengende, mordende Menge gemischt, diese vereinigte sich mit den Sepoys, und dann setzte sich der ganze Menschenwirbel in Marsch:

„Nach Delhi! Nach Delhi!"

Der Schrei drang bis zu den Europäern, die, Gewehr bei Fuß, auf ihrem Paradeplatz standen und unschlüssig auf die brennende Stadt blickten.

Die Verabredung war eingehalten worden. Zum Glück für die Europäer hatte die Kirchenparade wegen der längeren Dauer des Tages eine halbe Stunde später stattgefunden, als am vorhergegangenen Sonntag. Die Verabredung war eingehalten worden, auch im zweiten Teil, dem Aufbruch nach Delhi. Dazu hatten die eingeborenen Offiziere geraten, die von Delhi gekommen waren, um am Kriegsgericht über die aufrührerischen Kavalleristen teilzunehmen ....

In Delhi, der Hauptstadt eines unter den Großmoguln einst mächtigen Reiches, residierte der alte Bahadur Shah, residierte nur noch zum Schein und er sollte, nach Englands Willen, der letzte König von Delhi sein.

Ihn machten die Aufständigen zum Herrscher über Indien.

Am nächsten Morgen langten sie vor Delhi an. Die Schiffsbrücke über die Jumna wurde von den Reitern im Galopp genommen, die Engländer, die sich blicken ließen, auf der Stelle niedergemacht. Sie ritten zum Palast des Königs und riefen, sie hätten die Engländer in Meerut erschlagen und seien gekommen, um für den Glauben zu kämpfen. Während der König noch schwankte, öffneten die Wachen die Tore des Palastes. Die Reiter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stiegen von den Pferden und fielen in die Wohnungen der Weißen und löschten von Zimmer zu Zimmer alles Leben darin aus. Zur gleichen Zeit marschierten die Sepoys aus ihren Kasernen, wo die Leichen der englischen Offiziere allein zurückblieben. Eine Explosion erschütterte die Stadt. Die letzten lebenden Engländer hatten sich nach verzweifelter Gegenwehr mit dem Pulvermagazin in die Luft gesprengt. Es war noch nicht Mittag. Das Europäerviertel stand in Flammen, die Plünderung hatte ihren Höhepunkt erreicht, da traten die Söhne des Königs unter die marmorne Vorhalle des Palastes und ließen sich huldigen. Die Gebetrufer auf den Minarets dankten in unermüdlichen Gesängen Alla für den Sieg.

Martin Andersen-Nexö

Von Friedrich Stieve

Es ist immer das gleiche, merkwürdige Erlebnis, wenn man nach Dänemark kommt. Man weiß, daß man den Boden eines kleinen Reiches betritt, und trotzdem hat man das Gefühl, als befinde man sich auf einmal auf eine seltsame Weise draußen in der Welt. Da ist nicht nur Dänemark, eine langgestreckte Halbinsel im Norden Europas, sondern mehr, viel mehr. Da ist eine Weite, die kein Ende hat, eine geheimnisvolle Offenheit nach allen Himmelsgegenden hin. Jedes andere Land besitzt seine wohlbegründete Enge; man findet sich in ihm geborgen und schützend beschränkt. Hier aber ist man wie hinausgestellt ins selig Ungewisse, wie emporgehoben aus allen Grenzen. Wodurch entsteht diese Empfindung, die so stark und selbstvergessen macht? Danken wir sie dem Meer, das von drei Seiten seine ewigen Fluten gegen die Küsten heranrollt? Oder dem frischen salzigen Wind, der über die Hauptstadt Kopenhagen und die langen Aecker der Ebenen unermüdlich geschäftig dahineilt?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oder der weichen, fast zu weichen Sprache der Bewohner, die so viel von den rasch wechselnden Launen des Himmels in sich trägt? — Ich kann es nicht sagen. Nur dies ist sicher und überkommt mich stets aufs neu glücklich betäubend: man atmet Welt.

In letzter Zeit wurde ich wieder einmal lebhaft daran erinnert, als ich mich mit den Werken eines neuen dänischen Schriftstellers befaßte, des seit kurzem bei uns bekannt gewordenen Martin Andersen-Nexö. Wenn man seine Werke liest, die nun schon in ziemlich stattlicher Anzahl verdeutscht vorliegen, so spürt man plötzlich und völlig ungewollt etwas Aehnliches. Und man versteht sehr gut, daß aus diesem Lande ein Dichter von dieser ganz besonderen Eigenart erwachsen konnte, wie er und nur er es heutzutage ist. Einer, der den großen und mühsamen Schritt vom Einzelnen zur Menschheit getan hat.

Im Folgenden will ich versuchen gerade diese Seite seines Wesens, wenn auch nur flüchtig zu berühren, weil sie uns im Sinne der allgemeinen Geistesentwicklung die wichtigste, bedeutendste zu sein scheint.

Andersen-Nexö behandelt in seinen Romanen und Novellen fast ausschließlich das Leben der Armen: der Arbeiter, der kleinen Bauern und Bauernknechte. „Behandeln" freilich ist dabei ein allzu blasses, äußerliches Wort. Denn er gestaltet vor unseren Augen als ein Mensch, der selbst dieses Leben gelebt, der es von innen angeschaut und durchschaut hat bis in seine verborgensten Falten und Fältchen. Es ist kein Herabneigen, kein teilnehmendes Einfühlen, wenn er die Geschicke der „Geringen" erzählt, es ist ein völliges Daheimsein, ein allmähliches Austragen, Ausreifen ihrer dunklen Tiefen und verwirrenden Mannigfaltigkeit zu großer, klarer Uebersicht. Das Dasein des Volkes ist ihm kein erworbenes Gut, sondern einfach sicherer Besitz. Wir hören von ihm selber, daß er, der Sohn eines Steinklopfers von der Insel Bornholm, erst Bauernknecht und Schuhmacherlehrling, dann Malergeselle und zuletzt Lehrer war. Er hat an jeder Zeile seiner Schöpfungen mit dem eigenen Blut, mit dem eigenen Darben und Gewinnen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gearbeitet. Das aber gibt allem, was er schreibt, die Wahrheit bis auf den Grund.

Hiefür ist das beste Beispiel der zweibändige Entwicklungsroman: „Pelle der Eroberer" (Leipzig, Inselverlag), der besonders in der ersten Hälfte ganz deutlich auf persönliche Erlebnisse aufbaut. Anders wäre auch die Eindringlichkeit nicht zu verstehen, mit der wir hier in das Innerste eines heranwachsenden Knaben eingeführt werden. Das Erstaunliche an diesem Buche, das schlechthin Bezwingende ist nicht eigentlich die glänzende Schilderung der jeweiligen Umgebung, in die der Held hineingerät: des großen Wirtschaftshofes auf dem Lande und der kleinen Werkstatt in der Stadt — sondern die bis in die feinsten Nüancen durchgearbeitete Darstellung seines allmählichen Werdens. Die unaufhörlichen Wechselbeziehungen zwischen Seele und Welt, das Reifen der Seele an der Welt, gegen die Welt und über die Welt hinaus, das ist mit so mannigfachem Vielerlei und dabei so planvoll klar zur Anschauung gebracht, daß ein wundervoll bewegtes und dennoch einheitliches Ganze entsteht. Wie von selbst wächst dem Leser dies Bild der Jugend eines kleinen Hirten und Schusterbuben zum Bild der eigenen Kindheit, zum Bilde der Kindheit überhaupt empor.

Das aber ist gerade der größte Reiz an der Kunst Andersen-Nexös: die unabsichtliche und trotzdem stets erreichte Steigerung zum Symbol. Die Gestalten, die seine Novellenbände: „Lobgesang aus der Tiefe" (Leipzig, G. Merseburger), „Bornholmer Novellen" (ebenda) und „Die Küste der Kindheit" (München, Albert Langen) in buntem Gedräng an uns vorüberziehen lassen, tragen alle irgendwie den Schimmer allgemeiner Bedeutsamkeit. Jede von diesen kurzen Geschichten umreißt das Leben oder Vergehen, das Handeln oder Dulden eines Menschen aus dem Volke, mit dem ganzen Einschlag von Unbändigkeit, zügelloser Kraft und Leidenschaft, der dort unten die Schicksale stets zu wildem Kampf um Sein oder Nichtsein auftürmt, jede von ihnen berichtet knapp und mit herber Sachlichkeit das ihre, vor nichts

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurückschreckend und dabei doch karg auf das Notwendige beschränkt, jede von ihnen ist eine kleine Sonderstudie ohne Pretention und Aufputz, nur einfach getreu bis in die kühnsten Höhen und verborgensten Gründe ihres jeweiligen Helden. Aber in allen zusammen ist auf wunderbare Weise etwas zugegen, nirgends zwar ausgesprochen, doch wirksam wie eine geheime Macht: die Menschheit selbst mit ihrem innersten Glück und Weh.

Dieser große Eindruck wird keineswegs durch mystische Aufbauschung oder gedankliche Reflexion erreicht, sondern einzig und allein durch die schlichte, unerbittliche Wahrhaftigkeit, mit der hier ein Beispiel neben dem anderen entwickelt wird, fast wissenschaftlich objektiv, nur mit der kühnen Freude an der tief begriffenen Tatsächlichkeit.

Andersen-Nexö wertet nie. Die Erscheinungen als solche sind ihm heilig, er tut nichts anderes als ihnen Sprache zu verleihen, eine Sprache freilich, der die Gewalt der Dichtung innewohnt.

Der kränkliche, aller Welt feindlich-kritisch gegenüberstehende Schwächling, der im Mittelpunkt eines (bei Albert Langen in München) herauskommenden, vortrefflichen Romanes „Ueberfluß" steht, äußert gegen Ende des Buches, als sein Freund, ein naiver Kraftmensch, plötzlich stirbt, halb widerwillig, halb neidisch einige Gedanken, die für den Verfasser äußerst kennzeichnend sind. Sie lauten: „Und war denn nicht gerade das das Herrliche, daß das Leben sich nicht abrichten und zweckvoll gestalten ließ? Ueber alle Ufer sollte es fließen und schäumen, wie ein mächtiges Füllhorn und das Ueberfließende war ebenso gut wie das, was innerhalb des Rahmens blieb. Denn das Leben hatte kein Ziel über Leben, Sterben und Wiedererstehen hinaus, es bestand darin sich zu tummeln, bunt, unberechenbar, launisch wie ein Füllen sich auf der Wiese tummelt, weil es nicht anders kann; Blumen auf die Gräser zu streuen und den Tod als Schaffner im Festhaus zu bestellen. Sorgloses, moralloses Leben!" Das ist das Bekenntnis eines Künstlers. Die moralloſe Moral dessen, der die Dinge unbedingt und ohne Rückhalt zu sehen vermag,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der seinem Begreifen keine Schutzschranken von Muß und Soll, von Wunsch und Forderung auferlegt, der nur die eine große Ehrfurcht vor dem Seienden kennt.

In dem Roman: „Sühne" (Leipzig, Georg Merseburger), begrüßt ein Mann, der sein Leben in Einsamkeit zubringt, um ein in früher Jugend begangenes Unrecht zu verbüßen, mit Freuden die neue Zeit, die mit ihren freieren Ansichten das Gewissen erleichtere und vieles vom alten Zwang hinwegräume. Was hier noch ersehnt und gesagt wird, ist in späteren Werken vollzogen und in Tat umgesetzt. Dazwischen liegt freilich ein langer Weg innerer Entwicklung: eben der Weg zur restlosen, man möchte sagen skrupellosen Hingabe an die Rätsel der Menschheit als solche mit ihren Schrecken und Abgründen, die die Vielen nicht zu schauen wagen. Auf diesem Wege gelangen Andersen-Nexö im Starken wie im Zarten Entdeckungen, die, wie mir scheint, jeden etwas angehen. Denn seine Gestalten rufen uns allesamt, bald mehr, bald weniger eindringlich, bald lachend, bald weinend, das demütig-stolze Wort zu: Siehe da, ich bin ein Mensch!

Zur Kriegslage

Schier entwaffnet und widerlegt in allen seinem Fühlen und Denken — steht der Kulturmensch einer Welt gegenüber, die fast in ihrer Gesamtheit zu den Waffen greift. Die ganze politische Weisheit der europäischen Staaten, die fortgesetzt von den Segnungen des Weltfriedens sprach, fällt mit einem Ruck, wie ein Kartenhaus, in sich zusammen. Nur derbe Realinteressen haben das Wort. Der kleine Rest an Idealismus stellt sich ausschließlich in den Dienst kriegerischer Begeisterung, als hätte die ganze Menschheit endlich die Erfüllung ihrer Wünsche gefunden, den Krieg Aller gegen Alle. Vollständig disparate Völker, wie sie der Dreierverband aufweist, vereinigen sich, nur durch den Kitt des Hasses gegen die Größenentwicklung des deutschen Reiches verbunden, zu einem Waffengang, wie ihn die Geschichte aller Zeiten nicht aufzuweisen hat. Verträge, Völkerrecht, Kultur, Humanität gelten über Nacht keinen Deut mehr. Milliarden an Arbeitswerten werden täglich auf eine Karte gesetzt.

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Es ist die größte, im Streit der Nationen und Völker, je an eine Machtgruppe gestellte Anforderung, wie sie jetzt an den deutsch-österreichischen Block, den aus dem Dreibund zeitlich resorbierten Zweibund herantritt. Begreiflich erscheint es daher, daß diese gigantische Aktion auch eine riesige Reaktion hervorruft, eine Kraftentwicklung in dem angegriffenen Teil weckt, die voraussichtlich von den Anstürmern gegen diesen Block unterwertet wurde und daher einen Erfolg in Aussicht stellt, den nur Kraftquellen, wie sie die deutsche Konzentration besitzt, speisen können.

Dagegen erscheinen tatsächlich nationaler Chauvinismus und nationales Temperament, wie sie Frankreich ins Feld führt, wie Jahrmarktserscheinungen, stumpfsinnige Gefolgschaft der Russen, bei welcher das in Rußland ausschlaggebende Dorf fast nur Quantität, bei geringerer Qualität bieten kann, als zweitklassiger Wert und was England betrifft, das sein Kalkül darauf stellt, die beiden großen Kontinentalmächte würden die grobe Arbeit gegen Deutschland besorgen und es selbst nur Vorteile ohne großes Risiko einheimsen, ist sein Eingreifen eine Spekulation auf fremde Kraft, ein Spiel — das mindestens ebenso gut fehlgehen kann, als Rot statt Schwarz in der Roulette schlägt.

Die Politik ist zeitlich ins Hintertreffen geschoben, insolange Kanonen und Gewehre sprechen. An der wuchtigen, lebendigen Kraft, die im deutschen Volksheer ruht, zweifeln auch die Gegner nicht. Sie ist ungleich wertvoller, als alle Hurra-Stimmung und Begeisterung. In diesen Tagen erwartet aber das gesamte Deutschtum, daß die politische Arbeit hinter der Front, in der sich deutsche Jugend und Mannheit zweifellos tapfer und wacker bewähren werden, nicht ruhen und damit den Erfolg wesentlich fördern werde.

Hier liegen wichtige Aufgaben und noch ungelöste Fragen vor, welche die deutsche Diplomatie zu bewältigen und zu klären hat.

In Italien darf kein Zweifel darüber aufkommen, daß seine Realinteressen, die es zur Neutralität veranlaßten, doch für die Zukunft — in Gänze auf der Dreibundsseite liegen, in Rumänien aus bekannten und von mir an dieser Stelle wiederholt ausgeführten Gründen ebenso. Die Schwächung Rußlands durch Japan dürfte sich dagegen auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz kaum fühlbar machen. Hingegen wäre — um Oesterreich-Ungarn, dessen Mobilmachung geradezu glänzend klappte und dessen Armee große Fortschritte gemacht hat — möglichst von seiner serbischen Strafexpedition und in der Folge auf der ganzen Balkanseite zu entlasten — die Garantie unerläßlich von Rumänien zu erlangen, daß ein russischer Durchmarsch unmöglich werde. Hierin liegt wohl die wichtigste Aufgabe der Diplomatie. Rumänien ist ungleich militärisch kräftiger als Belgien und kann dieser Absicht Rußlands noch erfolgreicher entgegentreten, als etwa die Schweiz es einem französischen Durchbruchsversuch gegenüber tun kann. v. S.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf des Meeres Grunde

Ich weiß nicht, wie dem Wassertropfen in der Tiefe zumute ist, wenn der Sturm die Oberfläche zerreißt.

Aber das habe ich mit erlebt, wie die Hand des armen Dorfkrüppels sich zitternd um die Krücke krampfte und nach Ost und West auf einmal schlug. In seinem Blute tobt der Krieg nicht geringer, als in irgend einem der totgeweihten Helden, die Tag für Tag zu Tausenden unter endlosem Hurra die Bahnstation durchrollen. Es ist nur noch ein Leib, er und sie und wir. Sonst rutschte er, Mitleid heischend, mit seinem Wägelchen in den Straßen herum, bot Ansichtskarten und Zigaretten feil. Seit dem Kriegsausbruch hockt er wie berauscht am Bahnhof fest, sich an die Schranke klammernd, kein Gedanke mehr beim Geschäft, nur wilde Glut in den Augen, und bei jedem Hurra der Lauteste, bis in die Nacht hinein, bis zum Ermatten ....

In dem kleinen Wartesaal haben wir unsere Wachtstube. Des Aufrufs harrende Landstürmer, Zurückgestellte, auch Alte und Schwächlinge. Welch ein Wunder! Keiner von uns wußte je von dieser Einrichtung, und waren insgeheim schon längst als Glieder der gewaltigen Landeswehr vorbestimmt. Und über Nacht treten wir, die scharf geladene Waffe im Arm, zum ersten mal auf die mondfunkelnden Geleise hinaus, die wir beschützen sollen, eine meilenweite Strecke entlang, bis dort, wo uns die unbekannten Genossen der nächsten Station begegnen — und so, wie wir, Hunderttausende über das ganze Reich. Wie rasch es uns in die Knochen übergeht, dieses aus den Wolken gefallene heilige Amt! Vom dickbäuchigen Privatier bis zum Armenhäusler herunter, wir „Intellektuellen" — meist freiwillig — als Fremdkörper eingesprengt, umfaßt uns die eiserne Gemeinschaft, und die Strenge des Militärgesetzes löscht alle Kleinlichkeiten des bürgerlichen Daseins aus. Es ist das erste mal, daß wir wirklich dasselbe wollen. Weil Müssen und Wollen zu eins wird. Die Wohltat des eisernen Zwanges um der Freiheit willen — sie durchströmt uns wie ein unglaubliches Märchen, und ist Wirklichkeit! Wie sehr unser Leben auseinander strebte — jetzt klammern wir uns fest dort, wo es für uns alle Gemeinschaft ist. So Furchtbares mußte kommen, ehe diese Tiefe aufgedeckt ward, aber nun liegt sie offen, bewegt sich, reißt uns nach oben. In die stillste Tiefe reicht der Strom ....

Nie erlebte ich solche Nächte. Kriegsnächte im himmlischsten Frieden. Noch niemals schwieg die Natur so tief, so allem Wollen der Menschen entrückt. Nur das Gewehr an der Schulter erinnert mich, daß ich wach bin, daß ich spähen soll, und zähe sehnt mein Ehrgeiz eine blutige, krachende Tat herbei, die ich mir träumend ausmale, bis in die letzte Einzelheit. Nichts weiter steht fest für mich, als daß ich wirken will, wo ich auch stehe. War mir jemals ein anderes vom Leben bewußt? Hier zu Schutz und Mord bestellt, brenne ich darauf, zu schützen und zu morden; bin ich nichts weiter mehr, als der Hüter meiner geheiligten Waffe. Der Begriff Feind — zum ersten mal ward er mir Recht und Pflicht. Und neu.

Wie schwach macht jenes andere Leben, über dem die Nacht jetzt liegt, in der ich wache und sehe. Jenes mein Leben, dessen lebendiger Antipode ich plötzlich bin. Kannte ich einen Feind? Im Augenblick, da

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

ich seine Wut auf mich gerichtet sah, war er entschuldigt, ich entwaffnet, und meine einzige Wehr: mich über ihn verzeihend zu erheben. Da er sich im Recht glaubte gegen mich, geriet ich selber ins Unrecht. Denn meine Schuld war es doch, daß er mich nicht verstand, mir nicht verzieh? Ich mußte mich weiter mühen, verstanden zu werden, denn wer, der den anderen ganz versteht, kann länger sein Feind sein? Wer auch nur einen Feind noch hat, ist bösen Willens, denn er wollte von diesem nicht verstanden sein. Wir haben keine anderen Feinde, als die wir uns mit Willen verschaffen.

Aber ist dies nicht bleiche Mondesweisheit in raumloser Mitternacht? Bist du klügelndes, empfindsames Ich das Leben? Du schreitendes Menschlein auf den glitzernden Schienen — mit dem Tod für den Feind in der Spitze des Zeigefingers — du wähnst, dein Sittengesetz sei Verwirklichung Gottes, und von deiner Erfüllung hinge irgend ein wesentliches ab in dieser Welt? Hic Rhodus, hic salta.... Dort steht ein schwarzes Gebüsch am Damm. Steht? — nein, es kriecht herauf. Bei allen Teufeln .... das sehnlichst Erwartete, jetzt ist es da, nun auf einmal unglaublich .... und doch ....! Da kriecht ein schwarzer Körper heran, geduckt, vorsichtig. Jetzt schrei, du Denker! Dreimal ein kurzes, barsches Halt! — wie du dirs hundertmal wiederholt — dann schieß zu! Der Feind! Nicht dein Feind — nein, der Feind eines großen, unaussprechlichen, das dir die Waffe in die Hand gedrückt, und die verdammte heilige Pflicht zugleich ....

Es war ein Gespenst. Ein wirkliches Gebüsch, das sich nur für die erregten Sinne bewegte. Aber dennoch eine tiefernste Probe. Schon hatte der Finger den Hahn berührt, in den dein ganzer Wille gespannt, auf den dein Fühlen und Sinnen wie in einen einzigen Punkt zusammen gezogen war. Das wäre eine Tat des Aufatmens gewesen, vielen Tausenden zu Dank. Mord an einem wirklichen Feind. Denn allem Sittengesetz zum Trotz — es gibt einen Feind! Mit Wonne hättest du's jetzt bewiesen. Und darum, daß du das nicht vergißt, schweißte dich das eiserne Geschehen mit den Vielen zusammen ...

Und weiter folge ich dem vierfach glitzernden Bande, und immer gewisser, der Antipode meines früheren Lebens zu sein, von dem sich nun nichts mehr beweisen läßt. Das eine Wort „Krieg" schloß es zu wie ein lebloses Archiv. Ein anderes trat hervor mit anderen Gesetzen, anderen Instinkten, mit anderen Freuden und Leiden. In jenem glaubte ich mich schon roh, wenn ich von meinem Nächsten nicht verstanden werden wollte. In diesem kann ich brennen und morden, ohne roh zu werden! Wo die Verantwortung, da ist das Gefühl, die Seele, die Lebenskontrolle. In jenem lag alles auf mir selber, mußte alles von mir selber aus geschehen, die Welt war sittlich, ich der Mittelpunkt. In diesem herrscht der Wille der Natur, ich bin ihr Werkzeug — sie macht mich nicht anders, als sie mich braucht. Niemals fühlte ich ihre harmonische Oekonomie gewaltiger, als in dieser Nacht, die jenseits liegt von dem Leben, das ich mir aufzubauen geglaubt; in das ich zurückkehren werde wie aus einem Traum, ohne mich im kleinsten verändert zu haben, und brächte ich auch das Echo von zehn krachenden Morden mit herüber ...

Wieder trete ich unter das rötliche Licht der Station, Meldung zu er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtatten, die Waffe abzuſtellen und mich zwiſchen die ungleichen Genoſſen auf den Strohſack zu werfen. Doch ſind zu viele Gründe — aus meinem andern Leben, das ſich nach abgeſtellter Waffe doch wieder hervorwagt — die mich nicht ſchlafen laſſen. Ich kehre in den Mondſchein zurück und finde, in einem vergeſſenen Bahnhofswinkel in ſeinem Wägelchen kauernd, den ſchlummernden Krüppel wieder, die Hand feſt um ſeine Krücke gekrampft. Er findet keine Ruhe mehr zu Hauſe. Ich ſetze mich neben ihn auf den Boden, der noch von der Wärme des Tages ſtrahlt.

Zuweilen rollt ein endloſer Zug vorüber, langſam herbrauſend, langſam verhallend, wie die langgeſtreckten Wogen des Ozeans. Schweigen der Nacht iſt ſeine Ladung. Niemand ruft. Viele, viele Wogen rollen ſo über das große Vaterland dahin, niemand zählt ſie, niemand hält ſie auf. Und mir iſt, als läge ich nun wieder tief unten, der Strömung entrückt. Dort, wo es jetzt eins iſt, ob ich der Denker oder der Krüppel bin.

Hermann Gottschalk

Nerven behalten!

Nicht mit Waffen allein wird der Kampf geführt: unſere Nerven müſſen wir feſthalten, wenn der Arm des Krieges nicht zittern ſoll.

Unſer Volk iſt der Selbſtbeherrſchung fähig, wie wenig andere; dieſe Tage haben's gezeigt. Dennoch muß auch der Beſonnenſte gegen das Fieber kämpfen, das in einer roten Wolke ihn forttragen will. Ein Uebermächtiger ſpielt auf uns und ſpannt die Stränge unſeres Innenlebens, daß ſie zerreißen wollen. Es kann ja nicht anders ſein: auch das Gehirn des deutſchen Volkes iſt heute blutüberfüllt.

Sollen wir verſuchen, das Feuer zu dämpfen? Das iſt vorbei. Zurückhaltung predigen, nun es ein Zurück nicht mehr gibt, wäre ſchnöde. Ein Anderes aber gilt es zu dämmen, einen Seelenzuſtand, der nicht ſtärkt, ſondern ſchwächt: das Verſagen der Urteilskraft. Haltet eure Herzen feſt! Wir werden es nötig haben.

Da ich dieſe Zeilen ſchreibe, iſt der Krieg drei Tage alt. Aber ſchon ſind Taten der Unbeherrſchtheit geſchehen, waffenloſe Fremde ſind geſchlagen, Eigentum iſt zerſtört worden. Schlimmer als dies alles aber ſind die Gerüchte.

Sie ſind überall. Sie wachſen aus dem Boden und fallen aus der Luft. Sie ſchlagen einem wie Dampf entgegen in der ewig ſiedenden Straße. Unter den Linden. Morde, Kriegserklärungen, Verhaftungen, Greueltaten. Alles wird leidenſchaftlich geglaubt. Die Fernſprecher ſchnurren und ſchrillen, auf der Straße wird es zum Paroxysmus ....

Vielleicht iſt es ausſichtslos, ſich der Flut entgegen zu werfen. — Wir ſollen es dennoch verſuchen. Jeder, dem es noch möglich iſt, mit dem gedruckten Wort zu Menſchen zu reden. Bis wir die Feder fortwerfen, iſt dies unſer Poſten und unſere Pflicht.

Seid ſchwergläubig! Freuet euch der guten Nachricht, aber mißtraut allem, was grell iſt und ungeheuerlich. Verſchließt euch der Senſationsnachricht: ſie iſt immer falſch; haltet euch, wenn das gleiche Gerücht in verſchiedenen Formen auftaucht, an die beſcheidenſte Faſſung: ſie iſt die wahrſte. Glaubt den gedruckten Erzählungen, von wem ſie auch kommen, nicht vor der dritten Beſtätigung! Seid leidenſchaftlich kalt.

Wir, die wir ſchreiben, tragen einen ſchweren Teil der Verantwortung; wir

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

wollen uns darnach richten. Gewiß, auch wir führen Krieg. Wo unser Wort die Entschlossenheit stärken kann, werden wir es sprechen. Wir werden die Zuversicht steigern, die Besorgnis verschweigen und, wenn es not tut, auch lügen.

Aber kämpfen werden wir wider das Ungetüm aus Papierdreck und Feuer, das von der Aufpeitschung des Wahnsinns lebt. Wider Gespenster und Ungeheuer. Wenn wir ihnen nicht Widerstand leisten, dann starrt uns das grinsende Schrecknis an. Ward nicht am ersten Kriegstag — amtlich — berichtet, Franzosen hätten versucht, mit Cholerabakterien die Brunnen zu vergiften? Die Nachricht war falsch; aber wer liest das Dementi? Seid dreimal umpanzert wider die eigene Phantasie! Hütet euch vor den Nachtgespenstern: euer Glaube macht sie zur Wirklichkeit. Der giftige Haß, den sie euch einflüstern, ist kein guter Zorn, er kann uns nicht helfen. Aber seine Saat geht in Feindesland auf: und unsere Soldaten, unsere Verwundeten oder Gefangenen werden es büßen. Denkt daran.

Wir führen Krieg. Wir werden ganz Partei sein, auch mit dem Wort. Nur vor dem eigenen Bewußtsein können und wollen wir nicht alles, was uns bis heute menschenwürdig schien, den Stolz unserer Erkenntnis verleugnen. Ein Bezirk in unserem Innern muß unbestechlich bleiben, wissend und schonungslos klar. Denn von hier aus wird unser Nervensystem regiert.

Weh uns, wenn diese menschlich helle Instanz versagt! Es werden auch ohne Nachhilfe der Greuel genug geschehen; die Wut wird keines Schürens bedürfen. Wir aber vergessen nicht, daß auch in diesem Kriege die Welt nicht untergeht und daß wir für die kommenden Tage ein Menschentum aufzusparen haben. Es ist so unendlich leicht, den Wahnsinn zu rufen, wie es schwer ist, ihm Halt zu gebieten.

An den Deutschen ist es, de Welt ein Beispiel zu geben.

Hermann Friedemann

Ein historischer Schweizerroman

Die Akademiker in der Literatur — um mit diesem Wort die rückwärts gewandten Beschauer zu bezeichnen — kennen und schätzen den Schweizer Adolf Frey als langjährigen Freund, Briefherausgeber und glänzenden Biographen Konrad Ferdinand Meyers, allenfalls auch noch als kongenialen Interpreten der Kunst eines Arnold Böcklin und Rudolf Koller. Der Dichter blieb im Schatten der Gelehrsamkeit verborgen. Bis vor kurzem wenigstens. Da hörte man, daß er die wuchtende Weise „1813" gedichtet habe, die beim Kaiserpreis-Wettsingen in Frankfurt eben vieltönig erklang. (Ein Poesiestück übrigens, dem sich in Freys „Gedichten" mancherlei Kunstgemeistertes glänzend anreiht.) Und nun hat der jahrelang Ansichhaltende mit seinem historischen Schweizerroman einen auch äußerlich zutage tretenden Erfolg gehabt. („Die Jungfer von Wattenwil", bei Cotta.)

Das ist deshalb ganz besonders erfreulich, weil Adolf Frey kein Unterhaltungsschriftsteller vom Schlage der unendlich überschätzten Schweizer Ernst Zahn und J. C. Heer ist, sondern ein Hochkultivierter, dem es um die Kunst geht. Eine Kunst nicht fürs Volk, oder fürs „deutsche Haus" — sondern für Höchstempfängliche, die nicht am Stoffe kleben, die das aesthetische Vergnügen an der feingefügten Form, am konzentrierten Ausdruck, an der vollendeten Gestaltung erleben. Ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

starker Kunstverstand überwacht und bändigt in diesem Schweizer die Regungen der Dichterseele; ein Kraft gewordenes Formgefühl bringt in die schwanken Träume den festen Umriß, tönt das bildhaft Geschaute aufs einklingende Ebenmaß; ein nie schlafendes Kunstgewissen entläßt kein Phantasiegebild ohne die Nachkorrektur des zweiten Gesichts dem bergenden Schrein. So steht Frey jenseits der populären Romanschriftsteller, die für eine anständige Unterhaltung der gebildeten Klasse sorgen — ein Dichter, der vom heiligen Willen und vom hohen Ehrgeiz des Künstlers durchglüht ist.

„Die Jungfer von Wattenwil" ist ein starkes Dokument dieses hochstrebenden Kunstwillens. Der Dichter gestaltet darin das Schicksal eines späten Sprößlings aus altbernischem Adelsgeschlecht. Ein stolzes, tatbegehrendes, lebenglühendes Herz wird von der Höhe, auf die die Geburt es gestellt, in Alltagsniederungen des Lebens hinabgestoßen und läßt sich, um dem eingeborenen Sohn den Wiederaufstieg zu ermöglichen, zu landesverräterischen Handlungen verleiten. Gnade und Einsehen der Stadtoberen Berns wenden das schon bereite Richtschwert ab vom Haupte der unschuldigschuldigen herrlichen Frau, auf das dann doch noch ein spärlicher, aber versöhnend-milder Glanz der Abendsonne des Alters fällt. Die Tragik dieses Frauenschicksals erwächst aus dem Mißverhältnis der Ansprüche einer starken, hochstrebenden Natur und der Versagungen einer Welt, die auf starrer Satzung beruht und dem Weibe keine Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Diese Welt ist die Berner Stadtrepublik des siebzehnten Jahrhunderts, und man muß sagen, daß sie unter dem realistisch zufahrenden Pinsel Frey's als ein farbig-lebensvoller Hintergrund vor dem Auge aufgeht. Eine Fülle scharfumrissener Gestalten drängt sich zu, die die Menschheit jener alten Republik in allen ihren Spielarten repräsentiert, eine moralisch-politische Welt tut sich auf, die von der blutigen Roheit des Mittelalters nachtrieft, kulturhistorisch wertvolle Gemälde wie das Ausbrechen der Pest und die hochnotpeinliche Gerichtsszene rollen sich auf und zwischendurch schießt ein kerniger Humor in die Höhe, der das derbrealistische Zeitbild auch in helleren Farben leuchten läßt. Aus dem Gewimmel dieses beweglichen Alltags aber ragt in einsam bleibender Seelengröße, niemals unseres Anteils verlustig gehend, die Heldin. Es ist richtig, daß der Dichter ihr bewegtes Leben mehr als eine Folge belebter Szenen als in geruhsam fließender Erzählung zur Darstellung bringt: fast jedes Kapitel des Romans kann man, was kompositorisch sicher eine Merkwürdigkeit ist, als einen gesteigerten Lebensmoment der Jungfer von Wattenwil für sich genießen. Aber die wundervolle Einheit des ungebrochen heroischen Charakters dieser Wattenwilerin schließt die lose verbundenen Szenen zu einem prachtvoll gearbeiteten Ganzen und ihre wehvollen Augenblicke wachsen zu einem echttragischen Leben. Ganz vor allem ist Frey's Roman als ein hochstehendes Meisterwerk der Sprache zu werten, die aus dem alten Bernerdialekt wahrhaft erquickenden Saft saugt. Man darf diese langausgetragene, aber dafür auch durch und durch gereifte Dichtung, die in allen Teilen ein zwingender Ausdruck gesammelter Kraft ist, ohne Bedenken neben den „Jürg Jenatsch" Konrad Ferdinands stellen und wird Adolf Frey einen Ehrenplatz unter den Dichtern der Gegenwart nicht länger verweigern dürfen.

Adolf Teutenberg, Weimar

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Neutralen

Nach dem Ausscheiden Belgiens, dessen deutschfeindliche Politik mit der vor Langem an Frankreich erteilten Zusicherung des Durchbruches gegen Deutschland, jedwedes Anrecht auf Neutralität verwirkt hat, was glücklicherweise richtig und rechtzeitig zur Kenntnis Deutschlands gelangt war, spielt nunmehr in erster Linie das neutrale Verhalten der Schweiz und der Niederlande eine wichtige Rolle für die deutsche Kriegführung, indes in zweiter Linie die Neutralität der skandinavischen Staaten noch in Betracht kommt. Dagegen ist die Neutralität des außerserbischen Balkans für Oesterreich-Ungarn von unmittelbarer Bedeutung. Allerdings damit auch von nicht zu unterschätzendem Rückwirkungswert für Deutschland.

Die durch Englands Eingreifen bedingte Neutralität Italiens soll in unsere Betrachtung nicht einbezogen werden, da sie tatsächlich derzeit den Interessen des deutsch-österreichischen Blocks nur günstig ist und gegenüber klarer, ruhiger Erwägung, absolut keine Lockerung oder Sprengung des Dreibundes bedeutet. An erster Stelle steht logischerweise die Neutralität der Schweiz, insofern sie Stand hält, den alten französischen Plan eines Durchbruchs nach Süddeutschland, im Bedarfsfall abzuwehren oder doch so erschwerend zu verzögern, daß dem Einbruch genügende Kräfte entgegengeworfen werden können.

Hollands Neutralität ist wohl moralisch gesichert. Praktisch kann ein englischer Gewaltakt sie brechen, dem die deutsche Wachsamkeit entgegensteht.

Die skandinavischen Neutralen werden fürs Erste wenigstens wegen gegenseitiger Spannung, nicht wesentlich in der Gleichgewichtsrechnung stören können.

Am Balkan ist der wichtigste Neutrale — Rumänien. Von vornherein stand fest, daß Rumänien trotz der russischen Lockungen erst dann aus seiner Neutralität heraustreten werde, wenn seine Rolle als ausschlaggebender Vorherrschaftsfaktor des Balkans gefährdet würde. Die rumänische Politik arbeitet derzeit an dem Zustandekommen einer Gemeinsamkeit — mit Bulgarien und der Türkei — die als neuer Balkanbund eine solche Kraftmenge vorstellte, daß jeder Gedanke an ein aktives russisches Eingreifen am Balkan oder vom Balkan aus ausgeschlossen erschiene. Die verwirklichte Idee dieses Bundes würde es Rumänien gestatten, länger noch und gefestigter neutral zu bleiben und doch wieder die Hauptstimme bei der Regelung des Besitzstandes am Balkan zu wahren.

Bei allen Balkanstaaten werden die raschen Offensivaktionen der deutsch-österreichischen Kräfte — bestimmend auf alle Neutralitäten einwirken.

Im Allgemeinen weist die Haltung der Neutralen fast nur günstige Werte für uns auf. v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Der russisch-polnische Kriegsschauplatz

Von Generalmajor z. D. v. Sprößer

Die strategischen Verhältnisse an der deutschen Grenze gegen Rußland liegen für das auch im Westen beschäftigte deutsche Reich insofern günstig, als die russischen Streitkräfte auf dem keilförmig nach Preußen vorspringenden russisch-polnischen Kriegsschauplatz zum großen Teil durch ihren österreichisch-ungarischen Gegner im Süden in Anspruch genommen und gefesselt werden, wobei wiederum einer Offensive der österreichisch-ungarischen Armee nach Polen hinein zu Gute kommt, daß das dortige russische Befestigungssystem nur auf eine deutsche Offensive gegen Rußland zugeschnitten ist. Die an sich schon schmale russische Front gegen Deutschland wird überdies durch die so gut wie unpassierbare „masurische Seenplatte" hinter der etwa 70 Kilometer langen Linie Johannesburg-Goldap noch verkürzt, während nördlich davon die Festung Königsberg (falls bei Insterburg keine befehlsmäßige Verstärkung angelegt ist) und südlich die starken Festungen Thorn und Posen ein weiteres Vordringen aufhalten, das außerdem durch die galizische Flanke bedroht ist. Oesterreichs Offensive würde das Vorgehen einer russischen Armee gegen Posen und Schlesien, schon durch Bedrohung ihrer rückwärtigen Verbindungen, zum Stehen bringen, wenn nicht zum Einschwenken gegen Süden veranlassen, also jedenfalls der deutschen Heeresleitung kostbaren Zeitgewinn schaffen, bis diese selbst zur Offensive auf diesem Kriegsschauplatz übergehen kann. Für diesen Fall lohnt es sich wohl, dieses bezw. seine Befestigungsanlagen näher zu betrachten.

Das sehr wasserreiche westrussische Gebiet — flankiert im Norden durch Ost- und Westpreußen, im Süden durch West- und Mittel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Galizien — gehört im Weſentlichen zur ſarmatiſchen Tiefebene und iſt nur von zwei niedrigen, breiten Landrücken durchzogen, dem uraliſch-baltiſchen und dem uraliſch-karpathiſchen. Von jenem fließen die Waſſer der Oſtſee zu, von dieſem fließen Dnjeſtr und podoliſcher Bug nach Süden. Da militäriſch bedeutende Erhebungen fehlen, bilden die Flüſſe die wichtigſten Verteidigungslinien. An ihnen finden wir daher die mehr oder minder bedeutenden Sperren des ruſſiſchen Verteidigungsſyſtems und zwar: am Njemen, der in ſeinem oberen Teil bis zu 120 Meter, bei Grodno 120 Meter, bei Kowno 230 Meter breit und bei mittlerem Waſſerſtande 2,5—3 Meter tief iſt, die ſtarke Lagerfeſtung Kowno (70 Kilometer öſtlich der deutſchen Grenze), als doppelter Brückenkopf angelegt und den dortigen Straßenknoten deckend (die Straßen und Eiſenbahnen ſind nicht eingezeichnet). 50 Kilometer ſüdlich Kowno befindet ſich die behelfsmäßige Brückenſperre Olita. 80 Kilometer ſüdlich Olita liegt der proviſoriſche Brückenkopf Grodno.

Hieran ſchließen ſich nach Südweſten hin die Befeſtigungen des Weichſelgebiets, deren bedeutendſte die dreieckige Feſtungsgruppe Warſchau-Segrſhe-Nowo Georgijewsk iſt: auf dem rechten Flügel, am Bobr, der doppelte Brückenkopf der Feſtung Oſowez-Goniondz (80 Kilometer von Grodno), weiterhin, am Narew, zur Deckung der in der Luftlinie ca. 220 Kilometer langen Strecke bis Segrſhe die behelfsmäßigen Brückenköpfe Lomſcha, Oſtrolenko, Roſhan, Pultusk. Die große Lagerfeſtung Warſchau, an der Weichſel, hat 48 Kilometer Umfang, ca. 1400 Geſchütze und 50 000 Mann Beſatzung. Am ſtärkſten und nach modernen Grundſätzen ausgebaut iſt die Gürtelfeſtung Nowo Georgijewsk (Fortslinie 28 Kilometer Ausdehnung) mit dem kleinen Brückenkopf Kazun. Der dritte Punkt des Feſtungsdreiecks, Segrſhe, am Narew, iſt neuerdings durch eine Fortslinie verſtärkt, die, durch ihre Verbindung mit Nowo Georgijewsk und Warſchau, zwiſchen Weichſel und Narew einen großen Landſtrich, von ca 130

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Kilometer Umfang, einſchließt. Dieſes Feſtungsdreieck verfügt über ca. 100 000 Mann und 2500 Geſchütze.

100 Kilometer ſüdöſtlich Warſchau die Gürtelfeſtung Iwangorod, mit 28 Kilometer Umfang und ſchwierigem Vorgelände. Sie deckt am Zuſammenfluß der Wjeprz mit der Weichſel drei Bahnen, mehrere Straßen und die Eiſenbahn-Gitterbrücke über die beiden Flüſſe.

In zweiter Linie, am Weſtrande der „Poljesje", mit den vom Pripiet-Fluß durchſtrömten Rokitno-Sümpfen, an der Einmündung der Muchawiez in den Bug und am Knotenpunkt wichtiger Verkehrslinien (8 Geleiſe und zahlreiche Straßen) liegt Breſt Litowsk, 180 Kilometer öſtlich Warſchau, mit ca. 50 000 Mann Beſatzung und 1000 Geſchützen.

Den linken Flügel der zweiten Linie, zugleich zum Schutz gegen Umgehung der Feſtung Breſt Litowsk, bildet, 180 Kilometer von dieſer und, mit Dubno, nur 40 Kilometer von der galiziſchen Grenze entfernt, das Dreieck Luzk (am Styr) — Rowno (am Uſtje) — Dubno (am Ikwa), Luzk und Rowno behelfsmäßig verſchanztes Lager, Dubno ein (aufgelaſſenes) Sperrfort.

Skandinavien und der Weltkrieg

Von Wilhelm Janſſon

Die Haltung der ſkandinaviſchen Staaten iſt bei der gegenwärtigen Konſtellation der Großmächte nicht ohne Intereſſe. Seit der Verbündung Englands mit der ruſſiſchen Knutenpolitik muß damit gerechnet werden, daß die Oſtſee der Schauplatz kriegeriſcher Maßnahmen wird. Der Zugang zur Oſtſee wird aber von Dänemark und Schweden beherrſcht. An der offenen Fahrſtraße Oreſund ſind dieſe beiden Länder in gleichem Maße beteiligt, die beiden Belten ſind dagegen däniſche Gewäſſer. Dänemark hat faſt gleich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeitig mit der Proklamierung ſeiner Neutralität bekannt gegeben, daß es die beiden Belten durch Seeminen geſperrt hat, um den Krieg aus dieſen Gewäſſern fernzuhalten.

Das kann mit dem Oreſund *nicht* geſchehen, der eine neutrale, allen ſeefahrenden Völkern offen ſtehende Fahrſtraße iſt. Eine Sperre iſt hier nur von den kriegführenden Mächten ſelbſt zu erwarten. Bei der heutigen Stärke der deutſchen Oſtſeeflotte wird es dieſer wahrſcheinlich eine Leichtigkeit ſein, den Engländern die Einfahrt in die Oſtſee an der Oſtmündung des Sundes zu verſperren.

Die drei Staaten haben *einmütig ihre Neutralität* in dem ausgebrochenen Weltkriege erklärt. Das entſpricht eben ſo ſehr den ſtaatlichen Notwendigkeiten, als der allgemeinen Volksſtimmung in den drei Ländern, die jedem Blutvergießen durchaus abhold iſt. Der humaniſtiſche Idealismus hat als Idee nirgends ſolchen Boden gefunden als in Skandinavien, ſo weit ſeine Beziehungen zum Krieg und Militarismus reichen. Und als Staatsweſen haben die ſkandinaviſchen Länder vom Kriege nur Unglück, aber keinen einzigen Gewinn zu erwarten. Die Neutralität iſt daher die einzig denkbare Politik dieſer Staaten. Zum Schutze dieſer Neutralität werden die Wehrkräfte in allen drei Ländern mobil gemacht, aber nur zu dieſem Zwecke.

Inwieweit die Neutralität Skandinaviens in dieſem Kriege gefährdet iſt, läßt ſich natürlich nicht im Voraus beſtimmen. Norwegen liegt freilich weit vom Schuß und kann daher mit Ruhe den Geſchehniſſen entgegenſehen. Die Sympathien ſeiner Bevölkerung dürfte, ſeit England in den Kriegswirbel mit eingetreten iſt, geteilt ſein. Als ſeefahrendes Land hat Norwegen ſeit altersher ſtarke wirtſchaftliche Beziehungen zu England, deſſen Welthandel einen nicht geringen Teil der zahlreichen norwegiſchen Handelsflotte beſchäftigt. In der jungen norwegiſchen Induſtrie ſind große engliſche Kapitalien inveſtiert. Der engliſche Touriſtenſtrom geht ſeit Jahrzehnten nach den norwegiſchen Fjorden, und die engliſche Sprache hatte bei der Küſtenbevölkerung zu einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit ſchon Eroberungen gemacht, als nur der zukünftige Intellektuelle auf den Gymnaſien ſich zwangsweiſe an der deutſchen Grammatik verging. Allein, der glänzende wirtſchaftliche und politiſche Aufſchwung Deutſchlands hat auch in Norwegen immer mehr Intereſſenten und damit Beziehungen und Freunde geſchaffen. Trotz vieler, auf engliſchen Einfluß meiſtens zurückzuführenden Treibereien in einem Teile der Preſſe, erfreut ſich Deutſchland und deutſche Kultur dort ſteigender Freundſchaft. Starke Sympathien begleiten auch von dorther Deutſchland in ſeinem jetzigen Kampfe, wenn ſie auch nicht ungeteilt ſein mögen.

Das gleiche iſt in Dänemark der Fall. Der däniſche Induſtriearbeiter und Handwerker hat in Deutſchland ſeine gewerblichen Kenntniſſe vermehrt und viele Fäden verbinden ihn mit der deutſchen Arbeiterbewegung. Sein politiſcher Einfluß in dem kleinen demokratiſchen Lande iſt groß. Er iſt Antimilitariſt und unbedingter Anhänger der Neutralität. Nicht ſo einfach liegen die Dinge bei dem däniſchen Bauern. Er iſt wirtſchaftlich mit England verwachſen, das ihm ſeine Agrarprodukte abkauft, während die deutſche Handelspolitik ihm den deutſchen Markt erſchwert. Auch die preußiſche Nordmarkpolitik hat bei ihm ſtarke Verſtimmungen hinterlaſſen, die von deutſchfeindlichen Kreiſen in chauviniſtiſcher Abſicht geſchürt wurden. An der Ehrlichkeit der däniſchen Neutralitätspolitik im jetzigen Kriege ändert das nichts. Eine andere Frage iſt, ob die däniſche Neutralität von den Kriegführenden reſpektiert werden wird. Deutſchland hat an einer Verletzung derſelben kein Intereſſe. Aber die Engländer haben ſchon früher und wiederholt ihre Vorliebe für Neutralitätsverletzungen in däniſchen Gewäſſern gezeigt, und niemand weiß, wie es diesmal abgehen wird. Was Dänemark zum Schutze ſeiner Neutralität tun kann, wird es gewiß tun. Seine militäriſche Kraft iſt aber naturgemäß beſchränkt.

Auch die ſchwediſche Politik kann in dieſem Kriege nur die der Neutralität ſein. Die in einem Teile der deutſchen Preſſe geäußerte Auffaſſung, daß Schweden an eine Zurückeroberung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Finnlands denken müßte, iſt abſurd. In den von Berliner Platten-bureaus geſpeiſten Lokalblättchen konnte man ſchon eine Ver-wunderung darüber leſen, daß Schweden ſich zu dieſem Zwecke noch nicht „rühre". In Wirklichkeit hat Schweden daran gar kein Intereſſe. Kein vernünftiger Politiker denkt in Schweden an ſolchen Wahnwitz. Schweden hat an Finnland außer dem rein menſchlichen nur ein hiſtoriſches Intereſſe. Politiſch hat Schweden dort gar nichts zu ſuchen. Selbſt wenn eine günſtige weltpolitiſche Situation dazu verlocken könnte, würde Schweden nicht daran denken. Was ſollte es auch dort? Eine ſchwediſche Provinz daraus machen, iſt ausgeſchloſſen. Als ſelbſtändigen Staat angegliedert, könnte Finnland zwar ein Stein am Bein Schwedens werden, aber nie zum Nutzen. Wirtſchaftlich iſt es als ein Land der Holz-produktion ein Konkurrent, politiſch würde es nur ein Anlaß zu Kriegen mit Rußland und dadurch zu neuem wirtſchaftlichem Ruin Schwedens, wie vor über hundert Jahren. Alſo den Ge-danken ſoll man beiſeite legen.

Die Sympathien des ſchwediſchen Volkes neigen freilich faſt ausſchließlich in dieſem Kriege Deutſchland zu. Rußland iſt der einzige Feind der ſchwediſchen Unabhängigkeit. Wegen Ruß-lands muß Schweden faſt die Hälfte ſeiner Staatsausgaben militäriſchen Rüſtungen zuwenden, von daher droht die Gefahr, die wie Blei auf der inneren ſchwediſchen Politik laſtet. Wer gegen Rußland Krieg führt, iſt der Sympathie der ſchwediſchen Bevölke-rung immer ſicher. Das trifft bei Deutſchland um ſo mehr zu, als wirtſchaftliche oder politiſche Reibungsflächen zwiſchen Deutſch-land und Schweden nicht vorhanden ſind.

Hinein gezogen könnte Schweden in dieſen Krieg werden, wenn Rußland die ſchwediſche Neutralität antaſten würde. Solches erſcheint durchaus möglich, da die ſüd- und ſüdoſtſchwediſche Küſte ſowie die Inſel Gotland eine gute Operationsbaſis für die ruſſiſche Flotte bieten würden. Einſtweilen fehlt der ruſſiſchen Oſtſeeflotte jedoch die Kraft, auch wenn ſie den Willen hätte. Und Schweden hat bereits alle Maßnahmen getroffen, um ſeine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neutralität zu schützen. Ein Angriff Rußlands auf die schwedische Neutralität müßte die militärischen Kräfte Schwedens auf die Seite Deutschlands bringen und es ist anzunehmen, daß auch Rußland diesen Moment in seine Kalkulationen mit einbezogen hat.

In dem ihm aufgedrungenen Kampfe hat Deutschland in Skandinavien, besonders in Schweden, viele Freunde und die weitgehendsten Sympathien. Das kann nicht anders sein, denn in diesem Kriege führt Deutschland als germanische Vormacht den Stoß gegen die russische Knute, die auch die skandinavische Kultur bedroht.

Der große Aufstand

Von René Schickele

II

Der Großonkel des kleinen Engländers, mit dem wir von Bombay nach Lucknow fuhren, war Offizier, hieß Stewart und stand zu Beginn des Aufstandes in Aligarh.

In Aligarh ging es wie ungefähr in allen Garnisonen Nordindiens. Die Geschichten vom Aufstand erzählen sich in Leitmotiven. Die Nachricht von Meerut und Delhi wirkte beunruhigend, ohne das Vertrauen der Offiziere in ihre Leute zu erschüttern. Gewiß, einige Soldaten hatten versucht, mit den Waffen zu desertieren. Aber sie waren von ihren Kameraden festgenommen worden. Die Sepoys zeigten sogar ihren eigenen Regimentspriester an, der sie zum Aufstand hatte verleiten wollen. Er wurde, vor einem Kriegsgericht, das zur Hälfte aus Europäern, zur Hälfte aus Eingeborenen bestand, zum Tod durch den Strang verurteilt. Die Eingeborenen stimmten mit „schuldig." Einer von ihnen, ein Major, diente seit vierzig Jahren im Regiment. Er hatte Meuterer, die durch Aligarh kamen, entwaffnen lassen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er war mit den weißen Offizieren befreundet, hatte mit ihnen die Lage besprochen .. Ich kann nicht glauben, daß er ein Verräter war. Nein. Er war es gewiß nicht. Er wollte sicher durchhalten .. und wurde nur plötzlich, als die Lawine losbrach, fortgerissen. Das kam so.

Das Regiment sollte der Hinrichtung des Brahmanen beiwohnen, der Abmarsch zum Gefängnis verzögerte sich aber und das Regiment kehrte auf den Paradeplatz zurück, wo ihm klar gemacht wurde, warum es hatte ausrücken müssen. Die Verzögerung war zweifellos beabsichtigt, die Sepoys, selbst zum größten Teil Brahmanen, wollten nicht der gotteslästerlichen Hinrichtung eines Kastengenossen beiwohnen. Vielleicht war diese Verzögerung sogar der letzte Versuch der Gutgesinnten, das Gleichgewicht des allgemeinen Seelenzustandes zu wahren. Kaum hatte nun Stewart, nebenbei der beliebteste Offizier des Regiments, seine Erklärung begonnen, als ein Mann seiner eigenen Kompagnie ihm etwas zurief. Stewart, der nicht verstanden hatte, ritt dicht an die Kompagnie heran und befahl, daß die Worte wiederholt würden. Niemand gehorchte. Er ritt zurück, stellte sich vor die Front und zog den Degen. So stand er einen Augenblick und ließ den Blick die Reihen entlang laufen. Er war entschlossen, die Befolgung seines Befehls zu erzwingen. Da begegnete er dem Blick seines Freundes, des Majors — und stieß den Degen in die Scheide zurück. Und gleich darauf, als die Uebung zu Ende war, brach die künstlich aufrecht erhaltene Disziplin zusammen, mit dem selben Schlag war aller gute Glauben, alle Bereitwilligkeit, vielleicht auch Selbsttäuschung oder Feigheit der eingeborenen Offiziere geschwunden und das ganze Regiment in offenem Aufruhr .. Der Soldat, der vorher gerufen hatte, war beim Kommando „Abtreten" stehen geblieben und hatte sich die Uniform vom Leibe gerissen und dabei seinen Kameraden zugerufen, wie sie es wagen könnten, einer Regierung zu dienen, die einen Brahmanen gehängt habe. Der Oberst befahl den wenigen Sikhs im Regiment, den Aufrührer festzunehmen. Sie gehorchten auch,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als aber der Soldat sich wehrte und die andern sie nicht unterstützten, ließen sie ihn wieder los. Nun wandte sich der Oberst an den eingeborenen Major und befahl ihm, den Rebellen zu packen. Der Alte zuckte die Achsel und ließ den Kopf sinken, ohne sich von der Stelle zu rühren. Tumult. Die englischen Offiziere sprangen zwischen ihre Leute und versuchten, die Ordnung wiederherzustellen. Aber die jungen Soldaten begannen schon zu laden, und die älteren gaben den Weißen den Rat, sich aus dem Staub zu machen .. Brave Kerle! Ein Sepoy hatte den Paradeplatz heimlich verlassen und rannte zu allen Zivilisten: „Wir meutern", rief er, „rettet Euch, wir meutern!" Geld, das man ihm zur Belohnung anbot, schlug er aus, verschwand und ward nie wieder gesehen. Am abend nach diesem Vorfall ritt Stewart los. Mit Depeschen an den Kommandanten vor Delhi. Er brauchte acht Tage, um die weite Strecke zurückzulegen, und kam unversehrt an.

Dabei wimmelten die Straßen von Aufständigen. Die englischen Beamten hatten ihre Posten verlassen oder waren ermordet. Die Eingeborenen, bei denen er abstieg, um das Pferd zu wechseln oder den Weg zu erfragen, taten ihm nichts. Nur behalten wollten sie ihn nicht, und wäre es nur für eine Nacht gewesen. Gaben schnell, was er verlangte, und schickten ihn weiter. Sie hatten neue Herren, vor denen sie sich fürchteten, und die neuen Herren haßten ihre Vorgänger, die weißen Sahibs und jagten sie. Was sie gesehen hatten, hatten sie gesehen .. Wer nicht selbst gejagt sein wollte, tat deshalb gut, sich von den Sahibs fern zu halten.

Stewart bemerkte, wie die Landbewohner überall ihre Dörfer befestigten, für die nahe Zeit, wo der Sieger den Klingelbeutel an der Säbelspitze befestigen würde und damit seinen Rundgang anträte. So war es von jeher gewesen und würde immer so sein. Am 24. Juni, hatten die Panditen gesagt, ließe Mutter Kali ihre hundert Schwerter auf den großen weißen Mann niederfallen. Am 24. Juni sollte nach Allahs Wille das hundertjährige Reich der Christenhunde zu Ende sein, hundert Jahre, nach dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tag, an dem die Schlacht von Plassey sie zu den Herren Bengalens gemacht hatte..

Dieser Glaube war so fest eingewurzelt, daß die Aufständigen tatsächlich überall, wo sie englischen Truppen gegenüberstanden, am 24. Juni zu einem großen Schlag ausholten, nach ihrer Meinung: dem letzten.. Die Nacht davor fanden Gottesdienste statt, alle Tempel und Moscheen waren beleuchtet, lärmende Umzüge betäubten die Angst und den letzten Zweifel, peitschten die Menge auf, machte sie rasend, und so warfen sie sich in den Kampf.

Im Orient, scheint mir, hat man immer so gekämpft und kämpft so noch heute. „Laßt sie herankommen", riefen die englischen Offiziere ihren Truppen zu: „Laßt sie herankommen, damit sie euch in die Augen sehn, und gebraucht das Bajonett." Bei Lucknow schossen die Sepoys, die doch einen jahrelangen, in vielen Gefechten befestigten Drill hinter sich hatten, ihre Gewehre ab und schleuderten sie wie Wurfspieße mit dem Bajonett voran in die englischen Reihen. Dann zogen sie ihre indischen Schwerter und rannten in sinnloser Wut drauflos. Viele warfen sich unter die Bajonette und hackten nach den Füßen. Im Hochländerregiment waren mehr als die Hälfte aller Verwundeten auf diese Weise durch Schwerthiebe verletzt.. Die Tapferkeit der Orientalen ist eine heiße Ekstase. Zum Gebrauch des Bajonetts bedarf es einer gewissen Ueberlegung. Der Orientale ist außer sich, wenn er kämpft. Der Europäer ist nur böse.. Soll man das schön finden? Ich finde es abscheulich. Aber es ist eine Kraft.

Die orientalische Massenseele bewegt sich im Ruhezustand von den wunderbarsten Tiefen der Spekulation und gemüthaften Betrachtung über mittlere Tiefen, wo Genußsucht, Spitzbüberei und Edelmut durcheinander gehn, bis zur vollkommenen Zerfahrenheit, bis zum Stumpfsinn. Sie braucht Gluthitze, um sich zu einem einzigen Ding zusammenzuballen, das nur einen Gedanken denkt und nur eine Richtung geht, kurz, um sich in das zu verwandeln, was wir Willen nennen. Sie scheint den Willen nur in der Form von Explosionen zu kennen. Der Wille des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Orientalen ist etwas schwer entzündbares, das mit einem plötzlichen Puff abbrennt. Der alte Stewart sagte: „Der einzelne, hundert, tausend taugen garnichts, wie bei dem bekannten Bäcker muß es die Menge bringen, viele, hunderte, tausende müssen erst zusammenkommen. Aber zusammenbleiben, das können sie noch viel, viel schwerer." Ein treugebliebener Hinduoffizier, den Sir Colin nach der Eroberung Lucknows beglückwünschte, antwortete: „Wir können nicht führen, aber wir können kämpfen." Sie können kämpfen, wenn wir sie führen.

Sie brauchen Hilfe, um treu zu bleiben.

Beim Eintreffen der ersten Nachrichten aus Delhi im Punjab eilte ein englischer Bevollmächtigter zum Maharaja und fragte ihn: „Hast du von Delhi gehört?" Der Maharaja wies auf Leute, die in einiger Entfernung am Boden kauerten: „Dort sind die Boten des Königs von Delhi." Darauf: „Maharaja Sahib, bist du für uns oder gegen uns?" Die Antwort kam mit einem ruhigen Lächeln: „Solange ich lebe, gehöre ich zu Euch. Aber Ihr wißt, ich habe Feinde in meinem eigenen Haus. Schickt mir englische Truppen, damit meine Leute sie sehn und nicht den Glauben an Euch verlieren." So geschah es, und dank auch der rechtzeitigen Entwaffnung verdächtiger Regimenter, blieb die Nordprovinz ruhig. Nur ein einzigesmal blies der heiße Wind von Delhi bis in die Berge und machte sogar die Sikhs taumeln, die Treuesten von allen. Einen Tag lang glaubten auch sie, daß die Herrschaft der Engländer zu Ende sei, glaubten es, und da sie bei der großen Plünderung nicht leer ausgehn wollten, marschierten sie unter rebellischem Lärm in den Hauptort des Bezirks und holten die Regierungskasse. Sie gaben sie schnell zurück, und der Rausch war verflogen.

Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

VII.

Der kleine Halunke

Es ist sehr begreiflich, wenn man fragt: warum sind bei der Behandlung, welche den Juden in Rußland zu teil wird, nicht längst alle, die es irgend möglich machen können, ausgewandert? Man denkt dabei natürlich nicht an die Paupers und an alle die, welche unter keinen Umständen die Mittel zur Auswanderung aufbringen können. Es ist selbstverständlich, daß die Tausende, die für sich und ihre Familie in der Woche nur 20—50 Kopeken verdienen, nicht auswandern können, wenn sie auch wollen. Aber es gibt doch immer noch viele Tausende von russischen Juden, welche diese Mittel besitzen, und trotzdem in Rußland bleiben. Wie ist das zu erklären? Zu einem Teil sehr einfach damit, daß der größte Teil dieser Menschen sich in mittleren Jahren befindet, und wie schwer es für einen Menschen zwischen dreißig und vierzig ist, in einem fremden Land mit fremden Sitten und Lebensbedingungen einfach wieder von vorne anzufangen, das wird jedem ohne weiteres klar, der sich in solche Lage zu versetzen sucht. So lange man es irgend machen kann, und so lange man noch einen Funken von Hoffnung für die Zukunft besitzt, bleibt man, wo man geboren wurde, wo man einmal ist. Trotz ihrer großen Beweglichkeit macht die Masse der Juden sicherlich keine Ausnahme von diesem Gesetz. Aber der russische Jude, so lange ihm noch einige Rubel geblieben sind, hat noch seine besonderen echt russischen Gründe, auszuhalten, so lange es irgend geht. Von allen sentimentalen Gründen, wie Heimatsliebe und dergleichen sehen wir absichtlich ab.

Die Judengesetzgebung drückt nämlich mit ihrer ganzen Last Tag für Tag nur auf die ärmsten Schichten der jüdischen Bevölkerung. Dem Juden, der noch einige Rubelchen sein eigen nennt, erleichtert die Polizei unter Umständen höchst eigenhändig die Last. Je mehr Rubelchen der Jude besitzt, um so leichter wird die Last, wenn nicht ungewöhnliche Verhältnisse eintreten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man kann von einem gewöhnlichen Polizisten, Gendarmen oder Revier-vorsteher unmöglich verlangen, daß er die ganze Judengesetzgebung samt den 2000 „Erläuterungen" im Kopfe hat. Drückt man also dem Mann die nötigen Rubelchen in die Hand, so vergißt er die ganze Gesetzgebung und läßt den Juden gewähren, auch wenn er gar nicht „privilegiert" ist. Wenn staatliche und privilegierte Schulen von der Judengesetzgebung auf ihre Weise profitieren, indem sie jüdische Eltern für Christenkinder das Schulgeld bezahlen lassen, warum sollte die Polizei nicht auch profitieren? Nur wenn der Polizeibeamte die Rubelchen verbraucht hat oder sonst in der Klemme sitzt, brütet er plötzlich über den Gesetzen und Erläuterungen, zitiert den Juden und teilt ihm mit, daß Paragraph soundso der Gesetze und die Senatserläuterungen vom so und so vielten ihn leider zwingt .... Aber weiter kommt er meist nicht, denn schon gleiten wieder Rubelchen in seine biedere Rechte, und flugs sind alle Paragraphen wieder vergessen .... bis zum nächsten Mal. So ist die Judengesetzgebung für die russische Polizei eine ganz famose Einnahmequelle geworden. Ein leiser Druck auf diesen oder jenen Paragraphen, ein leiser Wink mit dieser oder jener „Erläuterung", und die Rubelchen fließen. Fürst Urussow hat während seiner Gouverneurzeit in Bessarabien mit Unterstützung eines des Landes besonders kundigen Staatsanwaltschaftsbeamten schätzungsweise die Summen, die auf diesem Wege jährlich der Polizei zufließen, auf eine Million Rubel berechnet. Das ist ein Gouvernement. In den andern ist es nicht anders. Zehn, fünfzehn Millionen jährlich preßt die Polizei auf diese Weise gut und gern aus den Juden heraus. Außerhalb Rußlands würde man das Erpressung nennen. Für Rußland wäre das ein falscher Ausdruck. Der russische Beamte ist in seinem Bezirk auch heute noch ein kleiner oder großer, echt orientalischer Satrap. Der orientalische Satrap bezahlt seinem Fürsten eine gewisse Summe für sein Amt und geht darauf aus, zunächst diese Summe und dann noch möglichst viel außerdem aus seinem Amt herauszuschlagen. Es ist ein Geschäft. Nichts weiter. Nur ist das Objekt des Geschäfts keine gewöhnliche Ware, sondern eben die Bevölkerung. Das Gros der russischen Beamten lebt noch völlig in dieser orientalischen Vorstellung, und jedes Jahr sorgen einige Skandalprozesse dafür, daß auch der Nichtrusse erfährt, wie diese asiatische Vorstellung vom Amt auch in hohen und höchsten russischen Kreisen immer noch unausrottbar festsitzt. Der einzige Unterschied zwischen dem orientalischen Satrap und dem russischen Beamten besteht darin, daß der russische Beamte sein Amt nicht mehr kauft, sondern gegen eine gewisse Vorbildung und Uniform geliefert erhält. Das ist sozusagen das einzig nichtrussische an der Institution. Aber auch die russische Regierung rechnet mit der orientalischen Satrapauffassung bei ihren Beamten, denn sie bezahlt sie so miserabel, daß ein Beamter ohne Satrapenwirtschaft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhungern könnte. Das demoralisiert die Beamtenschaft natürlich und ist viel schlimmer als eine klare Satrapenwirtschaft ohne Beamtenrock; aber es ist nun einmal so, und man muß sich dessen bewußt sein, will man gerecht urteilen. Dem Nichtrussen kommt das grotesk, barbarisch, verbrecherisch vor. Dem Russen, soweit er noch einigermaßen Asiat ist, ist das natürlich. Und in diesem Zustand befinden sich jedenfalls die breiten Schichten der russischen Bevölkerung und der russischen Beamtenschaft auch heute noch. Wenn wir von russischer Beamtenkorruption hören — die ja oft ganz ungeheure Dimensionen annimmt, — wir brauchen nur an den russisch-japanischen Krieg zu denken — und dann gerne bereit sind, womöglich das nahe bevorstehende Ende Rußlands zu prophezeien, so bedenken wir eben nicht, daß solche Leute sich einfach als Satrapen fühlen, aber nicht als Beamte in unserem Sinn und daß die Beamtenuniform nur dazu da ist, um ihre Satrapengelüste zu schützen, denn der Uniform wegen deckt gegebenenfalls die ganze Bureaukratie einen solchen Satrapen. Und darin liegt das schlimmste Uebel, das es in rein orientalischen Staaten gleicherweise nicht gibt.

Als ich vor fünfzehn Jahren in Persien reiste, verschwanden jedesmal, wenn ich mich einer Ortschaft näherte, die Pferdeführer mit meinem Gepäck, und ich mußte das Gepäck dann jedesmal beim sogenannten Zollamt auslösen. Das Oberhaupt jedes persischen Gemeinwesens, der sein Amt ja kaufte, erhob eben von fremden Gepäck Zoll. Jeder Führer, der ihm solches Gepäck zutrieb, erhielt einen entsprechenden Obolus. Mit der Zeit wurde mir das zu toll, und als ich in der Stadt Choi wieder zum „Zollamt" mußte, und der Mann einen unverschämten Preis forderte, nahm ich die Reitpeitsche und verbläute ihn, so gut ich nur konnte, nahm mein Gepäck und ritt fort. Da ich der stärkere war, und da er in mir den Europäer fürchtete, ließ er mich in Ruhe. Die persische Regierung aber kümmerte sich nicht im geringsten um die Angelegenheit, trotzdem der Verprügelte ein Prinz gewesen sein soll. Er hatte diesmal den Kürzeren gezogen, es war seine Sache, wie er damit fertig wurde. Den character indelebilis der Uniform gab es nicht. Hatte ich in Persien einen Brief aufzugeben, ritt ich selbst zur nächsten Poststation und ließ den Gentlemen nicht aus den Augen, bis er die Marken abgestempelt hatte, denn damit war der Brief für ihn wertlos geworden und hatte Aussicht befördert zu werden. Hätte ich das nicht getan, so hätte er die Marken an sich genommen und den Brief einfach bei Seite geworfen. Er hatte für sein Amt bezahlt, und mußte zusehen, wie er auf die Kosten kam ... Als ich dann viele Wochen hart an der persisch-türkischen Grenze lebte, erschien eines Tages ein persischer General mit über tausend Soldaten und führte Wochen lang „Krieg" gegen 100 Kurden, ohne daß es zu einer Entscheidung kam. Ich wurde mit dem General bekannt und konnte ihn so fragen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie es zugehe, daß er und seine tausend Mann nicht mit 100 Kurden fertig würden? Sehr einfach. Er hatte sein Amt als General gekauft. Im Krieg gab es doppelte Löhnung. Je länger er dauerte, um so lukrativer für ihn. Das war der Grund. Endlich wurde es den Herrschaften in Teheran aber zu viel, und der General erschien mit einem Telegramm, in dem ihm befohlen wurde, innerhalb einer Woche mit dem Krieg ein Ende zu machen. Der General hatte ein Gesicht wie ein Geschäftsmann, der schlechten Zeiten entgegensieht. Aber dem Befehl mußte er nachkommen, sollte ihm das Geschäft nicht völlig ruiniert werden. Es kam zum Angriff. Als die persischen Soldaten dann sahen, daß es diesmal ernst wurde, warfen sie die Flinten bei Seite und liefen weg. Die Kriegslöhnung war nicht so hoch, daß sie dafür ihr Leben aufs Spiel setzen wollten. Das sind Beispiele aus einer reinen Satrapenwirtschaft. Von denselben satrapischen Motiven wird sicherlich ein gut Teil der russischen Beamtenschaft geleitet. Nur darf man sie nicht ungestraft verprügeln. Denn ihren Beamtenrock schützt die ganze russische Bureaukratie. Das ist der Unterschied.

Gerade die Judengesetzgebung nun weckt auch im gewöhnlichen Polizisten alle Satrapengelüste. Er schindet auch Bauern und Arbeiter, wenn er sich einen Vorteil davon verspricht. Aber niemanden schindet er so wie den Juden, denn ihm gegenüber ist das unter allen Umständen am vorteilhaftesten. Dafür haben Regierung und Senat durch Gesetze und „Erläuterungen" mehr als ausreichend gesorgt.

Nur eine Ausnahme gibt es: der reiche Jude. Er bietet eine sichere und gute Einnahmequelle und hat daher das angenehmste Leben, denn sogar die Polizei zeigt ihm das andere Gesicht, das liebenswürdige, das sie gegen Bar immer bereit hat. Auch der Ausländer mit gespicktem Geldbeutel lernt nur das Gesicht kennen, falls er sich nicht irgendwie politisch verdächtig macht. Nirgends kann die Polizei liebenswürdiger sein als in Rußland. Nirgends läßt es sich daher angenehmer leben und reisen, — wenn man das nötige Kleingeld immer zur Hand hat. Die meisten Ausländer haben sich das etwas anders vorgestellt und schimpfen daher in Rußland wie daheim mit Vorliebe auf die verlogenen Zeitungsschreiber. Sie sollten aber nur einmal den gespickten Geldbeutel daheim lassen oder irgendwelche politische Bemerkungen vor indiskreten Ohren machen, dann würde ihnen bald Hören und Sehen vergehen, denn dann ist es sofort aus mit jedem Behagen und mit jeder Liebenswürdigkeit.

Der reiche russische Jude fühlt sich in Rußland nicht selten sogar wohler als außerhalb Rußlands, denn trotz der Judengesetzgebung und trotz der Pogrome, die das Gegenteil zu beweisen scheinen, muß man sagen, daß es in Rußland außerhalb der Hofgesellschaft, wozu auch eine Anzahl hoher geistlicher Würdenträger zu rechnen sind, und außerhalb der Polizei keinen irgendwie sichtbaren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Antiſemitismus gibt. Auch das gehört zu den ruſſiſchen Paradoxieen, die einer Erläuterung bedürfen.

Innerhalb der ruſſiſchen Intelligenz kann es einfach ſchon deshalb keinen Antiſemitismus geben, weil die ruſſiſchen Juden ja dank der Judengeſetzgebung die natürlichen Bundesgenoſſen jeder Freiheitsbewegung geworden ſind und darunter gleicherweiſe zu leiden haben. Gemeinſames Leid aber läßt Haß nicht aufkommen. Einen Mittelſtand im europäiſchen Sinn des Worts, der anderswo häufig Träger antiſemitiſcher Wallungen iſt, gibt es in Rußland ſo gut wie gar nicht. Die Anfänge dazu bildete in früheren Zeiten grade das Judentum. In den breiten Maſſen des Volks aber findet man ſchon deshalb keinen Antiſemitismus, weil der Jude ja vom Land vertrieben wurde. Der Bauer lernt den Juden in der Hauptſache nur beim Verkauf ſeiner Ware kennen, und da iſt er ihm ein Vermittler, der anderen faſt immer vorgezogen wird. Der Induſtriearbeiter aber war bis zur Stolypinſchen Agrarreform im Grunde nichts anders als ein für einige Zeit in einer Fabrik tätiger Bauer, denn auch als Induſtriearbeiter lag ſein wirtſchaftlicher und geiſtiger Rückhalt in ſeinem unveräußerlichen Anteil am Grund und Boden ſeines heimatlichen Dorfs (Mir). Das wird jetzt erſt anders werden, wo die Regierung durch die Stolypiniſche Agrarreform nun glücklich auch den Bauern entwurzelt, falls nicht auch dieſe Reform in der Hauptſache nur auf dem Papier bleibt.

Damit ſtimmt es auch überein, wenn wir in den Urusſowſchen Memoiren leſen, wie dieſer neugebackene Gouverneur von Beſſarabien, in deſſen Hauptſtadt Kiſchinew erſt vor wenigen Monaten der bekannte Pogrom vor ſich gegangen war, unter der an ſich ſehr nahe liegenden Annahme, daß bei dem Pogrom doch irgendwelche antiſemitiſchen Regungen mitgeſpielt haben müßten, die Bevölkerung in dieſer Richtung ausfragt und aushorcht, aber nichts derlei findet. Die Bauern verſtanden überhaupt nicht, was er wollte und meinte. Nur in der Beamtenſchaft ſtieß er auf Abneigung und Haß gegen die Juden. Aber der Gouverneur findet das weder irgend wie religiös noch auch wirtſchaftlich motiviert, ſondern ſehr einfach dadurch, daß die Beamten dieſes ſtark mit Juden beſiedelten Bezirks infolge der Judengeſetzgebung viel Scherereien und Plackereien hatten und daher gegen die Juden verärgert waren. Und in der Tat ärgert ſich ja die Bureaukratie der ganzen Welt über niemanden ſo ſehr als über den, der ihr Arbeit macht. Wären die Urusſowſchen Beobachtungen falſch, ſo wäre es auch einfach unverſtändlich, daß keiner der vielen Pogrome ſeit 1903 — und ich zähle deren gegen 700 — auf religiös oder wirtſchaftlich bedingten Haß der „Grundbevölkerung“, der ſich dann eben ſpontan in den Pogroms mehr oder weniger grauſam Luft gemacht hätte, zurückgeführt werden kann. Keine der vielen Gerichtsverhandlungen gibt einen greifbaren Anhalt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für eine solche Annahme. Selbst die hetzerischen Flugblätter der „echt russischen Leute", von denen wir einige authentische Proben im Rapport des Staatsrates Makarow fanden, appelierten nur ganz nebenbei an derlei Instinkte. In der Hauptsache hetzen sie gegen die Juden, weil sie durch die Bank Revolutionäre seien, was selbstverständlich Unsinn ist, und die russischen Lämmer zu blutroten Revolutionären machen, was ebenso richtig ist. So wurde sich denn auch erst durch die Enthüllung im Sommer 1906 die russische Intelligenz über die wahren Motive der Pogrome wirklich klar. Sie bedeuten in der Tat nichts anderes als ein von russischen Beamten organisierter Abschreckungsfeldzug gegen alle freiheitlich gesinnten, eine Konstitution erstrebenden russischen Elemente, die man kurz und bündig Revolutionäre nennt. Dieser Feldzug aber nahm sich die Juden zum Gegenstand, weil ja das russische Gesetz selbst sie für vogelfrei erklärt hat und die tapferen Feldzügler als scharfe Gegenmaßregeln der offiziellen Regierung oder gar schwere Strafen nicht zu befürchten hatten. Dabei vermied man es außerdem noch nach Möglichkeit, die reichen Juden zu schädigen. Man demolierte weder ihre Häuser noch ihre Leiber. Die Dankbarkeit der Verschonten in klingender Münze war lukrativer. Ein feigerer Feldzug ist noch nie geführt worden. Macht der Staat erst selbst einen Teil seiner Bevölkerung rechtlos, so ist dieser Teil natürlich für jedermann vogelfrei, der einen Sündenbock braucht. Der russisch-japanische Krieg nahm einen für Rußland unglücklichen, zum Teil direkt skandalösen Verlauf. Wer war schuld? Natürlich die Juden. Die revolutionäre Bewegung, die man wahrheitsgemäß die konstitutionelle Bewegung nennt, wurde nach dem unglücklichen Krieg dem Absolutismus immer unbequemer und gefährlicher. Wer ist Schuld daran? Die Juden. Also haut sie! Mit dieser Logik für böse Buben war leicht zu hantieren, zumal bei den ungebildeten, zum großen Teil analphabetischen russischen Massen.

Wer je mit russischen Bauern zu tun gehabt hat, der muß bekennen, daß es auf der ganzen Welt kaum von Natur gütigere und sympathischere Menschen gibt. Jederzeit gefällig, Menschen von angeborener Liebenswürdigkeit und nachdenkliche Menschen. Trotz seiner zum guten Teil schauderhaften ökonomischen Lage ist der russische Bauer nichts weniger als geistesträg. Er macht sich über alles seine besonderen Gedanken, die so urwüchsig wie natürlich sind, und die er nicht ungern äußert, denn er ist im allgemeinen dem Fremden gegenüber weniger mißtrauisch als z. B. der deutsche Bauer. Man versteht dann, wie weite russische Kreise in allem Ernst darauf kommen konnten, alles Heil Rußland von Muschik zu erwarten. Und ruht nicht das Fundament der großen russischen Literatur (Dostojewsky, Tolstoi) auf dem Muschik, seiner weitherzigen Güte und seiner weitsichtigen Nachdenklichkeit, die von keiner Kulturvergangen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit beschwert, stets leicht aus den menschlichen Urquellen schöpft? Rußland hat ja kein Mittelalter gehabt wie Europa.

Aber man gebe diesem Bauern Schnaps, und er ist völlig verwandelt, krakehlsüchtig und gewalttätig. Freilich steht er auch dann noch einer Urquelle alles Menschlichen näher als irgend ein anderer Bauer, dem Bösen. Der Schnaps ist sein Unglück, und seine eigene Regierung versorgt ihn höchst persönlich und möglichst reichlich mit diesem Gift, denn der Schnaps ist russisches Staatsmonopol. Die russischen Staatseinnahmen kommen fast zu einem Drittel aus dem Schnaps. Nach dem Voranschlag für 1912 figuriert unter den ordentlichen Staatseinnahmen das Branntweinmonopol, der Schnaps, mit einer Bruttoeinnahme von 751,9 Millionen Rubel, das sind über einundeinehalbe Milliarde Mark. Für seinen Schnapsmonopolbetrieb wendet der russische Staat doppelt so viel Mittel auf als für „Unterricht, Wissenschaft, Kunst", achtmal so viel als für das ganze „Medizinalwesen" und vierzigmal so viel als für „Handel und Gewerbe." Man könnte diesen Staatshaushalt also fast einen Schnapshaushalt nennen.

Früher gab die Regierung den Schnaps nur in größeren Flaschen ab. Aber bei der Armut der ländlichen Bevölkerung mußten sich immer erst mehrere Personen zusammentun, um dann gemeinsam so eine Flasche zu erstehen. Das erschwerte den Absatz. Deshalb gibt die Regierung den Schnaps jetzt auch in ganz kleinen Fläschchen ab, die pro Stück 7 Kopeken kosten. Der Russe nennt so ein Fläschchen nicht ohne Zärtlichkeit „kleiner Halunke." Man stößt das Fläschchen mit dem Boden auf der Handfläche oder auf dem Knie auf, der Pfropfen springt heraus, man setzt an und trinkt aus. Liefert man das Fläschchen ab, bekommt man sogar noch einen Kopeken zurück. Ersteht man sich sieben Fläschchen, bekommt man also noch einen „kleinen Halunken" zu. So liebevoll sorgt die Regierung für das Volk — wenn es sich um Schnaps handelt. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen dann auch (1909) 10 Flaschen Schnaps. In Wirklichkeit ist es aber noch viel mehr, wenn man nur die Mohammedaner und die Juden, die keinen Schnaps trinken, und das sind zusammen schon rund 20 Millionen Menschen, von der Gesamtbevölkerung abzieht. Kein Wunder, daß es eine starke Antialkoholbewegung in Rußland gibt, die zum Teil auch von der Geistlichkeit getragen wird. Sieht nun eine Dorfgemeinde ein, daß der Schnaps sie zu Grunde richtet, so muß sie bei der Regierung ein langes und breites um Aufhebung des Schnapsausschankes petitionieren. Der Petition wird Folge gegeben, der offizielle Schnapsausschank verschwindet, aber bald tut sich ein heimlicher auf, meist bei der Dorfprotistuierten, denn das ist auch eine russische Eigentümlichkeit, daß jedes Dorf seine offizielle Prostitnierte hat, und das Uebel ist ärger als vorher. Die Behörde aber drückt, so lange es irgend

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geht, beide Augen zu, denn sie hat ja den Vorteil davon. Gibt es in den Städten allzu große Skandale, dann werden einige Schankkonzessionen eingezogen. An die Stelle der Schnapsbuden treten dann Teestuben, in denen man mit Wissen der Behörde den Schnaps nicht mehr aus kleinen Flaschen, sondern eben aus Teetassen trinkt. Und auch dadurch wird das Uebel nur ärger. Aber vor der Oeffentlichkeit können die Behörden wenigstens so tun, als unterstützten sie die Alkoholgegner. Sie setzen sogar exorbitant hohe Strafen auf jeden widerrechtlichen Schnapsausschank. Aber die Dorfprostituierte wie der Teestubenwirt wissen ganz genau, daß diese Strafen zu den wenigen gehören, die in Rußland selten vollzogen werden.

So wird der Muschik mit Hilfe der Regierung durch den Schnaps nach Kräften korrumpiert, moralisch und wirtschaftlich. Seine natürliche Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit wird mit Schnaps vergiftet. Es ist dafür gesorgt, daß die Bestie im Menschen bei ihm immer reichlich Nahrung findet. Er verliert alle tätige Energie und wird immer häufiger ein Mensch der Launen und Wallungen. Nicht einmal die Pogromregierung wagte es, sich regelmäßig des Schnapses bei ihrem Feldzug gegen die Juden zu bedienen. Selbst ihr war dies Mittel zu gefährlich. Damit hätte sie die Leute völlig aus der Hand verloren. Aber unter den durch Schnaps korrumpierten Leuten fand sie naturgemäß und selbstverständlich die willigsten Helfer. Es genügte vollkommen, sie mit Hetzreden und Hetzschriften zu vergiften, um die Bestie in diesen Menschen, die sie für ihre Zwecke brauchten, zu wecken. Der Erfolg hat dieser Taktik recht gegeben. Ohne solchen Anstoß hätte die Pogromregierung höchstens einige Rowdys gefunden, was ihren Absichten aber nicht genügen konnte. Die „Grundbevölkerung" wäre ruhig geblieben, harmlos wie der „kleine Halunke", solange man ihm keinen Stoß versetzte. Durch Hetzreden und Hetzschriften sorgte die Pogromregierung für den nötigen Stoß auf die „Grundbevölkerung", und der „kleine Halunke" explodierte nach Wunsch. Dem Juden, der seiner ganzen geistigen Struktur nach mehr mit Gründen rechnet, die sich errechnen lassen, als mit Stimmungen und Gefühlen, die sich jeder Berechnung entziehen, wurde durch solche Explosionen denn auch meist vollkommen überrascht. Und auch heute noch will es vielen russischen Juden nicht in den Kopf — und deshalb bleiben sie eben in Rußland, daß sich bei dem nötigen Anstoß von oben solche Explosionen jederzeit wiederholen können, daß der gutmütige Muschik eben zugleich ein „kleiner Halunke" ist und bleibt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trost an den Menschen

Von Ernst Angel

Du, dessen Seele am Kriege krankt:
Bricht auch das Auge vor Abschied und Weh,
Hebe das Haupt, da die Welt nach Dir langt!
Sterne und Menschen versagen sich jäh
Dem, der da wankt.

Gestern noch fremd, wie bist heut Du mir nah!
Flutet aus pochenden Herzen auch Blut:
Gott ist noch da und die Welt ist noch da,
Wetter, die wechseln, und Ebbe und Flut,
Sonne tut gut.

Tiefer vereint sich Geschlecht und Geschlecht:
Eiserne Lippen liebkosen Dich wund,
Mitten in Trommeln, Befehl und Gefecht
Fliegt Dir die Liebe verzückt an den Mund,
Stehst Du nur recht.

Götter, befreundete, hüllen Dich ein,
Aus Deinen Fäusten formiert sich ein Heer —
Hell über Röcheln und Todesschrein
Trillert das flinke Maschinengewehr:
Wiederkehr.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein fester Bund

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Als vor einem Menschenalter Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis zustande brachte, begrüßten die Deutschen Oesterreichs diese Tatsache mit großer Genugtuung. Sie sahen in ihr eine starke Sicherung ihrer nationalen Existenz, in der sie sich durch die wachsenden Ansprüche der rastlos aufwärts strebenden slavischen Völker beunruhigt fühlten. Diese waren in ihrem Herzen fast alle Gegner dieses Bündnisses. Nur die Polen unterdrückten ihre innere Gegnerschaft, vor allem, weil es ihr erster politischer Grundsatz war und ist, in allem dem Wiener Hofe zu Willen zu sein. Mit größter Heftigkeit bekämpften die Tschechen das Bündnis. Sie liebten es, ihre franzosen- und russenfreundliche Gesinnung bei jeder Gelegenheit, nicht selten in wenig geschmackvoller Weise, hervorzukehren. Ihre Gegnerschaft war aber ohne Wirkung. In den Delegationen erhoben sie immer wieder ihre Stimme in mehr oder weniger heftig-oppositionellen Reden. Aber schon daß Ungarn treu zu dem Bündnisgedanken hielt, lähmte ihren Widerstand.

Unter den Deutschen Oesterreichs trat eine national-radikale Partei, die sog. Jungdeutschen, für die Forderung ein, der deutsch-österreichische Bündnisvertrag solle den Gesetzen der beiden Staaten inartikuliert und von den beiderseitigen Parlamenten förmlich beschlossen werden.

Als dann in den Balkanwirren wieder und wieder hauptsächlich die Tschechen allslavische Sympathien äußerten, sorgten sich manche, ob denn im Falle eines seit Jahren immer drohender werdenden europäischen Krieges, in dem es gegen Rußland gehen sollte, auf die tschechischen Regimenter Verlaß sei. Das tschechische Volk

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat eine starke nationale und politische Ader und bis tief in die untersten Schichten dringen die politischen Ueberzeugungen.

Da war es denn eine große Ueberraschung, daß bei Ausbruch des österreichisch-serbischen Krieges und gleich darauf bei der russischen Kriegserklärung alle diese Besorgnisse verschwanden. Die Doppelmonarchie war eins geworden. Ueberall war nichts zu sehen und zu hören als Einigkeit. Der Unterschied der Nationen schien verschwunden zu sein. Im slavischen „goldenen Prag" demonstrierten Tschechen und Deutsche einmütig für Oesterreich und die Stadt des größten Deutschenhasses erlebte es, daß ihr Bürgermeister vor massenhaft versammelter tschechischer und deutscher Bürgerschaft ein Hoch und Slava auf Kaiser Wilhelm, unseren Verbündeten, ausbrachte. Die österreichische Welt schien Kopf zu stehen.

Am Ende ist diese tschechische Wandlung nicht schwer zu verstehen. Es gibt zwei Völker in Oesterreich, die außerhalb des Reiches keine Volksgenossen haben: die Tschechen und die Magyaren. Ihre nationale Existenz ist, da sie nicht allzu zahlreich sind, an Oesterreich gebunden. Daß aber der gegenwärtige Krieg so wie um die Unversehrtheit des deutschen Reiches, so auch Oesterreichs geht, ist klar. Und so sehr und so oft tschechische Nationalisten ihre Liebe zum russischen Väterchen bekannt hatten, unter seine Knute zu kommen, scheint ihnen kein wünschenswertes Ziel. Der nationale Aufschwung, den das tschechische Volk in den letzten Jahrzehnten genommen hat, war nur in Oesterreich möglich, wo man ihren nationalen Bestrebungen wohlwollend, auf keinen Fall feindlich begegnete. So ist denn, was sich an Deutschenhaß in Oesterreich so oft und so häßlich gezeigt hat, mit einem Male verschwunden und alle Oesterreicher bejubeln deutsche Erfolge so als ob es unsere eigenen wären. Ja mehr als das: sie werden als eigene empfunden.

Wie ist es nun zu erklären, daß dieses von Nationalitätenhader durchrüttelte, an inneren Schäden aller Art so reiche Land plötzlich den Eindruck vollster Einigkeit macht?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drei Umstände wirken da zusammen. Es ist gar kein Zweifel, daß die Person des alten Kaisers da in erster Linie steht. Der monarchische Gedanke, und zwar häufig genug noch in seiner altpatriarchlichen Form, lebt vielleicht nirgends so stark wie in Oesterreich. Und nun denke man sich, daß ein Kaiser, an dem alle Tugenden gerühmt werden, noch als ein Vierundachtziger an der Spitze der Staatsgeschäfte steht! Seine Gestalt ist bei den großen Massen legendenhaft, seine Popularität unbegrenzt. Dazu kommt die besonders scheußliche Brutalität der Ermordung des Thronfolgers. Franz Josef mußte die Hinrichtung seines Bruders, den rätselhaften Tod seines einzigen Sohnes, die meuchlerische Ermordung seiner Frau und seines designierten Nachfolgers über sich ergehen lassen! Das alles erhöht in den Augen der Völker die Gestalt des Kaisers.

Ein zweiter Umstand fällt nicht so sinnlich in die Augen, wirkt aber sicherlich mit. Es ist das gewiß vorhandene, wenn auch nicht immer deutlich bewußte Gefühl der Zusammengehörigkeit. Wären heute auf einmal alle Lande zerrissen, so müßten morgen die so mannigfaltigen Völker des Donaulandes daran denken, wie sie sich wieder zu einer Einheit verschmelzen, um ihre Existenz sichern zu können. Jedes einzelne der Völker ist schwach, zusammen können sie stark sein.

Endlich drittens ist die österreichische Bevölkerung in allen Nationen äußerst impulsiv. Da schlagen die Stimmungen rasch um. Noch gestern bereit, gegen einander loszugehen, liegen sie sich heute in den Armen. Siehe den Umschlag in Prag.

Und so wird heute in ganz Oesterreich der Bund mit Deutschland ebenso gepriesen, wie er vorher von manchen geschmäht worden war. In den Straßen der österreichischen Städte ertönt begeistert gesungen „Die Wacht am Rhein", deren Text noch vor kurzem als hochverräterisch oder doch wenigstens als unpatriotisch gegolten hatte.

Ein Wunder ist es fast, das sich hier vollzogen hat. Ein Wunder, das wir preisen wollen. Der Bund zwischen Deutschland und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oesterreich ist fest und unzerreißbar geworden und die Kampfgemeinschaft, in der die beiden Länder stehen, wird weiter wirken. Ihre Erinnerung kann nimmer verwischt werden. Zumal auch deswegen nicht, weil der Kampf, den die beiden Staaten gemeinsam führen, nicht bloß ein Kampf um die staatliche Existenz, sondern auch um die Kultur ist.

Geht er, wie wir alle brünstig wünschen, glücklich aus, dann freilich hat sich erst zu zeigen, ob die Sieger sich auch der großen Verantwortlichkeit für die Zukunft völlig bewußt sind. Es gilt in Deutschland die Demokratie zu erkämpfen, in Oesterreich den Staat auf eine neue Grundlage zu stellen. Diese Grundlage ist die Autonomie der Nationen mit demokratischer Selbstverwaltung.

Der Krieg, in dem wir stehen, ist nicht nur wichtig und entscheidend für die Staaten, die an ihm beteiligt sind, sondern auch für die Entwicklung der politischen Freiheit und der geistigen Kultur. Wir alle haben die klare Empfindung der weltgeschichtlichen Bedeutung der jetzigen Ereignisse, die wir mit tiefstem Ernste, aber nicht ohne feste Zuversicht erleben.

Offener Brief

an den Herrn Minister der französischen Republik Marcel Sembat.

Von Dr. Ludwig Haas, Mitglied des Deutschen Reichstags

In Bern und Basel waren wir zusammen; wir hatten gemeinsam die Hoffnung, daß eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland möglich sei und wir hatten die Ueberzeugung, daß diese Arbeit für den Frieden ein Kulturwerk schaffe und deshalb Kulturpflicht sei.

Obwohl die Mehrheit der beiden Parlamente, die Mehrheit des deutschen Reichstags und der französischen Volksvertretung sich auf den Boden der Berner Konferenz gestellt hatte, kam der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg, den das deutsche und das französische Volk nicht gewollt, den aber der russische Zarismus und panslavistischer Rassenwahn und Uebermut heraufbeschworen hat. Das aber ist sicher: die französische und die englische Regierung hätten Rußland in die Grenzen der Vernunft und der Menschlichkeit zurückweisen können. Sie haben es nicht getan. Rußland war der französischen und englischen Unterstützung sicher. Nur dadurch konnte es durch seine Mobilmachung die Friedensbestrebungen des deutschen Kaisers stören.

An dieser Entwicklung tragen S i e keine Schuld; ich bin überzeugt, Sie hätten sie gerne verhindert; Sie gehörten damals dem französischen Ministerium nicht an. Trotzdem könnte es für Europa, die europäische Kultur und den europäischen Frieden von Wert sein, wenn Sie vor aller Welt, als französischer Minister die Frage beantworten würden: Hatte der Zarismus das Recht, der Beschützer aller Slaven sein zu wollen, jener Zarismus, der alle Freiheit im eigenen Lande unterdrückt, der nie am Blute seiner eigenen Landeskinder satt geworden ist, der Knechtschaft, Tod, Grausamkeit, Verbrechen und Unkultur überall hinträgt, wohin immer er seine brutale Herrschaft ausbreitet?

Nun aber sind Sie in das französische Ministerium eingetreten und nun beginnt Ihre Verantwortung vor der Weltgeschichte. Sie haben die Erklärung des französischen Ministeriums unterschrieben, die das arme französische Volk beruhigen sollte mit der Lüge, daß Berlin schon vor den Russen zittere. Kein einziges altes Weib in ganz Berlin hat an den Einmarsch der Russen geglaubt; aber ganz Deutschland lachte über die Proklamation des französischen Ministeriums. Inzwischen wurden bei Ortelsburg, Gilgenburg und Tannenburg 90 000 Russen gefangen.

Sie mögen selbst durch lügenhafte Berichte getäuscht gewesen sein; es können ja auch Minister angelogen werden. Kluge Minister sollen es aber merken und Sie hätten es merken können. Glaubt der Sozialist und Demokrat Sembat, daß ein Kulturvolk, wie das deutsche, ein Volk des allgemein gleichen Reichstagswahlrechts,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das in geschlossener Einmütigkeit den Krieg führt, einig von Heydebrand bis Liebknecht von den Sklaven des Zarismus überwunden werden kann? Das konnten Sie als Demokrat nicht glauben.

Furchtbarer aber noch tritt an Sie eine andere Frage heran. Wollen Sie den Sieg des Zarismus? Kann der Demokrat Sembat den Zarismus unterstützen? Er ist Ihr Feind und der Feind des französischen Volkes so gut, wie er unser Feind ist. Er ist der Feind jeder Freiheit, jeder Kultur, jeden Fortschritts. Armselige Diplomaten der alten Schule mögen Bündnisse schließen ohne Rücksicht auf die politische Moral. Sie gebärden sich als die starken Männer der Realpolitik und sagen, man kümmere sich nicht um die inneren Verhältnisse eines andern Staates. Ein Sembat darf dieses dummen und verbrecherischen Leichtsinns nicht fähig sein.

Er weiß, daß es für die Menschheit ein Glück ist, wenn als Folge der deutschen Schläge der Zarismus zusammenbricht und das Ende findet, das er verdient. Er empfindet auch, daß es keinen schimpflicheren Bundesgenossen für die französische Demokratie geben kann, als jenes Rußland des Zaren, der Großfürsten, der Kosaken und der Beamten, die Verbrecher und Bluthunde sind.

Die Welt erwartet, daß Sie die Lösung aus diesem Konflikt finden und es gibt eine Lösung, die ein Glück für Frankreich und für die Menschheit wäre.

Noch anderes erwartet die Welt von Ihnen:

Französische und belgische Bürger schießen heimtückisch auf deutsche Soldaten. Die selbstverständliche Antwort der Notwehr ist die Vernichtung ganzer Ortschaften. Sorgen Sie dafür, daß der Krieg zwischen den Soldaten geführt wird, offen, Mann gegen Mann. Erklären Sie dem französischen Volk, daß es eine S c h a n d e und ein V e r b r e c h e n ist, als Bürger aus dem Hinterhalt sich am Kampfe zu beteiligen. Wer kämpfen will, der trete in die Armee ein, trage das Kleid des Soldaten und übernehme die Mühen und Gefahren des Feldzuges. So halten es die deutschen Bürger, die dem Vaterland mit der Waffe dienen wollen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei französischen und englischen Soldaten wurden Dum-Dum-Geschosse gefunden. Es ist Ihre Menschenpflicht, jetzt als Minister den Gebrauch dieser Geschosse zu verhindern. Davon spreche ich gar nicht, daß es völkerrechtswidrig ist; Sie stehen auch ohne jene völkerrechtliche Norm auf dem Standpunkt, daß es eine Gemeinheit ist, Geschosse zu verwenden, die den Gegner nicht nur kampfunfähig machen, sondern ihm möglichst entsetzliche Verwundungen schaffen sollen. Gebrauchen Sie Ihre Macht als Minister im Interesse der Kultur und im Interesse Ihres Vaterlandes.

Deutsche Bürger, zumal auch Frauen, wurden beim Ausbruch des Krieges in Frankreich und in Belgien schamlos mißhandelt; es ist zu spät, daß Sie hier noch eingreifen können. Aber Ihre Pflicht wird es sein, dafür zu sorgen, daß deutsche Gefangene und Verwundete mit derselben Humanität behandelt werden, die Deutschland den französischen und russischen Gefangenen und Verwundeten entgegenbringt. Auch dafür müssen Sie eintreten, daß Frankreich und Belgien in Zukunft das Rote Kreuz, das heilige Zeichen der Menschlichkeit, achten. Befreien Sie aber auch die Frauen und Kinder, die französische Truppen aus dem Elsaß weggeschleppt haben.

Mit einem Worte: Denken Sie an die Zukunft! Arbeiten Sie dafür, daß Heimtücke, Hinterlist und Brutalität nicht Stimmungen des Hasses schaffen, die Jahrzehnte nicht überwinden können. Die beiden Völker sollen nach dem Kriege sich die Hand reichen können, weil der Krieg ehrlich und menschlich geführt wurde. In schwerer Zeit sind Sie in das Ministerium eingetreten; um so größeres können Sie Ihrem Lande und der Kulturwelt leisten, wenn Sie in dem Geiste rücksichtslos arbeiten, der Sie früher führte, damals als Sie das Buch schrieben: „Faites un roi, sinon faites la paix.“

Vergessen Sie aber auch nicht, daß Frankreich im Kampfe steht gegen das deutsche Volk, das so einig ist, wie nie zuvor. Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was beim Ausbruch des Kriegs durch das deutsche Volk ging und was heute noch in unveränderter Kraft anhält, ist die gewaltigste demokratische Bewegung, die je die Welt gesehen hat. Der letzte Mann im Volke weiß, daß der blutgierige Zarismus uns den Krieg gebracht hat, weiß, daß England mit armseligen Rechenexempeln und wegen trauriger wirtschaftlicher Kalkulationen den Krieg führt, weiß auch, daß Eure armen französischen Proletarier sich verbluten sollen, damit Eure Kapitalisten die Milliarden retten, die sie in ihrer Dummheit dem Russen gepumpt haben, weiß, daß er für die deutsche Zukunft und für die europäische Kultur kämpft. Ein solches Volk mit solcher Einheit und diesem Geist ist unüberwindlich.

Und das noch: Verbreiten Sie die Wahrheit, die reine und ungeschminkte Wahrheit über die Kriegsereignisse in Frankreich; die demokratischen Minister dürfen das Volk nicht belügen, wie die Minister Napoleons. Das ist die Lehre der Demokratie: Das souveräne französische Volk soll die Wahrheit wissen und selbst und frei dann seine Entschließungen treffen. Eine jede Lüge ist eine Sünde gegen den Geist der Demokratie. Die Wahrheit schadet nie. Sie dürfen nicht zulassen, daß das Ministerium die Wahrheit verschleiert aus Furcht, das Volk könne zu der Erkenntnis kommen: „Faites un roi, sinon faites la paix."

Stimmungen

Von Ludwig Thoma

Das lag in den zwei letzten Julitagen wie Blei auf uns. Flaue Telegramme, die von nochmaligen und abermaligen Versuchen berichteten, von Bestrebungen, einen Frieden zu erhalten, an den kein Mensch mehr glaubte.

Es litt Niemand zu Hause, alle Welt war auf der Straße und München war wie ein aufgestörter Ameisenhaufen. Zehntausend

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politiker in der Stadt, immer bereit, sich in Trab zu setzen, wenn nichtssagende Depeschen angeschlagen wurden.

Die Ungewißheit senkte sich wie eine ungeheure Last auf alle Herzen.

Wenn ein Optimist schlagende Gründe gegen die Möglichkeit dieses Weltbrandes fand, erzählte man ihm, daß draußen vor der Artilleriekaserne schon vollbepackte Züge ständen.

Vorbereitungen, die deutlicher den Ernst der Lage bewiesen, als die Wenn und Aber der Diplomaten.

Doch gab es genug Zweifler.

Gegen den Abend des 31. fuhren Automobile durch die Stadt mit Polizeibeamten und Trommler.

Wo sie hielten, rasselte ein Wirbel und ein Mann mit der Dienstmütze auf dem Kopfe verlas mit undeutlicher Stimme eine Bekanntmachung.

Mobilmachung?

Nein — Erklärung des Kriegszustandes.

Also ...

Bitte, das ist etwas ganz Anderes. Es ist nur eine Vorsichtsmaßregel, bedeutet weiter nichts, als daß man jede Möglichkeit ins Auge fasse.

Der Friede kann trotzdem erhalten bleiben — —

Man seufzt.

Dieses Gefühl von Unsicherheit war das Schlimmste.

Da läßt ein „gut informiertes" Blatt gelbe Zettel anschlagen.

„Japan taucht auf."

Dieser prachtvolle, gelbe, kleine Kerl wird den Russen in den Rücken fallen. Von nichts anderem war mehr die Rede. Und eigentlich war es doch sonnenklar, daß der famose Asiate in diesem Momente sich die Mandschurei aus dem brodelnden Hexenkessel holen mußte. Man sah den Halbaffen, die sich jetzt gerne in den Straßen zeigten, beifällig nach.

Schön ist anders — aber fixe Kerle sind sie.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am Vormittag des 1. August waren ganz entschieden die Japsen obenauf. Die Sonne brannte und es war ein Sommertag von ungewohnter Schönheit. Der Platz vor der Residenz lag verlassen in der prallen Hitze.

Ein paar Tage vorher war es beim Aufziehen der Wachparade zu patriotischen Demonstrationen gekommen.

Heute war es still.

Bekannte, denen man begegnete, sahen einen fragend an.

Ein Achselzucken war die Antwort. Nichts?

Nichts. Der Großherzog von Hessen soll nach Petersburg gereist sein, um — —

Man scheute sich, zu reden.

Es war doch alles nur leeres Geschwätz. Ein Gewimmel von schweigenden Menschen in den Hauptstraßen. Ein gequälter Ausdruck in jedem Gesicht.

So wurde es Abend.

Ich war auf den Bahnhof gegangen, um nach Tegernsee zu fahren.

Endlose Züge langten in der Halle an und durch die Perronsperren wälzten sich die Tausende, welche aus den Ferienorten heim eilten; auf den Bahnsteigen türmten sich die Koffer auf, alles Passagiergut blieb hier liegen.

Mein Zug sollte erst eine Stunde später abgehen und so ging ich wieder zurück zum Eingange. Plötzlich fingen die Menschen auf dem Bahnhofplatze zu laufen an; im Nu war eine riesige Menge an der Ecke der Schützenstraße angestaut, ein Stimmengewirr von hastigen Fragen.

Und dann Stille.

Eine klare, vibrierende Stimme liest die soeben angeschlagene Bekanntmachung vor.

Seine Majestät der Kaiser hat die Mobilmachung des Heeres und der Marine befohlen.

Da, mit einem Schlage, wie auf ein gegebenes Zeichen sind alle Köpfe entblößt, Hüte werden geschwenkt und ein Hurra!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

braust über den Platz. Weg war der Druck, weg war die Unsicherheit.

Erleichtert atmete man auf und war's auch Ernst, so war es doch Gewißheit.

Eine Viertelstunde später saß ich im Zuge.

Aus der Bahnhofhalle folgten mir die Klänge der „Wacht am Rhein", wurden schwächer und verloren sich.

Es war Nacht geworden.

Eine herrliche, duftige Sommernacht. Feierabend war um alle kleinen Häuser und das Behagen nach einem arbeitsreichen Tage lag über den Feldern.

Der Gedanke, daß Krieg sei, kam mir fremd und unfaßbar vor.

Der Segen, die Notwendigkeit des Friedens sprach aus dem Schweigen laut zu meinem Herzen und ich mußte mich gewaltsam daran erinnern, daß seit einer Stunde Krieg war.

Dann packte mich die Vorstellung, wie dieses brave, fleißige Volk sich mit seinem Blute das Recht erkaufen müsse, arbeiten zu dürfen, mit seiner Tüchtigkeit Werte für die Menschheit schaffen zu dürfen und ein grimmiger Haß gegen die Friedensstörer verdrängte jedes andere Gefühl. Jeder Schritt, den Deutschland in friedlicher Tätigkeit vorwärts getan hatte, schuf ihm Feinde. Aus allem, was hier erarbeitet, erschaffen, erdacht worden ist, hat die ganze Welt tausendfältigen Nutzen gezogen, und nun erleben wir, daß eine Macht, deren Fäulnis unseren Erdteil vergiftet, den Segen deutscher Arbeit vernichten will.

Da ist kein Raum mehr für friedliche Gedanken.

Der Zug fährt langsam die Höhe über Gmund hinunter an das Seeufer.

Da weitet sich das Tal und vom Mondlicht überflutet ragen unsere Berge auf.

Auf dem Setzberg brennt ein mächtiges Feuer.

Es muß weit ins Land hinaus leuchten und mag es Vielen, wie mir die tröstliche Hoffnung geben, daß es nach den Schmerzen dieses Krieges ein freies, schönes glückliches, Deutschland geben wird!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der große Aufstand

Von René Schickele

II.

Nach Delhi Cawnpore. Der fünfundsiebzigjährige Sir Hugh Wheeler, der hier kommandierte, hatte über fünfzig Jahre mit den Sepoys gedient, Nana Sahib war sein Freund. Nana Sahib, der gastfreie Maharaja von Bithoor, einem befestigten Schloß in der Nähe Cawnpores, wo der Adoptivsohn des letzten von den Engländern abgesetzten Mahrattenführers, in großartiger Weise Hof hielt. Er hatte von seinem Vater, einem der reichsten Fürsten in Indien, alles geerbt, nur nicht die Pension, welche die Engländer dem Alten bei dessen Entthronung aussetzten, unter der Bedingung, daß der Anspruch darauf bei seinem Tode erlösche. Gerade auf die Pension hatte es Nana Sahib aber abgesehen, und er wurde nicht müde, sie als sein gutes Recht einzufordern. Er schickte sogar einen Agenten nach London, der die Angelegenheit bei der Zentralbehörde betreiben sollte. Darüber vernachlässigte er indes weder seine Manieren, die alle englischen Gentlemen bezauberten, noch die zahlreichen Beziehungen zu einflußreichen Indiern, die er im Gegenteil zu einem feinmaschigen Netz ausspann, womit sich im richtigen Augenblick der große, der unfehlbare Zug machen ließe. Die Engländer hielten ihn für einen zuverlässigen Bundesgenossen, und die Tänzerinnen von Bithoor waren berühmt. Als die Unruhen ausbrachen, vertraute Sir Hugh Wheeler Nana Sahib den Regierungsschatz an.

Nana Sahibs wahres Gesicht hat nie ein Engländer gesehen. Am Vorabend des Tages, wo er seine Truppen auf die flüchtige Verschanzung Wheelers losließ, hatte er diesem noch zugelächelt, und nach Unterdrückung des Aufstandes blieb er verschwunden. Es hieß, er habe sich in den Dschungel geflüchtet und sei am Dschungelfieber gestorben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch Nana Sahib scheint lange geschwankt zu haben. Denn er ließ sich erst zum Herrscher der Mahratten ausrufen und nahm den Kampf in aller Form erst auf, als die meuternden Soldaten, des Wartens müde, sich bereits auf den Weg nach Delhi gemacht hatten. Er rief sie zurück, brauchte aber noch weitere drei Tage, um den letzten Schritt zu tun.

Die Belagerung der Wheelerschen Schanzen, die dann begann, dauerte drei Wochen. Dreihundert Engländer samt einem Häuflein treugebliebener Sepoys waren mit einer ebenso großen Anzahl Frauen und Kinder zusammengepfercht. In der zweiten Woche standen die Kasernen nur noch als Trümmer, über die Tag und Nacht das Feuer der Belagerer hinging. Kranke, Frauen und Kinder lagen unter freiem Himmel, den feindlichen Kugeln und der indischen Junisonne ausgesetzt. Bei dem Brand einer Kaserne gingen alle Vorräte an Medizin, Verbandsstoffen und chirurgischen Instrumenten verloren. Hunger und Durst taten das Uebrige. Frauen mit ihrem Kind im Arm, sprangen, vom Wahnsinn gepackt, auf und setzten sich freiwillig dem Kugelregen aus. Andre, die sagen hörten, daß die kleine Schanze nicht mehr hielte, warfen sich der Länge nach an die schadhaften Stellen, um als Wall zu dienen. Trotzdem gelang es der Besatzung noch am siebzehnten Tage, dem Gedenktag der Schlacht von Plassey, den furchtbarsten Sturm der ganzen Belagerung abzuschlagen. Die Ueberlebenden reichten aber nicht mehr zur Besetzung der zerschossenen Erdwälle aus. Am selben Tag gingen die Lebensmittel zu Ende.

Wheeler entschloß sich, das Anerbieten Nana Sahibs, allen freien Abzug mit Waffen auf dem Ganges nach Allahabad zu gewähren, anzunehmen; des weitern wurde schriftlich vereinbart, daß der Nana Wagen für den Transport der Verwundeten, Frauen und Kinder beschaffen und am Landungsplatz Boote mit Vorräten an Mehl bereithalten sollte.

Das tat er auch. In der Morgendämmerung kamen die Wagen, die Wagen fuhren mit den Kranken und Verwundeten davon. Die Männer marschierten auf beiden Seiten des Zuges. Es war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht leicht, sich durch den Haufen von Bewaffneten, die schreiend und mit drohenden Gebärden herandrängten, einen Weg zu bahnen. Gleich zu Anfang wurden mehrere der treugebliebenen Sepoys aus den Reihen der Weißen gerissen und getötet. Ihre englischen Kameraden, die ihnen beispringen wollten, wurden festgehalten, und als es ihnen endlich gelang, sich loszumachen, waren ihre Waffen verschwunden. Die Offiziere des Nana gaben sich ersichtlich Mühe, derartige Voreiligkeiten zu verhüten. Sie liefen die Kolonne entlang und ermunterten die Weißen zur Eile: „Sobald ihr die Boote bestiegen habt, seid ihr gerettet", und ihr freundliches Lächeln erinnerte an bessere Tage.

Endlich war der Ganges erreicht.

Im flachen Wasser lagen etwa vierzig große, mit Strohdächern gedeckte Boote. Frauen, Kranke, Verwundete und Kinder wurden von den Männern durch das seichte Wasser getragen und mit Hilfe der eingeborenen Bootsleute in die Fahrzeuge gehoben. Um neun Uhr waren alle untergebracht, Sir Hugh Wheeler gab aufatmend den Befehl zum Abstoßen.

Gleichzeitig erscholl ein Hornsignal.

Die eingeborenen Ruderer sprangen über Bord, und das Gemetzel nahm seinen Anfang. Das Dickicht am Ufer sprühte Kugeln, Kanonen donnerten, auf der andern Seite des Flusses jagten Reiter und schossen ihre Karabiner ab, die Boote aber saßen fest auf dem Sand und brannten: Auf den Strohdächern hatten glühende Holzkohlen gelegen .. Und in den Booten verbrannten die Verwundeten und Kranken.

Die andern waren ins Wasser gesprungen und suchten Schutz vor den Kugeln. Da gingen die Reiter des Nana ins Wasser und brachten die Arbeit mit ihren Säbeln zu Ende. Weit unten trieben, an ein brennendes Boot geklammert, vier Engländer, die einzigen Ueberlebenden von Cawnpore. Mit Wunden bedeckt landeten sie am Abend, irrten noch eine Nacht und einen Tag umher und wurden schließlich halb verhungert und verblutet von Landbewohnern aufgenommen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inzwischen zogen die Reiter die Frauen und Kinder, die noch am Leben waren, aus dem Wasser und führten sie in ein Haus, das dem Nana gehörte. Niemand kann wissen, was hier mit ihnen geschah. Später wurden sie in ein anderes, einstöckiges Haus überführt und in kleinen, zum Teil dunkeln Zimmern ohne Möbel eingesperrt. Sie bekamen nicht einmal Stroh zum Lager. In einer Woche starben achtundzwanzig. Als Havelock, der Rächer, mit seinen siegreichen Truppen sich Cawnpore näherte, schickte Nana fünf Menschenmetzger in das kleine Haus. Sie schloßen die Tür hinter sich zu und verweilten zwei oder drei Stunden. Von draußen hörte man die Entsetzensschreie der Frauen und das Lachen der Männer. Als sie wieder auf die Straße traten, waren sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut bedeckt. Sie flößten selbst den Eingeborenen, die doch seit den letzten Wochen an den Anblick von Blut gewöhnt waren, ein solches Grauen ein, daß die Straßenreiniger, Männer der niedersten Kaste, mit Peitschenhieben in das Schlachthaus getrieben werden mußten, um die Leichen herauszuschaffen und in einen nahen Brunnen zu werfen.

Gleichzeitig erließ der Nana eine Proklamation, worin es hieß: „Ein Feuer löschen, aber einen Funken übrig lassen, eine Schlange töten, aber ihre Brut schützen, ist nicht die Weisheit einsichtiger Männer . ."

Bei Havelocks Ankunft waren die Leichen noch nicht einmal mit Erde bedeckt. Im Schlachthaus stand das geronnene Blut einen Finger hoch. Auf dem Boden lagen Haarbüschel, zerfetzte und zertretene Frauenkleider, Kinderwäsche, Schuhe, an langen Haarsträhnen hing noch ein Stück der Kopfhaut. Die Wände waren bis an die Decke mit Blut bespritzt und an manchen Stellen, wo die Opfer den Hieben ausgewichen waren, von Säbelhieben zerhackt.

Vor allem aber war da in einem Zimmer ein Haken. Er stak, etwa sechs Fuß über dem Boden, in der Wand und war mit geronnenem Blut überzogen. An diesem Haken hatte ein kleines Kind gehangen, das Gesicht zur Wand gekehrt, und zappelnd,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit blutigen Händen und Füßen gegen die getünchte Wand geschlagen. Am Haken klebten außerdem lange Frauenhaare.

Die Anzahl der Opfer wurden von Havelocks Truppen gezählt und in dem Brunnen begraben. Es waren 118 Frauen und 92 Kinder.

*

Das alles muß man sehen, als ob man dabei stünde und mit seinen eigenen Augen sähe, um zu verstehen..

Um zu verstehen, wie ein britischer General hier in Cawnpore eine Brigadeorder ausgeben konnte, wonach „alle Gefangenen, die der Teilnahme an der Ermordung europäischer Frauen und Kinder überführt seien, vom Profoß in das Schlachthaus gebracht und dort gezwungen werden sollten, knieend mit der Zunge einen Quadratfuß des blutbedeckten Fußbodens reinzulecken, ehe sie zum Galgen geführt und gehängt würden."

Zu verstehen, daß an einem andern Ort, wo vertrauensselige Weiße ebenso grausam hingemordet worden waren, ein Banyanbaum auf dem Dorfplatz hundertunddreißig Gehenkte zu tragen bekam. Dann war kein Platz mehr an dem Baum.

Zu verstehen, daß Hodson, von Hodsons Reitern, gleich nach dem grauenvollen Sturm auf Delhi, bei dem über die Hälfte der stürmenden Truppen fiel, nach einem Straßenkampf von entsetzlicher Wildheit, ohne Begleitung zu einem alten Grab hinausritt, wo die beiden Söhne des Königs sich verborgen hielten, sie gefangen nahm und nach Delhi brachte, wo er sie mit gespanntem Revolver durch die Straßen führte, in denen noch immer geschossen wurde, bis auf einen freien Platz; und hier vor allem Volk niederschoß. Weil er fürchtete, daß die Menge sie befreite, sagte er, vielleicht aber nur, um ein Ende zu machen.. Er selbst hatte eine Kugel in der Schulter und eine andre im Rücken, und die Uniform hing in Fetzen an ihm herab.

Ein Ende! Denn der Gedanke, daß die Szenen dieses Aufstandes sich noch einmal wiederholten, war unfaßbar. Ein Ende!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn die Männer, die seit Wochen in einer Ekstase des Willens lebten, hielten sich kaum noch aufrecht. Nichts bezeichnender dafür, als ein Ausruf Nicholsons. Es gibt, mag vorausgeschickt werden, noch heute in den Bergen des Punjab eine Art Sekte, die „Nicholsonheiligen", die aus der Zeit stammte, wo Nicholson diese wilden Bergstämme unterwarf, nicht mit den Waffen, sondern mit der strahlenden Kraft seiner Persönlichkeit. Feldmarschall Roberts, der ihn zu jener Zeit kennen lernte, sagt, es sei von dem großen ernsten Mann mit den milden Augen eine Macht sondergleichen ausgegangen. „Nicholson", sagt er, „machte auf mich einen tieferen Eindruck, als irgend eine andere Persönlichkeit je vordem oder nachher. Ich habe niemals wieder einen solchen Mann gesehen." Dieser stille, milde Nicholson mußte den bereits vollkommen erschöpften General Wilson zwingen, den Sturm auf Delhi zu unternehmen. Verstärkungen waren nicht mehr zu erwarten, das Fieber und die Sonne streckten täglich hunderte der Belagerer zu Boden. Die kampffähigen Truppen schmolzen vor den Augen des Feindes zusammen, und es bestand keine Möglichkeit, das Lager noch länger gegen eine Uebermacht zu halten, die sich in ihren täglichen und nächtlichen Operationen auf das starke Delhi stützen konnte. Außerdem strömten den Rebellen ununterbrochen Verstärkungen zu, der Glaube, daß es mit der Herrschaft der Engländer in Indien zu Ende sei, der Ruf an alle Gläubigen „Nach Delhi!" setzte fern und nah die Massen in Bewegung. Nicholson führte selbst eine der Sturmkolonnen. Er fiel und blieb irgendwo in der glühenden Sonne liegen, bis er nach Stunden gefunden und in das Lazarett getragen wurde.

Hier hörte er, daß Wilson sich zurückziehen wollte. Er schickte zu ihm und beschwor ihn festzubleiben. Heute oder nie müsse Delhi fallen. Die Folgen eines Rückzuges seien unabsehbar, die nächste Folge aber wäre der sichere Untergang des englischen Heeres. Er bekam einen Zettel zurück: „Ich bin vollkommen fertig." Da richtete sich Nicholson auf seinem Lager auf und rief: „Gott sei Dank, ich habe noch Kraft genug, um ihn zu erschießen, wenn es nötig ist."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er hielt Wache, bis die Meldung kam, daß Delhi gefallen sei. Legte sich hin und war in wenigen Minuten tot.

Das alles muß man sehen, wie mit seinen eigenen Augen, um die Soldaten zu begreifen, die in Gewaltmärschen von Delhi aufbrachen, sich in Cawnpore mit andern Truppen vereinigten und weiter gegen Lucknow marschierten, wo eine andere „Wheelersche Schanze" voll Frauen und Kindern mit Mühe standhielt. Märsche durch die indische Nacht, wo jeder Schritt „Rache für Cawnpore" in das Bewußtsein hämmerte, immer nur „Rache für Cawnpore!"

III

Mein Freund Heeder öffnete die Tür des Abteils: „Ich bin im Speisewagen."

Damit, schien es, wollte er wieder gehen.

Ich bestätigte: „Im Speisewagen."

Da saß er schon den ganzen Tag und führte lebhafte Gespräche mit einem jungen Engländer, über deren Gegenstand ich einigermaßen unterrichtet war, seitdem er mir beim Mittagessen ins Ohr geraunt hatte:

„Steinreich. Unionist — um an den Wänden hoch zu gehen. Redet vom lieben Gott, als ob der englischer Premier und ebenfalls Unionist wäre. Im übrigen — weißt du, was ihm in Benares den größten Eindruck gemacht hat? Ein Mister Smith, mit dem er am Abend Tennis gespielt, der ihn besiegt und sodann auf dem Weg vom Spielplatz nachhause zum Spiritismus bekehrt hat."

„Ich bin im Speisewagen", wiederholte Heeder nachdenklich, während er seine Rocktaschen abklopfte. „Hast du eine Zigarre?"

Er bekam eine Zigarre, die er schweigend und ein wenig umständlich ansteckte. Plötzlich setzte er sich mir gegenüber.

„Komische Kerle, die Engländer.. Was ich eben von dem Jungen da gehört habe.. Du mußt wissen, der Sikandar Bagh in Lucknow ist ein Sommerhaus des letzten Königs von Oudh, in einem Garten, mit starker Umwallung. Er war 1857 von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3000 Aufständigen besetzt; keine zwanzig entkamen. Eine wüste Sache — wie du gleich hören wirst."

Er führte zwei Schläge in die Luft:

„Mittag." Schlacht in vollem Gang.

Die Hochländer und Sikhs hatten sich an die Seile der Geschütze gespannt und sie den Abhang vor dem Sikander Bagh hinaufgezogen. Nun lagen sie zu beiden Seiten der Batterie in einer Anpflanzung, durch einen kleinen Wall aus Lehm gegen das feindliche Feuer geschützt, und warteten auf den Augenblick, wo sich in der dicken Mauer über ihnen ein Riß zeigte.

Ganz vorn, in der ersten Reihe der Hochländer, kauerte der Gemeine Hope. Er lehnte gegen den Lehmwall und hielt das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett zwischen den Knieen. Jedesmal, wenn bei der Batterie ein Mann getroffen wurde, oder wenn in der Nähe eine Granate platzte, stieß Hope lange Flüche aus und machte Anstalten, auf eigene Faust zum Angriff überzugehen. Seine Kameraden packten ihn am Rockkragen, und dann kauerte er wieder eine Weile still da und stierte einen Hochländer an, der einige Reihen hinter ihm unbeweglich auf den Knieen lag, die gefalteten Hände um das Gewehr gepreßt, und zu beten schien. Das war Wallace, der Gemeine Wallace, der im Regiment wegen seiner Frömmigkeit der „Quäker" genannt wurde. Zwar galten die Hochländer allesamt für gottesfürchtige Leute, die es mit der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten im allgemeinen ernst nahmen. Sie bildeten eine militärische Gemeinde mit Pastor und Kirchenältesten und führten, wahrscheinlich als einziges Regiment, eine vollständige Ausstattung von Abendmahlgefässen mit. Insofern wäre also der Gemeine Wallace keine auffallende Erscheinung im Regiment gewesen. Aber dieser Schotte trank nicht. Er trank nie. Ja, er legte einen großen Abscheu gegen alle geistigen Getränke an den Tag. Die Schotten hatten gedacht, daß dies auch der Grund sei, warum er den Trunkenbold Hope mit Verachtung, ja mit Haß ansah. Ein Gefühl, das Hope aufrichtig erwiderte. Allmählich waren sie jedoch dahinter gekommen, daß es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit den beiden eine andre Bewandnis haben mußte. Der Quartiermeister meinte, daß Wallace beim Eintritt in das Regiment bereits von Hope gewußt habe. Beide waren als Freiwillige von einem andern Regiment gekommen, Hope als erster, gleich darauf Wallace, und Wallace hatte in Dover nach Hope gefragt und dann gebeten, bei derselben Kompagnie eingestellt zu werden. Sie sprachen nie ein Wort miteinander. Während der Ueberfahrt konnte man Wallace beobachten, wie er im Mondschein das Deck auf und abschritt und mit lauter Stimme französische Verse hersagte. Ueber Hope hatte der Pastor geäußert, daß er besser Latein spräche, als er selbst, und wenn Hope betrunken war, fluchte er in verschiedenen Sprachen, die niemand verstand. Er bekam häufig Geld zugesandt, das er teils vertrank, teils verspielte, wenn er es nicht zu leichtsinnigen Frauenzimmern trug. Im Feld marschierte und kämpfte er wie ein Teufel, und seine Kameraden liebten ihn mehr, als den Quäker, obwohl der vielleicht ein ebenso tüchtiger Soldat war und des öftern befördert werden sollte. Uebrigens lehnte er jedesmal mit einem Bibelspruche ab.

Wallace nun begegnete dem wütenden Blick Hopes, ohne eine Miene zu verziehen. Kaum, daß die Lippen des Quäkers, die sich in stillem Gebet bewegten, einen kurzen Augenblick wie erstarrt stehen blieben. Zugleich sprang ein Kanonier bei der Batterie senkrecht in die Luft und kam tot neben Hope zu liegen.

„Well! Ihr lehrt uns Gymnastik", schrie Hope und schickte, während er sich umdrehte und über die Lehmmauer nach dem Sikander Bagh hinüberspähte, eine Flut von Flüchen und unflätige Redensarten hinterdrein, die der Hauptmann mit der Bemerkung aufzuhalten suchte, Gemeinheiten seien kein Zeichen von Tapferkeit, und ein Soldat müsse sich schämen, in einem solchen Augenblick zu fluchen.

„In einem solchen Augenblick?" Hope schnellte auf die Beine. Er biete dem Tode Trotz. Die Kugel, die ihm den Mund verbieten sollte, sei noch nicht gegossen, und er schere sich den Teufel darum, was der Hauptmann dächte. Die Mauer reichte ihm nicht bis an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Brust. Er warf einen Blick auf Wallace, drehte sich um und schoß stehend, wie auf dem Schießstand, nach dem Sikandar Bagh. Ein Kugelregen antwortete. Hope lud und legte an.

Der Hauptmann befahl einem Korporal mit einigen Leuten, Hope zu verhaften und hinter die Front zu schaffen. Aber der Pfeifermajor, der neben ihm stand, sagte:

„Lassen Sie den armen Jungen. Er ist gezeichnet. Er wird die Sonne nicht untergehen sehen."

Unterdessen hatte Hope wieder gefeuert und war auf die Mauer gesprungen. Dort traf ihn eine Kugel. Sie schlug auf die Schnalle des Gürtels, glitt ab und riß den Leib auf, so daß die Eingeweide ihm bis auf die Kniee herausfielen. Er brach zusammen, hielt sich aber mit beiden Händen fest, um nicht hinter den Wall zu fallen. Erst als er den letzten Atemzug getan hatte, rollte der Körper, von den einschlagenden Kugeln geschoben, langsam zurück.

Da schob sich der Quäker Wallace heran, blickte in das entstellte Gesicht und sagte feierlich: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott. Aber die Rache ist mein, sagt der Herr, ich will vergelten."

„Er war gezeichnet", wiederholte der Pfeifermajor. „Herr, vergieb uns unsre Sünden, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

Der Hauptmann rief ungeduldig:

„Wallace, kehren Sie sofort an ihren Platz zurück."

Der Quäker hob das Gesicht, und als er sich entschuldigte, oder als gäbe er die Lösung eines Rätsels, sagte er:

„Ich bin zu Euch gekommen, um diesen Mann sterben zu sehen."

„Wallace", schrie der Hauptmann mit zornheiserer Stimme..

Die ganze Kompagnie war aufgesprungen. „Los, Jungens!" Der Oberst sprengte winkend vorbei und setzte über den Wall. „Rache für Cawnpore!"

Die Hochländer stießen ein Gebrüll aus.

„Rache für Cawnpore!"

Dann waren sie durch das kleine Loch in der Mauer und im Hof des Sikandar Bagh. Drinnen marschierte der Pfeifermajor ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

messenen Schrittes auf und ab und ließ den Dudelsack ertönen. Er hielt sich an der Mauer, um niemand zu stören, und auch, um die Neuangekommenen zu empfangen, die durch die schmale Bresche kletterten und durch ein Fenster, dessen Eisengitter sie soeben herausgerissen hatten. Wenn irgendwo im Hof ein besonders wildes Handgemenge im Gange war, so näherte er sich mit seinem Dudelsack und blies, schnell und schneller, und so stark er konnte, bis das Knäuel, das mit hundert Beinen im Boden festgewurzelt schien, sich lockerte und endlich ins Rollen kam. Dann ging er weiter. Während des stundenlangen Kampfes schwieg der Dudelsack keinen Augenblick.

„Dean! Dean! Für den Glauben!" schrieen die Rebellen, und die Sikhs, die zwar ebenfalls „für die Kirche" kämpften, aber auf der andern Seite, antworteten mit ebensolchem Geschrei. Dazwischen, wie ein dumpfer Herzschlag: „Cawnpore!"

Von den Fenstern der den Hof umgebenden Häuser fielen die Kugeln wie ein Platzregen. Stufe um Stufe der engen Treppe mußte mit dem Bajonett erkämpft, Tür um Tür erbrochen werden. Der Pfeifermajor im Hof konnte das Vorrücken der Engländer und Sikhs an den Fenstern der Stockwerke verfolgen. Hörte das Feuern in einem Fenster auf, so hatte das Handgemenge in dem Zimmer begonnen. Blieben die Fenster dann leer und trat Stille ein, so kämpften dort Engländer. Waren es dagegen Sikhs, so nahm das Geschrei an Heftigkeit zu, bis, in einem furchtbaren Ausbruch, tote und verwundete Rebellen aus den Fenstern zu stürzen begannen.

Der Quäker Wallace kämpfte laut singend im Hof.

„Das ist mir lieb", sang er, „daß sich das Ohr des Herrn mir neigt" und schoß.

„Daß mein Gebet zu jeder Zeit bis zu ihm steigt" und lud.

„Ich will dem Herrn vor seinem Volk meine Gelübde bezahlen" und schoß.

Er stach einen Rebellen nieder.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Den heiligen Kelch will ich nehmen und die Mühle des Herrn mahlen."

Während die andern in Gruppen vorgingen, kämpfte Wallace allein. Später sah er, wie eine Kanone in den Hof geschleppt und auf die Tür eines Turms gerichtet wurde. Der Schuß krachte, und bevor der Rauch sich verzogen hatte, war Wallace durch die eingefallene Tür gestürzt und erklomm schießend und fechtend die Treppe. Man hörte ihn auf der Spitze des Turms singen, und dann trat Stille ein.

Gleich darnach war er wieder im Hof unter einem großen Feigenbaum. Krüge voll Wasser standen da. Neben den Krügen lagen Leichen von Hochländern, und Wallace bemerkte, daß sie alle von oben durch den Schädel geschossen waren. Er trat einige Schritte zurück und durchforschte mit den Blicken die Baumkrone. Plötzlich:

„Ich sehe ihn!" und während er sorgfältig zielte, begann er wieder:

„Ich will dem Herrn vor seinem Volk meine Gelübde bezahlen."

Und schoß.

Herabfiel ein Körper, der mit einer engen roten Jacke und eben solchen seidenen Hosen bekleidet war. Als er auf dem Boden aufschlug, riß die Jacke und entblößte die Brüste einer jungen Frau. Eine schwere Kavalleriepistole war ihrer Hand entglitten, eine andere stak noch, geladen, im Gürtel.

„Sieh mal einer dies Hürchen!" Ein Hochländer, dem Blut über das pulverschwarze Gesicht floß, stellte sich breitbeinig vor die Tote. „Wollte mich gerade ein wenig abwaschen."

Wallace hielt ihm schnell den Mund zu und sank schluchzend an die Brust des erschrockenen Hochländers, der ihn stammeln hörte:

„Hätte ich gewußt, daß es eine Frau sei. — Ich wäre tausendmal lieber gestorben, als ihr ein Leid zu tun..."

Am andern Tag entsetzten sie die Residenz und brachten die Frauen und Kinder nach Allahabad, von wo diese auf Dampfbooten Kalkutta erreichten. Seltsamer Weise hat sich später keiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Hochländer erinnern können, was aus dem Quäker Wallace geworden, ob er irgendwo gefallen, oder ob er nachhause zurückgekehrt sei.

*

Heeder hatte sich erhoben.

„Muß ich dir erst sagen, daß der Kerl mir tief unsympathisch ist? Aber der Kleine schwärmt für ihn. Er behauptet, das sei ein echter Schotte gewesen — bis aufs Trinken versteht sich — und er, der Kleine, ist eigentlich auch Schotte. Na, wollen mal weiter hören."

Als ich um Mitternacht schlafen gehen wollte und mich nach Heeder umsah, saß er noch immer mit dem Engländer, der eigentlich Schotte war, im verdunkelten Speisewagen. Der Tisch war mit Flaschen Sodawasser bedeckt, aus denen eine Pulle Whisky ragte. Vor ihnen und hinter ihnen waren Stühle aufgetürmt, die Beine nach oben, und es sah aus, als säßen die beiden in einer Verschanzung.

Unter den Tischen schliefen, in gekrümmter Haltung, den weißen Turban über die Ohren gezogen, die Boys des Speisewagens. Sie lagen wie Tote. Der Zug fuhr mit einem harten Rauschen durch die Nacht.

Bergson muß es wissen!

Von Arthur Bonus

Bergson, der in Deutschland nach Verdienst bekannte Pariser Philosoph, hat es für eine wissenschaftliche Pflicht erklärt, nämlich eine Pflicht der psychologischen Wissenschaft, darauf hinzuweisen, „daß in der Brutalität und im Zynismus Deutschlands, sowie in seiner Geringschätzung jeder Gerechtigkeit und Wahrheit eine Rückkehr zum Wildentum liegt."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bergson muß das wissen.

Denn erstens hat er seine Hauptanhängerschaft in Deutschland, und er muß natürlich ein Gefühl davon haben, wie die Kultur eines Volkes aussehen muß, das seine Philosophie mit soviel Anerkennung aufnimmt. Dies klingt ironisch, ist es aber nur durch immanente Ironie.

Denn zweitens: Bergson hat seine Philosophie aus Deutschland. Er, Boutroux und andere haben das Verdienst, den Franzosen den deutschen Idealismus, besonders Fichtescher Richtung, als Korrektur und Gegenmittel gegen ihren Materialismus gebracht zu haben. Das ist auch der eine und Hauptgrund davon, daß seine Philosophie so viel Anklang in Deutschland fand. Man erkannte im fremden Gewand die heimische Geistesart wieder, und die Geistreichigkeit, mit der er diesen deutschen Idealismus vortrug, gab der Lehre einen Charme, der in Verbindung mit der Gewohnheit, die Mode aus Paris zu holen, die guten Deutschen sehr gefangen nahm.

Bergson ist seiner Abstammung nach polnischer Jude. (In England geboren meines Wissens). Aus den Reihen der russischen und polnischen Juden haben sich im Laufe der Zeit garnicht wenige sehr begabte Anhänger des deutschen Idealismus einen Namen guten Klanges erworben. Man denke an jenen wunderlichen Salomon Maimon, den der in solchen Dingen sehr zurückhaltende Fichte so ehrenvoll erwähnte, aus neuerer Zeit an Lipiner, aus dessen Nachlaß Natorp eine tiefsinnige Dichtung, Adam, das Vorspiel zu einer Christustrilogie, herausgegeben hat (Stuttgart, Spemann), an David Koigen, der uns zwei wundervolle, wenn auch nicht leichte Bücher über Philosophie der Kultur (München, Georg Müller) und Kultur der Demokratie (Jena, Diederichs) schrieb.

Wenn man diese drei Eigenschaften Bergsons und seiner Philosophie erwägt — seine nichtfranzösische Herkunft, die deutsche Herkunft seiner Philosophie und schließlich den deutschen Beifall zu ihr — und dazu nimmt, daß er Modephilosoph ist, was man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagen kann, ohne ihn herabzusetzen, denn auch gute Dinge werden mitunter Mode, so wird man begreifen, daß er das Bedürfnis fühlen muß, sich in den Augen der Franzosen zu reinigen, und man wird es ihm nicht zu hoch anrechnen, daß er bei diesem heiklen Geschäft — ähnlich wie Sarah Bernhardt, die vergessen machen mußte, daß sie die Tochter einer deutsch-jüdischen Musiklehrerin war — französischem und nicht deutschem Geschmack folgte.

Der Beitrag Bergsons zur Psychologie über die Deutschen fällt also selbst als Material der psychologischen Wissenschaft anheim. Leider ist er in dieser Eigenschaft, wie wir gesehen haben, nicht eben besonders tief.

Persisches

Von L. Nasariantz

Der Krug

An der Quelle drunten sah ich meine Geliebte, mit dem Krug auf der Schulter, mitten unter den anderen Mädchen.

Und ihr Lachen klang silbern und hell wie das Rieseln der Quelle. —

Ein Hirt ging vorüber und bat sie um einen erfrischenden Trunk.

Sie lächelte ihm freundlich und setzte den Rand des Kruges an seine Lippen. —

Dann nahte sich ein Spielmann und bat gleichfalls um einen Trunk.

Wieder lächelte sie und reichte ihm den Krug, damit er trinke. —

Aber als ich zu ihr trat, um meinen Durst zu löschen, da schlug sie den Krug an einen Stein, so daß er in tausend Scherben zersprang.

Laut lachten alle Mädchen und begannen, mich zu verhöhnen.

Doch ich war glücklich.

Meine Geliebte hatte mich vor den anderen ausgezeichnet ....

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siegeszuversicht

Das bewundernswerte Selbstvertrauen, mit dem die deutschen Armeen diesmal ins Feld zogen, die Zuversicht, den Kampf gegen eine ganze Welt in Waffen durchhalten zu können, ein Gefühl, das auch das gesamte Volk ergriff, beruht selbstverständlich nicht auf Imponderabilien, wie Gottvertrauen, Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache u. dgl., die zwar nicht zu unterschätzende moralische, nervenstärkende Hilfsmittel sind, sondern auf ganz realen Grundlagen. Ueber nationale Einheitlichkeit, über Patriotismus, über das Bewußtsein, daß es populär gesagt, um die Wurst geht — verfügen die Gegner zweifellos auch. In keinem der uns feindlichen Staaten aber ist deren intelligenter Teil unerschütterlich davon überzeugt, daß was nur menschenmöglich in organisatorischer und technischer Vorbereitung des Krieges, vorgekehrt werden konnte, auch tatsächlich bis in die Einzelheiten hinein durchgeführt ist. Das Durchhalten, die rastlose Durcharbeitung des Werkes — macht keiner den Deutschen nach. Frankreich verfügt über vielleicht oft genialere, jedenfalls auf höchste Kraftleistungen gestimmte Organisationen. Führt sie aber niemals auch nur annähernd so durch, wie wir. England sieht den Krieg als eine zeitliche, hohe Sportleistung an und glaubt mit trainierten Muskeln und vielem Geld über Nacht ein Heer zusammentrommeln zu können, kommt also bei unserer Betrachtung kaum zum Zug. In Rußland hemmen verschiedenartige Reibungen, Intelligenzmangel, Korruption, überwiegendes Vertrauen auf Masse anstatt auf Qualität, jede den Deutschen ähnliche Durcharbeitung.

Dieses Gefühl, daß alles klappen müsse, daß Jeder auf seinem Posten stehe, daß für alle Fälle Ersatz und Nachschub zur Stelle sein werde, daß sowohl der militärisch vorzüglich ausgebildete und ausgerüstete, eigentliche Kampfteil der deutschen Armee seine Tüchtigkeit einsetze, wie auch die ganze technische Intelligenz des Deutschtums mit Kriegsausbruch ihr Können und Wissen restlos in den Dienst der kriegerischen Sache stellt, so daß Aufgaben gelöst werden können, die nicht rein-militärisch vorgesehen sind, — bildet die Hauptquelle der Siegeszuversicht.

Die Probe auf qualitative Ueberlegenheit ist schon in den ersten Gefechten und Kämpfen zu Gunsten der Deutschen geleistet worden. Das quantitative Uebergewicht, bekanntlich reine Sache der Führung, die lokal an wichtigen Punkten Ueberlegenheit der Masse schaffen muß, scheint aber auch — gefördert durch die exakten Leistungen des ganzen Apparates — bisher erreicht worden zu sein.

Die Zuversicht ist demnach kein Produkt von verfliegender Hurrabegeisterung und auf gegenseitiges Mitreißen zielender Nervenpeitschung.

Sie kommt aus dem festen ruhigen Vertrauen, daß wir Deutsche ohne Selbstüberhebung — den Vorzug besitzen, eine Organisation nicht nur zu entwerfen und im Großen festzulegen, sondern auch bis in's letzte Glied durchzuhalten.

Wir sind oft um dieser Eigenschaft wegen — verlacht und verspottet worden. Als pedantisch, kleinlich, die Individualität unterdrückend.

Jetzt wäre es an uns — zu lachen, wenn wir nicht zu ernst veranlagt wären ...

v. S.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausländerei

Wenn sich in dieser Zeit höchsten, inneren Zusammenschlusses des von aller Welt angegriffenen Deutschtums, auch eine Reinigung in der Nachäfferei fremdländischer Art in Sprache, Mode, Sitte u. dgl. vollzieht, ist dies nur zu billigen. Daß aber dabei vielfach über das Ziel geschossen wird und die Verdeutschung droht, in ebenso lächerliche und kleinliche Bahnen zu geraten, wie die Ausländerei, die sich z. B. den Verkauf von Luxuswaren bei uns nicht anders denken konnte, als unter französischem oder englischem Zeichen, ist eher bedauerlich. Das Deutschtum kann und wird, auch nach einem siegreichen Kampf gegen seine zahlreichen Gegner, nicht anstreben, eine chinesische Mauer um Deutschland zu ziehen. Ganz im Gegenteil muß das Ergebnis dieses großen Krieges, der vornehmlich dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands galt, dessen Tempo von den meisten Ländern nicht mehr mitgehalten werden konnte, die bestrittene, internationale Stellung deutschen Wirkens und Könnens im Weltwettbewerb großzügig festlegen. Frei von Lächerlichkeiten und Kirchturmbedenken. Ob da ein gemeinläufiges Wort, ein Name, eine Bezeichnung, die sich tief eingelebt haben, französischen oder englischen Ursprungs ist — zumeist ja nur hüben wie drüben aus dem Wortstamm einer toten, klassischen Sprache hergeholt — ist mehr als nebensächlich.

Wenn eine kleine Schneiderin, die nur für Kunden arbeitet, die kein französisches Wort sprechen, auf ihrem Schild „Modes" ankündete, ist das lächerlich aber keineswegs unpatriotisch, wenn auf einer Speisekarte gewisse Gerüchte, die tatsächlich der französischen Gastronomie entstammen, jetzt unverständlich in langen deutschen Umschreibungen geführt werden, der Deutsche durch eine förmliche Sprachenpolizei gehindert werden soll, Adieu und Pardon zu sagen, sind das kleinliche Uebertreibungen. Und nun gar, wenn sich — wie es tatsächlich geschah — Uebereifrige angelegen lassen wollen, französische Straßennamen, die an deutsche Heldentaten im letzten Krieg gegen Frankreich erinnern sollen, umzutaufen, grenzt dies geradezu an Unsinn, Friedrich des Großen „Sanssouci" darf ebensowenig wie der „Orden pour le mérite" in's deutsche übertragen werden, weil sich bestimmte, uns wertvolle, historische Erinnerungen an die Namen knüpfen, die ein gewisses Bild der Zeiten vorstellen, in denen die französischen Worte in Deutschland entstanden.

Wenn unsere Industrie, unser Kunstgewerbe, unsere Schneider, wie ja voraussichtlich, Geschick und Geschmack entwickeln, wird sich auch die deutsche Mode ohne Ausländerei leicht durchsetzen, bei Vermeidung der kleinlichen Paragraphierung der Fachausdrücke. Also keine Uebertreibung, keine Schildbürgerei, die zur neuerdings bekräftigten Größe des Deutschtums gar nicht passen wollen . . .

v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach dem zweiten Abschnitt des Feldzugs

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Am 10. September 1914 haben sich die zwei ersten Abschnitte des europäischen Kriegs in West und Ost abgerollt, und nur den harrenden Nerven war es noch immer nicht schnell genug.

Um die Mitte des August, als an den Dutzend von Kriegsschauplätzen die Mobilmachung Deutschlands zu Ende war, begann die Offensive der beiden Hauptgegner von Belfort bis Diedenhofen und an der ostpreußischen Grenze. Diese Offensive wurde in heißen Tagen der zweiten Augusthälfte gebrochen, und die „Alliierten" auf der ganzen, gewaltigen Länge beider Grenzen geschlagen und schlimmer als Varus ging eine Armee des Zaren in den Sümpfen Masuriens zu Grunde in einer der größten und erfolgreichsten Schlachten der Weltgeschichte.

Dieses gleichzeitige siegreiche Niederringen der feindlichen Offensive links und rechts war der „erste Streich" und Abschnitt, der die Gefahr und die Kraft Deutschlands in roten Farben beleuchtet hat.

Der zweite Abschnitt galt der Ausnützung dieses Sieges durch die deutsche Offensive in Feindesland. Er führte die deutschen Heere in einem Siegeslauf, dessen Bahn unerhörte Strapazen und große Opfer gesehen hat, bis an die Marne und an die Seine und nach Russisch-Polen, während in Galizien die österreichische Armee bei Lemberg vor russischer Uebermacht sich in Stellungen rückwärts gegen die Ausläufer der Karpathen zurückzog und in den Vogesen, wo Frankreich seine besten Alpenjäger das günstige Gelände ausnützen läßt, in vielen heißen und harten Einzelgefechten die Kampflinie langsam auf französischen Boden vorwärts geschoben wird. Verdun, Toul und Belfort mit der Kette ihrer Sperrforts sind noch nicht gefallen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Niederwerfung dieser großen Hindernisse und der Niederwerfung der französischen Armee, die sich vor Paris gestellt und gesammelt hat, sowie der russischen Nachschübe gilt der dritte Abschnitt, der in der zweiten Septemberwoche begonnen hat. In diesen Abschnitt fallen auch voraussichtlich die deutschen Versuche, an der belgisch-französischen Nordküste Fuß zu fassen, ein Unternehmen, das der deutschen Flotte den Stützpunkt vom Festland aus geben könnte, den sie bisher in überlegter Zurückhaltung durch Helgoland erhalten hat.

Von dem Erfolg des Feldzugs in diesem dritten Abschnitt wird seine Dauer ganz wesentlich abhängen. Vermag das außerordentliche Tempo und die siegreiche Stoßkraft, welche die zwei ersten Abschnitte auszeichnet, auch im dritten Abschnitt beibehalten zu werden, dann ist die Niederwerfung der geschlagenen Gegner besiegelt, auch wenn sich die Verfolgung und die etwaige Operation gegen England noch hinzieht. Würde umgekehrt die kühne Verteilung der deutschen Armeen über außerordentlich weite Gebiete einen erfolgreichen Widerstand der bei Paris zusammengezogenen französischen Streitmacht ermöglichen und den Russen Teilerfolge über Oesterreich verschaffen, so würde der dritte Abschnitt sich und damit den Krieg lange hinziehen. Was Deutschland hoffen darf und hoffen muß, das fühlt jeder Mann im Feld und jeder in der Heimat.

Die Truppen haben überall außerordentliches geleistet. Sie haben zahllose, vielfach grausame und fast überall tapfere Feinde vor sich. Das Letztere zu bestreiten wäre nicht bloß ungerecht, sondern auch unklug. Der Sieg über einen tapferen Feind ist größer, als über einen untapferen. Selbst die regulären belgischen Truppen haben sich mutig und viel besser geschlagen, als man erwartet hat. Die Franzosen haben an vielen Stellen ihren außerordentlichen Elan betätigt.

Viele deutsche Häuser und Hütten haben schon Trauer angelegt und schmerzlich groß ist die Zahl der Lazarette und der Verwundeten. Tief ist auch — es liegt kein Grund vor, dies zu verschweigen —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Eindruck der Kriegsgreuel auf diejenigen, die sie mit eigenen Augen sahen und diejenigen, die sie vom Hörensagen kennen lernen. Da und dort wird unmenschlich gekämpft, da und dort wird kein Pardon gegeben. Und das englisch-französische Heer im Nordwesten hat Dum-Dum-Geschosse hergestellt. Der Reichskanzler hat in einem guten Schreiben an die Pressevereinigung der Vereinigten Staaten Anklage vor der öffentlichen Meinung des andern Weltteils erhoben.

Der Kaiser hat wegen dieser besonderen Grausamkeit den Präsidenten Wilson, als einen der hervorragendsten „Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit" apostrophiert. Daß er sich an diese Adresse mit dieser Begründung wandte, erscheint mir ganz besonders glücklich zu sein. Herr Wilson hat damit ein begrenztes Mandat und zugleich eine moralische Legitimation, für die Menschlichkeit einzugreifen. Diese ist nicht bloß durch die Dum-Dum-Geschosse gefährdet und der Präsident der Vereinigten Staaten wird sich gewiß sagen, daß eines der Mittel gegen jenen Mißbrauch ein nicht zu später Friede sein wird. Es kommt bei jedem Streit und Feldzug und vor allem bei einem Krieg, der einen ganzen Weltteil in Blut taucht, der psychologische Moment, in der die Frage von Jedem im stillen erwogen wird, ob die Zwecke des Kriegs nicht auch durch seine Beendigung rascher erreicht werden könne. Herr Wilson ist nicht bloß ein ideal gerichteter, sondern auch ein kluger Mann. Er wird den Spezialauftrag nicht ablehnen und in Verbindung mit den angeklagten Gegnern Deutschlands treten. Wenn sich daraus Verhandlungen mit ihren Bevollmächtigten und Oberhäuptern ergeben, dann wird er Gelegenheit haben, den psychologischen Augenblick zu erspähen. Vorher möge er sich durch seine Botschafter und Konsuln in Deutschland über einige Punkte objektive Berichte kabeln lassen, darüber: Ob die Behauptung, daß Deutschlands Kräfte „erschöpft" seien, auf Wahrheit beruht oder nicht? In welcher außerordentlicher Masse noch jetzt im September Truppen im Innern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Deutschland bereit sind, wie groß die Zahl der kriegstüchtigen Freiwilligen ist und wie viele Armeekorps aus ihnen gebildet werden können? Welche Ausrüstung, welche Waffen, welche Bekleidung alle tragen, was der Geist dieser frischen Truppen ist? Das Alles kann in jeder deutschen Stadt auf der Straße beobachtet werden. In jedem Lazarett kann man erfahren, wie groß der Bruchteil der Verwundeten ist, die durch eine ausgezeichnete Fürsorge rasch geheilt, wieder in die Front zu kommen brennen. Leicht zu erheben ist der Reichtum der deutschen Ernte, vor allem in Getreide und Kartoffeln und der günstige Zustand des deutschen Wirtschaftslebens in Stadt und Dorf, vor Allem, wie geschlossen die Stimmung in Deutschland, ohne jede Ausnahme in der ganzen Bevölkerung und wie stark der Entschluß ist, nur einen soliden Frieden abzuschließen, der uns Sicherheit und Ruhe, Schadloshaltung und Entwicklung gewährleistet.

Wenn sich Herr Wilson zugleich über die entsprechenden Zustände in Frankreich und in Rußland Kenntnis verschafft, dann wird er durch die Vergleiche und den bisherigen Verlauf des großen Ringkampfes die Richtlinien erkennen, nach welchen sich die Neugestaltung zu vollziehen den weltgeschichtlichen Drang hat.

Die auswärtigen Ministerien von England, Rußland und Frankreich haben eine Kollektiverklärung erlassen, daß keiner dieser Staaten ohne den andern Frieden schließen wolle. Das kann eine taktische Demonstration sein und dann ist in diesen Tagen, wo sich jene Regierungen und ihre Presse mit allen Mitteln Mut einzuflößen sucht, von deutscher Seite nichts dagegen einzuwenden. Es kann aber auch mehr dahinter stecken, nämlich das Verbot Englands an Frankreich, einen die Interessen Frankreichs wahrnehmenden Separatfrieden zu schließen. Erlangbar mag dieses Verbot durch die andernfalls angedrohte Verweigerung weiterer Unterstützung bei Nichtunterwerfung sein. In diesem Falle läge

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine grauſame Erpreſſung Englands auf Koſten des armen Frankreichs vor, das bis ans Verbluten gebracht werden ſoll, um die Chancen des engliſchen Friedensſchluſſes zu verbeſſern. Dann wäre Frankreich der verwundete Gefangene Englands.

Unter den vielen und unerſetzlichen Opfern, die der Krieg ſchon gefordert hat, iſt der Verluſt des vor dem Feind gefallenen Reichstagsabgeordneten Frank beſonders hervorzuheben. Frank und Jaurès, dieſe hervorragenden Parlamentarier und Staatsmänner haben, ſobald unblutige Zeiten eingetreten ſind, Anſpruch auf eingehende Würdigung in den Spalten dieſer Zeitſchrift, deren ausgezeichnete Mitarbeiter ſie geweſen ſind. Denn zwei Länder haben an beiden viel verloren.

Großbritanniens Heer

Von Generalmajor z. D. v. Spröſſer

Nach dem Geſetz vom Jahre 1808 beſteht in England die allgemeine Milizpflicht, vom 18. bis 30. Lebensjahr, davon 6 Monate des 1. Jahrs bei der Fahne. Doch iſt dieſes Geſetz ſchon ſeit 1809, infolge der Abneigung des wohlhabenden Engländers gegen jeden Zwang, außer praktiſcher Wirkung; Armee, Miliz und Freiwillige ergänzen ſich nur durch freie Werbung von Landeskindern, nicht Ausländern.

Da die Truppen aus Indien (insgeſamt ca. 70 000 Mann, 21 000 Pferde, 500 Geſchütze) und den Kolonien für einen europäiſchen Krieg wohl nicht oder jedenfalls nicht in ganzer Stärke herangezogen werden können, auch nach ihrer Zahl gegenüber dem deutſchen Millionenheer nicht ins Gewicht fallen, ſo kommen für den jetzigen Krieg nur die Truppen der regulären, aktiv

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dienenden Expeditionsarmee (expeditionary oder striking force) in der Stärke von ca. 160 000 Mann, 50 000 Pferden, 500 Geschützen, 180 Maschinengewehren in Betracht, gegliedert in 6 Infanterie-Truppendivisionen und 1 Kavallerie-Division zu 4 Brigaden — die nach den neuesten Nachrichten schon vollzählig in Frankreich gelandet sind und das Schicksal ihrer Bundesgenossen, der Franzosen, geteilt haben d. h. von der Armee des deutschen rechten Flügels geschlagen worden sind —, ferner die Armeereserve in Stärke von 140 000 Mann und die Spezialreserve, welch letztere zum Ersatz von Abgängen an Nichtkombattanten in der Expeditionsarmee verwendet werden soll.

Ueber die glänzende Erscheinung und Ausstattung, auch in Bezug auf Verpflegung, der englischen Expeditionsarmee haben die Tagesblätter aus der Zeit ihrer Landung an der französischen Küste (Boulogne sur Mer) einige Angaben gebracht. Der angeworbene englische Soldat ist heute noch ebenso anspruchsvoll wie vor 100 Jahren, wo nach der Schlacht bei Belle Alliance Wellington erklärte, er könne sich der durch die Preußen eingeleiteten Verfolgung nicht anschließen, da der englische Soldat die gewohnte Ruhe und Verpflegung brauche. Vielleicht hat ihm die jetzige Verfolgung durch die Deutschen andere militärische Begriffe beigebracht ...

Die Dienstzeit der regulären Truppen beträgt 12 Jahre, davon aktiv: bei der Linien-Infanterie und -Kavallerie 7 Jahre, bei der Garde-Infanterie 3, bei der Garde-Kavallerie 8, bei der Feldartillerie 6, bei der Festungsartillerie 8, bei den technischen Truppen und den Hilfsdiensten 2—3 Jahre. Den Rest der Dienstzeit gehören diese Mannschaften der Armeereserve an. Während der ersten sechs Monate eines Krieges ist mit einem Nachschub von etwa 15 Offizieren, 13 000 Mann, 1200 Pferden zu rechnen. Damit würde auch die Zeitungsnachricht stimmen, daß der englische Kriegsminister, Lord Kitchener, die Absicht habe, demnächst weitere 12 000 Mann nach Frankreich zu senden. Ob sie freilich dazu kommen werden, Lücken auszufüllen, ist fraglich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Territorial-Armee (territorial forces) — auf dem Papier 315 000 (einschließlich Offiziere), in Wirklichkeit am 1. Juli 1913 250 000 Mann stark — ist in 14 Infanterie-Divisionen zu je 3 Brigaden und 14 berittene Brigaden (Yeomanry) gegliedert. Davon sind ca. 20 000 Mann zur Küstenverteidigung bestimmt. Die Divisionskommandeure und je ein zugehöriger Generalstabsoffizier und Verwaltungsbeamter sind der regulären Armee entnommen. Diese „Stäbe" bestehen also schon im Frieden. Die der Territorialarmee angehörenden Offiziere und Mannschaften sind nicht verpflichtet, außerhalb Großbritanniens zu dienen; man rechnet jedoch darauf, daß sie sich dazu bereit erklären werden.

Die Ausbildung der Territorialarmee beschränkt sich auf eine Rekrutenausbildung von 40 Uebungsstunden im ersten Jahre, 10—20 Stunden und Teilnahme an einem Uebungslager in der Dauer von 8—15 Tagen in den folgenden Jahren. Ihre Offiziere sind zumeist pensionierte Offiziere der englischen Armee und der Spezialreserve. Die eigentliche Ausbildung soll erst im Kriegsfall erfolgen; deshalb wird auch die Territorialarmee gleichzeitig mit der Expeditionsarmee mobilisiert.

Die Rekrutierung sowohl des regulären Heeres als auch der Territorialarmee und der Spezialreserve ist in den letzten Jahren andauernd zurückgegangen.

Ob die Kriegsbegeisterung die 500 000 Freiwilligen, mit denen im jetzigen Kriege Lord Kitchener rechnet, zu den Fahnen bringen und wann diese Freiwilligen als „kriegsfertig" auf dem Kontinent erscheinen werden, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist der in England sonst so niedrig eingeschätzte „Tommy", der Landsoldat, im Preise erheblich gestiegen. Möglich ist, daß die infolge des Krieges neuerdings in England einsetzende Arbeitslosigkeit dazu beiträgt, die Reihen zu füllen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lohnet das Vertrauen

Von Landtagsabgeordneten Johannes Fischer (Heilbronn)

Die deutsche Arbeiterschaft hat der Welt ein glänzendes Beispiel von hoher Verantwortlichkeit und tiefem Vertrauen zu den übrigen Volksgenossen und gegenüber dem Staat gegeben. Es widerstrebt uns zwar und wir haben es auch nicht nötig, daraus so etwas besonders unerwartetes herauszulesen, denn es war immer unsere feste Ueberzeugung, wenn man die Arbeiter klar sehen läßt, wie die Dinge liegen, dann ziehen sie auch die rechten Konsequenzen daraus. Nun ist dem Vorspiel des Krieges die große Erzieheraufgabe zugefallen und sie hat den Erfolg gehabt, den wir erwartet haben. Aber immerhin, es ist bei der tiefen Kluft, die zwischen Arbeiterschaft und Staat sich aufgetan hatte, ein Beweis großen Vertrauens, daß sie diesen Lehren des Augenblicks so völlig und rückhaltlos sich beugte, auch wo starke Gefühlswiderstände zu überwinden waren. Und man ist berechtigt, nun auch an die andere Seite des deutschen Volkes, an die besitzenden Kreise die dringende Bitte zu richten, dies Vertrauen zu lohnen.

Es wäre töricht zu behaupten, daß für die Arbeiter nicht auch gewichtige eigene Interessen mitsprechen würden, bei dem Kampf um die deutsche Selbstbehauptung. Aber jedermann weiß doch auch, daß die Möglichkeiten auf den verschiedenen Lebensgebieten für den Arbeiter verhältnismäßig eng abgesteckt waren und daß darum die jetzt anbrechende schwierige Zeit, an ihn und seine Angehörigen Forderungen der Entbehrung stellt, die viel unmittelbarer und empfindlicher wirken, als bei den besitzenden Kreisen. Wer es kann, der sehe sich einmal in den Vorzimmern um, wo die Frauen der im Felde stehenden Arbeiter, Angestellten, kleinen Handwerker ꝛc. sich sammeln, um auf ihre Unterstützung zu warten und höre dort still zu, was für Melodien an sein Ohr dringen. Oder er gehe zu denen, die durch den Krieg erwerbslos geworden sind und frage sich, wie er wohl selbst in solcher Situation sich ausnehmen würde. Da werden wirklich Opfer gefordert, die diesen Namen verdienen. Es ist gewiß wahr, daß die herbsten Wunden allen Ständen gleich geschlagen werden und der persönlichste Schmerz überall die Häuser umlagert, aber nach der wirtschaftlichen Seite sind große Unterschiede unleugbar und hier hat der Reichtum jetzt eine große Mission zu erfüllen.

Ich hörte heute Abend von einem Freund aus der Klavierbranche, daß verschiedene seiner Kollegen bereits beginnen, sich in einen neuen Beruf einzu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

arbeiten, der auf einer gröberen Stufe der Wirtschaftsentwicklung steht, als sein seitheriger und verschiedene Fälle sind mir schon zu Ohren gekommen, wo aus ähnlichen Gründen die 3 Zimmerwohnung der 2 Zimmerwohnung schon hat weichen müssen. Das wird unausbleiblich sein für noch manche, aber es darf nicht geschehen, daß daneben die vermöglicheren Kreise gar nichts von ihren zukünftigen Chancen preisgeben wollen, um nicht eventuell auch genötigt zu sein, mit größeren Anstrengungen und auf weniger bevorzugtem Platz aufs neue das Rennen beginnen zu müssen. Man kann ja gerade in diesen Tagen beobachten, wie wenig eigentlich Geld und Geldeswert respektiert wird. 5 Milliarden sind einmütig genehmigt worden und alles in Handel und Wandel ist dem einen großen Gedanken der Selbstbehauptung untergeordnet worden. Man muß die unverschämteste Seeräuberei tragen von England und Japan und was waren einem die Werte, die von den eigenen Volksgenossen im Ausland zurückgelassen werden mußten, wenn sie nur selbst heil nach Hause kamen. Ein völliges Umwerten der Werte auf einen Schlag, weil die Not dazu zwang. Wollten wir nicht aus eigenem Entschluß davon etwas hinüberretten in die Zeit, die jetzt für uns angebrochen ist. Eben jetzt, wo man den Faktor Gesinnung so ganz anders wieder zu werten lernt durch den Vergleich der deutschen Soldaten mit denen unserer Feinde, muß der Wille wachsen der Erhaltung dieser Gesinnung keine zu schweren Proben aufzuladen. Was von den Feinden über das deutsche Volk kommt, das tragen die Arbeiter, was aber aus mangelndem Opfersinn der eigenen Volksgenossen auf sie drückt, macht sie bitter.

Es ist allenthalben jetzt der Ruf ertönt, gebt Arbeit und er soll möglichst eindringlich gehört werden überall, wo es geht. Arbeit, zunächst nicht um den Gewinn zu mehren, sondern Arbeit um Existenzen zu fristen. Und die großen Geldinstitute haben jetzt ein gut Stück der innerdeutschen Zukunft in der Hand. Man täusche sich nicht; über eine so gewaltige, physische und moralische Anstrengung will nachher die Masse der kleinen Leute Rechenschaft und die Lasten die abgewendet, die Sorgen, die gemildert werden könnten, wenn die rechte Gesinnung, der rechte Geist dagewesen wären, werden dann doppelt in der Wagschale ziehen.

Was ist denn neben der Hingabe der stolzen männlichen Kraft schließlich alles Opfer an Geld noch. Wie manches wird nachher nur langsam und nur mit geteiltem Interesse wieder der Erwerbsarbeit sich zuwenden, nachdem es einen weggerissen hat, „als wärs ein Stück von mir." Aber dies große Leid wäre noch unerträglicher, wenn für den inneren Wert unseres Volkes nicht ein reicher Ertrag erwachsen würde. Das ist freilich nicht nur eine Geldfrage, aber doch sehr weitgehend auch eine solche. Wer kennt nicht die bitteren Stimmen derer, die als Krüppel aus früheren Kriegen ihr Leben gerettet haben und jetzt ungenügend

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

versorgt sind. Das muß diesesmal von vornherein anders in den Willen und den Pflichtkreis unseres Volkes eingestellt werden, als früher, denn unser Volk kann dann, wenn es sich im ganzen auf eine bescheidenere Lebenshaltung einstellt, auch diesem eine bessere — den anderen gleichartigere — Lebensmöglichkeit bieten. Es werden ja mancherlei Probleme auftauchen im Zusammenhang damit. Die halben und Drittelsarbeitskräfte reihen sich weder in die Vorstellung der Gewerkschaften, noch in die reine Nützlichkeitspolitik der Syndikate und großen Werke ohne weiteres ein. Sie werden aber jedenfalls nur dann richtig gelöst, wenn Opferbereitschaft und Dankbarkeit sich des großen Einsatzes dauernd erinnern, den jetzt Hunderttausende im Vertrauen darauf freudig wagten.

Es gab in Deutschland manch einen, die im Stillen fürchteten, es sei bei dem Kampf gegen die Sozialdemokraten nicht immer nur reiner Patriotismus gewesen, der zum Kampf gegen diese Partei antrieb, sondern es stecke der Egoismus auch zum guten Teil mit dahinter. Nun ist der Augenblick gekommen, diese auch von dieser Seite her Lügen zu strafen, so wie die Arbeiter das von der anderen Seite her gegen andere Auffassungen taten. Es steht irgendwo in der Bibel, „welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Möge das Resultat nach dieser Seite hin sich dem was von unten her geleistet wird, würdig an die Seite stellen.

Aus den Lothringer Kämpfen

Von Immanuel Braun

(Feldpostbriefe)

G.K.G. Bei X. (Luxemburg) hatte am 20. August, 6 Uhr nachmittags, die Brigade den Befehl erhalten, anzugreifen. Das Regiment ... marschierte, gefolgt von den ....., mit unserer Kompagnie als Spitze, 6 Kilometer nordöstlich. Hier erreichte uns der kurze Befehl: „Um 6 Uhr früh ist das Regiment im Besitz von Y."

Beim Schein der elektrischen Taschenlampe wurde schnell noch eine Postkarte an die Lieben in die Heimat geschrieben; wir wußten, es galt einen harten Kampf, dem mancher unserer Kameraden zum Opfer fallen wird. — Nacht war's, kalte Nebelschwaden lagen über den Feldern, da plötzlich tönten die ersten Schüsse, unsere Patrouillen waren am Feind. 3 Kilometer vor Y. begannen die Hindernisse; die breite Straße war durch gefällte Bäume gesperrt, die im freien Felde Marschierenden stürzten in Wassergraben, blieben in Drahtverhauen stecken.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tastend tappte man vorwärts. Immer wieder kam der leise Ruf von den Vorderen: „Drahtscheren nach Vorn!“ Endlich 4.30 Uhr morgens hatten wir das Dorf auf Sturmstellung erreicht; ein Halbzug unserer Kompagnie hatte als Patrouille tollkühn ein Haus in der dunklen Nacht gestürmt und wurde nun, mitten im Dorf, schrecklich beschossen. Es galt, unsere Kameraden zu retten. Mit Hurra ging es vor, ein Kugel-, Schrot- und Vogeldunstregen empfing uns. Aus allen Ecken und Enden krachte es, Ziegel flogen von den Dächern auf uns Stürmende, vergebens. Immer weiter drangen wir vor. Jedes Haus wurde von unseren erbitterten Soldaten genommen, die Türen eingeschlagen und alles, was in Weg trat, niedergeschmettert. Frauen mit 50, 60 Jahren traten mit Revolver in der Hand, schauderhaft verzerrten Gesichtern, uns entgegen. Das Bajonett tat fürchterliche Arbeit. Jedes Zimmer mußte erobert werden. Widerstrebend, doch bitter notwendig war das Vorgehen gegen Frauen und bewaffnete Knaben. Die lodernden Häuser waren zugleich auch die Grabstätten ihrer Besitzer, die in die Flammen zurückgeschleudert wurden. Mit dem Vieh hatten unsere Soldaten Mitleid, brüllend durchrasten die losgeketteten Tiere die Straßen. Doch weiter gings. Das Dorf war um 3/4 6 Uhr erobert, wir hatten den Termin pünktlich eingehalten. Das brennende Dorf lag im Rücken der Höhe. Hier oben empfing uns wütendes Feuer, die Häuser der Straße entlang waren besetzt, das Wasserwerk, 800 Meter nördlich der Festung, war befestigt. Links und rechts fielen die Kameraden. Der Angriff begann zu stocken. Von unserem Regiment waren nur noch 2 Kompagnien zu sehen, die anderen hatten ebenfalls starke Gegner gefunden. Hageldicht flogen die Geschosse und nur mit äußerster Anstrengung gelang es uns, die Kompagnie unter den Schutz der Häuser zu bringen, aus denen zwar selbst heftiges Feuer kam. Diese wurden von unseren erbitterten Kameraden genommen, gräßlich war hier das Würgen in den Häusern, die alle von bewaffneten Bauern und Weibern besetzt waren. Auch ihre Leichen wurden durch ihre brennenden Häuser eingeäschert. Weiter vorzugehen war unmöglich, schreckliche Verluste, heftiges Artilleriefeuer der nur 400 Meter entfernten Festung zwang uns, in dem nahen Wald Schutz zu suchen.

Unsere Tagesarbeit war getan. Unter dem Krachen und Brüllen der Festungsgeschütze, die prasselnd ihre Granaten in den Wald sandten, sammelte sich die Kompagnie. Füsiliere, die rechts von uns siegreich vorgingen, hatten sich zu uns verirrt. Da, um 4 Uhr nachmittags, ein Sausen und Krachen hinter uns, 50 Meter vor der Festung eine fürchterliche Explosion: „Hurra, unsere Mörser sind angekommen!“ Schon der zweite Schuß schlägt mitten in die Festung ein, Gruppe auf Gruppe folgt, die Erde dröhnt von den 250 Pfündern, der Franzose schweigt und zieht sich in seine Kasematten zurück. Um 7 Uhr steht die ganze Festung in lodernden Flammen, die Minen, die zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unserem Empfang gelegt, fliegen in die Luft, ein explodierendes Pulvermagazin läßt alles erbeben!...

„Freiwillige vor zu einer Patrouille nach M.!" Ich lese 6 von dem Dutzend raus. Es war schon dunkel. Blutigrot ist der Himmel von der brennenden Festung. Vorsichtig schreiten wir über das blutgetränkte Schlachtfeld, da und dort einem Toten ins Gesicht leuchtend, um zu sehen, ob's ein Kompagniekamerad ist. Ein leiser Schreckensruf eines meiner Freiwilligen läßt uns halten: Er hat seinen Landsmann entdeckt. Von einer Granate ist seine Brust vollkommen zerschmettert. Doch weiter geht's über das Totenfeld. Da kommen die rauchenden Trümmer des Dorfes. Brennende Leichen der ehemaligen Bewohner liegen auf der Straße, ein fürchterlicher Geruch überall, angebrannte Sophas, Betten, Tornister, Leichen, tote Pferde, ein Trümmerfeld. In einem Haus ein leises Wimmern: Ein kleines Hündchen hockt bei der Leiche eines jungen Menschen und begrüßt uns schwanzwedelnd. Es war dann unser ständiger Begleiter auf der Patrouille. — Da, halt, was sind das für Gestalten? 50, 60, 70 Männer, Frauen, Kinder nähern sich. Als sie uns sehen, beginnt ein schreckliches Wimmern und Flehen. „Grace, monsieur, grace." Halbangezogen, Säuglinge auf den Armen, Greise und kranke Frauen schleppend, nähert sich der jammervolle Zug. Frauen und Kinder sinken auf die Knie, umklammern die Füße und stammeln Worte. Kruzifixe, Franksstücke, silberne Löffel heben sie einem entgegen, Weinkrämpfe haben manche erfaßt. Da ging es einem heiß durchs Herz bei dem Gedanken: wenn das Schicksal solches Elend den Unsern in der teuren Heimat beschieden hätte!

Mit Mühe und Not sind die Jammernden zu beruhigen, Worte genügen nicht, ich streichle zum Zeichen unserer friedlichen Absicht einem kleinen Mädelchen den Kopf. Als Zufluchtsort gebe ich ihnen die Kirche an. Alles drängt sich zu uns, um uns die Hand zu drücken, zu küssen. Meinen biederen Schwaben wird sonderbar zu Mut bei dieser Huldigung. Mit den Worten: „Lieber haue me mit dene Saubaura rom, als die Flennerei von dene Weibsleut!" macht einer seinem beklommenen Herzen Luft.

Unser Auftrag war erledigt. Der Hunger und Durst meldete sich und die Kompagnie war jedenfalls einem kleinen Vesper nicht abgeneigt, nachdem wir seit dem Abend vorher nichts gehabt hatten. Also rein in den noch unversehrten Stadtteil, der eigentlich schon zu L. gehört.

Mit schußbereitem Gewehr und Revolver gings durch die Straßen. Die „Boulangerie" war das gesuchte Ziel. Die Schilder werden abgeleuchtet, da, endlich so ein Zuckerbäck. Alles geschlossen. Das Beil dient als Türklopfer. Der Bäck erscheint. Wir sagen ihm mit unserem Schulfranzösisch unser Begehr. „Nix Brot", war seine Antwort. Wir waren schneller in der Backstube, als der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mehlbruder glaubte. Der famose Geruch war verdächtig. Der Ofen wird geöffnet. Hurra! Am Bajonett hängt ein dampfender Brotlaib, ein halbes Wagenrad. 15 Stück ziehen wir auf diese Weise heraus, unsere Bajonette ersetzen die „Schießer." Inzwischen hatte ein findiger Bruder hinter einem Mehlsack eine angetrunkene Bierflasche entdeckt. Aha, wo eine ist, sind auch mehr. Von bewaffneter Macht begleitet, steigt der Bäckermeister in seines Kellers Tiefe, um mit einem Dutzend „Heller" zu erscheinen. Eine trinkt der wenigerfreute Spender auf unser Wohl, Rattengift ist keine angenehme Arznei, wie ein Tag zuvor ein Offizier von einem schurkischen Bauern erfahren durfte. In Säcken schleiften wir unsere Beute davon, nicht ohne vorher dem Wirt mehr der Ironie halber eine Quittung ausgestellt zu haben mit der vielsagenden Bemerkung: „La France payera notre compte!" Und zurück ging der Weg wieder über die Toten ...

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

VIII

Kiew.

Kommt man mit der Eisenbahn in Kiew an und wandert nun eine gute halbe Stunde dem Centrum der Stadt zu, so glaubt man sich in einer amerikanischen Stadt zu befinden. Ganz unrussische, vielstöckige Geschäftshäuser, von denen grelle Reklamen aller Art schreien, ganz unrussische eilige Menschenmassen, denen die Arbeitshast weithin sichtbar in Mienen und Beinen steckt. Unglaublich viel Lärm und Staub und Durcheinander.

Kommt man hingegen vom Djnepr her nach Kiew, so erblickt man weithin nichts als einen stillen Kranz lieblicher, mit Bäumen bestandener Hügel, auf denen sich weiße Klöster und Kirchen breit und massig wie für ewige Zeiten niedergelassen haben, mit riesigen goldenen Kuppeln, eine größer und goldener als die andere. Das ist das andere Kiew, das heilige Kiew, die „Mutter aller russischen Städte", wie der Russe sagt, die schon ein Jahrtausend alt ist.

Vom Bahnhof her merkt man auf Schritt und Tritt, daß man sich in der Handelscentrale ganz Südwestrußlands befindet. Ueberall Banken und Geschäftshäuser von Millionenfirmen, die Verwaltungsgebäude der Großzuckerfabriken, denn die ganze russische Zuckerindustrie hängt an Kiew, und unzählige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

große und kleine Handelshäuser, deren Kontore die Produkte Moskaus und Tulas, Kaukasiens und Sibiriens in den ganzen Süden und Westen des Reichs leiten.

Am Djnepr entlang aber brüten stumm auf grünen Hügeln wie goldene Hennen Klöster und Kirchen. Eine neben der andern. Nur wenn ihre Glocken läuten, dumpf und schwer wie gewaltige Domglocken, hitzig und grell wie Heidengebimmel, übertönt dies Kiew auch heute noch weit den Lärm der modernen Geschäftsstadt.

Geht man den breiten, über einen Kilometer langen Kreschtschatik, die Hauptstraße der Stadt, entlang, fühlt man sich als Großstädter in gewohnter Umgebung: Rathaus, Börse, Banken, Läden.

Aber man braucht nur eine kleine Schwenkung vorzunehmen und befindet sich in einer ganz fremden, in einer urrussischen Welt. Auf dem „Weg zur Lawra", dem angesehensten Kloster Rußlands, dem russischer Glaube jährlich eine Million Rubel einbringt. Kein Fürst hat einen schöneren, prächtigeren Wohnsitz als der Igumen dieses Klosters. Durch ein breites Tor, das heilige Tor, tritt man ein in den Klosterhof, in dem zur Zeit der großen Feste 150 000 Pilger lagern können. Rechts und links vom Eingang weiß gestrichene einstöckige Häuser, die Zellen der Mönche. An den Fenstern handgestickte Vorhänge, die edelsten Erzeugnisse russischer Handarbeit. Bewegen die Vorhänge sich leise im Wind und gestatten einen Blick in's Innere dieser Klosterzellen, so merkt man, daß die Heiligen in schwarzen Kutten und langen Bärten sich jedenfalls nichts abgehen lassen. Im Hintergrund die Mariä-Himmelfahrt-Kathedrale mit sieben goldenen Kuppeln und noch zwei prunkvolle Kirchen. Bei der Kirche der Kreuzerhöhung der Eingang zu den Höhlen des h. Antonius. Hier gruben sich vor rund tausend Jahren der Mönch Antonius und gläubige Genossen ihre Asketenzellen in den Lehmboden. Man bekommt eine Wachskerze in die Hand und einen Mönch als Führer. Da liegen sie nun in diesen finsteren, engen Erdhöhlen, 73 Heilige in offenen Särgen, Mumien in Prunkgewändern. Und dort ragt gar direkt aus dem Lehm ein mit einer Mitra geschmücktes mumifiziertes Haupt, das Haupt „Johannes des Leidensreichen." Der Asket grub sich hier bis an den Hals in Lehm ein und lebte so dreißig Jahre. Erzählt die Legende und der begleitende Mönch. In dieser Stellung starb er dann auch, und in dieser Stellung blieb der Leichnam bis heute. Es duftet nach Weihrauch hier unten, nach Mumien und Wachs, der Duft byzantinisch-russischer Orthodoxie, in dem für Sonnenlicht und Verstandesregungen kein Raum ist. Atembeklemmend. Die geweihte Stätte düsteren Glaubens und Aberglaubens, die vom Absolutismus noch besonders geschützt wird, denn dem Lawrakloster grade gegenüber befindet sich das Kriegsarsenal, mit Kanonen gespickt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So fließt denn auch das Leben Kiews in zwei Strömen dahin, die aus grundverschiedenen Quellen gespeist werden. Der eine vom Lawrakloster aus, der andere vom modernen Leben, dessen Mittelpunkt Universität und Polytechnikum abgeben. Beide Strömungen sind einander Todfeinde, und für gewöhnlich liegen sie in bitterem Streit mit einander.

Das geistige Leben der Stadt ist gespalten. Hie Orthodoxie und Absolutismus, hie Konstitution und Demokratie. Den ersten Kreis bilden Klerus, Verwaltung, Polizei und Militär. Den andern Professoren, Studenten, Arbeiter und ein groß Teil der Kaufmannschaft. Kein Wunder, daß der Streit um die Juden in Kiew in Permanenz erklärt ist. Der Streit tobt seit hundert Jahren, hat sich 1905 in einem Pogrom geäußert, bei dem es 31 getötete und 300 verwundete Juden gab, und tobt weiter.

Bis vor hundert Jahren war das heilige Kiew, das „Jerusalem Rußlands", eine für die Juden absolut verbotene Stadt. Es gab damals nur einen bestimmten Hof im Podol, im Handelsteil der Stadt, wo Juden vorübergehend absteigen durften. Als dann mehr Juden nach Kiew kamen, durften sie rings um diesen alten Hof herum wohnen und mußten für dies Recht an die Stadt jährlich eine Abgabe von 3000 Rubel zahlen. Als es mit dem Wohnrecht der Juden unter Alexander II. dann anders wurde, und die privilegierten Kategorieen wie überall im Reich so auch in Kiew ohne weiteres wohnen durften, verlor die Stadt damit jene Abgabe von 3000 Rubel jährlich. Sie ruhte nicht eher, als bis sie Ersatz für diesen Ausfall erhielt. Von Petersburg aus wurde er ihr denn auch bewilligt, und so mußten die Kiewer Juden auch weiterhin, obwohl sie privilegiert waren, der Stadt 3000 Rubel jährlich bezahlen. Wer aber sollte sie aufbringen, und in welcher Form sollten sie eingetrieben werden? Die Abgabe wurde so der Anlaß zu einer Art jüdischer Gemeindegründung in Kiew, deren Vertreter die russische Behörde einfach aus den ihr besonders genehmen Juden ernannte, welche die Abgabe eintreiben respektive aufbringen mußten.

Dann kamen die Einschränkungen der Judengesetzgebung und die „Erläuterungen", die stetig fließende Quelle ungesetzlicher Nebeneinnahmen für die Polizei. Zugleich aber wurde Kiew immer mehr Handelszentrum für den russischen Südwesten und immer mehr Juden aus dem weiten russischen Reich wurden nach dem Ansiedelungsrayon vertrieben, in dem Kiew liegt. Die drei Gouvernements Kiew, Podolien und Wolhynien, alle drei einander benachbart, zählten 1897 über eine Million Juden. Sie strömten hierher nicht aus freiem Willen, sondern sie wurden dort zusammengepfercht und zusammengedrängt, ob sie wollten oder nicht. Der geschäftliche Mittelpunkt aller drei Gouvernements wurde immer mehr und immer ausschließlicher Kiew. Dorthin

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drängten aus der ganzen Gegend alle Schichten, die vom Handel lebten oder von ihm zu leben gedachten. Da nun auch die Juden leben wollten, so drängten sie eben auch nach Kiew. Nicht nur die privilegierten, sondern auch die nicht-privilegierten Schichten, denn sie wollten ja auch leben, und Kiew bot ihnen immerhin noch am ehesten die Möglichkeit dazu. Die Kiewer jüdische Gemeinde wuchs, setzte sich aber in der Hauptsache, dem Wohnprivileg entsprechend, aus Kaufleuten erster Gilde und Handwerkern zusammen. Andere Juden durften, da sie nicht wohnberechtigt waren, nur vorübergehend, höchstens drei Tage in Kiew übernachten. Aber die Handelsstadt Kiew bekam immer mehr Bedarf an Handelsangestellten, und für diesen Bedarf eigneten sich die Juden jedenfalls nicht schlechter als die Russen. Auch die Juden strebten also immer intensiver nach Kiew, mochten sie nun privilegiert sein oder nicht. Die Polizei sah dem eine ganze Weile mit geschlossenen Augen zu und rührte sich nicht. Mit einem Male aber zog sie die Gesetzesschrauben kräftig an, und aus den Taschen der geängstigten nicht privilegierten Juden flossen die Rubelchen in ihre Tasche. Dann lockerten sich die Schrauben wieder, und neue Scharen Nichtprivilegierter strebten nach Kiew. Vorübergehend hatte ja jeder Bewohner Podoliens und Wolhyniens immer wieder in Kiew zu tun, soweit er nicht Bauer war. Er hatte bei den Behörden zu tun oder bei einer Bank oder in den Geschäften oder bei Gericht. Es lag nicht grade fern, sich, wenn sich Gelegenheit bot, in Kiew nieder-zulassen und hier sein Glück zu versuchen. So entstanden bald im Podol ganze Häuserblocks, deren Besitzer nur an nichtprivilegierte Juden vermieten. Ihre Zahl wird auch heute noch auf 5—10 000 geschätzt. Diese Hausbesitzer schmieren die Polizei, und Polizei und Hausbesitzer stellen sich gut dabei. Ist die Polizei aber schlecht gelaunt oder bekommt einen Druck von oben oder braucht besonders viel Geld, dann veranstaltet sie einfach eine Razzia auf nichtprivilegierte Juden, wie man anderswo auf Schwerverbrecher Jagd macht. Wer Rubelchen gespart hat, wird sie jetzt sicher los. Wer das Lösegeld nicht auftreiben kann, wird aus der Stadt verjagt und eventuell mit der nächsten Verbrecherkolonne abgeschoben. Mit Weib und Kind. Dann ist wieder für eine Weile Ruhe, bis die Polizei annehmen kann, daß eine neue Razzia sich lohnt, oder wenn eine solche von oben gewünscht wird, um „dem Gesetz Respekt zu verschaffen." Die Hasen auf den Feldern haben mehr Schonzeit als diese Menschen.

Mit der Zeit wurde die Stadtverwaltung neidisch auf diese Nebeneinnahmen der Polizei. Sollte sie nicht auch von dem Zuzug der Juden profitieren können? So erhöhte sie denn eines schönen Tages willkürlich die Abgabe von 3000 Rubel auf 12 000 und neuerdings sogar auf 15 000 Rubel. Da die Juden in Rußland vogelfrei sind, mußten sie sich damit abfinden, so gut sie konnten. Die jüdische Gemeinde wurde so zu einer möglichst straffen Organisation gezwungen. Ihre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausgaben deckte sie schon seit langem, wie es bei vielen jüdischen Gemeinden der Fall ist, durch eine Steuer auf koscheres Fleisch, das sie den Gemeindemitgliedern und anderen bietet. Da die Gemeinde wuchs, verpachtete sie diesen Betrieb an einen Unternehmer, der ein angemessenes Pauschale zahlen mußte. Davon unterhält die Gemeinde ihre Beamten, Schulen, Krankenhäuser ꝛc. und davon zahlt sie auch die 15 000 Rubel an die Stadt, die das Geld, wenn sie will, ungeniert für Zwecke verwenden kann, welche sich gegen die Gemeinschaft richten, von der sie es erhält. Die Polizei schröpft die Nichtprivilegierten, die Stadt die Privilegierten. Von den Juden aber kann man unmöglich verlangen, daß sie solche „Gerechtigkeit" lieben. Kein Wunder, daß sie sich, so weit sie überhaupt denken, konstitutionell oder radikal gesinnten Kreisen zugesellen. So stehen denn grade in Kiew russische Intelligenz und jüdische Seite an Seite; und der Absolutismus weiß, daß er die Intelligenz trifft, wenn er die Juden haut. Nach diesem Rezept verfuhr er denn auch, als das Oktobermanifest bekannt wurde. Tausende und Abertausende, Studenten, Arbeiter, Professoren, Kaufleute, durchzogen damals jubelnd die Stadt und hielten den Anbruch einer neuen, besseren Zeit für gekommen. Nirgends stieß man auf Widerstand oder Feindschaft. Sogar ein Teil des Militärs jubelte mit. Immer gewaltigere Menschenmassen stauten sich vor dem Stadthaus. Schwärmerische Reden wurden gehalten und die Mützen und Hüte geschwenkt. Schon galten die Konstitutionellen als Sieger im Kampf um die Freiheit. Da drangen plötzlich Kosaken auf die wehrlose Menge ein, die ersten Schüsse fielen, Handgemenge, Geschrei, wildes Durcheinander. Besonders hart wurden die Studenten angefaßt. Aber plötzlich, wie auf Kommando, galt der Kampf nur noch den Juden. Aus dem Kampf gegen die sogenannte Revolution wurde so auch in Kiew im Handumdrehen ein Pogrom, der drei Tage dauerte und an Scheußlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, worüber die eidlichen Aussagen russischer Universitätsprofessoren vor Gericht genau und zuverlässig informierten. Der Absolutismus hatte wieder einmal gesiegt und sein Mütchen an den Juden gekühlt.

Als ich im vorigen Sommer nach Kiew kam, herrschte beträchtliche Aufregung in der Stadt. Einmal war grade eine landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet worden. Zweitens sollte in wenigen Tagen das Stolypindenkmal enthüllt werden. Stolypin war geborener Kiewer, fiel vor zwei Jahren im Kiewer Theater im Beisein des Zaren von der Hand eines jüdischen Rechtsanwalts und war im Lawrakloster beigesetzt worden. Und drittens stand der Beilisprozeß vor der Tür.

Für den Fremden wurde die allgemeine Erregung zunächst nur darin fühlbar, daß die Hotelpreise doppelt so hoch waren wie sonst, und daß man für eine Tasse Kaffee, die sonst höchstens 20 Kopeken kostete, einen Rubel fünfzig Kopeken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bezahlen mußte. Das war also mehr komisch als tragisch. Aber einen kleinen Vorgeschmack von dem, was ihm eventuell in Rußland blühen kann, erhielt der Fremde doch. Ich besuchte die landwirtschaftliche Ausstellung und fand dort auch ein Ausstellungsobjekt der Firma Krupp, das mich interessierte. Ich trat näher und sah es mir etwas genauer an. Sofort war ich von Polizisten mit und ohne Uniform umringt, die mir recht unsanft auf den Leib rückten und mich in ein regelrechtes Verhör nahmen, obwohl ich mir keines andern Verbrechens bewußt war, als einen jedermann zugänglichen Ausstellungsgegenstand in einer öffentlichen Ausstellung betrachtet zu haben. Ein Glück, daß sich mein Paß in tadelloser Verfassung befand. Ein Glück auch, daß ich meine Frau mit hatte. Selbst der russischen Polizei schien es unwahrscheinlich, daß man, plant man ein Staatsverbrechen, dazu extra seine Frau mitnimmt. So ließ man mich denn schließlich, wenn auch mit beträchtlichem Mißtrauen, laufen. Die Polizei war nervös. Sie witterte überall Revolutionäre und Attentate. Sie wollte um jeden Preis ihr Opfer haben. Wäre mein Paß nicht in tadelloser Ordnung gewesen, hätte man mich halt eingesperrt, und kein Hahn hätte weiter danach gekräht, denn ist man in Rußland erst einmal eingesperrt, muß man doch, schon um die Polizei nicht zu blamieren, ein Verbrecher sein. Da hilft alles nichts. Diesmal ließ man mich laufen, aber man behielt mich im Auge. Ich konnte weder telephonieren noch Besuche machen, ohne beobachtet zu werden, und als mich eines Abends ein ausländischer Konsul besuchte, und ich den Herrn zu mir aufs Zimmer bat, kam der Hotelbesitzer nachher zu mir und drohte mit dem Hinauswurf, weil es streng verboten sei, nachts mit fremden Personen in einem Hotelzimmer zusammenzukommen. Kiew war wirklich sehr nervös damals.

Ich witterte Pogromstimmung. Der Ministerpräsident Stolypin war von einem Juden erschossen worden. Jetzt setzte man ihm ein Denkmal. Der Beilisprozeß stand vor der Tür und war den Behörden nichts weniger als bequem, denn schon waren zwei Staatsanwälte nach Durchsicht der Akten zurückgetreten, und man hatte sich eigenst einen karrieredurstigen Herrn aus Petersburg verschreiben müssen, damit die Verhandlung überhaupt zustande kam. Das alles schuf doch wohl, wie mir schien, eine Stimmung, nicht ungeeignet um, wie die Sjedlezer Dragoneroffiziere sich ausdrückten, „ein Pogromchen" zu machen. Aber merkwürdig, wen ich auch nach dieser Richtung ausfragte, ob Juden oder Christen, sie alle behaupteten mit großem Nachdruck, es werde diesmal sicherlich kein Pogrom ausbrechen. Dafür seien im Augenblick denn doch zu viele Augen aus dem Ausland auf Kiew gerichtet. Auch lehre die Erfahrung, daß ein Pogrom grade dann nicht ausbreche, wenn sich Gründe oder auch nur Scheingründe dafür angeben ließen. Man behielt recht. Weder bei der Ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hüllung des Stolypindenkmals noch während des Beilisprozesses oder nach der Freisprechung des Mannes kam es zu einem judenfeindlichen Ausbruch der „Grundbevölkerung." Die Pogromregierung hat ihre Leute fest in der Hand, wie man sieht. Sie wollte damals keinen Pogrom, also gab es keinen. Damit ist ja wohl der Schluß erlaubt: will sie einen, dann gibt es eben einen Pogrom. Wie es ja auch der Gendarmerieoffizier Kommissarow zum Chef der Polizei Lopuchin gesagt hatte.

Merkwürdig war es auch, daß damals in Kiew nicht einer meiner Bekannten auch nur einen Augenblick daran zweifelte, daß der an sich herzlich belanglose Mann, den die russische Regierung glücklich zu einem Märtyrer gemacht hat, freigesprochen würde. Aber weshalb hat sich die Regierung dann überhaupt auf die ganze Geschichte eingelassen? Ob Christ, ob Jude, stets lautet die Antwort: weil sie dadurch, mag der Prozeß ausgehen wie er will, Stimmung gegen die Juden macht. Wäre Beilis verurteilt worden, so hätte es geheißen, daß ein ordentliches russisches Gericht anerkannt habe, daß es Ritualmorde gäbe. Mochte Beilis aber auch freigesprochen werden, die absolutistisch gesinnte Presse würde weiter hetzen, und auch in den Kreisen, die bisher judenfreundlich waren oder ihnen indifferent gegenüberstanden, würde sich eine gewisse Mißstimmung geltend machen. Das ist psychologisch auch sehr begreiflich.

Es ist nicht grade ein feiner Ruhm, den sich die Stadt Kiew durch den Ritualmordprozeß zugezogen hat. Gebildete Russen empfinden das besonders peinlich. Für so ein peinliches Gefühl, das man wohl am besten Schamgefühl nennt, sucht der Besitzer ganz unwillkürlich nach einer Ablenkung, um es los zu werden. Und da es in solchem Fall alter Menschenbrauch ist, Ursache und Wirkung zu verwechseln, macht man leicht die unschuldige Ursache, die Juden, verantwortlich für die fatale Wirkung, die Beschämung. Wir beobachten nach diesem Prozeß damit nur denselben psychologischen Vorgang wie nach den Pogromen. Ein Pogrom wirkt auf die betroffene Stadt immer wie eine Ohrfeige, eine schwere Beleidigung ihrer besseren Elemente. Da man sich aber dafür nicht an denen rächen kann, welche die Ohrfeige erteilten, hält man sich an denen schadlos, um deretwillen sie erteilt wurde. Als Folge der Pogrome zeigt sich fast immer, nachdem das erste Mitleid verflogen ist, eine wachsende Mißstimmung gegen die Juden. Ihr einfaches Vorhandensein genügt ja auch, um nie vor einer neuen Ohrfeige und damit vor einer neuen Beschämung sicher zu sein. Also wird der Jude immer mehr Leuten ein Aergernis. Die Spekulation der echt russischen Leute gelingt ausgezeichnet. Nur ist die Mißstimmung gegen die Juden nicht die Ursache der Pogrome, sondern ihre sehr naheliegende, in der menschlichen Natur wohl begründete Wirkung. Auch erwies sich so ein Pogrom in der Tat zugleich als wirksames Mittel, die „Grundbevölkerung" von konsti-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tutionellen Ideen und derglejchen für eine Weile abzubringen. Wenn ein Menſch, der ganz von einem wichtigen Gedanken erfüllt iſt, plötzlich hinterrücks eine Ohrfeige bekommt, ſo gibt ihm das zunächſt jedenfalls einen Chok, und es dauert eine ganze Weile, bis er ſich zu ſeinen früheren Gedanken zurückfindet. Als die ganze gebildete ruſſiſche Welt im Jahre 1905 mit dem Problem der Konſtitution bis zur Siedehitze erfüllt war wie noch nie zuvor, da wirkten die Pogrome in der Tat wie unerwartete Ohrfeigen; und von dieſem Chok haben ſich die Gebildeten immer noch nicht wieder erholt, zumal von 1905—1907 der Abſolutismus außerdem noch mit Galgen, Verbannung, Gefängnis und Zwangsarbeit gegen die Intelligenz wütete wie nie zuvor. Ich bezweifle daher keinen Augenblick, daß, ſowie die Intelligenz wieder einmütig ſich auf ihr altes Problem ſtürzt, neue Pogrome, neue Ohrfeigen nicht ausbleiben werden. Und die ſie austeilen, werden ebenſowenig wie im Jahre 1905 beſtraft, ſondern befördert werden als die wahren Retter des Vaterlandes. Der Abſolutismus hat ſich in den acht Jahren ſeit dem Oktobermanifeſt nicht im geringſten geändert. Wer Augen hat, ſieht dies ſchon daraus, daß, wie ſeiner Zeit die Gouverneure befördert wurden, die Pogrome duldeten, jetzt auch die Männer befördert worden ſind, die im Beilisprozeß für den Ritualmord des Angeklagten eintraten. Dabei kann man ſich nur über das kurze Gedächtnis der Menſchheit wundern. Die Ironie der Geſchichte will es nämlich, daß jener an ſich belangloſe Kiewer Jude als ein Mann, der des Ritualmordes verdächtigt wurde, damit der Schickſalsgenoſſe des Mannes wird, in deſſen Namen er angeklagt und eingeſperrt wurde, nämlich des Zaren Nikolaus ſelbſt. Als auf Nikolaus II., da er noch Thronfolger war, in Japan ein Attentat gemacht wurde, waren die Zeitungen der echt japaniſchen Leute in Tokio voll davon, daß dem zukünftigen Herrſcher über ein Chriſtenvolk damit nur recht geſchehen ſei, denn wie ja allgemein bekannt ſei, töteten die Chriſten zu rituellen Zwecken japaniſche Kinder. Als die chriſtliche Welt das damals las, was ſie heute längſt vergeſſen hat, lächelte ſie. Hätte die japaniſche Regierung ſich aber dieſe Anſchauung der echt japaniſchen Leute zu eigen gemacht, einen Chriſten wegen Ritualmordverdachtes verhaftet und für Jahre eingeſperrt, ſo würde die chriſtliche Welt vermutlich nicht nur gelächelt haben.

Am Ufer des Djnepr aber, rings um die finſteren Höhlen längſt verſtorbener Asketen, brüten Klöſter und Kirchen im Schutze ruſſiſcher Kanonen nach wie vor ungeſtört über Wahnwitz und Aberglauben jeglicher Art.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franktireure

Von Ulrich Rauscher

Der Bauer schraubt die Flinte zamm,
Er stutzt und spannt den Hahnen;
Da draußen gehts ratatam tam tam!
Jäger zu Pferd und Ulanen.

Das Weib duckt sich am Fensterbrett,
Es lacht und klirrt vorm Laden.
Die Kinder wühlen sich ins Bett....
Ratatam! Ihr seid verraten!

Aufflammt die Nacht... Ein Gaul steigt leer
In eine knatternde Helle.
Freischärler führen das Gewehr!
Stöhnen um Zaun und Schwelle.

Ratatam! Zurück! Marsch, Marsch! Verdammt
Und drauf wies Donnerwetter!
Die Tür und Fenster eingerannt
Und Feuer in die Bretter.

Heraus, Hallunk! Heraus, Filou!
Brand kracht in Heu und Garben.
Da schlürfts hervor im Bauernschuh,
Geduckt und feuerfarben.

Vorwärts, solang die Glut noch scheint!
Schwarz ästet eine Föhre....
Die Kugel für den offnen Feind,
Den Strick für Franktireure!

Der Teufelstat den Teufelslohn,
Verflucht sei Haus und Erde!
...Ist jeder einer Mutter Sohn,
Ulanen und Jäger zu Pferde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ludwig Frank †

Der furchtbaren Tragik, die Jean Jaurès zerstörte, folgt der Tod unseres Ludwig Frank. Er, der mit der stärksten Innerlichkeit des Gemüts und mit der überlegenen Klarheit seines Verstandes für eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland gedacht und gearbeitet hatte, fällt durch eine französische Kugel.

Manche von uns haben heimlich den Einsatz des freiwilligen Kriegsdienstes als eine zu große Gefahr betrachtet: denn wir alle wußten, Frank ist nicht im Kriege selber so wichtig als er nachher geradezu eine geschichtliche Aufgabe überantwortet erhalten wird. Aber niemand hätte gewagt, dies ihm zu sagen. Denn wir wußten, daß seine Beteiligung an diesem Krieg einer tiefen moralischen Verpflichtung entsprang. Nicht um der Demonstration willen, sondern aus dem Zwang, das Letzte zu leisten in dieser geschichtlichen Entscheidungsstunde, nicht für die Partei, sondern für das Vaterland.

Die Sozialdemokratie verlor in ihm einen ihrer unbefangensten und klügsten Köpfe, ihrer stärksten und entschlossensten Charaktere. Mehr verlor die deutsche Zukunft. Sie brauchte niemanden so dringend nötig als gerade diesen einen Menschen, der, ausgestattet mit der Autorität der Massen, mit Verantwortungsgefühl und geschichtlichem Verständnis, mit Staatssinn und Machtwillen, jene große Korrektur der inneren deutschen Politik mitbestimmen mußte, die aus diesem Krieg herauswachsen wird.

Wo steht der Mann, der ihn vertreten kann?

Die sich seine Freunde nennen durften, sind aufs tiefste getroffen, und fühlen sich verwaist und arm geworden, wenn sie des reichen Menschentums gedenken, das sie an Frank erleben durfte. Jene Verbindung einer gepflegten Bildung im Sinne des klassischen Ideals und einer wuchtigen volkstümlichen Art, die Politik anzufassen und immer in den gesunden (nicht in den verbildeten) Sinn des breiten Volkes einzusenken, hatte eine wundervolle Kraft des persönlichen Reizes. Im Menschlichen zart, gütig, gutmütig, im Denken klar, kräftig, entschlossen, unabhängig und unbefangen, mit einer weiten, Parteigrenzen sprengenden Einsicht in das politisch-geschichtliche Werden und Wollen.

Er ragte empor durch den Ernst seiner Verantwortung. In Kämpfen mit den Traditionen seiner Partei arbeitete er daran, im kleinen Kreis, einen neuen Typus des demokratischen Staatspolitikers herauszubilden. Er fühlte, daß die größte Aufgabe des Lebens seiner noch wartete.

Erschüttert grüßen wir den toten Freund. Er soll nicht umsonst gefallen sein. Sein Blut bindet Demokratie und Vaterland in vertieftem Sinne und unzerreißbar zusammen.

Theodor Heuss

Völkerrecht

Wie sehr die Behauptung richtig ist, daß die schönen Bestimmungen des internationalen Schutzrechtes, nur ein akademisches Leben in Schriften und Köpfen einiger Rechtslehrer führen, beweist wieder das große Völkerringen, das richtiger als allgemeine Hetzjagd gegen Deutschland anzusprechen ist. Der in gegebener Gelegenheit Stärkere betrachtet das Völkerrecht als Kautschukgebilde, das er nach seiner Unsitte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus seinem Temperament formt, wie er gerade will.

Die wahnwitzigen Greuel, welche Franzosen, Belgier, Engländer, Russen, Serben an unseren braven Soldaten begehen, die Meuchelmorde, Raube, Hinterhaltsangriffe der nichtmilitärischen Bevölkerung, sind Schandflecke auf dem Kulturschild derjenigen Völker, die auf Klassierung als „zivilisiert" Anspruch erheben, und fallen bezüglich der „Unkultivierten", als Schmach, sich mit solchen Elementen verbündet zu haben, wieder auf die „Zivilisierten" zurück.

Jedoch die Armee hat Mittel zur Hand, mindestens eine sofortige, drastische Sühne wirken zu lassen, die abschreckend vor Wiederholungen schützen kann.

Hingegen sind die im Fremdland verbliebenen Deutschen und Oesterreicher, denen die Möglichkeit fehlte, beim rasch eingetretenen Kriegszustand, zu flüchten (und es sind deren noch ungemein viele) der Willkür, dem Fanatismus des Pöbels und der Schutzverweigerung der ausländischen Regierungen erbarmungslos preisgegeben. Wenn nur die Hälfte der in die Oeffentlichkeit gelangten Fälle auf einwandfreier Richtigkeit beruhen, gibt es derzeit kein Völkerrecht, keinen internationalen Schutz nichtkämpfender Ausländer in den bezeichneten Staaten mehr.

Damit erwächst der eigenen Regierung die Verpflichtung, da Warnungen und Proteste in solchen Zeiten vollständig wirkungslos sind, an mögliche Repressalien zu denken. Hierin liegt das einzige Mittel, das zu ergreifen deutsche Anständigkeit sich noch immer sträubt, zu dem aber gegriffen werden muß, wenn es so weiter geht. Die Anwendung von wirksamen Repressalien soll sich natürlich nicht auf die Kriegsgefangenen beziehen.

Dagegen halten die siegreichen Armeen weite Gebiete, zahlreiche Städte der gegnerischen Lande besetzt und sind in der Lage, sich lebende Geißeln, in angesehenen Angehörigen der Exzeßstaaten, zu schaffen, deren Stimme in ihrer Heimat gehört wird.

Nur mit diesen Garantien vermag man dem kulturspottenden Treiben Einhalt zu gebieten.

Es wäre hoch an der Zeit, bei uns an diesen Schutz zu denken, den unsere Angehörigen außerhalb des Armeerahmens beanspruchen können.

v. S.

Nieder mit den Kannegießern!

Nun sind sie Alle draußen, die der Ehre teilhaftig wurden, das Vaterland zu verteidigen. Sogar unsere Jungens, die nicht mit ins Feld durften, sind zur Landarbeit auf die Felder hinausgegangen, voll dankbaren Hochgefühls, daß ihnen ja dereinst die Ernte der Saaten beschert sein wird, die ihre Väter und Brüder mit dem Blute säen. Zurückgeblieben sind die Alten, die Schwachen und die Gebrechlichen. Wie viele empfinden jetzt zum erstenmale ihre Untauglichkeit zum Waffendienst als ein hartes, das Leben belastendes Schicksal. Viele, doch nicht Alle tragen schwer an diesem persönlichen Unglück. Geht einmal in die Schänken, in denen die Männer beisammensitzen, so warm und dicht wie sonst und als fehlte nicht Einer, — obwohl doch Zehntausende die Stadt verlassen haben. Schaut und hört Euch einmal um unter den Zurückgebliebenen, die breit und behaglich um den Wirtshaustisch hocken. Was

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hört Ihr reden? Vom Krieg! Natürlich nur vom Krieg und höchstens noch von der Teuerung. Wie hoch die Kartoffeln im Preise gestiegen sind, und daß man dies und das nun bald kaum noch werde erschwingen können. (Sein Bier aber wird man trotzdem erschwingen). Vom Krieg ist jedoch vor allem die Rede. Donnerwetter, da kann man was erleben! Lauter Helden um einen herum, und lauter Strategen und lauter Diplomaten!

„Ja, wenn wir an die Russen von links und die Japaner dann von rechts — — — Aber die Italiener, das sind nette Brüder — — — Ueberhaupt sollten wir zuerst einfach mal die Franzosen — — — Und wenn inzwischen die Oesterreicher mit den Serben fertig sind — — vorausgesetzt, daß nicht die Engländer mit ihren großen Schiffen, — wie heißen doch die Dinger? — — Ach, Quatsch, da ist auch noch Helgoland — — Die französischen Flieger? Erlauben Sie mal, wir fliegen doch besser. Wir könnten, wenn wir wollten — — — Das schlimmste ist immer die Cholera — — Und erst die Pest — — Und dann müßten wir die Balkanvölker — — Ja, wissen Sie, wenn ich da zu sagen hätte — — — Nee, mein Lieber, Sie stehen auf einem ganz falschen Standpunkt. Das muß ganz anders gemacht werden — — Wir, wir, wir — — Ich, ich, ich — —"

Schade, daß man all die Weisheit, die jetzt Tag für Tag an deutschen Stammtischen verzapft wird, nicht sammeln und dem Generalstab und dem Auswärtigen Amt in Berlin zuleiten kann. Wir aber, die wir das törichte, seichte Geschwätz, wohin wir kommen, immer wieder über uns ergehen lassen müssen, fragen uns verzweifelt: Muß denn der Deutsche, der nicht zum Schutze der Heimat sein Leben einsetzen darf, muß der inzwischen die Zeit mit stumpfsinnigem Tratsch und blödem Gerede totschlagen? Ist es ein Ersatz für versäumte Heldentaten, wenn man das Maulwerk spazieren führt? Kommt Euch denn gar nicht zum Bewußtsein, Ihr Kannegießer, Ihr Bierbankphilister, wie furchtbar traurig und lächerlich Ihr seid, mit Eurem bequemen und wichtigtuerischen Gewäsch, während in fremdem Lande unsere Brüder um unseretwillen, um Euretwillen mit dem Feinde auf Tod und Leben ringen?

Wer aber das Erniedrigende, das Erbärmliche solcher Kannegießerei fühlt, helfe mit, sie zu bekämpfen. Darum wollen wir uns mit den Maulhelden in keine Unterhaltung einlassen. Wir werden ihnen nicht zuhören. Wenn der Schwätzer sieht, daß er kein Verständnis findet, verschont er uns vielleicht. Oder wir nehmen die Zeitung zur Hand, versenken uns in das bunte Wunder der Geschehnisse und geben dem lästigen Nachbarn zu verstehen, wie gut er daran täte, sich ebenfalls zu unterrichten, bevor er seine unmaßgebliche Meinung so ins Blaue hinein verschwende. Wenn Euch aber Euer Herz drängt, das heilige Ereignis nationaler Erhebung in gleichgestimmtem Kreise mitzuerleben, dann schafft reinere, schönere Formen für Eure Geselligkeit. Dann findet Euch bei stillem Trunk zusammen und gedenkt mit Andacht der Taten, die von den Unseren für uns da draußen vollbracht werden. Dann feiert ihre hingebende Treue, indem ihr die Erinnerung an ruhmreiche Zeiten der Vergangenheit lebendig werden läßt. Oder sprecht von der Zukunft und von dem, was wir in unserem Vaterlande Großes und Gutes neuschaffen und neugestalten wollen, wenn erst der Friede wiedergekehrt ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und noch eins! Vergeßt der Frauen nicht. Laßt sie teilhaben an der Weihe Eurer Mußestunden. Ihr wißt ja nicht, wie schwer sie an der Last ihres Mitleids tragen. Ihr wißt es nicht, weil unsere Heldinnen schweigend dulden. Helft Euren Kameradinnen, das Schicksal dieser Tage leichter überwinden. Laßt sie nicht einsam sein!

Fritz Wahl

Zeichnet die Kriegsanleihen!

Das Reichsbankdirektorium bittet die deutsche Presse, die Ausgabe der Kriegsanleihe mit folgender Kundgebung zu begleiten:

Wir stehen allein gegen eine Welt in Waffen. Vom neutralen Ausland ist nennenswerte finanzielle Hilfe nicht zu erwarten, auch für die Geldbeschaffung sind wir auf die eigene Kraft angewiesen. Diese Kraft ist vorhanden und wird sich betätigen, wie draußen vor dem Feinde, so in den Grenzen des deutschen Vaterlandes jetzt, wo es gilt, ihm die Mittel zu schaffen, deren es für den Kampf um seine Existenz und seine Weltgeltung bedarf.

Die Siege, die unser herrliches Heer schon jetzt in West und Ost errungen, berechtigen zu der Hoffnung, daß auch diesmal wie einst nach 1870/71 die Kosten und Lasten des Krieges schließlich auf diejenigen fallen werden, die des Deutschen Reiches Frieden gestört haben.

Vorerst aber müssen wir uns selbst helfen.

Großes steht auf dem Spiele. Noch erwartet der Feind von unsrer vermeintlichen finanziellen Schwäche sein Heil. Der Erfolg der Anleihe muß diese Hoffnung zerstören.

Deutsche Kapitalisten! Zeigt, daß Ihr vom gleichen Geiste beseelt seid wie unsere Helden, die in der Schlacht ihr Herzblut verspritzen! Deutsche Sparer! Zeigt, daß Ihr nicht nur für Euch, sondern auch für das Vaterland gespart habt! Deutsche Korporationen, Anstalten, Sparkassen, Institute, Gesellschaften, die Ihr unter dem mächtigen Schutze des Reichs erblüht und gewachsen seid! Erstattet dem Reiche Euern Dank in dieser schicksalsschweren Stunde! Deutsche Banken und Bankiers! Zeigt, was Eure glänzende Organisation, Euer Einfluß auf die Kundschaft zu leisten vermag!

Nicht einmal ein Opfer ist es, was von Euch verlangt wird! Man bietet Euch zu billigem Kurse Wertpapiere von hervorragender Sicherheit mit ausgezeichneter Verzinsung!

Sage Keiner, daß ihm die flüssigen Mittel fehlen! Durch die Kriegsdarlehnskassen ist im weitesten Umfang dafür gesorgt, daß die nötigen Gelder flüssig gemacht werden können. Eine vorübergehende kleine Zinseinbuße bei der Flüssigmachung muß heute jeder vaterländisch gesinnte Deutsche ohne Zaudern auf sich nehmen. Die deutschen Sparkassen werden den Einlegern gegenüber, die ihre Spargutbaben für diesen Zweck verwenden wollen, nach Möglichkeit in weitherziger Weise auf die Einhaltung der Kündigungsfristen verzichten.

Näheres über die Anleihen ergibt die Bekanntmachung unseres Reichsbank-Direktoriums, die heute an anderer Stelle dieses Blattes erscheint.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

5% Deutsche Reichsschatzanweisungen
5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1. Oktober 1924.
(Kriegsanleihen.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden 5% **Reichsschatzanweisungen** und 5% **Schuldverschreibungen der Reichsanleihe** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden bis einschließlich

Sonnabend den 19. September, mittags 1 Uhr

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** in **Berlin** und bei **allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen** und **Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung** entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank)** und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse** in **Berlin**, der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, jeder deutschen öffentlichen Sparkasse, sowie jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft erfolgen.

2. Die **Schatzanweisungen** werden in Höhe von **Mark 1 000 000 000** aufgelegt. Sie sind eingeteilt in 5 Serien zu je 200 Millionen Mark und ausgefertigt in Stücken zu: 100 000, 50 000, 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Oktober 1914, der erste Zinsschein ist am 1. April 1915 fällig.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie zum 1. Oktober 1918, 1. April 1919, 1. Oktober 1919, 1. April 1920 und 1. Oktober 1920. Die Auslosungen finden im April und Oktober jedes Jahres, erstmals im April 1918 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Oktober bezw. 1. April.

Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Die **Reichsanleihe** ist in derselben Stückeeinteilung von 100 000 bis 100 Mark ausgefertigt und mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgestattet.

4. Der Zeichnungspreis beträgt:

a) für diejenigen Stücke der **Reichsanleihe**, die mit Sperre bis 15. April 1915 in das Reichsschuldbuch einzutragen sind, **97,30 Mark** für je 100 Mark Nennwert,

b) für alle übrigen Stücke der **Reichsanleihe** und für die **Schatzanweisungen** **97,50 Mark** für je 100 Mark Nennwert.

} unter Verrechnung von 5% Stückzinsen.

Original from PENN STATE

Die deutschen Kolonien im Kriege

Von Dr. Paul Rohrbach

In dem Weltkampf, der jetzt entbrannt ist, wird das Schicksal unserer Kolonien weder in Windhuk noch in Daressalam oder Tsingtau, sondern auf den Schlachtfeldern in Frankreich, in der Nordsee, vielleicht auch an den Ufern des Mittelmeer oder in Indien entschieden. Trotzdem wird es von Interesse sein, sich die Lage unserer Landsleute draußen jetzt vorzustellen.

In Afrika hat sich der Angriff der Engländer und Franzosen bisher ernstlich nur gegen Togo gerichtet. Daß gerade diese kleinste und unwichtigste unserer dortigen Kolonien ausersehen wurde, erklärt sich dadurch, daß Togo die Zentralstelle für unsere drahtlose Verbindung mit den überseeischen Besitzungen ist. In Kamina, nordöstlich von dem Eisenbahnendpunkt Atakpame, dicht an der Grenze gegen das französische Dahomey, erhob sich der große Funkenturm, der unmittelbar mit unserer deutschen Hauptstation in Nauen zu verkehren imstande war. Kamina seinerseits verkehrte wieder mit den Stationen in Kamerun, Südwest- und Ostafrika. Daher kam es, daß wir noch wochenlang nach Ausbruch des Krieges, als alle Kabel schon längst von den Engländern unterbrochen waren, Nachrichten aus den Kolonien erhielten und dorthin geben konnten. Erst nach dem 20. August mußte der Turm von Kamina von unserer Truppe in Togo selber zerstört werden, weil der Platz gegen die große feindliche Uebermacht nicht mehr zu halten war. Die ganze deutsche bewaffnete Macht in Togo besteht aus etwa 150 schwarzen Polizeisoldaten und wenigen weißen Offizieren und Unteroffizieren. Einige Kriegsfreiwillige traten noch hinzu. Demgegenüber können von der englischen Goldküste, von Nigeria und von Dahomey her, tausende von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eingeborenen Mannschaften angesetzt werden. Schließlich haben sie ihr Ziel erreicht, aber es hat lange gedauert und es wird ihnen Opfer genug gekostet haben.

Kamerun ist für die Engländer wie für die Franzosen schwer angreifbar. An der Küste gibt es nur einen einzigen bequemen Zugang, das Kamerunbecken, in das sich der Wurifluß ergießt. Am Wuri liegt Duala. Das Becken ist eine Art Haff, stark verschlickt, und von einem gewundenen, schmalen Fahrwasser durchzogen. An zwei Stellen liegen Barren. Sobald die Seezeichen fortgenommen und Minen gelegt sind, würde die Annäherung feindlicher Fahrzeuge an Duala voraussichtlich so verlustreich sein, daß niemand sich leicht herantrauen wird. Außer in Duala kann man an einigen Punkten der Südküste landen, aber nur mit Brandungsbooten, und ohne daß sich weitere bequeme Zugänge ins Innere öffnen. Das ganze Küstengebiet ist von einem viele Tagereisen breiten Urwald erfüllt und Dörfer mit Verpflegung finden sich nur längs der ein oder zwei Karawanenstraßen, die den Wald durchqueren. Wenn die Dörfer geräumt, der Maniok ausgerissen und die Bananenstauden umgehauen werden, so müßte der Feind nicht nur seinen ganzen Proviant, sondern auch Tausende von Trägern zu seiner Beförderung mitbringen. Im Innern, von den Landgrenzen her, sind Angriffe unwahrscheinlich. Sie könnten nur mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten unternommen werden und würden auf eine sehr kräftige Gegenwehr stoßen, denn die Kameruner Schutztruppe ist verhältnismäßig stark und militärisch für afrikanische Verhältnisse sehr leistungsfähig.

In Ostafrika scheinen sich die Engländer damit begnügt zu haben, von der See aus den Funkenturm von Daressalam zu zerstören. Weder Daressalam noch die übrigen Küstenplätze könnten der Einnahme, sobald stärkere Kräfte gegen sie geführt werden, Widerstand leisten. Ueber den Besitz der Kolonie ist damit aber nicht das Geringste entschieden. Ebenso war es ein recht kindliches Vergnügen von englischer Seite, den alten, kaum noch zusammenhaltenden Kasten auf dem Nyassasee, den Regierungsdampfer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Hermann von Wißmann" zu zerstören, der vor zwanzig Jahren, in Stücke zerlegt über den Sambesi und den Schire, streckenweise auch über Land, von uns nach dem See hinaufgeschafft wurde. Zur Vergeltung haben die Ostafrikaner die englische Station Taweta, am Fuß des Kilimandscharo, besetzt. Von Taweta sind noch reichlich hundert Kilometer bis nach der großen Station Voi an der Ugandabahn. Ich bin diesen Weg 1908 marschiert; er ist sehr schwierig wegen Wassermangels. Wahrscheinlich werden die Engländer Voi auch gedeckt haben. Von Britisch-Nyassaland, Britisch-Ostafrika oder dem belgischen Kongo aus nach Ostafrika einzudringen, ist praktisch ausgeschlossen. Wenn die Engländer nicht von allen guten Geistern verlassen sind, so werden sie, nachdem die Funkspruchanlagen in Togo und Ostafrika außer Betrieb gesetzt sind, wohl überhaupt keine militärischen Unternehmungen in Afrika gegen uns mehr machen, denn dadurch würden die allergefährlichsten Rückwirkungen für das Verhältnis der schwarzen und der weißen Rasse im ganzen entstehen, nicht nur in den deutschen, sondern auch in den englischen und französischen Kolonien. Schwarze Soldaten gegen den weißen Gegner zu führen, ist in Afrika für jede kriegführende Macht Rassenselbstmord. Der wahrscheinliche Verlauf der Dinge in Ostafrika wird der sein, daß im Fall der Besetzung der Küstenplätze die deutsche Verwaltung in das Innere verlegt und selbstverständlich alles Eisenbahnmaterial mit abgefahren wird. Die Engländer könnten Lokomotiven und Waggons zur See von ihrer Ugandabahn kommen lassen, aber einige Brückensprengungen würden auch das nutzlos machen.

Südwestafrika ist so stark, daß es eher zum Angriff gegen die Kapkolonie übergehen könnte, als daß es selbst Angriffe von dort zu fürchten brauchte. Waffen und Munition sind überreichlich im Lande. Nur die beiden Küstenplätze Swakopmund und Lüderitzbucht können gegen eine Landung nicht verteidigt werden. Sobald aber das Eisenbahnmaterial ins Innere zurückgenommen wird, ist der Vormarsch des Gegners durch die wasserlose Namib aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschlossen. Schwierigkeiten würden sich nur in bezug auf die Verproviantierung der Küstenplätze ergeben. Wenn die Engländer nicht landen und eine Verwaltung, einschließlich Versorgung mit Nahrungsmitteln, einrichten, so müßten auch die Swakopmunder und Lüderitzbuchter sich größtenteils landeinwärts zurückziehen, denn in der Namib gibt es nichts zu essen. Falls es nicht noch gelingt oder schon gelungen ist, rechtzeitig ein Schiff mit Vorräten nach Südwest zu dirigieren, so wird dort das Mehl knapp werden. Fleisch ist überreichlich vorhanden und auch an Mais, Kartoffeln, Gemüse wird einiges im Lande gebaut. Unter den jetzigen Verhältnissen wird dieser Anbau natürlich zunehmen und man wird mehr Gärten mit künstlicher Bewässerung anlegen. Manchem braven Südwestafrikaner wird es vielleicht etwas schmerzlich vorkommen, wenn das letzte deutsche Bier ausgetrunken und das letzte importierte Malz verbraucht ist, aber eine kleine Alkoholentziehungskur könnte den Freunden dort unten im ganzen genommen nicht schaden. Wer garnicht ohne Spirituosen leben zu können glaubt, der kann sich ja von den Hottentotten Honigbier brauen lassen. Im übrigen ist es möglich, daß die Burenregierung, die jetzt im sogenannten „Britisch"-Südafrika am Ruder ist, um der Rückwirkung auf die Eingeborenen willen gar keine Feindseligkeiten gegen die deutsche Kolonie wünscht. Dem würde sich wohl auch England fügen. Angeblich ist von deutscher Seite bereits ein Einfall in die Kapkolonie gemacht worden. Ich bezweifle sehr, ob unter den angedeuteten Verhältnissen unsere Leute wirklich feindselig vorgegangen sind. Wenn überhaupt etwas a n der Meldung ist, so werden sie sich wohl nur jenseits des Oranje englischen Proviant geholt haben.

Ueberaus schimpflich ist es, daß England den Angriff der Gelben auf Tsingtau geduldet hat. Herbeigerufen hat es die Japaner schwerlich, sondern die werden eher erklärt haben: entweder wird Nordchina jetzt unser anerkanntes Interessengebiet, oder wir fallen statt die Deutschen, die Russen von hinten an. Den heimtückischen Asiaten würde beides gleich leicht gefallen sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tsingtau ist von Frauen, Kindern und Familien geräumt; man hat sie nach Schanghai in Sicherheit gebracht. Was kampffähig ist, wird sich bis zur letzten Patrone verteidigen. Sehr lange gehalten kann Tsingtau nicht werden, weil es keine eigentliche Festung ist, sondern nur ein durch eine Anzahl Forts und vorbereitete Verteidigungsstellungen gegen einen Handstreich gedeckter Platz. Trotzdem ist es ausgeschlossen, daß die Japaner es ohne Kampf und ohne schwere Opfer bekommen. Sollten sie es bekommen, so wird ihnen die Freude des Besitzes ebensowenig lange blühen, wie den Engländern in Togo, denn an der Entscheidung des Krieges in Europa zu Ungunsten unserer verbündeten Gegner gibt es keine Zweifel mehr. Fällt Tsingtau, so haften uns die Engländer mit einem gewichtigen Pfande solange dafür, bis ihre gelben Schandgesellen es wieder herausrücken. Wir werden Mittel genug haben, um England auf die Knie zu zwingen. Wie, wann und wo — darüber ist es noch zu früh zu reden.

Die Ergebnisse des Krieges im Westen

Von Generalmajor z. D. v. Sprößer

Nach dem Kriege 1870/71 und unter dem Eindruck der schnellen und kraftvollen deutschen Offensive haben die Franzosen ihre Ostgrenze von den Alpen bis zur belgischen Grenze so stark befestigt, daß der deutschen Heeresleitung, wenn sie nicht von Hause aus sich im Festungskriege lahmlegen wollte, nur die Offensive durch Luxemburg—Belgien, über die französische Nordostfront, übrig blieb. „Not kennt kein Gebot" — mit diesem kurzen Wort hat des Deutschen Reiches Kanzler nicht bloß der politischen, sondern auch der militärischen Notwendigkeit den treffendsten Ausdruck verliehen. Zugleich beweist das unaufhaltsame Vordringen der deutschen Armeen über Frankreichs Nordostgrenze — heute am

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4. September, schon bis an die Marne im Osten von Paris —, wie militärisch richtig und daher erfolgreich der Plan dieser Umfassung der französischen Heere gefaßt war. Wie 1870 die deutschen Heere mit zum Teil verkehrter Front gegen die Franzosen fochten, so werden es binnen Kurzem die französischen Heere gegen die Deutschen wiederum tun müssen, während ein großer Teil ihrer Truppen durch die Verteidigung gegen den Durchbruch an der Ostgrenze festgehalten wird. Der Erfolg hat hier, wie auf der ganzen Kampflinie, den deutschen militärischen Voraussetzungen recht gegeben.

Die Entscheidung im Kriege fällt nicht im Kampfe um Festungen, sondern in der großen Feldschlacht. Deshalb wurde auch ganz offenbar den Franzosen das Eindringen in Lothringen freigegeben. Ihr offensives Vorgehen mußte der deutschen Heeresleitung erwünscht sein, um die französischen Armeekorps der Ostfront vor die Klinge zu bekommen und im freien Felde zu schlagen. Wenn diese Kombination vorlag, so wird ihre Richtigkeit dadurch bewiesen, daß nach dem Rückzuge der geschlagenen Armeekorps hinter die Forts und Festungen nunmehr der Kampf an der befestigten Linie der Mosel und Maas, zwischen Verdun und Belfort, geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, bis — ganz allgemein gesprochen — anderweitige Einwirkung durchschlagenden Erfolg zeitigt....

Die unerwünschten Begleiterscheinungen der zeitweiligen Besetzung und Verwüstung deutschen Gebiets dürfen gegenüber den strategischen Rücksichten nicht in's Gewicht fallen und müssen ertragen werden im Interesse des großen Ganzen. Solche Schäden lassen sich auch späterhin im Wesentlichen wieder ausgleichen. In das gleiche Gebiet fallen auch die Kämpfe bei Altkirch, Mülhausen, Markirch und Schirmeck. Sie sind nur als, wenn auch schwere, einleitende Grenzgefechte anzusprechen.

Durch die Wegnahme und Besetzung der belgischen Festungen Lüttich und Namur und der französischen Festungen und Sperrforts Longwy, Montmédy, les Ayvelles, Givet (Charlemont),

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hirson, Condé sur l'Escaut und die Einschließung von Maubeuge (im Osten durch die Wegnahme des Forts Manonviller) sind unsere rückwärtigen Verbindungen, der Nachschub aller Armeebedürfnisse, auch auf den dem Betrieb wieder übergebenen Eisenbahnen hinter unserem rechten, gefährdetsten Flügel, sicher gestellt.

Die „troué de Belfort", die Lücke vorwärts Belfort, an der die Blicke der offenbar leicht hypnotisierten Franzosen durch die langen Friedensjahre und erst recht bei Ausbruch des jetzigen Krieges, voll Erwartung des Einfalls nach Süddeutschland gehangen haben (ihre Offiziere sollen namentlich auch im Besitz von Karten der Umgebung von Stuttgart gewesen sein), ist von deutschen Truppen verstopft; auch schwere Geschütze haben dort schon ein einleitendes Wort gesprochen.

An dem Ergebnis unserer Siege ändern natürlich auch die von England in Aussicht gestellten Nachschübe nichts. Wenn die Engländer sich von solcher „Brockentaktik" viel versprechen, so beweisen sie damit nur, daß sie europäischer Kriegskunst gegenüber sich nicht auf hoher Warte befinden.

Der fruchtbare Krieg

Von Ulrich Rauscher

Von einer Nacht hat sich die Welt von Grund auf geändert. Das Schicksal hat mit der Selbstverständlichkeit, vor der jeder Widerspruch lächerlich wirkt, den Bewohnern Europas Arbeitsgeräte und Spielsachen aus der Hand genommen und ihnen mit der Deutlichkeit, die sich sonst nur vor dem Tode einstellt, gezeigt, wie eitel und künstlich geschaffen ihre Interessen dann sind, wenn es sich um die großen Dinge handelt, die oftmals ein ganzes Leben lang unausgesprochen bleiben oder, wenn sie Worte finden, als Selbstverständlichkeiten, gedankenlos, erwähnt werden. Es geht um die nationale, wirt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftliche, geistige Existenz! Das muß zu allem Anfang gesagt werden. Das ist der negative Pol dieses Krieges, während der positive eine gesicherte Friedenszeit sein muß, bereichert um neue Möglichkeiten, die der Kraft unsres Volkes entsprechen und das Glück unseres Volkes steigern.

Solange man den Besitz seines Hauses verteidigen muß, denkt man schwerlich an bauliche Verbesserungen. Wenn die auswärtige Politik sich auf den Urzustand reduziert hat, kann sich auch die innere vor der letzten Primitivität nicht retten. Der Urzustand der äußeren heißt Faustrecht oder edler: Männerkampf, die Primitivität der inneren, die diesem entspricht, aus ihm hervorgeht und ihn zu stützen berufen ist, heißt seelische Einigkeit. Von all den politischen Ueberzeugungen, die aus den entgegengesetzten Richtungen dem Vaterlande dienen sollen, kann eine eiserne Zeit nur den Impuls, die Absicht brauchen: den Willen zum Wohl des Vaterlandes. Da es aber ohne festgefügtes Vaterland keine wirksame innere Politik, also keine Möglichkeit, irgendwelche Ideale zu verwirklichen, gibt, also die Voraussetzung für jede Parteipolitik, diesen organisierten Willen zur Mitgestaltung der inneren Verhältnisse fehlt, ist es für jeden wie immer politisch Denkenden höchste Pflicht, das Seine zum erfolgreichen Ausgang des Kriegs zu tun. Für den, der nicht in der Front steht, heißt diese, über die gewöhnliche Berufsaufgabe hinausgehende Pflicht: den Willen zum Ganzen zu haben. Das was Fichte die Zerstörung des Reichs der (auch parteipolitischen) Selbstsucht nennt.

Ich und wohl viele andere gehören auch jetzt, in dieser gewaffneten Zeit, immer noch zu den Gläubigen und Bekennern des Weltfriedens. Wir haben den Krieg nicht gewollt. Jetzt ist der Krieg da. Wer Augen und Ohren hat, verkriecht sich nicht höhlenmenschlich in eine Theorie, wenn die Tatsachen donnern. Den Kampfpreis kennen wir. Aber auch was die Zeit nebenbei gebiert, hören und sehen wir. Den unleugbaren Zusammenschluß aller Deutschen, der nicht in einem schwächlichen Taumel des Vergessens aller bisher bestandenen Trennungen besteht, sondern in einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wiederfinden des Gemeinsamen: Deutsche! Die ernste Kraft, die unberauschte Freude, die Hilfsbereitschaft, die radaulose Sicherheit, der Ausgang werde ein guter sein, und gälte es das Letzte zu opfern! Dagegen wiegt haltloses Stammtischgegröhle und das groteske Vordrängen von ein paar Reklamefatzken wahrhaftig federleicht. Man muß ein Narr oder ein Theoretiker sein, wenn man die frische Luft wegleugnen wollte, die seit vier Wochen über Deutschland hinfegt. Ein Erlebnis vermittelt der Masse nur der Krieg: er stellt sie Aug in Aug mit dem Tod. Wer das erlebt hat, kann nicht mehr jede Regung auf sein lumpiges Behagen stellen. Es bleibt etwas von dem wahrhaft königlichen Bewußtsein zurück: Alles ist eitel!

Jeder irgendwie politisch Denkende muß die seelische Stoßkraft des Vaterlandes vermehren, um den Sieg zu sichern. Auch der Friedensapostel darf dankend und jubelnd die Segnungen des Kriegs begrüßen. Das steht mir beides fest und nur Flachköpfe wehren sich dagegen, weil es ihnen widerstrebt, das Richtige zu tun, das diesmal mit der Gedankenlosigkeit der Vielzuvielen zusammenfällt. Versündigen wir uns durch solche Hilfe und solche dankbare Anerkennung an den politischen Idealen, für die wir während des Friedens kämpften und deren Verfechtung uns den Vorwurf undeutscher Gesinnung eintrug? Nein, gewiß nicht. Die ultraradikalen Angstmeier sehen zugleich mit den siegreichen deutschen Heeren eine siegreiche deutsche Reaktion durchs Brandenburger Tor einziehen. Sie weisen mit mahnender Gebärde auf die Zeit nach 1813, nach 1848, nach 1871, auf die Heilige Allianz, die Oktroyierung der preußischen Verfassung, die Sozialistengesetze. Vor allem: Kommt die Reaktion wirklich und bricht sie die Siegel ungeschriebener, heiliger Verträge aus großen Tagen, so werden wir eben kämpfen, mit gedoppelter Wucht und dem ganzen Aufreiz des beleidigten Rechts. Aber ich glaube nicht an ihr Kommen. Der Krieg ist uns ein gerechter Richter gewesen und sein Spruch ist für uns gefallen. Ich will nicht im Einzelnen heute rechten, wo überall das Urteil zu unsern Gunsten lautet. Nur die Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stätigung, die die Tatsachen im Kernpunkt für uns aussprachen, soll hier stehen: sie sind nicht vaterlandsfeindlich und nicht vaterlandslos, alle, die von dem Gegner so beschimpft wurden, Demokraten und Sozialdemokraten, Elsässer, Polen, Dänen. Wir sind Deutsche, in der Notstunde mit Waffen und Herzen, im Frieden auf unsere, unserm männlichsten Glauben erwachsende Art und Weise. Der Krieg hat für uns gesprochen; wer will wider uns sein? Der politische Kampf, dieser Wellenschlag des Volksmeers, wird nach dem Krieg wieder da sein, aber der Krieg wird unsern Gegnern keine neuen Machtmittel zufügen, die uns nicht auch zu gute kämen.

Aber auch der Vergleich mit den Zeitläuften nach den zwei prinzipiellen Kriegen des letzten Jahrhunderts hinkt. Ich bin nicht der Ansicht Bismarcks, der als genügenden Grund für die Freiheitskriege die Vernichtung der Fremdherrschaft ansah und es als Legende bezeichnete, daß dem Volk damals mit der äußeren auch die innere Befreiung als Ziel voranleuchtete. Sicherlich war eins organisch mit dem anderen verwachsen und ein Volk, das seinem König Thron und Land rettete, wohl berechtigt, nicht dem König „eine in Verfassungsparagraphen zahlbare Rechnung" zu überreichen, sondern gleichberechtigt neben ihm seine Geschicke zu bestimmen. Aber die Zeit konnte wohl einfach nicht mehr leisten. Der loyal-revolutionäre Ursprung des Freiheitskampfes war für deutsche Menschen etwas so unerhört Neues, daß den langsam nachhinkenden „Staatsmännern" der Zeit Verfassungssehnsucht und Einigungstraum, zumal sie noch den Sturm der großen Revolution in den Knochen spürten, als Anarchismus erschien. Der Atem des Jahres 1813 reichte für den Kampf nach außen. Dann kam das Altersasthma der Karlsbader Beschlüsse. 1870 brachte das gewaltige Werk der Einigung, die Errichtung der Burg, ohne sie für alle wohnlich zu machen. Die Gewähr der nationalen Freiheit, ohne die Durchführung der bürgerlichen. Erst im Schutze des sicheren Reichswalles vollzog sich die Organisierung der Massen, bildeten sich die Heere der Empordrängenden, zuerst als verächtliche, dann als gefährliche Reichsfeinde angesehen, durch keine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Knebelung im Vormarsch gehemmt, Stellung auf Stellung erobernd, auf weite Strecken Seite an Seite mit bürgerlicher Opposition, der zum Schimpf vaterländischen Apostatentums verhelfend, negierend und aufbauend ... 1914! Der Spuk verfliegt, Gewerkschaftshäuser wandeln sich in Militärlazarette, Haase verkündigt die Annahme der Kriegskredite, Wilhelm II. ruft, er kenne keine Parteien mehr, der Krieg ist da, nicht um die nationale Freiheit (die nur verteidigt, nicht errungen zu werden braucht), nicht um die Einigkeit, sondern um die nationale, geistige, wirtschaftliche Existenz, deren Ausdruck bei einem großen, schöpferischen Volk nicht im Geduldet-Werden, sondern im Selbst-Bestimmen besteht! Wir hätten vielleicht noch lange Jahre so weiterwursteln können, von feindlichen Bündnissen umdroht und im Innern von unsrer eigenen Fruchtbarkeit stranguliert. Der Krieg hätte sich vielleicht ganz vermeiden lassen, wenn unsere Vertreter draußen aus anderm Holz geschnitzt gewesen wären und unsere innere Leitung ein größeres, der Zeit gemäßeres Format gehabt hätten. Doktorfragen! Heut ist eine andere Lösung unser Schicksal und es gibt kein anderes Ziel, als den herzerschütternden Aufwand nicht schmählich vertan sein zu lassen. Der Krieg schafft uns Frieden, den keiner bedrohen darf, und Arbeitsmöglichkeit, was für ein 70 Millionenvolk allein Glücksmöglichkeit heißt. Keine planlose Zusammenraffungspolitik, wie sie Narren heute mit dem einzigen Hilfsmittel einer Landkarte an Biertischen und in Redaktionsstuben treiben, sondern eine Politik, die an die Gefühle und Bedürfnisse von morgen denkt. Deutschland kämpft um den Rang, der seiner kulturellen Stärke gebührt, gegen falsche Größen, die mit Werten der Vergangenheit in der Gegenwart zahlen wollen. Wenn durch ein Naturereignis die Spreu vom Weizen gesondert wird, die Dinge nach ihrem Schwergewicht fallen und tönerne Füße zerbrechen, welcher Deutsche würde im Wert des eigenen Landes den verminderten eines fremden bejammern? Wir wollen keiner andern Nation ans Leben, am wenigsten der französischen, aber wir wollen alles für Leben und Ausleben der eigenen tun.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Krieg wird unsere innere Politik entgiften und versachlichen. Er wird aber noch mehr tun: er wird uns eine äußere Politik schenken! Nicht mehr die Hanswurstereien, die man Diplomatie nannte und dank denen in Berlin kein Mensch weder die Stimmung der Verbündeten, noch der Lauen, nicht einmal die der Feinde kannte. Belgien, Italien, England, Japan, Rumänien, soviel Namen, soviel lebensgefährliche Fehler der Herrn, die eine Verbindlichkeit nicht von einer Nichtigkeit unterscheiden konnten! Was vom Ende dieses Kriegs an auswärtige Politik heißen wird, muß mit schöpferischer Hand geformt werden. Es gilt ein ganz neues Weltbild zu schaffen, es gilt einem europäischen Gemeingefühl den Atem einzublasen. Wenn sich die Sintflut dieses Kriegs verlaufen hat, muß ein Erwachen wie aus einem hartnäckig widersinnigen Traum über Europa gehen. Haben wir gesiegt, so ist die Macht und die Verantwortung für die neu zu formende Welt unser! Nicht germanisieren, europaeisieren müssen wir! Keine Schwäche und kein Eroberertum! Eins scheint mir klar: was wir an Kolonien brauchen, müssen wir haben; wer sie verliert, hat sein inneres Anrecht auf sie schon verloren; sind sie keine Luxusunternehmungen, sondern einträglich und siedelungsfähig, so wird sich unsere staatliche und parteipolitische Kolonialpolitik mit einem Schlag ändern. Aber auch das neue Reich muß innerhalb lebensvoller, unverstümmelter Staaten liegen. Um all diesen Aufgaben, inneren, äußeren, kolonialen, wirtschaftlichen, gerecht zu werden, braucht das Reich Männer, mehr und andere als bisher. Wer will den Augenblick verpassen, wo die Welt noch einmal wie vor der Schöpfung liegt, wüste und leer? Wo der älteste, belastete Kulturboden noch einmal zur Brache wird? Gewiß, Klassenkämpfe erwachen aufs neue und wir wollen sie auskämpfen! Gewiß, Wirtschaftskämpfe harren der Austragung, Kasten sollen zertrümmert werden, eine Regierung als Geschäftsführerin der Wenigen muß unmöglich gemacht werden! Keiner soll sich seiner Weltanschauung entäußern, aber alle, alle ihr ein kleines Codizill anhängen: die Lust an der kommenden Reichsarbeit! Nichts vergessen, aber das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinzu lernen, daß deutscher Sieg deutsche Weltführung heißt, daß hier nicht mitarbeiten wollen, den deutschen Namen gänzlich den Andern ausliefern und sich selbst in den Schmollwinkel stellen heißt, daß es schon einer Verweigerung oder Vereitelung dieser Mitarbeit gleichkommt, wenn man in der Größe des Reichs nichts wittert, als eine Stärkung entgegengesetzter Mächte. Keine Parteimaschine ist groß genug, um den Krieg als Motor benützen zu können; er zerschlägt sie alle. Aber wer entschlossen seine Wirkungen als gegeben annimmt und sein Weltbild mit ihnen bereichert, der hat es in der Hand, sie zu guten oder bösen zu machen. Nur die, welche das Erdbeben als ihrer Theorie widersprechend ignorieren, werden in die Hölle stürzen.

England und Aegypten

Von Walter Achilles Korn

Der jetzige Krieg lenkt unsere Aufmerksamkeit auch auf die Zustände im Lande des Nils, wo zwar der Khediv Abbas II. als der eigentliche Souverän erscheint, allein in Wirklichkeit regiert dort ein englischer Beamter, der den bescheidenen Titel eines Generalkonsuls und Agenten trägt. Der redet zu den Aegyptern als Herrscher, wohnt den Beratungen der Minister bei, unternimmt Reisen in die Provinzen, erteilt den Regierungsbeamten Befehle, droht und lohnt. Er ist in Wahrheit der Leiter der Geschicke des Landes. Es geschieht also im Pharaonenlande nichts, was nicht die Zustimmung Englands findet.

Im allgemeinen wird Aegypten von eingeborenen Beamten verwaltet; aber an den entscheidenden Stellen oder als „Ratgeber" neben den Stellen, die irgendwie entscheidend zu wirken haben, stehen allenthalben englische Beamte. Sie werden glänzend bezahlt, während die ägyptischen Beamten mit niedrigen Gehältern fürlieb nehmen müssen.

Eine gewisse Komplikation besitzt das Verhältnis Englands und Aegyptens durch den Sudan. Er ist so groß wie Deutschland und Frankreich, dehnt sich von Wadi Halfar bis Gondokoro (1200 englische Meilen), sowie von der Darfur-Grenze im Westen bis an die abessinische im Osten (1000 englische Meilen) aus. Der Sudan ist sehr dünn bevölkert, teilweise auch noch nicht erforscht. Dieses

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land war ehedem unter ägyptisch-türkischer Herrschaft; es riß sich jedoch los, bis die Engländer es 1898 wieder eroberten. Das geschah vornehmlich mit ägyptischem Geld und Blut. Die Engländer aber haben den Sudan nicht wieder an Aegypten zurückgegeben, sondern ihn unter eigene Herrschaft gestellt. Und die Sinai-Halbinsel trennte Albion ebenfalls von Aegypten; sie ist dem Gouverneur des Sudan unterstellt worden.

Wie in anderen Ländern der Welt, so hat eine nationale Bewegung sich auch in Aegypten entwickelt. Die einen wollen heute oder morgen von ihren Unterdrückern los, den andern schwebt eine Art Unterhaus vor, das die Kontrolle über die Finanzen ausüben und dem das Ministerium verantwortlich sein soll. Davon wollen die Engländer natürlich nichts wissen. Sie begründen die Fortsetzung ihrer Herrschaft im Nillande vorerst mit dem Hinweis, daß das ägyptische Volk zur Selbstregierung noch lange nicht reif sei. Uebrigens ist der ägyptische Nationalismus kein einheimisches Produkt, sondern das Ergebnis der Berührung mit Europa.

Aegypten, das derzeit 12 Millionen Einwohner zählt, ist heute ausschließlich Agrikulturland. Es besitzt weder Kohlen, noch Wälder, noch Wasserkräfte, ist regenarm oder regenlos. Sein Reichtum beruht auf seinem Export von Agrarprodukten, unter denen die Baumwolle obenan steht. Doch hat letztere einen nicht unbedeutenden Rückzug in der Produktion aufzuweisen. Es gibt aber auch Datteln, Getreide, Zucker, Klee, Tomaten, Gurken, Reis, Zwiebeln und dergleichen mehr; der Boden trägt zwei, ja sogar drei Ernten im Jahre. Allein Aegypten ist nicht immer reiner Agrarstaat gewesen, vielmehr ward dort einstmals auch lebhaft Industrie getrieben. Es gab Spinnerei, Weberei, Papierfabrikation, Lichtzieherei, Waffenfabriken, Schiffswerften, Docks usw. Die Engländer haben dies alles eingehen lassen, weil sie der Ansicht huldigten, daß das Nilland sich zur Industrie nicht eigne, daß es vielmehr infolge seiner ungeheueren Fruchtbarkeit lediglich zur Landwirtschaft geschaffen sei. Nun, wie dem auch sein möge, soviel steht jedenfalls fest, daß die Wirtschaftspolitik Aegyptens nicht von ägyptischen, sondern von englischen Interessen beeinflußt wird. Das Land bleibt so lange ein agrarischer Staat, so lange dort Albion regiert. Auf diese Weise kann England am besten in die eigene Tasche wirtschaften.

Dennoch darf nicht geleugnet werden, daß die Engländer das Pharaonenland aus einem Zustande völliger Zerrüttung und Armut zu einem geordneten Staatswesen gemacht haben, und daß dort der Wohlstand seit 1882 ungemein zugenommen hat.

Die Steuerverfassung Aegyptens ist, abgesehen von den Zöllen, rein agrarisch. Außer einer Grundsteuer werden von jeder Dattelpalme jährlich 2,20 Piaster,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das sind 44 deutsche Pfennige, bezahlt. Es gibt weder eine Einkommens- noch Vermögens- noch eine Grundsteuer. Das mobile Kapital ist also gänzlich steuerfrei; an ihm aber sind Engländer außerordentlich stark beteiligt.

Viel läßt im Nillande das Schulwesen zu wünschen übrig. Auf diesem Gebiete herrschen arge Mißstände und die Aegypter behaupten, daß die Engländer das ägyptische Schulwesen ruiniert haben. Nun, jedenfalls ist man im Pharaonenlande von einem wirklichen Volksschulunterricht noch weit entfernt; denn Albion fürchtet, daß er einen gewaltigen nationalen Geist entwickeln könnte.

Das Nilland besitzt eine Armee, die, voran das Offizierkorps, von den Engländern erzogen wird; ihr Kriegsherr ist zwar der Khedive, allein der bekommt seine Soldaten selten zu sehen. Er darf seine Truppen auch nicht inspizieren, hat sich um die überhaupt nicht zu kümmern. So will es Albion und füglich geschieht's. Das unterhält auch seit Jahrzehnten zur angeblichen Aufrechthaltung der Ordnung im Pharaonenlande ein vom ägyptischen Staatssäckel bezahltes starkes Besatzungsheer. Was die ägyptischen Truppen anlangt, so garnisoniert davon ein Teil im Sudan, während hierfür von englischen Offizieren befehligte sudanesische Bataillone in Aegypten stehen. Die ägyptischen Bataillone erhalten aber niemals mehr Munition, als sie dringend nötig haben. Und alle Vorräte sind in der Hand der Engländer. Die trauen den Aegyptern nicht über den Weg. Sie wissen sehr wohl, daß die Gärung im ägyptischen Offizierkorps erheblich ist. Sie tritt jedoch auch im Beamtentum zutage. Sodann sei noch darauf hingewiesen, daß der ägyptischen Geschichte eine nicht unbedeutende Vergangenheit zu eigen ist. Sie bedrohte zweimal, 1833 und 1839, den Sultan in Konstantinopel, und im letztgedachten Jahre besiegte Ibrahim Pascha, der Sohn des berühmten Mehmed Ali, die Armee des Sultans bei Nisib, wenngleich der türkische Feldherr von dem preußischen Generalstabshauptmann von Moltke, dem späteren Feldmarschall, beraten wurde. Daher können die Aegypter gleichsam den Ruhm, Moltke die einzige Niederlage beigebracht zu haben, für sich in Anspruch nehmen.

Im übrigen besteht die Möglichkeit, daß der jetzige Weltkrieg auch die Engländer aus Aegypten herauszwingen könnte, das eine Position darstellt, an der Albions Weltmacht vornehmlich sterblich ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landſturmlied

Morgen geht es, lieber Schatz, zu Felde!
Hole mir den Landſturmpack,
In den Beutel etwas hartes Gelde,
Eine Nelke an den Königsfrack.

Denke nicht, ich ſcheide heut für immer,
Weil die Sonne rot herein
Flammt in unſer altes trautes Zimmer,
Denk es nicht, und laß das Weinen ſein.

Weine nicht! komm, bring mir friſche Socken,
Steck zwei Hemden und den Rauchtabak
Und ein Haar aus deinen lieben Locken,
Stecke alles in den Schulterſack.

Lebe wohl, und laß als Schwur dir ſagen,
Daß es dieſer Feinde Brut
An den Kragen gehet, an den Kragen,
Und wir im Sieg berauſchen unſer Blut.

Lebe wohl, und halt die Tür mir offen!
Hüte auch das Kellerfaß,
Bis der Feind ins rote Herz getroffen,
Und ſein Vetter liegt im friſchen Gras.

Glaube, Liebſte, an ein ewig Leben,
Glaube an ein Wiederſehen!
Schönres kann's bei Gott ja nimmer geben,
Als in Not fürs Vaterland zu ſtehn.

Wilhelm Schuſſen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Feldlazarett

Von Oberarzt d. R. L. Heuß

Aus Feldpostbriefen

(S. K. S.) Endlich habe ich ein Lebenszeichen von Euch bekommen, aber von den früheren Sendungen noch nichts und ich bin deshalb ungewiß, ob Ihr meine zahlreichen Berichte erhalten habt.

Wir sind jetzt glücklich in diesem traurigen Nest seit ein paar Tagen und haben soweit aufgearbeitet und abtransportiert, daß wir nur noch auf den Befehl warten, um der Truppe wieder zu folgen. Wir waren zwei Tage in der Nähe von M. gelegen. Dort waren wir in tiefster Nacht angekommen, nachdem wir am späten Abend in R. einen plötzlichen Ueberfall durch Franktireurs zu bestehen hatten. Wir hatten schon längere Zeit in dem Dorf gehalten, da wir wegen des Kampfes immer noch nicht vorkonnten. Mit Einbruch der Dunkelheit setzte plötzlich aus den Häusern und hauptsächlich aus der Kirche ein tolles Schießen ein. Wir hatten infanteristische Bedeckung, die sofort die Häuser anzündete, die Leute totschoß, während wir dem traurigen Nest rasch den Rücken kehrten. In dem 5 Minuten entfernten L. war zu gleicher Zeit eine Kolonne überfallen worden. Dort hatte es einige Verwundete gegeben, während es bei uns ohne Blutverguß auf unserer Seite abging. Das Nest brannte an allen Ecken und Enden.

Wir marschierten durch die Nacht weiter bis in die Nähe von B. bei M. Unterwegs kamen zahlreiche Gefangene vorbei. Auf unserem Biwakfeld hatte ein Ueberfall von Versprengten der Festung X. stattgefunden, die an diesem Tag gefallen war, auf die erste Kompagnie der ..... Pioniere, die etwas sorglos am Waldrand biwakiert hatte. Die Franzosen kamen in großer Zahl und wollten sich scheinbar ergeben. Unsere Leute hatten die Gewehre zusammengesetzt und dachten an nichts Böses, als die Franzosen plötzlich ein tolles Feuer anfingen. Die Leute konnten größtenteils ihre Gewehre nicht mehr erreichen, sondern ergriffen ihre Spaten und Aexte. Sie haben ihr Leben teuer verkauft. Am andern Morgen wurden 59 Pioniere beerdigt. Die Franzosen, die mit Dum-Dum-Geschossen ausgerüstet waren (ich habe mir eines davon im Koffer aufbewahrt), hatten gegen 150 Tote, alle mit Spaten und Aexten erschlagen, außerdem noch Gefangene und Verwundete. Diese unvermuteten heimtückischen Ueberfälle und Schießereien machen unsere Leute ganz rasend.

Am Tage darauf erhielten wir abends Marschbefehl und sind in der Nacht vom 31. August auf 1. September auf einer Pionierbrücke über die Maas gegangen, wo an diesem Tag ebenfalls blutig gekämpft wurde. Um das Dorf N. war es an der Stelle, wo wir übersetzten, hauptsächlich gegangen. Es brannte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichterloh. Wir haben schwere Verluste dabei gehabt, die der Franzosen sind geradezu entsetzlich. Bei unseren Verwundeten kommt doch immer der weitaus größte Teil davon, während die Franzosen prozentual viel mehr Tote und Schwerverwundete haben, außerdem immer noch eine Unmasse von Gefangenen. Am andern Tag gingen wir in einer kleinen Pause nach N. hinab. Ein großes Dorf mit großer Kirche. Alles auf den Grund zusammengebrannt und geschossen. Nicht ein einziges Haus steht. Die Straßen übersät mit Leichen von Franzosen, darunter auch Frauen und Kinder, die bei der Beschießung des Orts, der vom 117. franz. Infanterie-Regiment besetzt gewesen war, umgekommen sind. Wir haben hier auch einige verwundete Frauen in Pflege. Es ist unermeßlich, was für Werte der Krieg in diesen Gegenden zerstört und in den andern Gegenden mag es nicht besser sein.

Unser Nest steht großenteils noch, nur eine Gasse ist niedergebrannt. Die Leute sind aber auch zu toll. Als wir in der Nacht in dem Dorf ankamen, war auch das Erste, daß geschossen wurde. Wir blieben natürlich auf dem Acker draußen. Am Tag darauf war das ganze Dorf verlassen. Wir richteten unser Lazarett ein und übernahmen die Verwundeten, die in der Nacht und am Morgen hereingebracht wurden. Unter denen, die gleich starben, befand sich auch Leutnant E. aus Gmünd. Ich glaube, daß Du den Vater kennst, es ist doch jammermäßig viel Elend, was uns durch die Hände geht. Die Verluste sind groß und schmerzlich und nur zu ertragen, wenn wir siegen. So sieht es ja nun gottlob aus. Hier bei uns werden die Franzosen überall unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Eine große Beruhigung und Entlastung war uns die Nachricht von dem großen Sieg über die Russen. So soll es nur weitergehen. Am meisten Freude macht es ja, wenn die Engländer Hiebe kriegen wie bei St. Quentin. Die dortige deutsche Armee muß schon ganz in der Nähe von Paris sein, wie es hier verlautet. Wenn wir hier in Frankreich fertig sind, ob's dann noch weiter gegen Rußland geht? Hoffentlich sind die dann auch vorher erledigt!

Leider habe ich von den Nachsendungen an Uniform und Wäsche und Stiefel, um die ich Euch so dringend bat, nichts erhalten. Dabei bin ich doch ganz gewiß, daß Ihr den richtigen Weg über das Ersatz-Train-Bataillon eingeschlagen habt. Man empfindet dieses Abgeschnittensein von zu Haus hier doppelt schmerzlich und ich weiß nicht, wie es werden soll, wenn nicht bald der Paketverkehr eingerichtet wird. Gerade wir Aerzte haben teilweise nicht gleich den ganzen Vorrat an Ersatzteilen der Uniform u. s. f. mitgenommen. Ich fürchte, daß das gute Wetter auch einmal zu Ende gehen kann und dann ist unsere Equipierung etwas zweifelhaft. Wenn wir hier Verwundeten helfen sollen, dürfen wir nicht selber krank werden. Versuche alles, um die Sendung so sehr als möglich zu beschleunigen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich habe hier einigen gefallenen Franzosen Briefe abgenommen. Es ist doch eine traurige Geschichte; auch bei denen schreiben natürlich die Mütter, Frauen und Bräute voller Angst und Hoffen, daß ihre Angehörigen gesund zurückkehren. Ich habe auf meiner Station einen schwerverwundeten französischen Hauptmann mit einem Bajonettstich in die Lungen, der mich beschwört, ihn zu retten. Er hat am Tage der Mobilmachung Hochzeit gemacht und möchte so gerne wieder nach Hause zu seiner Frau. Wenn er davon kommt, will er mir schreiben; er hat mich um meine Adresse gebeten. Es ist sehr zweifelhaft, ob er seine junge Frau wiedersieht, ich könnte mit solchen Geschichten weitermachen. Die Franzosen, die zunächst alle Angst und ein schlechtes Gewissen haben, sind sehr dankbar, daß wir sie anständig behandeln. Sie sind übrigens alle sehr gut ausgerüstet.

Ein Wiener Roman

Groß ist gerade jetzt das Interesse der Reichsdeutschen an Oesterreich und allem Oesterreichischen. Nie war der Gedanke der Gemeinsamkeit Deutschlands und Oesterreichs so stark wie gerade jetzt. Die literarische Einheit der Deutschen hüben und drüben ist zwar immer gewahrt und anerkannt worden. Aber die Gegenwart bringt uns auch menschlich näher und erlaubt es, auf ein Buch zu verweisen, das so spezifisch wienerisch ist, daß es zu seinem Genusse mehr als literarisches Interesse fordert. Der Wiener hat sich zwar im Reiche immer einer besonderen Liebe erfreut. Freilich war diese Liebe immer mit etwas sehr viel Ueberlegenheit gemacht, sie hatte immer etwas von nachsichtigem Wohlwollen in sich. Wie viel davon berechtigt ist, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls spielt dabei auch viel Halbkenntnis mit. Das wienerische Volk, nicht die Wiener „Gesellschaft" mit seinen Tugenden und Lastern, in seiner Echtheit und Geschminktheit, in seiner Nacktheit und in seinem Maskengewande, kann man kennen lernen in einem unlängst erschienenen Buche „Töchter, ein Wiener Roman" (Wien, Deutschösterreichischer Verlag). Es hat nichts zu tun mit der Wiener Literatur der Gegenwart, bei der zuerst man an die Namen A. Schnitzler und Genossen denkt. Ja es ist überhaupt zweifelhaft, ob man das Buch mit der „Literatur" in Zusammenhang bringen kann. Der Verfasser, Karl Adolph, hat schon einige gute Wiener Bücher geschrieben. Sicher sind seine „Töchter" das Beste. Er selber ist ein echtes Wiener Kind, aus der Hefe des Volkes entsprungen. Er ist Schriftsetzer und steht sicher, wenn sein letztes Schriftstellerhonorar alle ist, wieder am Setzkasten. Denn ich denke, das Geld sitzt ihm, wie jedem Wiener, locker in der Tasche. Das Wiener Volk kennt er, das Volk der Vorstädte, das Volk des kleinen Mittel- und des Arbeiterstandes und er liebt es, wie jeder sich selber liebt. Und mit dieser Kenntnis hat sich bei ihm eine zwar in ihren Mitteln sehr einfache, aber drastische Darstellungsgabe verbunden. Ich weiß nicht, ob sie „Kunst" ist, aber auf jeden Fall ist sie treueste Natur, strotzendes Leben. Die ans Genialische streifende Schimpflust des Wieners, sein abgeschmacktes Gi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerltum, seine Freude am „Aufhauen" (Großtun) — das alles schildert er mit behaglicher Breite und plastischer Anschaulichkeit. Aber der Roman will nicht anklagen, er hat auch keinerlei erzieherische Absicht. Er will bloß darstellen. Den Wiener, „wie er ist", will er zeichnen. Unparteiisch. Wenn Adolph die freundlichen Seiten des Wiener Kleinbürgers malt (und er hat so manche bezwingender Art), so sollen doch seine Schattenseiten nicht verschwiegen werden. Der Dichter entschuldigt sie nicht, aber man merkt, daß er sie wohlwollend anschaut: So sind „halt" die Wiener. Seine Ausdrucksweise ist von prächtiger Plastik, so daß man, wenn man den Strich zwischen „höherer Literatur" und ihm gemacht hat, sich schließlich doch sagt: Ist vielleicht dieser saftige Kerl nicht mehr wert als manche zur Zeit „geschätzte" Literaturgröße? Er ist vielleicht ein „ordinärer" Kerl, aber einer, der Stärke und Echtheit in seinen Adern hat.

E. Pernerstorfer

Das patriotische Kino

Es geht auch so. Ohne Max Linder und Moritz Prince und die andern zappelnden Lieblinge aus Paris, die bis zum zweiten August eine schier notwendige Zierde jeder Filmvorführung bildeten. Dem gallischen Hahn der Firma Pathé Frères, der so stolz und herausfordernd von der weißen Wand herunterkrähte, soweit es ihm die Technik gestattete, hat man den Hals umgedreht. Und die letzte Pariser Mode, ehedem das wichtigste Ereignis jeder „Wochenrevue", muß sich in ihrem Stammland Bewunderinnen suchen.

(Wir haben jetzt das patriotische Kino, mit schwarz-weiß-rotem Programm, viel Militärpublikum, dem Flottenlied und den neuesten Siegesdepeschen. Die Kapelle ist um etliche Mann vermindert und der Dirigent (Landsturm ohne Waffe) hat alle Mühe, einen anständigen Tusch herauszubringen. Aber es geht auch so.

Freier Eintritt für die Feldgrauen. Das steigert die Begeisterung und wirkt mehr als (in Friedenszeiten) zwei Dutzend der bestbezahlten Klaqueure. Paris wird gezeigt, aus der Vogelperspektive. Einbringung der eroberten Geschütze, die Feldpost oder: Unsere Truppen in Feindesland. „Hervorzuheben ist, daß viele unserer Offiziere und Soldaten im Film sehr gut zu erkennen sind, und da viele Berliner Soldaten sich in Belgien befinden, dürfte mancher einen guten Bekannten auf der Leinwand wiedersehen." So zu lesen in der Ankündigung eines Berliner Kinotheaters. Krieg und Reklame! Aber es zieht. Man will doch seine Freunde sehen. Gute Aufnahmen vom Kriegsschauplatz, ein Manöver, Flottenparade. Dazwischen Jubiläumsartikel aus dem vergangenen Jahr, ein Kriegsdrama von 1870, in dem Cleving als preußischer Ulan und ein mitleidiges französisches Mädchen die Hauptrollen spielen. Kanonen donnern lautlos. Man überläßt sich willig der Rührung. Da kommt jemand von der Straße, ein bedrucktes Blatt in der Hand. Eine Wolffsche Depesche in kernigem klarem Stil. Hier ist keine theaterhafte Uebertreibung, kein Bluff, kein Theaterdonner. Das ist Wirklichkeit. Ein Sieg ...

Eugen Tannenbaum

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ote toi, que je m'y mette

Von Georg Gothein, M. d. R.

Das kurzsichtige Kabinett, das gegenwärtig die Geschicke Englands leitet, will Deutschland durch den Krieg nicht nur politisch, sondern auch kommerziell aufs Aeußerste schwächen, damit England unbestritten wieder der Versorger der Welt mit Industrieerzeugnissen werde. Frankreich will man großmütig die wenigen Spezialartikel — Seidenwaren, Kunstgewerbe — belassen, allenfalls auch der kleinen Schweiz die ihren, die Vereinigten Staaten von Amerika, die auch heut noch überwiegend Agrarstaat sind, fürchtet man so bald nicht, aber die deutsche Konkurrenz soll vernichtet werden.

Und die Kriegszeit, während der der deutsche Ausfuhrhandel so enormen Erschwerungen begegnet, erscheint ihm besonders geeignet, ihn dauernd auf den Plätzen zu verdrängen, wo er bisher herrschte. Auf ein bischen Verletzung der neutralen Schiffahrt kommt es den Herren Grey und Churchill dabei nicht an. Da aber der Bedarf der neutralen Staaten an Industrieartikeln, die ihnen Deutschland bisher geliefert hat, anhält und der Krieg doch auch einmal ein Ende nehmen muß, so gilt es, sie inzwischen an den Ersatz durch englische Waren zu gewöhnen. Zu diesem Zweck hat das englische Handelsamt Informationsbureaux eingerichtet, in denen Muster deutscher Waren den englischen Industriellen zur Nachahmung überlassen werden und ihnen mitgeteilt wird, zu welchen Preisen, an welche Plätze und an welche Firmen die Deutschen sie liefern. Der kriegführende Staat kann von seinem Gegner nicht die Respektierung des internationalen Patent- und Musterschutzes verlangen; also, englische Industrielle, nützt die Gelegenheit aus: Ote toi, que je m'y mette!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Gedanke solcher Informationsbureaux ist nicht neu. Die Vereinigten Staaten haben ihn in ihren Handelsmuseen aufs Sorgfältigste ausgestaltet. Herr Dr. Vosberg-Rekow von der selig entschlafenen Zentralstelle zur Vorbereitung von Handelsverträgen, hielt unter Vorführung eines die glänzende übersichtliche Registratur des amerikanischen Informationswesens dokumentierenden Registraturschranks Vorträge vor Exporteuren und Industriellen und mahnte sie der drohenden Gefahr rechtzeitig zu begegnen. Ich bin schon damals — es sind wohl ein Dutzend Jahre her — höchst skeptisch gegen den wundertätigen Schrein gewesen und habe das kühl dargelegt. In Amerika haben weder die Handelsmuseen, noch der ingeniöse Registraturschrank die prophezeiten Wunder für Hebung der Fabrikatausfuhr gewirkt und bei uns hat sie ohne solche Mittelchen einen glänzenden Aufschwung genommen.

Der Versuch der Vereinigten Staaten konnte nicht den erwarteten Erfolg haben, weil diese eben den Schwerpunkt ihrer Ausfuhr in agrarischen Produkten: Baumwolle, Weizen, Mais, Mehl, Kleie, Pflanzenölen, Oelkuchen, Baumwollsaatmehl, Tabak, Harzen, Fleisch und Vieh, sodann in industriellen Halbfabrikaten: Kupfer, Blei, Silber, Mineralölen, schließlich in einigen Spezialitäten arbeitsparender Maschinen haben. Aber mit wenigen Ausnahmen decken sie in den verfeinerten Industrieerzeugnissen nicht entfernt ihren eigenen Bedarf. Da sie ohnehin Mangel an Arbeitskräften haben, verwenden sie diese am zweckmäßigsten da, wo die höchsten Werte damit erzeugt werden können; das sind nun mal die Urproduktionen auf landwirtschaftlichem und mineralischem Gebiet und die ihr nächsten Verarbeitungsstufen. Die hohen industriellen Schutzzölle haben an dieser Grundtatsache wenig geändert.

In England liegen die Verhältnisse wesentlich anders: Die Agrarproduktion tritt ganz zurück; sie deckt nur einen Bruchteil des Eigenbedarfs; ihre Ausfuhr beschränkt sich auf Stammbaumvieh. Eine um so größere Rolle spielt dagegen die mineralische Urproduktion. Infolge der günstigen Lagerungsverhältnisse der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

englischen Steinkohlen und der Lage der Gruben nahe den Seehäfen ist die englische Steinkohlenausfuhr weitaus größer als die irgend eines andern Landes; und sie ist das größte Verfrachtungsobjekt der englischen Schiffahrt, deren riesige Ausdehnung zum großen Teil darauf beruht. Von der Tonnage der Welthandelsflotte von rund 32.5 Millionen Registertons nimmt die Englands und seiner Kolonien mit 13.83 Millionen Tonnen 42.5 Prozent, von der Gesamtdampferhandelsflotte von 24.64 Millionen Registertons mit 12.04 Millionen Tonnen fast die Hälfte ein. Noch stärker ist England am Schiffsbau beteiligt; fast zwei Drittel der Neubauten von Seedampfern im Jahre 1912 (1.6 Millionen Registertons von 2.456 Millionen) entfielen auf englische Werften; dabei findet auf diesen noch ein sehr erheblicher Bau von Kriegsschiffen für fremde Rechnung, ganz abgesehen von denen für eigene statt. Der britische Schiffbau alimentiert wiederum in kolossalem Maße die Eisenindustrie, die zwar heut weit hinter der amerikanischen und der deutschen zurückbleibt, aber — nachdem das englische Eisenbahnnetz ausgebaut ist — für die Ausfuhr von um so größerer Bedeutung ist; um so mehr, als sie sich vielfach mit der Verfeinerung deutschen Halbzeugs befaßt, das ihr der deutsche Stahlwerksverband billiger liefert, als den reinen Walzwerken des eigenen Landes.

Eine weitere Industrie, in der England die aller andern Länder übertrifft, ist die Spinnerei — insbesondere die feiner Garne. Und die Entwicklung der englischen Spinnerei hat dazu geführt, daß England die Welt mit Spinnmaschinen versorgt. Schiffsmaschinen, Spinnmaschinen, Lokomotiven und Lokomobilen und gewisse landwirtschaftliche Maschinen sind im Wesentlichen die großen Exportartikel der englischen Maschinenfabrikation. Aber es sind meistens Typen, die ausgeführt werden, die wegen ihrer Massenherstellung billig geliefert werden können. Die unendliche Vielseitigkeit des Deutschen hat der englische Maschinenbau nicht; ihm fehlt zum guten Teil jenes intensive Hand- in Handarbeiten zwischen Wissenschaft und Technik, dem die deutsche Industrie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum vielleicht größten Teil ihre Erfolge verdankt — die wissenschaftliche Durchbildung unserer Ingenieure, die Mitarbeit in den Laboratorien der technischen Hochschulen und Universitäten seitens der hervorragendsten Vertreter der technischen und naturwissenschaftlichen Wissenschaften. Darauf beruhen die staunenswerten Erfolge unserer chemischen Industrie, der Elektrotechnik, des Automobil- und Flugzeugbaues, des Instrumentenbaues und der Feinmechanik, unserer Keramik und Optik, ebenso wie der Kautschuk-, Leder- und Pelzwarenindustrie, die auch der Mitarbeit der Chemiker nicht entraten können.

Selbstverständlich hätten wir diese hohe Stufe der Technik nicht erklimmen können, wenn wir nicht einen hochintelligenten gewissenhaften Arbeiterstand besäßen; den besitzt England in seinen Hauptindustrien zweifellos auch. Aber der leistet eben Hervorragendes in seiner Branche, in der vom Vater auf den Sohn vererbten Arbeitsverrichtung, er ist gewissermaßen konservativ; ihm mangelt die größere Anpassungsfähigkeit des Deutschen.

Wie denkt sich nun der Leiter des englischen Handelsamts den Ersatz der deutschen Fabrikate durch englische, z. B. auf dem Gebiet der Maschinenindustrie? Da wird z. B. von einer deutschen Fabrik eine Spezialität in verschiedenen Größen gebaut. Dem englischen Fabrikanten wird ein Exemplar vorgeführt, mühsam werden sämtliche Teile abgezeichnet, Modellzeichnungen und für die Gußstücke die erforderlichen Modelle angefertigt; es soll wirklich mit vieler Mühe und unter Aufwand von unverhältnismäßig viel Arbeit und Kosten gelingen, ein dem deutschen einigermaßen gleichwertiges Fabrikat zu erzielen; darüber aber vergeht Jahr und Tag; die dazu nötigen Bearbeitungsmaschinen müssen auf diese Fabrikation eingestellt werden und darüber muß der englische Fabrikant inzwischen die Herstellung der Maschinen vernachlässigen, in der seine Arbeiter geübt sind und Gutes leisten. Und kann der Engländer die eine Größe nachahmen, ist noch nicht gesagt, daß er die richtigen Abmessungen bei allen andern trifft; das geht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ohne Fehlschläge nicht ab und verfehlte Maschinen verstimmen den Abnehmer; der bleibt lieber bei seinem alten Fabrikanten.

Mit dem Nachahmen ist es aber nicht getan; es bedarf ständigen Fortschreitens und dazu ist jenes Handinhandarbeiten von Technik und Wissenschaft notwendig, wie nur Deutschland es kennt.

Nehmen wir einen ganz fern davon liegenden Industriezweig. Die Lederindustrie: Die Fabrikationsgeheimnisse der Fabrikanten der feineren Ledersorten: Lack- und Glacé-, Sämisch- und Maroquinleder und wie die Sorten alle heißen, in derem Besitz unsere großen deutschen Fabrikanten sind, lassen sich vom englischen Nachahmer vielleicht in Jahrzehnten nicht so herausbekommen, um auch nur ein halbwegs gleichwertiges Fabrikat herzustellen. Für die Verarbeitung dieser Leder zu feinen Lederwaren: Brieftaschen, Geld- und Handtaschen, Gürtel 2c. fehlt es aber in England an den gelernten Arbeitern. Es ist eine naive Auffassung, daß man diese aus der Erde stampfen könne. Und wie in dieser, liegt es in den meisten andern Verfeinerungsindustrien.

Eine der Hauptursachen des Siegeszugs der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt liegt in der Tüchtigkeit des Geschäftsreisenden; darin, daß sie nicht nur die Sprache ihrer Kunden beherrschen, sondern sich auch in ihre Gewohnheiten und Bedürfnisse einleben und sie befriedigen. Diese Anpassungsfähigkeit geht dem englischen Geschäftsmann ab und sie ist ihm auch nicht während eines Krieges anzuerziehen.

Aber selbst, wenn all das der Fall wäre, wenn Industrie und Handel all diese Schwierigkeiten überwinden könnten, wo sollte England die Menschen hernehmen, die an Stelle von Deutschland die Welt mit Industrieartikeln versorgten? Deutschland zählt 68, Großbritannien und Irland nur 46.5 Millionen Menschen; ersteres vermehrt sich jährlich um 1.36, letzteres nur um 0.87 Prozent. Die Arbeiter, die in England die bisher von Deutschland exportierten Waren herstellen sollen, müssen ihrer bisherigen Arbeit weggenommen werden; dadurch entsteht an anderer Stelle ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Produktionsdefizit. Und das ist um so größer, als die Arbeiter bei der neuen Beschäftigung weniger leisten, als in der alten, in der sie geübt waren. Je größer die weltwirtschaftliche Verflechtung, um so größer die internationale Arbeitsteilung.

Die Welt kann die deutsche Arbeit nicht lange entbehren; auch England nicht, und seine Geschäftswelt, die unter den Wirren des von Sir Edward Grey frivol heraufbeschworenen Weltkrieges aufs Schwerste leidet, wird je länger, je energischer den Frieden fordern. Sie wird sich nicht lange mit dem Gaukelbild der Vernichtung der deutschen Konkurrenz etwas vortäuschen lassen, was jeder wirtschaftlich Denkende als eine Lächerlichkeit empfindet.

Ludwig Frank

Von Albert Südekum, M. d. R.

Im wilden Kampf, Mann gegen Mann, ringen Millionen um das Schicksal der Völker. Schwade um Schwade mäht der Tod mit seiner furchtbaren Sichel nieder. Aus tausend Wunden blutet das Vaterland. Dürfen wir da um Einen klagen? Ja. Denn sein Tod bedeutet, wie sein Leben, mehr als das so vieler anderer, weil das Schicksal in ihm auf erhöhten Platz einen Mann gestellt hatte, der als Führer und Retter für viele vorbezeichnet war.

Keiner von uns, der nicht wie Schultze-Gaevernitz das pathetisch klingende und doch ganz natürliche Wort auf den Lippen und im Herzen hätte: „Wäre ich statt seiner gestorben!“

Ludwig Frank ist unersetzlich. Ich schweige von dem, was an dem herrlichen Menschen seine Freunde verloren haben. Eltern legen den Sohn, Brüder den Bruder mit der stillen Zähre wortlosen Jammers in die Grube. Freunde verbergen schamhaft die bittere Träne.

Nur etwas über den Politiker Frank.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In dem letzten Brief, am Tag seines Abmarsches ins Feld, schrieb er mir, er habe in den anstrengenden, aber wohltuenden Wochen seiner militärischen Wiederauffrischung manche Stunde ruhigen Nachdenkens gehabt und oft darüber gesonnen, was denn nach dem Kriege in Deutschland werden solle. So tief innerlich von der Frage beherrscht, die uns jetzt alle bewegt, deutete er zugleich die Lösung an, indem er hinzufügte, daß nach seiner Meinung in diesem Kriege die Grundlagen zu einem unabsehbaren Fortschritt in unserm Vaterlande gelegt würden. Dieses gegen krächzende Unglücksraben, die mit der ihnen eigenen Prophetensicherheit voraussagen, daß ein siegreicher Krieg ein „Unglück" für das deutsche Volk sein werde, weil er eine ungezügelte Vorherrschaft reaktionärer Kräfte schaffen werde; siehe 1815 usw. Vor solchen unklaren Verallgemeinerungen bewahrte Frank das scharfe realpolitische Urteil, das, in der marxistischen Lehre gebildet, die bloß relative Bedeutung landläufiger Schulmeinungen längst und klar erkannt hatte.

Der Brief, den ich eben erwähnte, enthielt nichts von seinem politischen Zukunftsprogramm, sondern vertröstete auf die Stunde des Wiedersehens, nach dem Kriege. Aber ich weiß aus unseren Gesprächen am 3. und 4. August, wie er sich die Grundzüge der Zukunft dachte. In den letzten Jahren unseres gemeinsamen politischen Lebens hat es nie einen so vollkommenen Zusammenklang der Meinungen zwischen uns gegeben, als in diesen letzten Tagen. Jede Stunde brachte uns in ungestörter Denkharmonie näher, und die Wurzel dieses Verstehens lag in dem gemeinsamen Gefühl, daß alles bis dahin Geschehene nur Vorbereitung sei. So war Frank: das Haar begann ihm zu ergrauen, auf der Stirn gruben scharfe Linien ihre Spur, aber er blieb jung, weil er wußte, daß die große Arbeit seines Lebens noch vor ihm lag, die große Arbeit, der sein rastloses Streben nach Selbstvervollkommnung galt.

Ludwig Frank sah den 4. August als eine Wende in der inneren und äußeren Politik Deutschlands an und bekämpfte schon am

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleichen Tage die Meinung, daß irgend eine Partei, irgend eine Regierung nach dem Friedensschlusse die Fäden da wieder aufnehmen könne, wo sie am Abend des 3. August liegen geblieben waren.

Der ökonomische Gegensatz zwischen Arbeiter und Unternehmer kann durch den Krieg nicht aus der Welt geschafft werden. Die auf wirtschaftlichen Tatsachen aufgebaute Klassenscheidung des Volkes verschwindet nicht. Aber die heroische Solidarität, die das ganze Volk in schwerster Not, auf dem Schlachtfelde und hinter der Front, in einem gewaltigen Aufschwung geeint hat, läßt doch außer den vielen törichten Aeußerungen kleinlicher Gehässigkeit auch viel von den Schlacken und dem Rost früherer Zustände und Anschauungen dauernd verschwinden. Die formale Gleichberechtigung der Massen des Volkes, namentlich in Preußen, so meinte Frank, ist jetzt zur Selbstverständlichkeit geworden; die materielle Besserstellung der Minderbemittelten und erst recht der Unbemittelten ist eine unabweisbare Pflicht der Gesellschaft gegen ihre Erretter; die Oeffnung der Bildungsschätze unserer Nation für alle, die bildungshungrig sind, ist eine Folgerung aus dem Geschehenen und eine Sicherung für die Zukunft.

Politische Ideen finden ihren Ausdruck in Gesetzen, Gesetze ihre Anwendung durch die Verwaltung. Also muß die Sozialdemokratie ihren ganzen möglichen Einfluß auf die Gesetzgebung zunächst ausüben und, ohne daß sie von ihrem Wesen als politische Organisation der Arbeiterklasse irgend etwas Entscheidendes aufzugeben brauchte, die von ihr abhängenden Vorbedingungen dieses Einflusses entschlossen und mit rückhaltloser Ehrlichkeit zu schaffen verstehen. Dann aber muß sie weiterhin auf dem so geöffneten Felde der Verwaltung und Selbstverwaltung in ungebrochener Schaffenskraft und mit voller Eingabe an ihr großes Ziel wirken. Die zahllosen Aufgaben, vor denen unser Volk nach einem siegreichen Kriege stehen wird, erheischen das Aufgebot des letzten Mannes, die Entfesselung der lange zurückgehaltenen und bisher so arg mißachteten Volkskraft. Dann muß und wird sich zeigen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was in der deutschen Arbeiterschaft und in der deutschen Sozialdemokratie steckt.

Und als ihm in der Unterredung ein besorgter Freund die Bemerkung entgegenhielt, daß sein Rat, seine Kraft bei der Neugestaltung der Dinge unerläßlich sein werde, daß er mit seinem freiwilligen Eintritt in die Reihe der aktiven Kämpfer vielleicht ein falsches Opfer bringe, da entgegnete er in heiterer Ruhe das sein ganzes Wesen offenbarende Wort: „Einer muß die Fundamente gesehen haben."

Nun ist er selbst ein Stück des Fundaments geworden, auf dem wir den Bau des neuen Deutschlands errichten wollen, errichten müssen.

Die Unbrauchbarkeit der französischen Kolonialarmee im heutigen Krieg

Von Max R. Funke

(Nachdruck verboten!)

Noch im vergangenen Jahr wollte Frankreich seine Kolonialarmee in einem europäischen Krieg nicht anwenden, weil sie für die nationale Verteidigung des Landes zu gefährlich erscheint. Umso mehr ist man heute erstaunt, wenn die Franzosen bei ihrem Engagement ihre gesamte Kolonial-Truppenmacht heranziehen. Eine Ausnahme bildet jedoch die Verwendung der Fremdenlegion an der Ostgrenze, weil sie meist aus germanischen Elementen besteht.

Vom Standpunkt des Avancements, Auszeichnungen und Pensionierung genießen die Kolonialoffiziere dieselben Rechte wie ihre Kameraden der Nationalarmee. Gewisse Kreise in Frankreich haben der Regierung angeraten, die Kolonialmacht stark zu vermindern, infolgedessen eine sehr große Zahl von Kolonialoffizieren überzählig werden. Sie der Nationalarmee anzureihen, dürfte die Offizierskrise in Frankreich noch kritischer gestalten.

Mit Recht bekämpft man in Paris die Kolonialtruppensendungen nach Algier, besonders die der Fremdenlegion. Keine Europäer sollen es sein, welche die Zuaven vertreten, denn man würde auf der einen Seite das verlieren, was

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man auf der anderen Seite gewinnen wird; ja der Verlust würde größer sein, als der Gewinn. Nur die Senegal-Neger können die Zuaven in Algier besser vertreten als europäische Soldaten. Indeß will Frankreich für alle Fälle zu Kolonialexpeditionen eine europäische Brigade zur Verfügung haben, deshalb unterhält man heute 8 Regimenter auf Kriegsfuß, das sind 12 000 Mann, die in Frankreich für koloniale Dienste zur Verfügung stehen. Diese Fusion der kolonialarmee ist in sich nicht zu verurteilen, doch scheint sie für die nationale Verteidigung des Landes zu gefährlich. Zukünftighin werden die französischen Kolonialtruppen in Nordafrika durch Senegal-Neger nämlich nach englischem Muster zu einem Drittel Europäer ersetzt, während die französischen Kolonialtruppen und die Zuavenregimenter in Frankreich selbst stationiert werden.

Deshalb werden 6 Regimenter zu je vier Bataillonen auf Kriegsfuß zu Toulon, Marseille und Paris gehalten. Zwei Regimentsstäbe zu je vier Bataillonen liegen, das eine in Toulon, das andre in Marseille und die anderen beiden Regimenter zu je 3 Bataillonen in Paris. Die Offiziere wie Unteroffiziere dieser Regimentsstäbe nehmen lebhaften Anteil an den Uebungen, Manövern und Kriegsspielen der benachbarten Brigade. Somit ist ihre militärische Instruktion gewährleistet. Was nun die sechs aktiven Regimenter zu je vier Bataillonen anbetrifft, so bildet jedes von ihnen bei der Kriegsmobilisierung zwei Regimenter, bestehend aus zwei aktiven Bataillonen und einem Reserve-Kolonialbataillon.

Bei der Kriegsmobilisierung im August 1914 gingen von jeder Kompagnie zu 200 Mann der sechs Regimenter 80 Mann jeder Regimentsstabkompagnie und Reservekolonialbataillon in die Südtruppen über. Die noch verbleibenden 120 Mann jeder Kompagnie umfassen die Reserven. Die 32 aktiven Kompagnien jeder Brigade überlassen mit einem Offizier und einem Adjutanten ein Peleton von 80 Soldaten zu 16 Kompagniestäben und zu vier Bataillonen — das sind 16 weitere Kompagnien — Kolonialreserven. Jede Brigade bildet eine Division von je vier Regimentern.

24 Kompagnien der Pariser Brigade, die aus 32 aktiven Kompagnien besteht, stellen je 80 Mann zu 24 neuen Kompagnien der beiden Regimentsstäbe auf, ebenso die verbleibenden acht Kompagnien je 40 Mann zu 16 neuen Kolonialreservekompagnien. Diese Brigade mobilisierte am 2. August sechs Regimenter, zu denen die fünften Regimenter der beiden Südbrigaden beigezogen worden sind. Die Kolonialarmee hat an die deutsche Grenze 16 Regimenter ausgebildeter Wehrleute geworfen. Nach gleichem Prinzip bildet die koloniale Artillerie sechs mobilisierte Regimenter. Infolgedessen umfassen die kolonialen Streitkräfte Frankreichs zwei Armeekorps, die heute gegen Deutschland ausgespielt werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Problem der französischen Kolonialarmee berührt Fragen komplizierteſter Art, mit deren Lösungen ſich verſchiedene franzöſiſche Staatsmänner beſchäftigt haben, als ſichere Beweiſe, daß nicht ein einziger die Kolonialarmee im Falle eines europäiſchen Krieges für abſolut vollkommen erklärt.

Die Rolle der Kolonialarmee beſteht darin, die Kolonien zu verteidigen, oder was öfters vorgekommen iſt, zu beſetzen und Frieden zu ſtiften. Jede Kolonie hat ihr autonomes Heer und nur die Depots, die auf Kriegsfuß gehalten ſind, liegen in Frankreich, und ſind jeder Zeit bereit in den Krieg zu ziehen. Einige franzöſiſche Schutzſtaaten verfügen über weiße Truppen, wie Algier und Tunis, die aber in den übrigen Kolonien, welche in den Tropen liegen, ſich ſehr ſchlecht akklimatiſieren. Aber neben den weißen Truppen verfügen die franzöſiſchen Schutzſtaaten noch über 45 000 eingeborene Soldaten, die von franzöſiſchen Offizieren und Unteroffizieren eingedrillt werden. Die Eingebornen ſtellen ſich in 3 Jahrgängen, 18., 19. und 20. Jahr unter die Fahnen und dürfen vor vollendetem 20. Jahr ihre Länder nicht verlaſſen. In allem bildet die franzöſiſche Kolonialmacht mit ihren Reſerven, wenn ſie gut gedrillt und geführt wird, eine ſehr mächtige Kolonialarmee.

Am 2. Auguſt mobiliſierten ſich allein 80 000 ausgebildete Wehrleute, die in Frankreich anſäſſig ſind, verſtärkt durch die aktive Kolonialarmee um 20 000. Zu dieſer Truppenmacht hat man noch die ſogenannte „Schwarze Armee" von 200 000 Berbern aus Algier und Marokko hinzugezogen und Frankreich hofft nun mit dieſen beiden Kolonialarmeekorps der deutſchen Kriegsmacht für längere Zeit ein kleinwenig Widerſtand entgegenzuſetzen.

Wider die moraliſche Sentimentalität

Von Arthur Bonus

Der Krieg, bevor er noch ausgebrochen war, die bloße Kriegserklärung, hatte ſchon ganze Dutzende von Sentimentalitäten niedergebrochen und hinweggeſchwemmt, kaum, daß man ihnen nachſah.

(Wer hätte im Durchſchnittspublikum während der Friedenszeit daran gezweifelt, daß „unnützes Blutvergießen" wie die Verteidigung von Kiautſchau, unter allen Umſtänden gemieden werden müſſe. Der Kriegshauch, der durchs Land geht, hat uns im Handumdrehen verſtändlich gemacht, daß kein Stück deutſchen Landes in der ganzen Welt billig verkauft werden darf, wie ſehr uns auch das Herz brennt im Gedanken an die Geopferten.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Sentimentalität sind wir leider nicht losgeworden bisher, in die sich alle anderen hineingeflüchtet haben, die alle überbietet, umfaßt, ersetzt: die moralische.

(Es ist natürlich nicht Zartheit gemeint, wenn Sentimentalität gesagt wird! Sittliche Zartheit und moralische Sentimentalität sind Gegensätze.)

Unsere Zeitungen sind von oben bis unten gefüllt mit Entrüstung über die schon jahrelangen heimlichen Abreden unsrer Feinde, über die Völkerrechtsverletzungen der Engländer und Franzosen, über die Schandtaten der Franktireurs. Wir wollen versuchen, uns klar zu werden über den Wert dieser Entrüstung.

Die Diplomatie ist der Krieg im Frieden, und der Kriegszustand steht außerhalb der bürgerlichen Moral. Im Grunde ist das eine Selbstverständlichkeit, da die Staaten, um deren Verkehr es sich in der Diplomatie handelt, ja (noch) nicht Bürger einer höheren Einheit sind. Die staatsmännische Kunst ist ihrem Wesen nach noch immer machiavellistisch, wenngleich (natürlich) mit denjenigen Einschränkungen, die den völkerrechtlichen Fortschritten in der Kriegführung selbst entsprechen. Will man diese staatsmännische Sondermoral bekämpfen, so muß man den jetzigen Zustand der abendländischen Staatenverhältnisse zu einander bekämpfen. Man muß etwa — mit einigen der Edelsten in den germanischen Völkern von Carlyle bis Björnson und neuere — für eine germanische Vereinigung wirken, der dann das übrige Abendland sich angliedern würde. (Bei dieser Gelegenheit zur Erklärung vieler Mißverständnisse: die meisten europäischen Sprachen verstehen unter dem Wort germanisch einfach: deutsch und verwechseln daher den Pangermanismus mit seinem äußersten Gegensatz, dem partikularistischen Alldeutschen.) Oder man mag mit Ueberspringung dieser germanischen Stufe gleich an die direkte Versöhnung und Verbrüderung der abendländischen Rasse denken, zu der jener Pangermanismus selbst die Einleitung sein wollte. Man mag diese Gedanken so laut und so feurig, als man will, vertreten und verkündigen — aber solange sie nicht durchgedrungen sind und in festen Einrichtungen Gestalt gewonnen haben, solange bleibt die Politik der Krieg, und ein Staat, der in dem Maße, wie unsre Zeitungsschreiber es von Deutschland-Oesterreich behaupten, weißer Unschuldsengel ist, wäre einer Truppe zu vergleichen, die in einen Hinterhalt fällt, und die man bedauert, ohne doch ihre Ehrlichkeit und ihr rührendes Vertrauen zu loben.

Jener Zustand der Ehrlichkeit zwischen den Staaten ist ein Zielgedanke, den wir verkündigen und dessen Verwirklichung wir vorbereiten mögen, aber er ist kein Maßstab zur Beurteilung gegenwärtiger Verhältnisse.

Und dann die Franktireurs. Die Maßregeln gegen sie sind die denkbar schrecklichsten. Man vergegenwärtige sich, daß um einiger Schuldigen willen ganze

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ortschaften vernichtet werden müssen mit Mann und Maus. (Denn zu einer wirklichen Untersuchung ist ja in den seltensten Fällen Möglichkeit und Zeit.) Das ist notwendig, und damit begnüge man sich. Das moralische Gezeter über diese Leute, die im Augenblick, daß ihr Vaterland überrannt wird, sich seelisch nicht mehr in der Lage finden, die Mittel zu wählen, mit denen sie das Vaterland verteidigen wollen, ist kleingeistige Sentimentalität.

Es wäre sehr wunderlich, wollte man behaupten, daß hinter der großen sittlichen Entrüstung, die unser Volk erregt, nichts eigentlich Sittliches stecke: Das Gegenteil ist der Fall. Eben darum muß man sich hüten, sie falsch zu deuten, aof Kleinliches zu beziehen und so ihrer Kraft zu berauben.

Alles Natürliche kann sittlich empfunden werden (und in gewisser Weise nur das Natürliche). Denn alles ist unterwegs, und auf Richtung und Bewußtsein des Weges kommt es an.

Unsre sittliche Entrüstung bezieht sich darauf, daß ein Volk von so starkem und so gerechtfertigtem Kraftgefühl wie das unsre durch ein heilloses Abwürgungsverfahren der drei Kapitalmächte eingeschnürt und an der Freiheit sich zu äußern gehindert war. Diese nun schon über ein Jahrzehnt fortgehende und von Jahr zu Jahr weniger den wirklichen Kräften entsprechende Einschnürung war nicht mehr auszuhalten. Sie allein würde genügt haben, selbst einen Angriffskrieg zur Befreiung aus unmöglicher Lage zu rechtfertigen.

Es kam aber ein anderes hinzu, um die Empörung so hoch aufflammen zu lassen, wie wir es erlebt und empfunden haben: Wir wiesen den Gedanken der gewaltsamen Befreiung, zu der wir ein Recht gehabt hätten, weit von uns. Wir unterdrückten den Willen zu ihr. Gerade unser Kraftbewußtsein gab uns das Recht zu solcher männlichen Geduld: wir sagten uns: wir werden uns dennoch durchsetzen. Diese Geduld wurde von den Einkreisungsmächten wiederholt bis an die äußerste Grenze angespannt. Wir richteten inzwischen unsre ganze Kraft auf friedliche Arbeit, und hatten gerade durch die fortwährenden Quertreibereien der Ringstaaten ein sehr lebhaftes Bewußtsein von diesem unserem Willen zum Frieden.

Damit stimmte auch unsre als solche uns meist unbewußt bleibende innerste Tendenz. Ein jedes starke Volk hat eine unendliche Tendenz in sich. Sie kann sich unter Einwirkung der Erinnerung an antike Vorgänge zum Imperialismus entwickeln und wird fast immer, wo sie merkbar wird, als Imperialismus mißverstanden. Wirklicher Imperialismus, das heißt das Streben zur Unterwerfung möglichst der ganzen Welt, wird diese Tendenz auch wirklich regelmäßig auf romanischem und slavischem Boden. In unserm innersten Herzen und Gewissen, im Herzen und Gewissen des germanischen Stammes überhaupt, hat jene unendliche Tendenz diese im eigentlichen Sinn imperialistische Richtung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nie. Das kann und muß mit äußerster Bestimmtheit ausgesprochen werden. Ueber die ganze Welt hin sind alle germanischen Staaten lockrer oder fester als Staatenbünde oder Bundesstaaten organisiert, (kein romanischer oder slavischer). Selbst die englische Weltherrschaft hat nur fremden Rassen gegenüber imperialistischen, sonst Bundesstaats-Charakter. Die französische Tendenz ist durch die Volksideale Ludwig den Vierzehnten von Gottes Gnaden und Napoleon festgelegt. (Sehr mit Recht läßt Balzac in den „Geheimnissen der Prinzessin Cadignan" einen Hinweis auf die -- Saint Pierresche — Idee einer europäischen Republik das Geständnis vorausgehen, daß seinen Landsleuten mehr als alles andre die glänzende Regierung eines einzelnen zusage.) Die vereinzelten Weltstaattheorien, die in diesem Volk auftauchten, dem Volksgeist fremd, sind Ausflüsse des mathematischen und moralistischen, technisch-konstruktiven Interesses dieses Volkes, desselben Interesses, das den Menschen als Maschine aufzufassen lehrte. Die germanische Idee des Staatenbundes hat, auch wenn sie auf die Weltorganisation angewandt wird, eine genau entgegengesetzt gerichtete Wurzel wie Spitze. Sie ist hervorgewachsen aus derselben Idee, die in der germanischen Reformation ans Tageslicht stieg. Aus der Idee der Selbstverantwortung und Selbstbestimmung. Wie dort der Einzelperson, so hier der Volkspersönlichkeit. Es ist die Idee, die Herder dann auf das Völkerleben ausdrücklich und tiefsinnig anwandte. Sie schließt den Nationalismus nicht nur ein, sondern ruht erst auf ihm. Genau in demselben Sinn, in dem die Achtung für fremde Persönlichkeit nach deutscher Auffassung auf der Selbstachtung ruht.

Dem entsprach alle diese Zeit hindurch unser Bewußtsein. Dem entspricht von alters unsre Kultur, dem entspricht auch die neueste bei uns. Es gibt kein Volk mit herzlicherem Verständnis für alle fremde Eigenart. Und das ist nicht ein Mangel, wie man uns mitunter einreden will, unsre ganze lange Kulturentwicklung in ihrer ganzen Breite und Tiefe damit verdächtigend, sondern es ist recht und urtümlich deutsch. Was man uns dafür empfiehlt als gereinigtes Deutschtum, das ist gerade undeutsch, ist nichts als trübe Nachahmung des romanischen Patriotismus, unsrer viel höheren Stufe unwürdig.

Für den kulturellen Zustand dieser unsrer Stufe gibt es Krieg nur als letztes Auseinandersetzungsmittel, unter Umständen mit dem Ziel der Vernichtung eines allzu hartnäckigen Gegners, nie mit dem der Unterjochung. So hat sich unsere Politik für die offene Türe eingelegt und ist nicht müde geworden, Frankreich, Rußland und England Gelegenheiten zur Versöhnung zu bieten. Englands Stimmung gegen uns wurde giftig, gerade weil unsre Ueberzeugung von der Selbstbestimmung der Völker den englischen Ueberfall auf die Buren und die Vernichtung der burischen Freiheit als das empfinden und bezeichnen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mußte, was es war. Selbst die kleinen Stimmungsschwankungen im Verhältnis zu Italien bezogen sich auf etwas derart: seinen Angriffskrieg gegen die Türkei.

Dennoch dieses ruhelose Hetzen seit einem Dutzend Jahren, dieses Verlegen aller Wege ins Freie, diese immer offene und frechere Gegenwirkung in aller Welt, dieses immer unverschämtere Anziehen der serbischen Daumschraube — wenn eine so auf die Folter gespannte Geduld dann zu allem Schluß doch nichts nutzt, sondern durch feindliche Mobilisierung einfach zerrissen wird, — so muß das freilich eine außergewöhnlich kräftige Entrüstung ergeben. Ihr Kern und Grund ist nicht der mehr oder weniger zufällige Anlaß, sondern das ganze Erlebnis dieses letzten Jahrzehnts.

Es gibt natürliche Menschenrechte, es gibt auch natürliche Völkerrechte. Das Recht vor allem eines Volkes, zu wirken nach dem Maße seiner Kraft und Einfluß auszuüben im Rate der Völker nach ebendemselben Maße. Daß dieses Recht uns verkürzt wurde, das ist der Grund unsrer Entrüstung. Das gilt es festzuhalten und mit Kühle als hinreichend für jede sittliche Entrüstung zu behaupten. Das verlangt die Ehrlichkeit. Menschen kann man an der Ausübung ihrer Kräfte hindern; das gibt dann persönliche Katastrophen oder Tragödien. Hindert man ein Volk, so gibt es den Krieg.

Das Lamentieren aber mit dem „Komplott", mit dem illoyalen Schutz der Mörder, den hinterlistigen Spionen, den Völkerrechtsverletzungen, den Franktireurs, das zieht die Aufmerksamkeit auf falsche Fährte und führt zur Heuchelei.

Es handelt sich hier um ein Uebel, das unsrer Kultur schon lange im Fleisch sitzt, und das endlich loszuwerden, uns der Krieg, der Gewalterzieher zur Ehrlichkeit, helfen möge.

Zumeist nämlich sind diese kleinlichen Entrüstungen, in welche unsre Durchschnittszeitungen die große und würdige Entrüstung zerstreuen, als Anstachelungen des Furor und als Befestigungen des guten Gewissens gedacht. Und darin nun ruht ihre innerliche Unsauberkeit.

Die Rechnung ist verzweifelt einfach; sie zeigt eine böse Eiterstelle in unsrer Kultur an, eine Stelle, an der sich edle Gedanken und Gefühle zersetzen, die Mord in Gehässigkeit und Verleumdung auseinanderfault.

Man muß den Feind vernichten. Das steht aus natürlichen Gründen so fest, daß niemand es bezweifelt. Aber man soll ja eigentlich keinen Feind haben. Bekämpfen darf man nur die Schlechten. Aus der Sicherheit, die man in sich fühlt, daß man den Feind bekämpfen muß, entnimmt man, daß man also auch ein Recht dazu haben muß. Da man ein Recht nur in dem Falle zu haben glaubt, daß der Gegner ein Hallunke ist, so ist er also offenbar ein Hallunke: wo bekäme man sonst das Recht her, ihn zu bekämpfen! Auf unseren Fall angewendet, nennt man das: „dem Volke das gute Gewissen für seinen Kampf stärken."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man glaubt, das Volk und seinen Kampf zu veredeln, wenn man die eigentlichen und völlig ausreichenden natürlichen Gründe, die eben als natürliche bereits sittlich gerechtfertigt sind, durch sogenannt moralische Gründe ersetzt, und sieht nicht, daß man erst damit die Unsittlichkeit in den Kampf hineinträgt, nämlich Spiegelfechterei, Heuchelei und Verleumdung. Diejenigen Krankheiten sind die gefährlichsten, die die edlen Teile angreifen. Was unsre Kultur adelt, ist die Tiefe des Gemüts, die sich in unsrer Religion in den Zeiten ihrer Gesundheit offenbarte, und die Höhe unsrer aus ihr hervorgegangenen sittlichen Ueberzeugungen. Wenn sie hier krank wird, wird sie sehr krank. Jeder, der die Geschichte der christlichen Kultur kennt, kennt auch diesen ihren wundesten Punkt. Alle unsre Auseinandersetzungen, alle unsre Parteikämpfe, selbst unsre wissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen, ja geschäftlichen Differenzen werden von hier aus vergiftet. Der Gegner, damit man ihn bekämpfen kann, muß gemein sein. Dieser Gedankengang hat die Verleumdung zum Hauptkampfmittel gemacht.

Jetzt der Krieg mit der großen Ehrlichkeit, die er eigentlich im Grunde ist, mit dem Aufkommen männlicherer graderer Gesinnung, das er begünstigt, sollte die Eiterbeule aufstechen können. Wir sollten es uns bewußt werden.

Aber unter unsern Zeitungsschreibern mögen die Soldaten oder soldatischen Naturen selten sein. Die meisten von ihnen mögen im Feld sein. Wieviel Kriegstage sind nun schon hingegangen. Doppelt soviel Zeitungsnummern. Ich habe jeden Tag von neuem nach einer, auch nur einer Aeußerung der alten germanischen Feindesachtung gesucht. Jeden Tag gleich vergeblich. In die Zeitungsstuben — um einzuschränken: in die Redaktionsstube der Zeitung, die ich lese, eins der gebräuchlichen großen Nachrichtenblätter, dem ich Grund habe Durchschnittscharakter zuzumessen — scheint bei allem Kriegsgeschrei kein kleines Lüftchen frischen Kriegswindes sich zu verirren. Neulich unterwegs ein Verwundeter, der aus dem Krieg kam, schenkte mir ein Wort aus der Richtung, in der ich suchte: „Die Franzosen schlagen sich sehr gut, mit dem Unterschätzen ist es nicht getan!“ Und, obwohl er sich freute, wieder in die Front zu kommen, sorgte er auch im weiteren Gespräch, das ich als dritter anhörte, dafür, daß Licht und Schatten gleich verteilt wurden. Das tat wohl nach dem Bramarbasieren. Möchte es unseren Kriegern gelingen, den verleumderischen und hetzerischen Ton eines Teils unsrer Presse zu überwinden, der sie im Voraus ihrer Lorbeeren beraubt, indem er verbreitet, daß ihre Siege gegen Feiglinge und Unwürdige erfochten werden.

Fängt hier an einer Stelle die Ehrlichkeit an zu siegen, so wird sie uns weiter führen und uns statt des häßlichen und niederziehenden Blicks in Tücke und Gemeinheit, den unsre Zeitungen uns vorspiegeln, den stählenden und erhebenden Blick in die ehernen Notwendigkeiten der Menschheitsgeschichte öffnen.

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Diesen Blick für Notwendigkeit und Größe brauchen wir, nicht nur jetzt für die rechte Auffassung des Kriegs, wir brauchen ihn überhaupt in unsrer Kultur, daß sie männlicher, härter, widerstandskräftiger werde.

Wir schreiten jetzt durch Ströme von Blut. In diesen Tagen beginnen nun auch die Ströme der Tränen darüber zu fließen. Der Ernst dieser Zeit soll unsre Gedanken nüchtern machen, sodaß wir, falls uns der Sieg zufällt, unberauschten Gemüts und hellen, klaren Kopfs die Neuordnung der Verhältnisse erwägen. Daß wir nicht im Taumel nach dem alten Trugbild greifen, das der böse Geist auf dem sehr hohen Berge zeigt, sondern eine dauernde, auf gegenseitige Achtung gegründete Einigung des Abendlandes herbeiführen.

(Die wunderliche Sorge, ob die Welt ohne Krieg gesund bleiben könne, dürfen wir ruhig dem Walten des Schicksals überlassen: solange die Völker die Erziehung durch den Krieg brauchen, solange werden sie ihn haben.)

Der Sinn

Nicht dies: daß wir die Schwerter schwangen,
hat uns beglückt. —
Daß tausende wie eines klangen,
zum Kampf gezückt,
und uns von einem Volke sangen,
das aller Schranken träger Friedenszeit
sich Mann für Mann zu gleicher Tat befreit:
das ist es, was das heißbedachte,
blutschwere Werk so freudig machte.

Nun steht vom Alpenrand bis zum Belt
ein einzig eisernes Handeln
und e i n Gebet: wir müssen die Welt
mit unsrem Blute verwandeln.

Friedrich Stieve.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

IX.

Warschau.

Nach den armenischen Massakres habe ich monatelang in Kleinasien unter armenischen Flüchtlingen giebt, verkrüppelten Männern, verstümmelten Frauen, verwaisten Kindern, verzweifelten Müttern. Das war herzzerreißend. Kurz nach der Einnahme Adrianopels durch die Bulgaren befand ich mich in dieser ausgehungerten Stadt, in der Cholera und Typhus wüteten. Das war gräßlich. Zwei Stunden von Adrianopel entfernt aber waren mehrere tausend türkische Soldaten als Gefangene wie eine Herde auf einem kahlen Feld zusammengetrieben worden und konnten nicht ausbrechen, da sie von bulgarischen Soldaten scharf bewacht wurden. Da lagen nun diese von der langen Belagerung ohnehin schon stark mitgenommenen Menschen völlig schutzlos dem Sturm und Regen preisgegeben im Dreck. Und zu essen bekamen sie auch nichts, da nicht einmal für die Sieger ausreichende Nahrungsmittel vorhanden waren. Frierend, vom Regen durchnäßt, hockten sie auf dem Feld und waren glücklich, wenn sie noch einen Grasbüschel fanden, über den sie sich wie Tiere hermachten. Ich hatte nie gräßlicheres Elend gesehen. Aber das Elend in Warschau ist doch noch gräßlicher als alles andere, was ich sah. Suche ich nach den Gründen, weshalb ich es so empfinde, so lautet die Antwort: weil das Elend in Warschau absolut hoffnungslos ist. Das Elend der armenischen Flüchtlinge konnte man doch ein wenig lindern. Dem Elend jener türkischen Gefangenen bei Adrianopel würde gar bald der Tod ein Ende machen. Aber dem Elend in Warschau setzt weder Tod noch Zeit eine Schranke. Für ganze Generationen von Menschen wird es aller Voraussicht nach unabänderlich, unabwendbar dasselbe sein und bleiben.

Eine Aenderung der Judengesetzgebung, welche dies Elend auf dem Gewissen hat, könnte, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, nur durch die Initiative des Zaren herbeigeführt werden. Wenn der Zar will, hat er ja immer noch unbeschränkte Macht, eine Macht, die für sein Reich sogar das kopernikanische Sonnensystem bei Seite schieben kann. Denn wie einst Josua sprach: „Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond im Tale Ajalon, da stand die Sonne und der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mond still", — so hat Nikolaus II. befohlen, daß die Sonne über Jalta stille stehe, und sie steht still. Seit einem kaiserlichen Erlaß vor ungefähr zwei Jahren gilt in Jalta nämlich dieselbe Zeit wie in Petersburg. Mag Petersburg auch unter 59° 57′ nördlicher Breite und 30° 20′ östlicher Länge von Greenwich liegen und Jalta unter 44° 30′ nördlicher Breite und 34° östlicher Länge, das macht nichts, der Zar befiehlt, und die Sonne steht still. Man darf also wohl annehmen, daß ein Machtwort des Zaren genügen würde, um auch das Warschauer Elend zum Stillstand zu bringen. Aber er spricht das Wort nicht, wird es vermutlich nie sprechen; und so wird das Elend unveränderlich, unabwendbar seinen Fortgang nehmen.

Ich kam nicht von Europa her nach Warschau, sondern aus Rußland. Ich war vorher in Petersburg, Moskau, Kiew, Odessa und Kischinew gewesen, der Typhus des Ghettojuden war mir also durchaus nicht mehr neu oder fremd. Und doch verblüffte mich das Warschauer Elend über alle Begriffe.

Man stelle sich eine moderne Großstadt vor, in der man nicht zehn Schritt gehen kann, nirgends, weder in der Peripherie noch im Zentrum der Stadt, weder nach Norden oder nach Süden, nach Osten oder nach Westen, weder diesseits der Weichsel noch jenseits, ohne unausgesetzt auf junge und alte Männer im langen Kaftan zu stoßen, die, das Gesicht leichenfarben, die Augen wie verglimmende Kohlen, wie wilde Tiere im Käfig rastlos wegauf, wegab rennen, um irgendwie, irgendwo zehn Kopeken zu verdienen, um davon einen alten Hering und altes Brot zu erstehen, damit Frau und Kinder und Geschwister etwas zu essen haben. Das rennt von morgens bis in die Nacht nur hinter einem Gedanken, einer Hoffnung her: zehn Kopeken. Dort lehnt es für einen Augenblick erschöpft an einer Wand, hockt geduckt auf einer Bank. Aber schon ist es wieder auf den Beinen, um weiter zu rennen, auf daß keine Minute der kostbaren Zeit verloren gehe. Es sind Tausende, die nichts Anderes tun, und überall in Warschau rennen sie an einem vorbei. Bald hat man das Gefühl, sie laufen garnicht mehr hinter den zehn Kopeken her, denn nur ein kleiner Bruchteil von den Tausenden kann sie ja wirklich erjagen, sie laufen vor der Verzweiflung fort, die ihnen auf den Fersen sitzt. Einen Augenblick Rast und die Verzweiflung erwürgt sie. Also weiter, immer weiter. Rennen, Rennen! Und schließlich glaubt man, dies Rennen ist Selbstzweck geworden, sinnlos wie die Bewegungen von Irrenhäuslern. Die letzte Tätigkeit, die ihnen das heilige Rußland gönnt, laufen, rennen, hinter zehn Kopeken herlaufen, die sie doch nicht erreichen werden. Man wird schwindlig vom Zusehen und rettet sich auf sein Zimmer. Aber man darf nicht zum Fenster hinaussehen, denn unten laufen sie weiter, die Tausende, das Gesicht leichenfarben, die Augen wie verglimmende Kohlen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wieder begibt man sich auf die Straße, und es wird einem zu Mut, als würde man wehrlos in einen ungeheuren Strudel hineingezogen, aus dem es kein Entrinnen gibt, als müsse man mitrennen, zwecklos, sinnlos.

Es dauerte zwei Tage, bis ich imstande war, auch Anderes zu sehen. Ich sah, wie hie und da einer aus der rastlosen Schar mich für eine Sekunde mit einem irren Blick aus beiden Augen vom Kopf bis zu den Füßen maß. Er erkannte in mir den Fremden. Für einen Augenblick blitzte wohl in seinem Gehirn die Hoffnung auf, bei mir könne er sich irgendwie die zehn Kopeken verdienen... Aber schon rannte er wieder weiter. Merkwürdig, ich bin nie von einem dieser Menschen angebettelt worden. Sie wollten zehn Kopeken verdienen, ein Geschäft machen, aber sie wollten nicht betteln.

Ich sah dann auch die vielen kränklichen, verwahrlosten Kinder auf den Straßen und die vielen elenden Weiber, die wie Lasttiere sich mühsam vorwärts schleppten und bettelten. Aber ich sah auch, wie das alles niemandem außer mir noch einen besonderen Eindruck zu machen schien, wie sich Warschau längst an solchen Anblick gewöhnt hatte.

Und ich sah auch die Straßen und Gassen, in denen dies Elend die Stunden der Nacht verbringt. Am Tage waren diese Gassen vollgepfropft mit Weibern und Kindern, durch die sich, genau wie im übrigen Warschau, die Schar der Rastlosen drängte. Schmutzige Weiber, elende Kinder, die sich auf diesen Gassen wie zu Hause fühlen. Die Häuser ringsum dumpfe Mietskasernen oder elende Baracken, vollgepfropft mit jämmerlichen Läden, in denen es für wenige Kopeken alles zu kaufen gibt, was man sich nur denken kann. Aber natürlich in der erbärmlichsten Qualität. Stinkende Fische, fauliges Fleisch, das von Fliegenschwärmen bedeckt ist, übel riechendes Gemüse, faulendes Obst. Und die Kinder und Weiber starren darauf wie auf auserlesene, kaum erschwingliche Delikatessen. In der Nacht aber ist es still in diesen Gassen. Unrat und Abfall aller Art liegt herum, und fürchterliche Düfte dringen aus allen Ritzen. Wohl können sich hier nur Ratten fühlen.

So „lebt" das große jüdische Proletariat in Warschau, und überall in den Städten des Ansiedelungsgebiets sieht es ähnlich aus. In den polnischen Städten aber ist es am schlimmsten, denn hier gab es auch früher schon ein beträchtliches jüdisches Proletariat, das nun seit 25 Jahren durch die Judenvertreibung aus Rußland ständig vermehrt wird. Man denke nur an alle die jüdischen Handwerker, die das Gesetz brotlos machte, indem es ihnen das Wohnrecht in Rußland entzog. Man denke an alle die kleinen Händler, Krämer und Kaufleute, die aus Rußland vertrieben wurden. In den altpolnischen Städten wurden sie alle zusammengepreßt wie Heringe in einer Tonne.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im ehemaligen Königreich Polen lebten die Juden ja tatsächlich wie ein Volk. Mit einer Oberschicht, einem Mittelstand, Arbeitern und Proletariat. Und dem Proletariat ging es elend genug. Durch die russische Judengesetzgebung aber wird dies Proletariat Jahr für Jahr ungeheuerlich vermehrt. Das eingesessene jüdisch-polnische Proletariat zusammen mit dem aus Rußland macht allein 25 Prozent der jüdischen Gesamtbevölkerung Polens aus. Man stelle sich nur einmal vor, was das heißt. Warschau besitzt jetzt 800 000 Einwohner, darunter 340 000 Juden. Rechnet man die Familie zu sechs Köpfen, wie es die Statistik tut, so ergibt das rund 56 000 jüdische Familien. Nun besitzt die Warschauer jüdische Gemeinde noch aus der polnischen Zeit her eine wohl geordnete Gemeindeorganisation. Sie ist für ihr Budget nicht wie die Kiewer Gemeinde auf die unsichere Abgabe vom koscheren Fleisch angewiesen, sondern besitzt das Besteuerungsrecht. Und zwar erhebt sie als Minimalsteuer von jeder Familie zwei Rubel pro Jahr. Das ist gewiß nicht übermäßig viel. Dennoch können nur 25 Prozent der Familien diese zwei Rubel Steuer aufbringen. Allen übrigen ist nicht einmal das möglich. Vergleichen wir das Budget der Warschauer Gemeinde etwa mit der Berliner, so ergibt sich folgendes: Die Berliner Gemeinde, die 100 000 Mitglieder zählt, bringt jährlich rund 5 Millionen für ihre Zwecke auf. Die Warschauer Gemeinde von 340 000 Mitgliedern knapp eine Million. Diese dreimal so große Gemeinde besitzt also nur eine um 80 Prozent niedrigere Steuerkraft. Das sagt alles. Das erklärt zur Genüge den trostlosen Anblick, den die Warschauer Straßen auf jeden Fremden, der Augen und Herz hat, machen müssen.

Aber wir müssen noch Folgendes bedenken: Rußland behält die jüdischen Elemente, die sich durch besondere geschäftliche Begabung, die Kaufleute erster Gilde, und durch Bildung, die Studierten, auszeichnen, sowie einen Teil der Handwerker für sich. Nur die andern Elemente stößt es ab und verjagt sie in das Ansiedelungsgebiet. Das sind in der Hauptsache kleine Kaufleute, Händler, Krämer und Handwerker, deren Tätigkeit Rußland nicht mehr als Handwerker gelten läßt, also Schichten, die bisher schon kein beträchtliches Einkommen besaßen und die zum guten Teil schon in Rußland von der Hand in den Mund lebten, wenn sie auch nicht als Proletarier oder gar als Paupers gelten konnten. Die Massen dieser Bevölkerung lebten naturgemäß nur einem Gedanken, der ihr ganzes Innere erfüllte: wie verdiene ich das für mich und meine Familie Notwendige zum Leben? Für andere Gedanken ließ ihr Leben keinen Raum. Es sind Schichten, die gar keinen Idealismus irgendwelcher Art kennen können, weil das Leben ihnen dazu keine Zeit läßt. Es gibt für diese Leute nur dreierlei Existenzmöglichkeiten in Polen. Sie müssen einmal, ob sie wollen oder nicht, den einheimischen Juden einen Teil der Lebensmöglichkeit wegzunehmen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trachten, wollen sie nicht einfach verhungern. Und sie können sich zweitens als Juden, die Rußland kennen und Russisch sprechen, durch Zwischenhandel aller Art zwischen Polen und Rußland neue Lebensmöglichkeiten schaffen. Gelingt aber keins von beiden, so bleibt ihnen nur noch übrig, das einheimische Proletariat zu vermehren. Jedenfalls sind die russischen Juden unter allen Umständen die schärfsten Konkurrenten der polnischen, und in dem unvermeidlichen Konkurrenzkampf haben die russischen Juden einen ungeheuren Vorteil vor den polnischen. Jene rekrutieren sich ja in der Hauptsache aus einer einzigen Bevölkerungsschicht. Eine einzelne Bevölkerungsschicht aber besitzt stets eine größere Bewegungsfreiheit und Elastizität als ein Volk, dem als Bleigewicht immer sein Proletariat anhängt, wie es bei den polnischen Juden der Fall ist.

Die russische Regierung versprach sich nun von dieser Situation noch einen besonderen Vorteil. Sie glaubte, gegebenenfalls die Einen gegen die Andern ausspielen zu können, denn ein harter Konkurrenzkampf erzeugt nicht grade Liebe. Sie übersah dabei allerdings völlig, daß noch stärker als Konkurrenzkampf gemeinsame Not sein kann, wenn die Hauptschuld an dieser Not keiner von beiden trägt, wie jeder von beiden weiß. Das Bewußtsein der gemeinsamen Not erwies sich denn auch in der Tat stärker als alles andere. Die russische Regierung wird schwerlich jemals die Einen gegen die Andern ausspielen können, denn alle Juden in Polen, mögen sie nun russisch oder polnisch sprechen, kennen jetzt ihren gemeinsamen Feind zur Genüge.

Einst empfanden die polnischen Juden als Polen nationalistisch im Sinne einer polnischen Nationalpolitik. Die russischen Juden hingegen empfanden sich zu derselben Zeit durchaus als Russen. Auch noch unter den Torturen der russischen Gesetzgebung galten sie sich immer noch als Russen, wenn auch nicht als Freunde des herrschenden Absolutismus. Als solche kamen sie dann auch nach Polen, und man hätte annehmen können, daß nun der politische Nationalismus davon profitieren würde. Einen Augenblick lang sah es auch so aus. Vergleicht man die polnische Kultur etwa mit einem leichten, schnellen Jagdwagen, so müßte man die russische mit einem schweren Lastfuhrwerk vergleichen. Seitdem Polen russisch wurde, hat man den leichten Jagdwagen an das schwere Lastfuhrwerk angehängt. Man kann sich leicht vorstellen, wie den Insassen des Jagdwagens dabei zu Mute ist. Sie könnten aus der Haut fahren vor Ungeduld, denn es entspricht weder dem polnischen noch dem jüdischen Temperament, so langsam vorwärts zu schleichen, wie es das russische Fuhrwerk bestenfalls tut. Dies Temperament möchte sich am liebsten losreißen von dem ungefügen Lastwagen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rega Ullmann

Man muß sich heutzutage mit dem Anpreisen von Dichtern in Acht nehmen Nicht weil man selbst dabei mit der Zeit Enttäuschungen erleben könnte — die Folgen eines wahrhaftigen Eindruckes vermag man immer zu tragen, ob sie nun glückliche oder trübe sind — sondern weil das Entdecken nunmehr so an der Mode ist, weil es so hastig und marktschreierisch betrieben wird, daß man Gefahr läuft jeden, den man auch in die Schar der Beachtenswerten versetzen möchte, in sehr zweifelhafte Gesellschaft mit all den anderen irgendwie aus Freundschaft oder Irrtum überschwenglich Gelobten zu bringen. Es gibt gegenwärtig so viele der künstlich Auserwählten und falschen Propheten, es sind zu ihren Gunsten die guten Worte so eifrig mißbraucht worden, daß man in der Tat verlegen ist, will man der sogenannten Oeffentlichkeit etwas anzeigen, was einem richtig am Herzen liegt. — Und doch, man kann es nicht lassen — man wird ja in gewisser Hinsicht, Gott sei Dank! niemals durch Erfahrungen klug.

Vor mir liegen zwei dünne Bändchen. Das eine heißt „Feldpredigt" (Dichtung in einem Akt; Verlag von Heinrich Demuth, Frankfurt a. M.); das andere trägt den Titel: „Von der Erde des Lebens" (Frauenverlag München-Leipzig). Die in München lebende Verfasserin der beiden ist Rega Ullmann. Das erste der zwei Bücher ist in dramatischer Dialogform geschrieben, es ist eine dramatisierte Legende. Ein Bauer hat einen verkrüppelten Sohn, der durch sein Leiden dazu verurteilt ist, untätig umherzusitzen. Der Vater ist ungehalten über das unbrauchbare Kind und will die Mutter nicht hören, die ihm sagt, er habe an dessen versonnenem, reinen Wesen, die „Bibel in seinem Hause". Der Knabe aber fühlt die Unzufriedenheit des Vaters und leidet daran. Er sehnt sich nach Kraft, um auch nützlich und tüchtig zu sein. In einer kalten Nacht schleicht er hinaus und bestellt das Feld. Ueber der Arbeit findet sein schwacher Körper den Tod und nun begreift der Vater, als er am Morgen seine Leiche sieht, daß er an dem still duldenden Kinde Christus, seinen Christus, bei sich gehabt und nicht erkannt habe.

Das zweite Buch, zu dem Rainer Maria Rilke ein Vorwort geschrieben hat, besteht aus lauter kleinen Stücken, für die man keinen Namen weiß: aus kurzen Erlebnissen und Geschichten, aus Märchen und Wundern, aus seltsam hingesonnenen Betrachtungen, aus geschauten Erkenntnissen, in denen Traum und Ereignis, Wunsch und Wahrheit noch eines sind, sich gegenseitig bestimmend, schaffend und lösend. Eine geheimnisvolle Dämmerung breitet sich aus, eine Dämmerung, reich an ganz nach innen gewandtem Schauen, an helldunklen Ahnungen, an plötzlichem, unerwartet tiefen Verstehen. Wir trugen sie alle einmal in uns, diese Dämmerung, in jener Zeit vor Sonnenaufgang, da das grelle Tageslicht der Wirklichkeiten uns noch nicht geblendet, da die junge Sehnsucht sich die Welt zu Wundern schuf und noch unbeirrt vom Gegensatz des Ich zur Umwelt Harmonien ewiger Weisheit ersann. Was wir verloren haben — Gold vertauscht in Silber der „Erfahrungen" — hat Rega Ullmann sich bewahrt. Kluge Kritiker geben ihr wohl — ich kann es mir gut denken — den Rat, sie solle sich mehr im Leben umschauen, solle die Dinge erfassen, wie sie sind; dann werde sie äußeren Tatsachen gegenüber nicht oft so rüh-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rend unbeholfen sein. Doch hierin liegt natürlich volles Mißverständnis ihres Wesens. Sie muß so scheinbar weltfremd bleiben, weil ihre Augen einwärts schauen, weil Sachen und Geschehnisse für sie nur Gleichnisse der eigenen inneren Bilder sind. Ihre Schwäche ist ihre unerschöpfliche Kraft und der Born des Glückes, das sie uns bereitet, daß wir oft beim Lesen ihrer eigenen Worte uns erinnern:

„Und das Zauberbuch war reich an Blättern und wandte langsam um und um vor der Seele des träumenden Kindes."

Friedrich Stieve

Zeichnungen von Orlik

Bei der Baumgärtner'schen Buchhandlung in Leipzig ist ein sehr schöner Band „Zeichnungen von Emil Orlik" mit einem kurzen Vorwort von Professor H. W. Singer erschienen. In einem anständigen und ausreichenden Quartformat sind 52 Tafeln mit vorzüglichen Lichtdruckwiedergaben Orlik'scher Zeichnungen vereinigt, und mir scheint, sie sind gut ausgewählt, wenigstens geben sie sowohl das für Orlik zunächst Charakteristische, als auch seine große Vielseitigkeit wieder. Technisch und redaktionell ist der Band musterhaft ausgeführt. Orlik ist kein Meister von überragend mächtigem Charakter, er ist ein zarter, beweglicher, suchender, moderner Mensch von großer Selbsterziehung und sensiblem Geschmack, und es ist mir ein merkwürdiges Erlebnis gewesen zu sehen, wie auch dieser vielseitige, ganz modern europäische Geist von Ostasien angezogen und lange Zeit fast bis zum Verlieren seiner selbst gebannt wurde. Was Orlik in Japan alles gelernt hat, an Technik und Auffassung, zeigen hunderte seiner Blätter; was er an Tieferem von dort mitgebracht hat, kommt namentlich in den Chinesenzeichnungen von 1912 schön und reif zum Ausdruck. Von den Bildnissen sind vor allem die zwei Hodler-Zeichnungen zu nennen, obenan der fabelhaft lebendig und richtig erfaßte zeichnende Hodler, vielleicht Orliks genialstes Blatt. Ich zähle das Buch zu den besten Kunstpublikationen der letzten Zeit.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Achter Jahrgang 1914

Vierter Band

(Oktober bis Dezember)

März-Verlag
G. m. b. H.
München

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Inhalt des Vierten Bandes 1914

Hauptteil

Seite

Aram, Kurt: Rußland und die Juden 16, 61
Bermann, Richard A.: Indien vor dem Weltkrieg — und nachher 73
Irland und wir 216
Bernstein, Max: Vierzeiler 257
Bonus, Arthur: Offener Brief 70
Braun, Felix: Russische Kanonen vor dem Arsenal 116
Briefe und Karten schwäbischer Soldaten 40
Charmatz, Richard: Die große Stimmung 1
Oesterreich-Ungarn gegen Rußland 237
Corbach, Otto: Die Volksernährung im Krieg 18
* **: Der „ungediente Landsturm" 199
Francé, Raoul H.: Der kulturelle Niedergang Frankreichs 35
Friedemann, Hermann: Der Krieg und die Wahrheit 6
Die Immobilisierung der Geister . . 209
Funcke, Max R.: In Reims 242
Godwin, Catherina: Der ewige Krieg 298
Gothein, Georg, M. d. R.: Der Freiherr vom Stein über die Wiederherstellung Polens 193
Großmann, Stefan: Versperrte Aussicht 224
Georg Brandes und sein stolzes Gemüt . . 255
Hatvany, Ludwig: Deutschland und die französische Revolution . 275
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Englands falsche Rechnung . . 97
Weihnachtsbrief 1914 261
Die Zukunft 285
Helmolt, Hans F.: Die drei Rückversicherungsverträge Italiens . 169
Hesse, Hermann: Der Brunnen im Maulbronner Kreuzgang . . 66
Heuß, Theodor: Der bedrohte Burgfrieden 78
Das Parlament und der Krieg 213
Holdermann, Friedrich: Das Dorf in der Kriegszeit 146
Höllriegel, Arnold: Ein paar Tage in Budapest 55
Horn, Hermann: Jean Wuhuu 250
Huebner, F. M.: Das deutsche Antlitz 81

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Jaques, Norbert: In Tschangscha 85, 108, 132, 150, 177, 202
Janſſon, Wilhelm: Ruſſiſche Revolutionäre? 33
Im Felde — Die 119er 112
Klette, Werner: Maſſenquartier und Perſönlichkeit 300
Konsbrück, Hermann: Mein Schiff 101
Korn, Walter Achilles: Die Bedeutung der Zahl im Krieg . 140
Korodi, Lutz: Polen und Rumänien 106
Loſch, H. J.: Englands Verrat an Europa 141
Michel, Albert: Der Sterbende 182
Pernerſtorfer, Engelbert: 1871—1914 25
Feinde und Feinde 189
Perſius, L.: Die Lehre von „U 9“ 29
Riegelberger,: Japan und Deutſchland 121
Rutra, Arthur: Krieg 280
Schickele, René: Folgen des Kriegs 174
Nachbarn 229
Schücking, Levin L.: Zur Pſychologie des engliſchen Volkes . . 9
Schuſſen, Wilhelm: Soldatenlied 233
Siebert, Margarete: Gebet 211
Stavenhagen, W.: Die uneinnehmbare Feſtung 53
Die Einſchließung von Paris 1870/71 220
Steiger, Edgar: Die Sümpfe von Maſuren 21
Deutſchlands gute Freunde vor 100 Jahren . . 128
Stetten, Freiherr von: Der tote König 49
Lüge als Kampfmittel 206
Thoma, Ludwig: Schützenvereine 291
Ullmann, Regina: Ein Erblindeter 304
Winnig, Auguſt: Die Arbeiter und der Krieg 165
Woldt, Richard: An Bord eines Linienſchiffes 246, 271, 296
Zeh, Paul: Und die Nacht grub Gräber 279
Zoff, Otto: Der Soldat 89
* * *: Pariſer Kriegspanorama 266

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Glossen

Seite

Ehrenstein, Albert: Neueste Kriegslyrik 117
Fridolin: Potsdam gegen Potsdam 235
Friedemann, Hermann: Milchmädchenrechnungen 183
Gottschalk, Hermann: Aesthetenkrieg 46
Englischer Kuchen 162
Großmann, Stefan: Karlsbader Gäste 281
Hansen, M.: Japan und die Türkei 72
Hesse, Hermann: Etwas für Weihnachten 236
Irland 259
Dürers Zeichnungen 307
Heuß, Theodor: Was zuviel ist 93
Lujo Brentano 258
Von ein paar Büchern 283
Huebner, F. M.: Der Künstler und der Krieg 212
Kalkschmidt, Eugen: Geistige Grenzsperre 184
Kersten, Kurt: Eucken in einem Vortrag 48
Ostwald predigt 94
Ein Zurückgebliebener 144
Lapp, Adolf: Swerbejew 280
Lipp, Franz: Vallona und Saseno 161
Molo, Walter von: Herzog Utz 119
Ratonek, Hans: Der negative Mensch 185
v. S.: Geistige Franktireurs 24
Unsere Sorge um Amerika 92
Gegenstrenge 142
Die erwachte Türkei 160
Russische Balkangeschäfte 234
Krieg und Frieden 305
Saager, Adolf: Die Wahrheit ins Volk 143
Schumann, W.: Theodor Lipps † 187
Spier, J.: Kennt uns das Ausland? 94
Stössinger, Felix: Soldatenlieder 305
Tannenbaum, Eugen: Brahm als Kritiker 120
Wirth, Richard: Wissenschaft und Patriotismus 22

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Die große Stimmung

Von Richard Charmatz, Wien

ine wahnwitzige Hoffnung wurde rasch zu schanden: der Krieg sollte Oesterreich-Ungarn in Trümmer legen, noch ehe er recht begonnen hatte. Das war die eitle Meinung der verblendeten Panslawisten. Ihre Siegesgewißheit stieg nicht aus dem eigenen Kraftgefühle auf, sondern aus der törichten Vorstellung, daß sich zwischen den grünen Sudeten und den glitzernden Wogen der Adria ein morscher Staat ausbreite, zu schwach, um zu leben und reif zu sterben. Nicht mit dem Kampfe gegen Oesterreich-Ungarn, sondern mit dem Bruderkampfe in der Habsburgermonarchie rechneten die eitlen, hochfahrenden Herren an der Newa, Seine und Themse, die da meinten, nur das Signal geben zu müssen, um Oesterreich-Ungarn der Auflösung zuzuführen. Heute aber steht das oft totgesagte Reich in jugendfrischer Kraft da, bereit mit starker Faust, voll unbeugsamer Zuversicht gegen eine Welt von Feinden zu streiten und, mit Deutschland treu und fest vereint, Europa den milden Segen eines dauernden Friedens zu erringen. Alle Völker, alle Schichten, alle politischen Gruppen haben aufgehört, Teile zu sein, ein Sonderdasein zu erstreben, denn es gibt jetzt nur ein Ganzes, wie nur ein Wille, eine Zuversicht die Menschen bewegt. Der Krieg hat einen innerpolitischen Gottesfrieden gebracht und ungeahnte Kräfte, die früher durch kleine Streitigkeiten gebunden waren, für das gemeinsame Vaterland frei gemacht. In dem Reiche der elf Nationen, der hundert Parteien und Parteichen, der Schlaffheit in ruhigen Zeiten, leuchtet und strahlt nun etwas aus Millionen Augen, durchglüht etwas Millionen Menschen, so ungekannt, so mächtig, so wunderbar, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man erst die Worte suchen muß, um das gewaltige, schöne Erlebnis auszudrücken. Ich möchte es als die große Stimmung bezeichnen.

*

Oft hat man sich nach ihr gesehnt, oft sind die Ereignisse genug wuchtig gewesen, um Hochgefühle wachzurufen. Nie aber ist der Habsburger Monarchie die große Stimmung beschieden gewesen, die jetzt ihre Gefilde durchströmt. Als Kaiser Josef II. mit edler Begeisterung einen Staat der höchsten Vernunft schaffen wollte, stieß er auf mehr Widerspruch als Zustimmung. Das Jahr 1809, das viel Heldenmut erglühen sah und die Massen zum Sturme gegen die Fremdherrschaft Napoleons aufrief, vermochte nicht alle mit gleicher Hingabe zu erfüllen. Neben viel freudiger Teilnahme gab es viel beklagenswerte Stumpfheit. Die große Stimmung, die heute Wirklichkeit ist, klang damals bloß durch das anfeuernde Lied. Nicht anders war es in den Tagen der Revolution, da der Wunsch nach Freiheit die Bevölkerung hinriß und zugleich spaltete. In einzelnen Städten erstaunliche Regsamkeit und Tatkraft, daneben viel träge Interesselosigkeit!

Auch keiner der Kriege, die Oesterreich-Ungarn im vorigen Jahrhunderte zu bestehen hatte, war imstande, jene prächtige Geschlossenheit, Zuversicht und Bewußtheit der eigenen Sendung auszulösen, die heute die Herzen höher schlagen läßt. Im Jahre 1859 zogen die besten Männer mit der Konkordatsverdrossenheit ins Feld, traten die Magyaren mit den Wunden in den Kampf, die der Absolutismus ihnen geschlagen hatte. Als dann bald nachher die Frage der Vorherrschaft in Deutschland zur blutigen Lösung gebracht wurde, fehlte wieder das Schlagwort, das jedem im Staate gleich verständlich war und alle in demselben Maße zu entzünden vermochte. So ist es erst unserer Generation beschieden, das Wunderbare zu erleben, das in der Einmütigkeit der Gesamtheit liegt und das noch dadurch verstärkt wird, daß es sich in Oesterreich-Ungarn eigentlich um einen Staat von Staaten, um ein Volk von Völkern handelt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Habsburger Monarchie vermied seit mehr als einem Jahrhundert jeglichen Eroberungskrieg. Zum letzten Male griff Kaiser Josef II. nach fremdem Lande; er ließ sich zu seinem eigenen Unheile von Rußlands philosophischer Kaiserin zum Kampfe gegen die Türkei verleiten. Seither griff Oesterreich-Ungarn bloß dann zum Schwerte, wenn es seinen eigenen Besitz oder seine althergebrachte Stellung in der Welt zu verteidigen hatte. Wohl dachte man zur Zeit des Krimkrieges daran, das heutige Rumänien dauernd an die Erbländer anzuschließen; doch als die kaiserlichen Heere die Grenzen überschritten, geschah dies lediglich zu dem Zwecke, Rußland eine Paroli zu bieten. Und das Zarenreich gab wieder unmittelbar den Anstoß zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina, ebenso wie es die Annexion dieser Provinzen in feierlichen Verträgen und in verbindlichen Unterredungen zugestanden hat. Nicht vergessen darf auch werden, daß Englands berühmter Staatsmann Lord Salisbury auf dem Berliner Kongresse den Antrag stellte, Oesterreich-Ungarn mit dem „europäischen Mandate" zu betrauen.

Die Habsburgermonarchie war also ein Hort des Friedens. Sie hatte mit sich selbst genug zu tun und brauchte Zeit und Muße, um — ein Europa im Kleinen — sich allmählich ein wohlgeratenes Heim zu schaffen. Auch der Krieg, der jetzt einen ganzen Weltteil in Mitleidenschaft zieht, wurde weder in Oesterreich noch in Ungarn herbeigewünscht. Kaiser Franz Josef durfte in seinem Manifeste an die Völker mit vollem Rechte sagen, daß er sein Alter mit frohen Werken des Friedens schmücken wollte. Die bösen Nachbarn aber, die Neider und Hasser in St. Petersburg, haben ihren Zerstörungstrieb nicht meistern können, ihre wilde Vernichtungsgier nicht zu zügeln vermocht. Das Schicksal hat der Habsburger Monarchie den Krieg aufgezwungen, zugleich aber auch die Möglichkeit gegeben, sich in diesem schweren Ringen um die Existenz, um die Erhaltung der Kulturgüter, um die Freiheit und um die Aussicht auf eine freudvolle Zukunft selbst zu verjüngen und selbst zu finden.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was von dem russischen Zarismus zu erwarten wäre, das verspürt jeder. Rief der Tscheche Havlicek vor vielen Jahrzehnten aus: „Besser die russische Knute als die deutsche Freiheit!", so mußte auch er zur Erkenntnis gelangen, wie wenig lockend die Moskowiter Art ist. Und Palacky genas von seiner Russenliebe, als er tiefer in die russischen Verhältnisse hineinzublicken Gelegenheit fand. Niemand, der Oesterreich-Ungarns reine und freie Luft atmet, kann die Herrschaft der Kosaken, der Popen und der Wundermänner als einen erträglichen Zustand ansehen. Die Kraft des slawischen Zusammengehörigkeitsgefühles mußte deshalb in dem Augenblicke aufhören, in dem es zwischen der österreichisch-ungarischen Kultur und dem nordischen Despotismus ernstlich zu wählen galt und die Gefahr, in die die Habsburgermonarchie geraten war, machte aus den verschieden sprechenden Bürgern gleichempfindende Patrioten.

Der russische Chauvinismus duldet keine fremde Wesensbetätigung, kein anderes Volkstum neben sich. Die Habsburger Monarchie jedoch hat ihren elf Nationen Heimstätten bereitet, in denen es sich immerhin annehmbar wohnen ließ. Wenn für die einzelnen Völker nicht mehr geschehen konnte, wen traf die Schuld? Im letzten und tiefsten Grunde immer den Zarismus. Durch Einschüchterungen aller Art war er stets bemüht, Oesterreich-Ungarn an der vollen, restlosen Verständigung mit seinen Völkern zu hindern. Als Kaiser Franz Josef einmal nach Galizien reisen wollte, um dieses weite Land mit eigenen Augen zu durchforschen, gab man in St. Petersburg Zeichen des Unwillens. Für eine lange Frist unterblieb die Reise. Nichts hat die Spannung zwischen den beiden Mächten so sehr verschärft wie die bessere Behandlung, die den Ruthenen in der letzten Zeit durch Oesterreichs Staatsmänner zu teil ward. Der polnisch-ruthenische Ausgleich in Galizien ist in gewissem Sinne der Anlaß zu dem Kriege geworden. Was für die Ruthenen galt, war auch für die Polen und Südslawen wirksam. Immer wenn man in Kroatien und Slawonien daran ging, die Serben besser zu stellen, wurde von jenseits der Grenzen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine hochverräterische Bewegung inszeniert, um so den Willen zur Versöhnlichkeit und Milde zu durchkreuzen. Auf dem Wege zur Demokratie fand die Habsburger Monarchie in dem Zarismus stets ein gewichtiges Hemmnis.

*

Darum ist dieser heldenmütig geführte Krieg so bedeutungsvoll! Gelingt es Oesterreich-Ungarn und Deutschland, vereint Rußland zurückzuwerfen, dann findet die Freiheit eine breite Gasse. Die Habsburger Monarchie wird einer Kette ledig, die unsichtbar an ihr hing und sie an allen Bewegungen hinderte. Kehren erst die reichsdeutschen und die österreichisch-ungarischen Krieger aus diesen schweren Feldzügen mit dem Siegeslorbeer heim, es braucht einem um die Zukunft der Habsburger Monarchie wahrlich nicht bange zu sein. Die große Stimmung, die jetzt alle ergriffen hat, wird nicht sobald verwehen, denn sie ist mit unauslöschlichen Eindrücken verbunden. Die Jugend, die begeistert ficht und die Zurückgebliebenen, die mit ihren Herzen, mit jeder Faser ihres Seins mit den Kriegern verbunden sind, werden das Gemeingefühl, das diese bewegte Zeit geboren hat, niemals ganz zu vergessen vermögen. Gelang auch in Friedenstagen die scharfe Formulierung dessen, was den Oesterreichern und Ungarn ihr Vaterland sei, nicht recht: der Krieg enthob der Antwort, weil er die Frage überflüssig machte. Nun weiß es jeder: Oesterreich-Ungarn, das ist die Monarchie, für die alle Bürger ihr Leben, ihre Stellung hinopfern, und hinter dieser Tatsache müssen kulturelle, wirtschaftliche und politische Werte liegen, die nicht genug hoch zu veranschlagen sind. Der Kampf um die Ehre, um das Sein hat alle Zweifel niedergeschlagen; er ist die stärkste und leidenschaftlichste Bejahung der Monarchie, deren Lebenswillen, deren Lebenskraft sich auf den Schlachtfeldern so ruhmvoll betätigt.

Die große Stimmung läßt auf eine große Zukunft hoffen. Kommt die gesegnete Stunde, da sie gestaltet werden muß, dann möge man sich der Worte Anastasius Grüns erinnern, der Mahnung, sich ans Höchste zu wagen, die aus dem Verse klingt:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sei im Wünschen nicht zu karg,
Wünsche sind der Weg zum Siege;
Des Genügens üpp'ge Wiege
Ist der Tatkraft früher Sarg."

Der Krieg und die Wahrheit

Von Hermann Friedemann

Haben wir, solange der Weltkrieg andauert, überhaupt noch das Recht, dies höchste Wort der Menschensprache zu nennen? Was ist Wahrheit? Veränderten nicht alle Begriffe ihren Sinn? Gilt nicht die Wahrheit allein, die durch Taten bestätigt wird: die vollbrachte, nicht die erkannte? Dennoch liegt uns ob, die Erkenntnis zu suchen.

Die Lüge kennen wir. Nie war sie so allgegenwärtig. Oder hat auch ihr vielfarbiges Bild sich verschleiert? Ward auch die Lüge eine andere, als sie früher war? Es ist erlaubt, in Kriegszeiten zu lügen. Aber nur so, wie ehrliche Menschen lügen: sachlich, zweckbewußt und ohne Selbstbetrug. Die Erkenntnis mag verschwiegen werden: aber sie soll stehen bleiben. Sie ist unabhängig von Glück und Unglück und sogar von Liebe und Haß. Sie hat nichts mit dem Willen zu tun. Jedes Opfer wollen wir bringen, nur eines nicht: das Opfer des Verstandes.

Es ist begreiflich, daß der Krieg die Unterscheidungen verwirrt; ist er doch selbst das Verworrenste. Was sind seine Ursachen? Die „inneren Notwendigkeiten" sind eine Phrase: mit denselben Gründen ließe sich, wäre Friede geblieben, die Unmöglichkeit eines europäischen Krieges beweisen. Die Ableitung aus den Personen, aus Zufallsursachen und Zufallsmenschen gilt als falsch: obgleich die Zufälle der Unberechenbarkeit alles Weltgeschehens näher stehen und darum immer noch bessere Erklärungen sind als die „geschichtlichen Notwendigkeiten", will sagen: Konstruktionen. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Treitschke hat wohl Recht: Kriege sind, damit Staaten sein können. Wirtschaft, Volk, Heer: das alles besteht nur als Möglichkeit: erst die Anwendung macht es wirklich. Die Anwendung aber ist der Krieg. Der Staat ist erst wirklich, wenn er um sich schlägt. Nach Friedensjahrzehnten ist „Macht" in Riesenmengen aufgehäuft; potentielle: aber wer beweist sie? Durch den Krieg wird sie wesenhaft.

Vieldeutig wie die Ursachen sind die Folgen. Was ist es mit der Erneuerung, von der die hunderttausend Stimmen uns sprechen? — Vieles ist wahr. Wir haben umlernen müssen; in unzähligen Dingen. Aber: auch ihr habt umzulernen. Niemand hat das Recht, diesen Krieg in Anspruch zu nehmen als seine Bestätiger. Der werdende Zustand ist gewiß nicht sozialistisch oder liberal; aber er ist auch nicht konservativ. Alles, was als innerer Ertrag des Krieges gerühmt wird, soll erst werden, ist Zukunft; oder es ist unecht.

Sprecht also nicht vom „Wunder": wenn etwa kaltschnäuzige Schriftsteller blutdürstig werden. Leider ist das gar kein Wunder; es wäre eins, wenn es ausbliebe ... Soviel davon. Das neue Deutschland, von dem ihr redet, ist noch nicht. Das größere Volkstum soll, auf dem Umweg über das Staatsbewußtsein, erst entstehen („völkisch" also wird das Reich der ersten Friedensjahre nicht sein; sondern staatlich). Die deutsche Kultur, als Blüte des Krieges, ist eine Hoffnung; das Austilgen der Fremdwörter schafft sie noch nicht herbei. Die geschneiderte „deutsche Form" wohl auch nicht.

Eine seelische Veränderung ist da, und sie hat den Zug der Größe. Wodurch entsteht sie? Durch das Gefühl unserer Lage. Nicht wir haben uns, sondern die Bedingungen unseres Fühlens haben sich gewandelt. Menschen bleiben Menschen. Wenn man Menschen in eine unerhörte Lage versetzt, so muß mit dem Reinen das Unreine, mit dem Großen das Abgeschmackte heraufkommen, und es ist auch so. Die Hymniker sehen oder wollen nur die Flamme sehen; den dicken Schwaden von Dummheit und Heuchelei, der mit aufsteigt, leugnen sie ab. Lögen sie wenigstens! Aber selbst zur echten Lüge haben sie nicht geistige Ehrlichkeit genug. Der Mund, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

behauptet, kein Deutscher sei in dieser Zeit einer Unwahrheit fähig, gibt mit dem gleichen Atem das Beispiel des Gegenteils. Die Formel vom eigenen unbeirrbaren Edelmut leitet irgend eine wüste Gehässigkeit ein. Will man Proben? Ein französischer Zeichner schlägt vor, die deutschen Gefangenen hungern und dursten zu lassen. Schmach über ihn: gewiß. Aber genau der gleiche Vorschlag, wider unsere Gegner gerichtet, hat in deutschen Zeitungen gestanden. Englische Seeleute retten mit eigener Gefahr ihre deutschen Feinde; unser Bericht erkennt es an. Kommentar: das taten die Engländer aus Eitelkeit und Selbstsucht. Oder dem deutschen Volk (der Zeit vor dem Kriege) werden alle seine Sünden vorgehalten: in Sitten, Moden, Vergnügungen, Kunstübung. Anstatt aber zu folgern: dergleichen trieben die Deutschen, also war es deutsch, also wollen wir trachten, anders zu werden, folgert man: das alles ist undeutsch. Und entbürdet sich aller Schuld.

Nein: es ist nicht undeutsch. Wo nachgeahmt wird, da war ein leerer Raum; nicht unbegreifliche Ueberschätzung des Fremden, sondern Mangel an Eigenem. Die Rolle des Nachgeahmten ist immer noch besser als die des Nachahmers, und wer sein Vorbild herabsetzt, der setzt sich selbst viel tiefer herab. Schafft Werke, die andere Völker zur Nachahmung zwingen! Bis dahin habt ihr kein Recht, das Fremde zu beschimpfen — auch in Kriegszeiten nicht.

Die Ehrlicheren sagen: das ist der Krieg. Das ist nicht der Krieg; braucht es nicht zu sein. Was zwingt uns, Erkenntnisopfer zu bringen, die niemandem nützen? Nicht ein Schuß Pulver trifft besser, wenn wir Maeterlinck einen Schwindler und Shaw einen Dummkopf nennen. Die Bühnenstücke des Belgiers waren auch vor dem 1. August schon schlecht, oder sie bleiben gut. Doch Offenbarung durch den Krieg? Das hieße, der eigenen Urteilsfähigkeit ein trauriges Zeugnis ausstellen. Kein vaterländischer Zweck verlangt von uns die Behauptung, die Serben in Semlin seien Menschen anderer Art als die Serben in Belgrad. Der Wert eines Poiretkleides ist unabhängig von der Entscheidung der Schlachten. Nicht eine Hutgarnitur wird besser oder schlechter durch den Kriegszustand.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie aber die Hingabe, das in einer Reih und Glied stehen, das dieser Krieg verlangt, mit der inneren Unabhängigkeit vereinigen? Den meisten scheint es unmöglich. Und ist doch so einfach.

Erkenntnis und Wille sind trennbar: das ist das Ganze. Vaterland, Krieg, Hingabe sind eine Angelegenheit des Willens; den keine Erkenntnis beirrt. Wenn wir dieses Willens sicher sind, dürfen wir uns die Erkenntnis gestatten. Der Montblanc ist höher als die Zugspitze. Und wenn Deutschland von Feinden überschwemmt und seine Hauptstadt verwüstet würde: es wäre immer noch höher. Die Erkenntnis soll stehen bleiben.

Darum ist unter den beschwerlichen Dingen dieser Zeit das unerträglichste die öffentliche Frömmigkeit. „Das deutsche Volk hat seinen Gott wieder gefunden“ ... Hat es? Mir scheint, auch der innerlichste Glaube beansprucht, nicht auf Gefühl allein, sondern zugleich auf Erkenntnis gegründet zu sein; metaphysische Wahrheiten zu umfassen, die von unseren Ereignissen, ihrer Natur nach, unabhängig sind. Welch ein Gott aber, dessen Dasein durch eine — Mobilmachung wahrscheinlicher wird!

Wir bedürfen der Kriegsgründe nicht. Wir kämpfen, weil wir uns zu wehren haben; weil wir leben dürfen, wollen und müssen. Die Binde um die Augen aber trägt nur der, der wehrlos, als Verurteilter sterben soll.

Zur Psychologie des englischen Volkes

Von Professor Levin L. Schücking (Jena)

In diesen Tagen des Verteidigungskampfes gegen den englischen Ueberfall bietet die Seele des Engländers ein Problem, das die einen unschwer lösen zu können meinen, während es den andern noch Rätsel aufgibt. Die einen nämlich sind rasch mit dem Wort „Heuchelei“, mit dem historischen Attribut „perfide“ bei der Hand, das die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschichtsforschung als in uralter Verbindung mit dem Namen „Albion" aufgezeigt hat, für sie ist der Engländer der Typ des Pharisäers und in allem, was englischerseits in den letzten Jahren zur Annäherung und zur Verständigung beider Völker geschehen ist, erblicken sie ausschließlich „Sprenkeln für die Drosseln", d. h. in der Hauptsache Bestrebungen, unsere Wachsamkeit einzuschläfern, bewußte Versuche, diejenigen politischen Strömungen in unserm Heimatland im englischen Interesse zu verstärken, die einer weitern Vermehrung der Rüstungen nicht allzufreundlich gegenüberstanden. — Die andern zögern trotz der Wucht der Tatsachen, sich diesem Urteil in seiner Unbedingtheit anzuschließen. Sie möchten den Glauben an den guten Willen der Persönlichkeiten, mit denen sie es zu tun gehabt, nicht so bald fahren lassen, sie haben auch persönliche Freunde unter den Engländern, auf die sie sich verlassen, und können deshalb das Engländertum nicht in Bausch und Bogen verdammen. Sie suchen nach einer vermittelnden Lösung und glauben sie vielfach in dem soziologischen Moment zu finden, das sie auf die Formel bringen: der einzelne Engländer ein Ehrenmann, die zum Staat geeinigte Gesamtheit in ihren Kollektivhandlungen ohne jede Moral. Allein es fragt sich, ob damit nicht eine Behauptung ohne Hand und Fuß aufgestellt ist. Eine Vereinigung von Ehrenmännern — so neuartige Erscheinungen die Gesellschaftshandlung gegenüber der des Einzelnen hervorbringen mag — könnte wohl nicht anders als ehrenhaft handeln und zu dem schändlichen Entschluß einer Mehrheit muß ein niedriger Moment in dem Denken jedes Einzelnen dieser Mehrheit vorliegen. Aber freilich — die Gerechtigkeit verlangt die Betonung der Tatsache: einer Mehrheit, nicht der Gesamtheit. Sehen wir uns nun danach um, ob es nicht möglich ist, den Charakter dieser Mehrheit und dieser Minderheit näher zu bestimmen. Wer mit englischem Wesen näher vertraut ist, dem wird das nicht so schwer fallen. Zu der Minderheit, von der sich viele unter uns haben täuschen lassen, gehört die große Masse derjenigen, die wir Deutsche bei den Verständigungsbestrebungen und andern Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

legenheiten kennen gelernt haben. Es sind dies gebildete, humane Charaktere, den besten unseres Volkes in vielen Punkten außerordentlich ähnlich, voll Sympathie für deutsche Art und deutsche Kunst, nur in Einzelfällen sehr tätige innere Politiker, sonst uns auch darin wesensverwandt, daß es ihnen ferne liegt, die Politik zu ihrem Lebenselement werden zu lassen und daß ihre Interessen mehr auf Wissenschaft und Kunst gehen. Weil sie diese bei uns in Blüte finden, so sind sie gern unsere Gäste. Wer diese Gattung des Engländers kennen lernt, der läuft Gefahr, ein völlig falsches Bild der englischen Volksseele in sich aufzunehmen. Diese Engländer — und zu ihnen gehören große Kreise des literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Großbritanniens — haben mit dem eigentlichen englischen Volk verzweifelt wenig zu tun. Man duldet sie, wie ein harter, blutsaugerischer Unternehmer unter seinen Kindern eins duldet, das irgendwelche „brotlosen Künste" treibt. Er hat es dazu, aber ernst wird der betreffende nicht genommen. Eine breite Kluft, wie sie gottlob bei uns unbekannt ist, trennt so die „intellectuals" — schon die Prägung dieses Namens ist bezeichnend — von der großen Masse des Volkes, u. z. recht eigentlich des Bürgertums, der sogenannten „middle classes." Und wenn es sich um große Entscheidungen der Politik handelt, so dürfen wir uns nicht um das kleine Häuflein Intellektueller kümmern, sondern müssen nach der Psychologie der breiten Masse fragen. Und da zeigt sich uns denn freilich ein sehr wesentlich anderes Bild. Seine entscheidenden Züge zusammenzusetzen bietet gerade die gegenwärtige realistische englische Literatur die beste Gelegenheit. Denn der Kampf, den die englischen Intellektuellen gegen ihr eigenes Volk führen müssen, hat ihnen den Blick für dessen traurige Eigenschaften außerordentlich geschärft. Wer z. B. Galsworthy's „man of property", in der deutschen Uebersetzung bei Cassirer „Der reiche Mann" genannt, gelesen hat, der wird die englische Kriegserklärung an Deutschland nicht mehr so unbegreiflich finden. Als einziger Gesichtspunkt, nach dem sich das Leben des Bürgers orientiert, erscheint da der Besitz und die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit ihm verknüpften Genußmöglichkeiten, die sich jedoch dank seiner völligen Unbildung niemals in eine geistige Atmosphäre erheben. Die Wissenschaft wird schon deshalb gering geschätzt, weil sie nichts einbringt, alle Kunst als wertlos angesehen, die nicht der bloßen Unterhaltung dient. Alles das ist bloß Unkultur und kein moralischer Defekt. Aber man beachte auch, wie dieser humane und unbeeinflußte Beobachter aus der kleinen Schicht der „Intellectuals" neben dem engen Horizont die Gehässigkeit untereinander, den Mangel an Gutherzigkeit, die Scheinheiligkeit, den Zug zur Brutalisierung des Schwächeren bei dem englischen Bürger aufzeigt. Alle diese Eigenschaften — man findet sie auch bei Arnold Bennett und andern wieder — wurzeln offenbar tief im englischen Bürgertum, und die Humanität, die viele Generationen hindurch gepredigt ist, liegt großenteils nur als eine dünne, vielfach leicht wieder durchbrochene Schicht darüber. Teilweise hat sie die gerade für England charakteristische sentimentale Form von Bestrebungen gegen die Vivisektion, zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Tiere, von Schaffung von Altersspitalen für Hunde u. dergl. angenommen, die sich mit einer brutalen Verletzung aller Menschlichkeit in andern Fällen wunderbar gut verträgt, wie man es denn z. B. in diesem Lande zur Zeit des Burenkriegs erleben konnte, daß Abbilder der ehrwürdigen Frau des greisen Präsidenten Krüger auf der Straße herumgeführt wurden, nach denen man mit Messern stach und die man besudelte. Alle Ritterlichkeit gegenüber Frauen, wie sie auch bei kleinen Leuten in England den Kindern eingeprägt wird, war in dem Augenblick verschwunden, als der nationale Egoismus die brutalen Instinkte wieder wachrief. Empörender ist der ungehinderte Gebrauch der Dum-Dum-Geschosse, wie er abermals zur Schande Englands festgestellt ist. Wer englische Verhältnisse beobachtet hat, dem wird aufgefallen sein, wie gerade in dem mittleren englischen Bürgertum diese schlechten Instinkte am stärksten sind, dem wird die Lieblosigkeit und Härte, die Unfreundlichkeit aufgefallen sein, mit der man dort vor allem auch dem Ausländer, als demjenigen, von dem man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts haben kann, begegnet. Auf diesem Gebiet geben sich die beiden Eigenschaften des Mangels an Wohlwollen und der Unbildung ein Stelldichein, zu denen man vielleicht noch als dritte den grenzenlosen Subjektivismus rechnen könnte, der dem Stockengländer eigen ist. Noch vor fünfzehn Jahren behauptete man in London allgemein, ein dortiges Gericht habe den Ausdruck „dirty foreigner" = „schmutziger Ausländer" als keine Beleidigung bezeichnet, weil es der übliche Ausdruck sei. Dem entsprach und entspricht noch großenteils die Ansicht vom Auslande, demgegenüber sich der Engländer nicht ohne die Schuld des Auslands in der Vergangenheit, als eine Art Adel in Europa vorkommt. Den Subjektivismus in dieser Hinsicht vermag der Engländer nie völlig abzustreifen. Wie es denn der jetzt offen unter unsere Feinde gegangene Schriftsteller H. G. Wells lächerlicherweise in einem seiner neuesten Romane fertig bringt, in dem deutschen Niederwalddenkmal ein Beispiel ungeneröser Ueberhebung des Siegers zu erblicken, er, dessen Landsleute sich als Herz der Landeshauptstadt das Trafalgar Square mit der Nelson-Säule geschaffen haben, um den Sieg über die Franzosen sich für ewig als das wichtigste Ereignis ihrer Geschichte vor Augen zu halten.

Indes damit ist schon einer aus der Klasse der Intellectuals genannt, der bei aller Begabung in einzelnen Zügen die Verwandtschaft mit dem englischen Bürgertum nicht verleugnet. Noch viel weniger tun das die politischen Führer, die sich dieses Bürgertum erwählt. Sie haben mit unsern Freunden, den „Intellectuals", äußerst wenig zu schaffen. Sie lächeln wohl gar über die andern und vor allen Dingen verstehen sie, sie vortrefflich zu benutzen. Es geschieht das in der Weise, die wir kennen. Ein Beispiel mehr ist das folgende: Vor einigen Jahren, als die ersten erfolgreichen Versuche mit Luftschiffen gemacht waren, richtete der Schriftsteller Galsworthy einen offenen Brief an die Zeitungen, in denen er zu einem deutsch-französisch-englischen Abkommen aufforderte, keine Kriegsluftschiffe zu bauen, da der schrecklichen Kampfwerkzeuge zu Wasser und zu Lande schon genug seien. Wer die Lauter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit des persönlichen Charakters dieses Mannes kannte, dem konnte es nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß er aus reinster Humanität handelte. Aber die Unterstützung, die ihm bei diesem glücklicherweise fehlgeschlagenen Antrag zu teil wurde, war nun schwerlich von allen Seiten gutgläubig, sondern wurde von der naheliegenden Erwägung der Nützlichkeit der Sache füe England bestimmt, das den Luftkrieg fürchten mußte. Von größerer politischer Bedeutung ist das Unternehmen des Pacifisten Thomas Barclay geworden, der im Verein mit dem Baron d'Estournelles ausschließlich im Interesse des europäischen Friedens die „Entente cordiale" zwischen England und Frankreich zustande brachte. Die englische Regierung machte aus diesem Instrument des Friedens zum Schrecken der Urheber die drohendste politische Waffe seit Generationen, indem sie dem Bund, der nur als Anfang einer intereuropäischen Verständigung gedacht war, den aggressiven Charakter gegen Deutschland gab, der gegenwärtig die Probe auf das Exempel erlebt, die die von humanem Geiste erfüllten Väter des Gedankens mit Entsetzen vor ihrem Kinde erfüllen muß.

Solche Art und Weise, ursprünglich humanitäre Gedanken als Deckmantel für rein politische Bestrebungen zu benutzen, ist ja das, was die europäische öffentliche Meinung der englischen Regierung seit mehr als hundert Jahren zum Vorwurf macht, und was Briten, wie S. B. Shaw, die ihre Landsleute ohne rosa Brille betrachten, auch immer von neuem rücksichtslos bloßstellen. Aber bei der gekennzeichneten Eigenheit des englischen Bürgertums muß das wirkungslos bleiben. Wo der Besitz das höchste Ziel ist, da dürfen demjenigen auch keine moralischen Vorhaltungen gemacht werden, der den Besitz des Einzelnen durch die Stärkung des Nationalbesitzes erhöht. Man hat nicht gehört, daß ein Exempel an dem Gentleman statuiert wäre, der im Unabhängigkeitskrieg im 18. Jahrhundert als britischer General an indianische Häuptlinge als Freundschaftsgeschenk hunderte von Wolldecken aus Blatternspitälern sandte, und dem Chamberlain, Sir Edward Grey's würdigem Vorgänger, sind ganz gewiß keine ernsthaften

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwierigkeiten gemacht, weil er am selben Tage ein Angebot des deutschen Roten Kreuzes für die Konzentrationslager der Buren als überflüssig ablehnte, wo ihn ein flehentlicher Hilfeschrei von dort um ärztlichen Beistand gegen das Massensterben erreichte. Erst als er mit der angestrebten „Tarifreform", d. h. dem Schutzzoll die Lebenshaltung des Bürgers zu verteuern drohte, da fiel er. Es ist möglich, daß die gegenwärtige Politik des englischen Kabinetts ursprünglich die Mehrheit nicht hinter sich hatte, wie von einigen Seiten behauptet wird, es ist denkbar, obgleich nicht sonderlich wahrscheinlich, daß es an dieser Politik auf die Dauer zu Fall kommt, aber sicher werden die dissentierenden „intellectuals" es nicht zu Fall bringen, denn sie sind gänzlich ohne Bedeutung. Eine Regierung geht nur sicher in England, wenn sie das tut, was der als Persönlichkeit egoistische, engherzige, unintelligente, scheinheilige Stockengländer der „middle-classes" will.

Indem man so die Mehrheit und die Minderheit des englischen Volkes betrachtet, sieht man zwei völlig verschiedene Gesichter. Das eine kehrt sich uns im Frieden zu, das andere sehen wir nur von Zeit zu Zeit, wenn das englische Volk handelt. Wir gewinnen so den Eindruck einer wunderlichen Doppelseele. Der berühmte englische Romanschriftsteller Robert L. Stevenson hat einmal die Geschichte einer Doppelnatur in der Erzählung von Dr Jekyll und Mr. Hyde geschrieben, der Paul Lindau die Anregung zu seinem „Anderen" verdankt. Da wird erzählt, wie der edle und fein empfindende Dr Jekyll, sobald er eine bestimmte Mischung eingenommen, sich in einen brutalen Verbrecher ganz entgegengesetzten Charakters, namens Mr. Hyde verwandelt, der ein Leben für sich führt und vom Dr Jekyll nichts mehr weiß. Was hier dargestellt wird, das mutet an, wie eine Schilderung der Doppelseele des englischen Volkes. Und so hoch wir den edlen Dr Jekyll schätzten, kein Zweifel, daß wir es die nächste Zeit nur noch mit dem Mr. Hyde zu tun haben werden und daß es gilt, ihn anzufassen und unschädlich zu machen, als ob wir nichts von einem Dr Jekyll wüßten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

IX.

Wären die Polen klug gewesen, so hätten sie auch die russischen Juden für sich gewonnen. Aber sie waren nicht klug. Als die letzten Dumawahlen vor der Türe standen, erklärten die beiden polnischen Kandidaten in Warschau, daß sie nicht für Gleichberechtigung der Juden eintreten könnten, und damit trieben sie sowohl die russischen wie die polnischen Juden von ihrer Seite, so weit sie auch nur einige Selbstachtung besassen. Die Folge war, daß Warschau, die Hauptstadt Polens, überhaupt keinen polnischen Vertreter in die Duma senden konnte. Der Vertreter Warschaus wurde ein russischer Arbeiter. Die russische Regierung konnte sich ins Fäustchen lachen, die Polen aber schäumten vor Wut; und in der ersten Wut beschlossen sie den Boykott über alle jüdischen Geschäfte Warschaus. Dieser Boykott dauert heute noch an und er wirkt auf den Unbeteiligten einfach tragikomisch.

Längere Zeit durchführbar ist ein solcher Boykott ja überhaupt nur für besser situierte Kreise. Der Arbeiter und der kleine Mann kann sich das einfach nicht leisten. Er muß kaufen, wo er seinen Bedarf am billigsten haben kann und das ist für ihn in jüdischen Geschäften immer noch am leichtesten möglich. Die kleinen jüdischen Geschäfte leiden unter dem Boykott direkt also fast garnicht. Die besser situierten Polen aber suchen immer noch den Boykott durchzuhalten. Darunter haben die besseren jüdischen Geschäfte natürlich stark zu leiden, denn neben ihnen entstanden in großer Zahl neue, christ-katholische Geschäfte, welche die für sie günstige Konjunktur nach Kräften ausnutzen. Aber der Pole ist nun einmal kein besonders tüchtiger Geschäftsmann. Die besseren Kreise müssen jetzt ihren Bedarf viel teurer bezahlen als früher, und auf die Dauer ist das doch recht unbequem und sehr fühlbar. Wie würden sie aufatmen, wenn der Boykott endlich sein Ende fände! Die jüdischen Geschäftsleute hätten natürlich erst recht nichts einzuwenden. So haben sich die Polen denn in eine Sackgasse verrannt und wissen nicht, wie wieder herauskommen. Derweil vertreiben sie sich die Zeit, um über das peinliche Gefühl hinwegzukommen, das die russische Schadenfreude immer wieder reizt, mit antisemitischen Regungen. In der polnischen Gesellschaft fangen sie sich ja von jeher häufiger als in der russischen, wenn die Polen auch stets die Möglichkeit von Pogromen als unwürdig der hohen pol-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nischen Kultur weit von sich wiesen. Der vornehme Pole gab sich von jeher nur mit zwei Dingen ab, mit Landwirtschaft und Politik. Alles andere erschien ihm stets minderwertig und verächtlich. „Händler" ist im Polnischen auch heute noch ein Schimpfwort. Er duldete den Juden immer nur, so weit er ihn brauchte. Und wenn der Pole seine Verachtung des Juden für einige Zeit nicht mehr so rückhaltlos dokumentierte wie früher, so geschah das sicherlich nur im Hinblick auf das verhaßte Rußland, mit dem er auch in dieser Beziehung nicht in einen Topf geworfen werden wollte. Der Mißerfolg bei den Wahlen aber hat die polnische Gesellschaft maßlos gereizt. Die Unbequemlichkeiten des Boykotts stechen sie immer wieder mit Nadelstichen. Der Jude muß es büßen. Man legt sich kaum noch irgendwelchen Zwang auf. Es gehört wieder durchaus zum guten Ton, auf den Juden zu schimpfen und ihn verächtlich zu machen, wo man nur kann. In dieser Beziehung sieht es heute in Polen nicht anders aus als wie zu den Zeiten der schlimmsten Schlachtawirtschaft.

Die Juden in Polen, mögen sie nun in Rußland oder in Polen zur Welt gekommen sein, haben jetzt also gleicherweise die russische Regierung wie die polnische Gesellschaft gegen sich. Wie sollen sie sich in so verzweifelter Lage verhalten? Das niedere Volk, das bisher schon seine geistige Nahrung aus Talmud und Thora zog, verschließt sich immer mehr vor allen fremden Einflüssen, denn sie sind ihm ja feindlich gesinnt oder unverständlich, es verkapselt sich immer fester in seine Ghettowelt, da ihm ja doch nichts Anderes übrig bleibt. Nach außen gehetzt und gequält, von aller Welt verachtet und mit Füßen getreten, innerlich in einer Geisteswelt befangen und gewaltsam festgehalten, an der die Entwicklung der letzten zwei Jahrtausende fast spurlos vorüber gegangen ist, verewigen diese Massen den schrecklichen Typus des „polnischen Juden", von dem der bekannte Publizist Hugo Ganz schrieb, als er kurz vor der Revolution Warschau besuchte: „Das jüdische Proletariat Polens hat auf mich den abstoßendsten Eindruck gemacht. Die Lässigkeit im Gehaben, der Schmutz, die Verschmitztheit, die stetige Bereitschaft zur Uebervorteilung konnten nicht anders, als den Westeuropäer, ungeachtet aller historischen Schulung und alles Gerechtigkeitswillens, mit sehr schmerzlichen Gefühlen und unerquicklichen Gedanken erfüllen. Der böse Wunsch stieg auf, daß doch auf irgend eine schmerzlose Art die Welt von diesen unerfreulichen Erscheinungen befreit werden möge, oder der ebenso unmenschliche Gedanke, daß es doch eigentlich gar nicht schade wäre, wenn dieser Teil der polnischen Bevölkerung garnicht existierte. Man schämte sich solcher Gedanken, aber man schafft sie damit noch nicht aus der Welt. Entweder müssen wir auf unsere Reinlichkeits- und Redlichkeitsbegriffe verzichten, oder einen großen Teil der östlichen Hebräer durchaus unerfreulich finden. Da ersteres nicht möglich ist, wird letzteres immer der Fall sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Käme Hugo Ganz heute nach Warschau, würde er noch viel heftiger über diesen Typus Klage zu führen haben, denn er hat sich derweil um ungezählte Tausende von Exemplaren vermehrt, und muß sich auch weiterhin Jahr für Jahr um Tausende vermehren, weil der Masse garnichts anders übrig bleibt. Wird so dank der russischen Regierung und der polnischen Gesellschaft, die hier wirklich in denselben Topf gehören, der schreckliche Typus des „polnischen Juden" verewigt, so glauben die besseren Kreise einen anderen Ausweg gefunden zu haben. Da das Land, das sie geboren, sie mit Füßen tritt und verstößt, streben sie nach einer neuen Heimat in dem Land, das vor zweitausend Jahren die Heimat ihres Volkes war. Diese Kreise fallen immer mehr dem Zionismus zu.

Wer Rußland und Polen auch nur ein wenig kennt, wird diese Reaktion sehr gut verstehen, denn sie besagt ja nichts Anderes, als daß auch im östlichen Juden trotz allem, was ihm angetan wird, noch nicht der letzte Funke von Selbstachtung hat zertreten werden können, aber er wird unter allen Umständen diese Entwicklung bedauern müssen und sich gegen ein Regierungssystem zur Wehr setzen, das diese Entwicklung verschuldet hat und mit allem nur denkbaren Cynismus fördert. Denn das heißt ja nichts Anderes, als die Judenfrage, die sonst endlich zur Ruhe kommen könnte, für die ganze gesittete Welt in Permanenz erklären, denn schon seit gut und gern zwei Menschenaltern war sie ja sowieso nichts Anderes mehr als eine Ostjudenfrage. Die ganze zivilisierte Welt hätte allen Grund, dem nicht länger stumm zuzusehen und die Achseln zu zucken, denn diese Sache geht längst nicht mehr Rußland alleine an, sie geht uns alle an, die ganze Menschheit, so weit sie auch nur den geringsten Anspruch macht auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit, mag sie sich im übrigen deutsch, französisch, englisch oder amerikanisch nennen. Aus einer russischen Frage ist hier eine Weltfrage geworden. Mag das absolutistische Rußland auch weiterhin danach trachten, diese Frage in der ihm geläufigsten Manier asiatischer Barbaren zu lösen, indem es die Juden einfach würgt, der übrigen Welt werden andere Mittel besser anstehen, um eine Lösung der Frage herbeizuführen.

Die Volksernährung im Kriege

Von Otto Corbach

Theophile Delcassé, der, wiederum französischer Minister für Auswärtiges geworden, billigerweise die Suppe auslöffeln darf, die er sich als solcher früher einbrockte, äußerte gleich nach Ausbruch des Krieges zu einem Ausfrager: Deutschland habe mit dem Feuer gespielt, es werde das bald bereuen; denn, da England Frankreich sicher nicht im Stich lasse, werde Deutschland in wenigen Monaten ausgehungert sein. So rechneten und rechnen noch alle unsere Gegner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und lauen Freunde, und so rechneten früher bei uns selbst gar viele, sobald die Gefahr eines großen europäischen Krieges wieder nahe rückte oder zu rücken schien. Seit der von manchem als zu grauenhaft, einfach für unmöglich gehaltene Krieg ausgebrochen ist, gibt es wenige mehr unter uns, die noch Angst vor dem Gespenst einer allgemeinen Hungersnot empfinden; wo sich zu Anfang solche in hastigen Einkäufen großer Lebensmittelvorräte offenbarte, ist sie inzwischen durch die Erfolge der deutschen Waffen meist geschwunden. Von verstandesmäßigen Erwägungen ist das fast allgemein vorherrschende Gefühl der Sicherheit bei den Daheimgebliebenen, die Kriegszeit selbst bei längerer Zeit überstehen zu können, nicht beeinflußt; es entspringt unmittelbar dem Kraftbewußtsein eines Volkes, das mit gutem Gewissen gegen neidische Nachbarn den Kampf um eine unbehinderte Entfaltung seiner Fähigkeiten aufgenommen hat.

Und der kühl rechnende Verstand vermag hier wie so oft nichts, als zu bestätigen, was der einfachste Mann mit gesundem Instinkt in der Stunde der Gefahr ohne weiteres empfand.

Trotz des starken verhältnismäßigen Rückganges des in der Landwirtschaft tätigen Teiles der Bevölkerung Deutschlands, reicht die landwirtschaftliche Erzeugung zur Not aus, die gesamte Bevölkerung mit den notwendigsten Lebensmitteln zu versorgen, was der Leistungsfähigkeit unserer landwirtschaftlichen Betriebe gewiß ein rühmliches Zeugnis ausstellt. Sanitätsrat Dr. med. G. Stolle weißt dies in einer kleinen Broschüre über „Deutschlands Ernährung im Kriege" (Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher) überzeugend nach. Er setzt den Fall als gegeben, der ja in Wirklichkeit gar nicht eingetreten ist, auch gar nicht eintreten kann, daß Deutschland vollständig vom Auslande abgeschnitten wäre und behauptet, selbst dann brauchte die Bevölkerung nicht zu hungern. An den Hauptnahrungsmitteln: Brot, Kartoffeln und Fleisch würde es ihr wenigstens nicht fehlen, eine kleine Verschiebung in den Verhältnissen, in denen sie genossen werden, allerdings vorausgesetzt. Stolle rechnet aus, daß uns im Notfalle, wenn uns die Korneinfuhr ganz abgeschnitten wäre, mindestens 11 Kilogramm, nach den Ergebnissen der Ernten der letzten Jahre sogar 14 Kilogramm pro Kopf und Jahr mehr zur Verfügung ständen, als zur Zeit verzehrt wird. Dazu käme noch der nicht zahlenmäßig festzustellende, aber gewiß nicht geringe Betrag, der verfüttert wird. Dem steht nun beim Weizen ein Manko von etwa 32 Kilogramm gegenüber. Wir werden also einer Brotkorneinfuhr von 18—21 Kilogramm pro Kopf bedürfen. Diese Zahlen verkleinern sich aber dadurch, daß wir in den letzten Jahren Mehrausfuhren von Roggenmehl und Weizenmehl von ungefähr je 2,2 hatten. Diese 4,4 Kilogramm Mehl entsprechen etwa 6 Kilogramm Korn. Also würde, wenn wir diese Menge im Lande behielten, der Einfuhrbedarf auf 12—15 Kilogramm pro Kopf zusammen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schrumpfen. Das sind Zahlen, die dem Gesamtverbrauch (147,9 Kilogramm Roggen und 90,6 Kilogramm Weizen, zusammen 238,5 Kilogramm) gegenüber kommen, noch ins Gewicht fallen: „Wenn man sich, was aus gesundheitlichen Gründen sehr zu empfehlen wäre", hebt Stolle mit Recht hervor, „gewöhnen wollte, das Brot nicht mehr aus feinem und feinstem Mehle, sondern aus dem vollen Korn herzustellen und den dann noch fehlenden Teil des Weizens durch Roggen zu ersetzen, so würde bereits jetzt die eigene Produktion Deutschlands an Brotkorn vollständig genügen." Was die beiden übrigen Hauptlebensmittel, Kartoffeln und Fleisch anlangt, so zieht Stolle aus den tatsächlichen Verhältnissen folgende Schlüsse: Wir haben Kartoffeln im Ueberfluß, so daß wir damit einen etwaigen Ausfall an andern Nahrungsmitteln reichlich ersetzen können. — Wenn die Gersteneinfuhr aufhörte, so würde allerdings unsere Fleischproduktion beträchtlich zurückgehen; das würde aber keinen Notstand bedeuten, weil der Fleischgenuß ohne jeden Schaden für Leben und Gesundheit sehr herabgesetzt werden könnte. Dagegen läßt sich gewiß nichts sagen. Freilich grassiert noch in weiten Kreisen der Aberglaube, daß der menschliche Körper zu seiner Ernährung unbedingt auf eine regelmäßige Zufuhr einer bestimmten, nicht zu geringen Menge tierischen Eiweißes bedürfe. Obgleich die Gewöhnung an große tägliche Fleischportionen wenigstens in Kriegszeiten Zugeständnisse an die Lehre der Vegetarier machen konnte, ist zu befürchten, daß bei längerer Kriegsdauer gerade die „Fleischnot" von den meisten bitter empfunden werden wird. Die von der allgemeinen Begehrlichkeit emporgepeitschten Fleischpreise könnten dann leicht zu Kälberschlachtungen in großem Umfange verführen, die natürlich die Erhaltung unseres Viehbestandes ernsthaft gefährden müßte. Dem hat der Bundesrat schon dadurch vorzubeugen gesucht, daß er ein allgemeines Verbot der Kälberschlachtung erließ, es fragt sich nur, ob es sich überall durchführen lassen wird. Jedenfalls kann man auch diese Maßnahme eines aufgeklärten Despotismus, dem wir in diesen Ausnahmezuständen, selbstverständlich unterworfen sein müssen, als Demokrat nur mit freudigem Staunen begrüßen.

Ganz unberührt läßt Stolle die wichtige Frage, wie sich nun im Kriege die Verteilung der vorhandenen Lebensmittelvorräte regeln soll. Wenn schon genug Lebensmittel vorhanden sind, um bei völliger Absperrung Deutschlands die ganze Bevölkerung zu ernähren, wie sichert man jedem seinen Anteil? Zum Glück ist das Problem der Güterverteilung auf dem Gebiete der Lebensmittelbeschaffung in der Praxis der Lösung viel näher gerückt als in irgend einem andern Zweige der Volkswirtschaft. Der Magen des Reichen ist im allgemeinen nicht aufnahmefähiger als der des Armen. Ein Reicher kann vielmals mehr an Kleidung, Wohnung und anderen Mittel zur Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse verbrauchen als ein Armer, aber der Reiche kann nicht viel mehr essen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als bis er satt ist. Er hat darum kein Interesse daran, den Lebensmittelmärkten mehr Waren zu entnehmen, als er zu verzehren vermag und darum ist der Verkäufer von Lebensmitteln auf jeden einzelnen Volksgenossen als Abnehmer solange mit angewiesen, als die allgemeinen Vorräte ausreichen, Arm wie Reich zu versorgen. Der Handel mit Lebensmitteln ist infolgedessen gegen das schlimmste Uebel unseres Wirtschaftslebens: neue maßlose Wertevernichtung durch die Vermögenden auf Kosten der Allgemeinheit: übertriebenen Komfort oder Luxus, immun. Die Schwierigkeiten, die noch verbleiben, um die Ernährung des ganzen Volkes in Kriegszeiten, selbst bei völliger Absperrung des Landes zu verbürgen, sollten von den sozialen Organisationen verhältnismäßig leicht zu überwinden sein. Freilich kann der Sozialpolitiker die mangelhaften Hilfsmittel für die Lösung solcher Aufgaben nicht ohne Wehmut mit den bis zur äußersten Vollkommenheit gediehenen Einrichtungen des Heerwesens vergleichen.

Die Sümpfe von Masuren

Von Edgar Steiger

Das war der Herr von Hindenburg,
Der kam den Russen hintendurch.
Ihr Pfeifer und Tamburen,
Spielt auf! Wir waren drei zu fünf.
Was tut's? Wozu hat man die Sümpf',
Die Sümpfe von Masuren?

Deutschland von deutschem Blute rot,
Und unf're Weiber Zuckerbrot
Für schmierige Kosaken?
Zum Teufel nein! Schlagt drein! Schlagt drein
Und werft sie in den Sumpf hinein,
Daß sie wie Frösche quacken!

Ein jeder Sklav' gleicht seinem Herrn,
Und Schmutz und Schmutz gesellt sich gern.
Drum, Schmierfink, in die Pfütze!
Ich lehr' dich deinen Lebenszweck:
Ganz Rußland steckt, wie du, im Dreck,
Bedienung und Geschütze.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

O wundervolle Sauenhatz!
Sie springen vorwärts Satz auf Satz,
Das ist ein blutig Pirschen.
Das rattert rechts und knattert links
Und schüttelt in die Gräben rings
Den Feind wie reife Kirschen.

Und weiter jagt er Memel zu
Und läßt den Sauen keine Ruh,
Bis sie zum Teufel fuhren.
Respekt, Respekt, Herr General!
Ihr Pfeifer, spielt ihm noch einmal
Das Leibstück von Masuren!

Wissenschaft und Patriotismus

Das Newton'sche Gravitationsgesetz wird abgeschafft, von der Kraftlinienanschauung Faradays ist kein Gebrauch mehr zu machen, bei aseptischen Verbänden vermeidet man die Erinnerung an Lister, beim Impfen die an Jenner. Shakespeare ist den Engländern zurückzugeben: so träumte ich fünf Minuten lang, als ich die Entrüstungsdemonstration deutscher Professoren gegen englische Auszeichnungen gelesen hatte, denn im Träumen ist man ja manchmal konsequent.

Also die Militärs tun die feindlichen Orden ab und mit Recht, die sie von den Souverainen feindlicher Staaten erhalten haben, und die Professoren überbieten sie ein gut Stück, indem sie den ausländischen gelehrten Gesellschaften den Krieg erklären. Alle veröffentlichen es in den Zeitungen (warum?) und keiner erklärt, daß er künftig keine Orden mehr annehmen wird. So ist der Royal Society der Krieg erklärt worden, so dem Sekretär der Akademie in Paris. Ich kann mir das ganz gut erklären. Es ist eine Begriffsverwechslung, oder eine Personenverwechslung. Man fühlt nicht nur antienglisch, sondern man hat auch den Drang nach Taten, den Zivilisten gelüstet es nach kriegerischen Taten, und da er keine englischen Söldner schießen kann, schießt er auf englische und französische Zivilisten, schießt er mit Druckerschwärze nach englischen Professoren und erklärt mit rückwirkender Kraft, daß die frühere ausländische Anerkennung seiner Verdienste um die Menschheit wertlos sei.

Und die Sache ist doch so einfach. Nichts sollen wir tun, was wir im Augenblick des Friedensschlusses als eine falsche Maßregel erkennen würden. Aufgabe des Heeres ist es oft, mitleidlos Kulturgüter zu zerstören, wo es die kriegerische Not des Augenblicks verlangt, Aufgabe des Bürgers ist es, die kriegerischen Maßnahmen zu unterstützen, soweit seine Kraft reicht, dem Krieg die wirtschaftliche Grundlage zu geben. Die Wunden zu heilen, die der Krieg schlagen muß, ist seine Sonderaufgabe und seine höhere Auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gabe deshalb, keine völlig überflüssigen Wunden zu schlagen, die der Kriegführung nichts nützen und den Frieden erschweren.

Nützlich ist das Einschmelzen einer goldenen Medaille, selbstverständlich sind die begleitenden Gefühle gegen die englische Regierung, aber schädlich die öffentliche Kundgabe in Form einer Beleidigung der ausländischen Wissenschaft.

Heute darf jedermann in Deutschland „Blutzar" rufen, was vor einem Jahr noch mit Gefängnis geahndet wurde, und die Krämerhaftigkeit der englischen Politik, die das Blut Europas in Pennies für England ummünzen will, ist eine blutbefleckte Krämerhaftigkeit; schätzen wir aber darum wirklich in unserem Herzen und Kopf die englische Wissenschaft geringer ein, oder die französische Kunst?

Ein Galeriedirektor hat für notwendig befunden, Bilder neuer Franzosen wegzuhängen; er hat sich damit entschuldigt, daß er sie vor den Besuchern schützen müsse, und anscheinend nicht empfunden, daß er deutsche Museumsbesucher beleidigt, wenn er sie auf eine Stufe mit Suffragetten setzt, und er hat das Gelächter der Beteiligten hervorgerufen, daß er sich benimmt wie der Straßenanlieger mit französischem Schild, der sich vor dem Mob schützen muß.

Ein Gelehrter hat einen offenen Brief an einen illustren französischen Fachgenossen gerichtet, in dem er die Fülle seiner Dankesschuld beweglich schildert, um sich dabei von dem Patriotismus übermannen zu lassen und seinen früheren Freund sozusagen als Personifikation des falschen Franzosentums als unwürdig von sich zu stoßen. Und wenn der Franzose wirklich ein Spitzbube war, muß ihn gerade der verraten, der die meisten Wohltaten von ihm empfangen hat?

Im Kriege müssen manche Kulturregungen sich von der Entfaltung elementarer Gefühle unterdrücken lassen, und bei vielen wird man hoffen dürfen, daß die Besonnenheit wiederkehrt, die Besonnenheit, welche fragt, welche Wirkung denn derartige Kundgebungen außer der Entlastung des eigenen Gefühls haben.

Wir wissen, daß neben John Burns viele Gelehrte in England über die Verteilung der Kulturmission und die Förderung der Menschheitsideale bei diesem Kriege mit uns fühlen und es laut aussprechen; warum sollen wir sie zu einem verwunderten Kopfschütteln über eine von ihnen abprallende Beleidigung veranlassen? Die unbeabsichtigte Wirkung ist, daß die Anbahnung internationaler Beziehungen auf allen Gebieten nach Friedensschluß ernstlich gestört wird. Und wer wäre mehr zu dieser Aufgabe berufen, als die Glieder der großen internationalen Gelehrten-Republik? Es ist für den Kaufmann und Fabrikanten selbstverständlich, daß er seinen Geschäftsfreund im feindlichen Ausland, den er im Frieden als ein „Prima Haus" gekannt hat, heute bis zum Gegenbeweis noch gerade so einschätzt, und seine heutigen Maßnahmen, wenn er irgendwelche zu treffen hat, danach einrichtet, die unvermeidliche Verbitterung des Krieges nicht durch überflüssige persönliche Entladungen zu vermehren. Die internationale Wissenschaft aber hat nicht die allergeringste Veranlassung, in die Reinheit und Humanität ihrer Atmosphäre Kriegsgefühle und Kriegsgeschrei eindringen zu lassen; und wenn sie politisch sein will, so muß sie ihre Aufgabe darin erkennen, die internationlaen Fäden nicht zu zerreißen, die von dem Gebiet der Wissenschaft später wieder auf andere Gebiete hinübergesponnen werden mögen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn wir in Löwen und Reims Steine, Bilder und Bücher schonen und retten und so ihren Schöpfern unsere Ehrfurcht und Verständnis zeigen, wenn wir den Dichter Maeterlinck und den Philosophen Bergson besser von den „Kriegsfreiwilligen" dieses Namens scheiden, als die beiden selbst, warum wollen wir eine Verachtung englischer Wissenschaft proklamieren, an die wir nur während der Entrüstung über Herrn Grey glauben?

Richard Wirth

Geistige Franktireurs

Die Wortgefechte, welche so manche Führer des geistigen und kulturellen Lebens — hüben wie drüben — über Krieg, Verantwortlichkeit für dessen Ausbruch, politisches Recht oder Unrecht, gegenwärtig in der Presse auskämpfen, muten keineswegs — auch nicht einmal im eigenen Lager — erfreulich an. Abgesehen davon, daß ein noch so anerkannter Dichter, Gelehrter oder Künstler, auf einem ihm zumeist fremden, reinen Realgebiet, wohin die Politik gehört, nicht zuständiger ist, als irgend ein vernünftiger Durchschnittsmensch und höchstens über die Form, seine Meinung auszusprechen, zureichender verfügt (auch vielleicht über Aufnahmswilligkeit der betreffenden Oeffentlichkeitsstimmen) — ist es gerade nicht erhebend, wenn die Träger großer, allmenschlicher Ideen sich als nationale Chauvinisten gebärden. Man wird den Gedanken nicht los, daß sie sich dabei selbstisch von dem Verdacht reinigen wollen, keine guten Patrioten zu sein, weil ihr früheres Tun, Wirken und Schaffen keine Landesgrenzen kannte. Anders wenn ein solcher Bewohner geistiger Höhen so viel Selbstzucht und Selbstbeherrschung hat, als einfacher Kämpfer in die Reihen zu treten und nur eine Mannschaftseinheit, ein Gewehr, einen Säbel bedeuten will. Am widerlichsten mutet an, wenn ein Glied der geistigen oberen Schichten, sein Talent gegen seine innere Ueberzeugung, zur Herabsetzung des Gegners gebraucht, wie es französische, belgische und englische Literaten und Künstler getan haben.

Feiglinge möchte ich sie nennen, die um als national echtfärbig zu gelten, die Deutschen, von denen sie das gerade Gegenteil wissen, Barbaren, Hunnen, ja Bestien nennen, gegen die eine Treibjagd geboten erscheint. Leute, die ihr geistiges Können mißbrauchen, um die niedrigsten Instinkte zu stimulieren. Ihre Wortbazillen ausstreuen, vom schußsichern Schreibtisch aus. Ihr ganzes, früheres, geistiges Wirken verleugnen — um sich keiner persönlichen Gefahr auszusetzen.

Sich mit solchen „Helden" auseinanderzusetzen, sollte sich daher unser deutscher Geistesadel enthalten.

v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1871—1914

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitgl. d. österr. Abgeordnetenhauses

Die schicksalsschweren Tage, in denen wir leben, lenken unsere Erinnerungen wieder mehr als je an die Kämpfe des Jahres 1870 zurück. Wie ist es in so manchem anders als damals! Und in manchem ganz so wie damals. Anders, weil diesmal eine durch keinen einzigen Mißton gestörte Einigkeit des deutschen Volkes sich kundgetan hat, die gewisse Kreise des deutschen Volkes sogar überrascht hat. Die damals freilich noch kleine sozialdemokratische Partei Deutschlands war zum Teil wenigstens gegen den Krieg. So auch ein, wenn auch kleiner Teil der bürgerlichen Demokratie. Alle demokratischen Ueberlieferungen wiesen nach Frankreich. Und als gar nach Sedan die französische Republik erklärt wurde, glaubte man in manchen deutschen Kreisen, nun müsse Deutschland eilig Frieden schließen. Der Name „Republik" übte einen eigenen Zauber aus, der heute verflogen ist und dem Bebel, der gewiß unverdächtige Republikaner, seitdem auf dem sozialistischen Kongreß in Amsterdam (1904) noch eine deutliche Absage zuteil werden ließ. Freilich brachte der Krieg, was vorhergesagt wurde und eingetroffen ist, die unselige Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich, die, wie manche glaubten, hätte vermieden werden können, wenn Deutschland Elsaß und Lothringen Frankreich gelassen hätte. Doch wenigstens Elsaß war ganz ein deutsches Land und es hätte geheißen, von Deutschland ein Uebermaß von Großmut zu verlangen, wenn es darauf eingegangen wäre, diese von Frankreich vor 200 Jahren schmählich geraubten Länder nicht zurückzunehmen. Wichtiger denn doch als das gute Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen war die endliche Erfüllung des Traumes der deutschen Einheit. Und was die Entwicklung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des deutschen Reiches in 44 Jahren gebracht hat, liegt klar vor aller Augen. Sie war freilich mehr eine äußerliche Entwicklung, eine Entwicklung der materiellen Zivilisation, aber schließlich werden nur jene Staaten und Völker auf den Gang der Weltgeschichte einen entscheidenden Einfluß nehmen können, die auch äußere Kraft haben.

Das Bestreben, wieder zu Frankreich in ein leidliches Verhältnis zu kommen, hat übrigens in Deutschland nicht aufgehört und hat besonders in letzter Zeit auch in Frankreich ein wachsendes Echo gefunden. Zu den unleugbaren geschichtlichen Verdiensten Wilhelms II. gehört es, daß er ununterbrochen getrachtet hat, ein politisches Verständnis zwischen den beiden Staaten herbeizuführen. Was ihm nicht gelang, schien versprechender zu sein durch die Annäherung gewisser demokratischer und friedensfreundlicher Kreise von Politikern beider Länder, die in den Zusammenkünften in Basel und Bern verheißungsvollen Ausdruck fand. Daß die durch sie hervorgerufenen Hoffnungen nun auf lange hinaus begraben sind, ist gewiß eine der traurigsten Folgen des Krieges.

Ganz aber wie 1870 bewährt sich das deutsche Heer. Was von diesem in den vierzehn Tagen von Ende der Heeresherstellung geleistet wurde, ist einfach betäubend. Zu diesen Ereignissen offenbart sich ein leidenschaftlicher und unbesiegbarer Wille zum Leben. Wer das Jahr 1870 miterlebt hat, der erinnert sich an das Staunen Europas über die deutschen Erfolge und an den Jubel des deutschen Volkes. Was wir aber in den letzten Wochen erlebt haben, geht weit über das Jahr 1870 hinaus.

Und wie 1870 zeigt das französische Volk dieselben Erscheinungen. Großsprecherei, Kopflosigkeit, Verzagtheit. 1870 hatte Napoleon das Volk in den Krieg gehetzt. Diesmal gebot das Bündnis mit Rußland Frankreich den Krieg. Hätte 1870 Napoleon oder die Republik gesiegt, sie hätten Deutschland ohne Sentimentalität die Rheingrenze diktiert, es war ein Krieg des Uebermuts, hervorgerufen durch die Angst eines Abenteurers, der seinen Thron zu verlieren fürchtete. Heute haben wir einen Krieg der französischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schande. Denn in diesem Kriege, das wußten die Franzosen, würden sie nur siegen können mit Hilfe Rußlands. Das Volk der Revolution, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Arm in Arm mit dem russischen Zarismus — ein beschämenderes und groteskeres Schauspiel hat die Welt kaum je gesehen. Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß dieser russische Schnapsrausch nicht das ganze französische Volk betäubte. Vor allem waren es die französischen Sozialisten, an ihrer Spitze einer der edelsten und besten Männer unserer Zeit, Jean Jaurès, die unablässig gegen dies unnatürliche Bündnis ihre Stimme erhoben. Als man hörte, das Marcell Sembat und Guesde, zwei der hervorragendsten Sozialisten, ins Ministerium eingetreten seien, konnte man sich der leisen Hoffnung hingeben, daß gerade diese dahin wirken würden, rasch zu einem billigen Frieden zu drängen. Wer möchte daran zweifeln, daß er ihnen heute gewährt würde, ohne daß sie einen fußbreit Bodens zu verlieren brauchten. Deutschland würde nichts verlangen als eine angemessene Kriegsentschädigung. Diese leise Hoffnung ist nach den letzten Erlässen der französischen Regierung leider geschwunden. Das Schicksal geht weiter seinen Weg.

Es ist wie 1870. Der Hochmut siegt über die Vernunft. Es ist nicht der Mut der Verzweiflung, der ja immer Achtung erzwingt. Ein großer Teil des Volkes wollte den Krieg nicht. Er kann für die Franzosen nicht günstig enden. Wenn irgendwo, so sieht man den Franzosen von heute (wenigstens von denen, die führen) dieselben Eigenschaften, wie an denen von 1870. Es zeigt sich an diesem Beispiel die Unveränderlichkeit des Nationalcharakters, den so manche Blinde überhaupt leugnen möchten. Wie 1870 gehen auch heute die Deutschen überlegt, ruhig und auf alles gefaßt in den Krieg. Ihr Generalquartiermeister verkündet ihre bisweilen fast beispiellosen Taten schlicht und einfach. Die Oeffentlichkeit wird nicht mit unwahren oder hinterhaltigen Nachrichten getäuscht. Sie erfährt die Wahrheit. Und wie 1870 und 71 wird auch jetzt wieder die französische Oeffentlichkeit belogen und betrogen. Es ist ein widerwärtiges Schauspiel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In diesen Tagen habe ich wieder zwei Bücher in die Hand genommen, deren eines ganz den Jahren 1870 und 71 gewidmet ist: „Deutsche Kämpfe" von Karl Frenzel. Der verdienstvolle Schriftsteller ist vor kurzem in hohem Alter gestorben. Die „Deutschen Kämpfe" sind Aufzeichnungen des Tages und haben schon als solche Wert. So sehr Frenzel ein Deutscher vom strömendsten Nationalgefühl ist, das ihn an mancher Stelle zu Uebertreibungen verleitet, so bleibt er doch immer der gebildete Europäer, der die französische Sprache, Geschichte und Kultur kennt und ihr immer Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er ist kein chauvinistischer Schreier. Aber selbst dieser ruhige Mann schreibt z. B. folgenden Satz: „Die französische Nation ist der Narziß unter den Völkern, sie bewundert ihr eigenes Spiegelbild." Man möchte gerne widersprechen, aber die Tatsachen hindern. Man lese das Kapitel „Ernest Renan über Deutschland" und ersehe, wie einer der gelehrtesten und feinsten Köpfe Frankreichs über französischen und fremden Nationalismus denkt. Wenn so das grüne Holz aussieht...!

Wir mögen es den andern verzeihen, wenn sie uns Deutsche nicht verstehen. Wir haben jede Kultur noch geschätzt, manche über Gebühr. Es gibt noch heute vielleicht Deutsche, die französische Kultur als die „fine fleur" der Weltkultur preisen — sie beweisen damit nur, daß sie unsere eigene Kultur und ihren hohen Wert nicht kennen.

Frenzels „Deutsche Kämpfe" sind vor 43 Jahren geschrieben, sie verdienen es, heute wieder gelesen zu werden.

Das zweite Buch, das ich wieder hervorgesucht habe, sind Ferdinand Kürnbergers „Siegelringe." Kürnberger verdient es überhaupt, daß man immer wieder auf ihn verweise. Er ist unstreitig der hervorragendste politische Pamphletist der Deutschen. Wie würde er geschätzt und gelesen, wenn er in einem anderen Volke gelebt hätte. Im deutschen Volke ist er fast vergessen oder man kennt ihn nur als den Verfasser des „Amerikamüden." Aber am bedeutendsten ist er als Feuilletonist in seinen „Literarischen Herzenssachen" und besonders in seinen „Siegelringen." In

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen ist ein Stück, das gerade jetzt wieder zeitgemäß ist. Die alte Ausgabe aus dem Jahre 1874 ist längst vergriffen, aber sie ist durch Beidruck von neuen Stücken vermehrt, neuerlich bei Georg Müller in München erschienen. Für Feinschmecker ist der ganze Band ein Hochgenuß. Aber das Stück „Ein Tollhäusler mehr“ ist eine der glänzendsten Diatriben, die je geschrieben worden sind. Als die Deutschen 1870 sich anschickten, Paris zu belagern, wandte sich Viktor Hugo mit einem Manifest an sie, der sie von der Belagerung abhalten sollte. Kürnberger zerpflückt nun den Kontrast dieses Aufrufs. Wahrhaftig das Bild zweier Schriftsteller, aber auch zweier Nationen.

Die Lehre von „U 9“

Von L. Persius, Kapitän zur See a. D.

Eine der bedeutenden dänischen Zeitungen „Belinske Tidende“ schrieb über den Erfolg unseres Unterseeboots „U 9“ am 22. September: „in der Geschichte des Seekriegs wird der deutsche Sieg stehen bleiben als ein Ereignis von epochemachender Bedeutung, da die Unterseebootswaffe hier den ersten entscheidenden Beweis für ihren Wert erbrachte.“ Man kann das Urteil des Kopenhagener Blatts unbedenklich unterschreiben. Ueberzeugender, als durch die kühne Tat von „U 9“, das ganz allein in kurzer Zeit drei Panzerkreuzer auf den Meeresgrund legte, konnte die gewaltige Offensivkraft, die einem kleinen Kriegsfahrzeug von nur wenigen Hundert Tonnen Wasserverdrängung innewohnt, nicht dargetan werden. Voraussetzung für das Gelingen waren natürlich ein militärisch und technisch auf der Höhe stehendes Personal und Material. Es läßt sich nun nicht mehr ableugnen, daß die Unterseebootswaffe sich einen beachtenswerten, ihr bis dahin vielfach bestrittenen Platz errungen hat, daß sie sich als eine furchtbare Gefahr für die großen Kriegsschiffe erwiesen hat.[1]

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Revolutionierung der Schiffbaupolitik durch die Entwickelung des Unterseebootswesens bildete in den letzten Jahren ein viel besprochenes Thema. Die heißesten Verteidiger des Wertes der unterseeischen Waffen waren in England zu finden. Der Marineminister Churchill äußerte noch im vergangenen März im Unterhaus: „die kostspieligen Großkampfschiffe haben sich überlebt, ihnen wird durch das Unterseeboot der Todesstoß versetzt. Die Offensivkraft der Schlachtschiffe steht in keinem Verhältnis zu ihrer Defensivkraft. Der Kampf zwischen zwei Schlachtschiffen gleicht nicht dem zwischen zwei gepanzerten Männern, die Schwerter in den Händen haben, sondern weit mehr dem zwischen zwei Eierschalen, die mit Hämmern auf einander losschlagen.“ Während Churchill immerhin noch den Schlachtschiffstyp nicht gänzlich ausschalten wollte, nur für ein kleineres Deplazement eintrat, da ein großes Schiff genau wie ein kleines durch einen Torpedoschuß vernichtet werden könnte, ging der bekannte Admiral Scott im Juni in verschiedenen Artikeln, die in „The Times“ erschienen, einen Schritt weiter, und bestritt dem Schlachtschiff überhaupt jede Daseinsberechtigung, da es der Unterseeboots- und Minengefahr wegen nicht mehr wagen würde, den schützenden Hafen zu verlassen. Damals erhoben bei weitem die größere Zahl seiner Kameraden und anderer Fachleute ihre Stimme gegen die übertriebene Bewertung der unterseeischen Kampfmittel. — Es bedeutet nun eine herbe Ironie des Schicksals, daß deutsche Unterseeboote, denn auch der englische Kreuzer „Pathfinder“ wurde bereits am 8. September durch unser Unterseeboot „U 21“ vernichtet, den Beweis des Wertes der neuesten Waffe an englischem Kriegsschiffsmaterial erbrachten.

Trotz dieses überzeugenden Beweises muß jedoch vor einer zu hohen Einschätzung des Unterseeboots, wie man sie jetzt häufig vertreten findet, gewarnt werden. Stimmen werden laut, die die Zertrümmerung der gesamten britischen Flotte durch unsere Unterseeboote voraussehen. Es darf nicht vergessen werden, daß auch auf englischer Seite zahlreiches Unterseebootmaterial vorhanden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, und daß eine Unterschätzung des Gegners nie zweckmäßig ist. Ferner darf man von einem oder zwei gelungenen Angriffen, auch wenn sie einen geradezu verblüffenden Erfolg hatten, nicht verallgemeinernde Schlüsse ziehen. Es wäre bedenklich, würde ein vorschnelles, gar zu günstiges Urteil über den Wert des Unterseeboots Platz greifen, wie es z. B. der norwegische Admiral Boeressen am 24. September im „Morgenbladet“, einer Zeitung in Christiania, veröffentlichte. Es gipfelt in den Worten: „die Tat von „U 9“ bedeutet ein Zeichen einer neuen Zeit und neuer Methoden. England muß seine Schlachtschiffe in die Heimathäfen zurückziehen. Was dies für Norwegen, wie für alle kleinen Seestaaten zu sagen hat, ist, daß die neue Waffe fortnun die Meere regiert, und die weitern Folgen sind noch nicht abzusehen. Wenn die kleinen Seemächte den Willen haben — die Mittel zur Anschaffung der billigen Waffe haben sie — werden sie von nun an ganz anders im Stande sein, ihre Neutralität zu schützen. Sie sind nicht länger quantités negligeables.“

Diese übertriebenen Hoffnungen dürften einige Einschränkung erfahren, wenn man sich den gegenwärtigen Stand der Unterseebootstechnik vor Augen hält. Die Geschwindigkeit des schnellsten Unterseeboots beträgt in ausgetauchtem Zustand 16, im untergetauchtem 10 Seemeilen in der Stunde. Moderne Linienschiffe verfügen über eine Schnelligkeit von 23—24, Schlachtkreuzer über eine von 28—29 und geschützte Kreuzer über eine von 27 bis 28 Seemeilen. Das Unterseeboot muß sich, sobald es sich in Sicht des Feindes befindet, unter die Wasseroberfläche begeben. Dann ist die Orientierung nur noch vermittelst des Periskops — Sehrohrs — möglich, dessen Gläser bei Seegang durch Spritzwasser überschüttet werden. So wird das unten im Kommandoturm des Unterseeboots wiedergegebene Bild unklar. Aus diesen kurzen Andeutungen wird die beschränkte Wirkungssphäre des Unterseeboots ersichtlich. Unterseeboote haben heut unter gewöhnlichen Umständen nur Chancen auf Erfolg, wenn sie ihre Angriffe gegen still liegende oder langsam dampfende Schiffe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ansetzen können, und wenn das Wetter nicht zu schlecht ist. Zudem sind sie auch in untergetauchtem Zustand durch ihr aus dem Wasser hinausragendes Periskop erkennbar. Allerdings ist das kleine Rohr schwer auszumachen, und es bedarf außerordentlicher Wachsamkeit, um es früh genug, also auf Torpedoschußweite hin, zu bemerken. Freilich läßt sich das Periskop einkurbeln, und das Unterseeboot vermag so tief herabzugehen, daß es dann weder gesehen noch auch verletzt werden kann. Aber mit dem Augenblick, da das Sehrohr eingezogen ist, wird das Unterseeboot selbst blind. Tief unter der Wasseroberfläche fahrende Unterseeboote verraten ihre Anwesenheit nur durch die zuweilen aufsteigenden Blasen, durch Oel usw.

Die Lehre, die aus erfolgreichen Unterseebootsangriffen vom Geschädigten gezogen werden wird, dürfte die sein, nur an gänzlich geschützten Platz zu Anker zu gehen, beziehungsweise, sobald die hohe See gehalten werden muß, stets beträchtliche Fahrt mit häufig wechselnden Kursen zu laufen. Dann kann das Unterseeboot kaum darauf hoffen, nahe genug an das zu beschießende Objekt heranzukommen und seinen Torpedo also unter günstigem Winkel zu lanzieren. Jeder Torpedo muß bekanntlich möglichst senkrecht auf das Ziel stoßen, um Wirkung zu tun. — Unter diesen Gesichtspunkten wird erkennbar, daß die Chancen für den Angriff der Unterseeboote immerhin beschränkt sind.

Ehe nicht die Geschwindigkeit des Unterseeboots wesentlich gesteigert ist, und durch eine längere Reihe von Erfolgen ihre überlegene Kampfkraft dargetan wurde, muß das bisherige Axiom Gültigkeit behalten: „den Kern jeder Flotte bildet das mit den stärksten Offensiv- und Defensivwaffen ausgerüstete Großkampfschiff, also das Linienschiff, das in der Schlacht geschwaderweise auftritt und das durch seinen Sieg die Seeherrschaft erringen soll.“ Das Unterseeboot ist ein wertvolles Kriegsinstrument, dem sich mannigfaltige Gelegenheit zu erfolgreicher Betätigung bieten wird, aber es bleibt eine Nebenwaffe, der vorläufig keine entscheidende Einwirkung auf den Gang des Kriegs zuzumessen ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ruſſiſche Revolutionäre?

Von Wilhelm Janſſon

In der ſkandinaviſchen Preſſe haben neuerdings zwei ruſſiſche Revolutionäre das Wort genommen, um der engliſch-franzöſiſchen Preſſekampagne gegen Deutſchland ein „revolutionäres" Relief zu geben. Zuerſt hat M. Burtzeff, bekannt durch ſeine Entlarvung des ruſſiſchen Spitzels Azeff, dem „Sozialdemokraten" in Chriſtiania ein Interview gewährt, in welchem er der ſtaunenden Welt die Mitteilung macht, daß er nach Rußland reiſt, um zu unterſuchen, welche Ausſichten die Regierung der ruſſiſchen Demokratie gewährt. Dementſprechend will er eine Agitation ins Werk ſetzen.

Alle, die in der ruſſiſchen Revolution den opferfreudigen Kampf ſo unzähliger Scharen der freiheits- und lichtſuchenden Beſten der ruſſiſchen Völker bewundert haben, müſſen dieſe Erklärung als ein Schlag ins Geſicht empfinden. Iſt die ruſſiſche Revolution zur feilen Dirne herabgeſunken, die ihre Forderungen durch eine ſchmähliche Pacht mit den zariſtiſchen Henkersknechten realiſieren will? „Ich reiſe ausſchließlich, um zu unterſuchen, was die Regierung der ruſſiſchen Demokratie in Ausſicht ſtellt. Ich will dann eine Agitation in beſtimmter Richtung veranſtalten." Das klingt aus dem Munde eines ruſſiſchen Revolutionärs ſo ungeheuerlich, daß man an der Wahrheit zweifeln müßte, wenn nicht das Blatt, das die Mitteilung enthielt, einem die Gewähr für die Richtigkeit böte.

Freilich, Burtzeff iſt ein einzelner, der zudem keiner Partei der ruſſiſchen Oppoſition angehört. Aber er engagierte ſogleich die ruſſiſchen Revolutionäre im Auslande für die gleiche Auffaſſung, daß Rußland ſiegen muß und ſiegen wird, daß der „preußiſche Militarismus" durch den Krieg zerſchlagen werden ſoll. Zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieſem Zwecke haben die ruſſiſchen Revolutionäre im Auslande ſich in Maſſen den franzöſiſchen, engliſchen und belgiſchen Heeren gegen Deutſchland angeſchloſſen, und viele von ihnen ſollen ſchon gefallen ſein.

Der Krieg wertet viele Werte aus. Daß aber die ruſſiſchen Revolutionäre die Demokratie in Rußland durchzuführen hoffen durch die Niederringung — Deutſchlands, das iſt ſo abſurd, daß nur ganz große politiſche Kinder ihnen folgen können.

Und doch iſt es Tatſache, daß dieſer Idiotismus in den Kreiſen der ruſſiſchen Emigranten um ſich gegriffen hat. Denn Burtzeff iſt gleichzeitig als der Sendbote Peter Krapotkins in Skandinavien aufgetreten. Er hat dem gleichen Blatt einen Brief Krapotkins an den Profeſſor Steffens in Gotenburg zur Veröffentlichung übergeben, worin Krapotkin allen Schatten der letzten 44 Jahre europäiſcher Entwickelung auf Deutſchland wirft, und alles Licht den „Weſtmächten“ und — Rußland vorbehält. Der Sieg Rußlands in dieſem Kriege bedeutet nicht etwa neue Unterdrückung der ruſſiſchen Völker durch die zariſtiſche Clique, Gott bewahre, ſondern Demokratie und Freiheit in Europa! Vergeſſen ſind die Feldgerichte und die Galgen, vergeſſen die Peſthöhlen ruſſiſcher Gefängniſſe, vergeſſen die ſibiriſche Knute. An allem iſt — Deutſchland ſchuld, das doch immerhin einer nicht geringen Zahl ruſſiſcher Flüchtlinge eine Freiſtatt bot.

Daß die Alten oft kindiſch werden, konnte ſchon Heine feſtſtellen. Aber daß ein Peter Krapotkin ſich von dem Haß ſeiner Jugend gegen die deutſche Sozialdemokratie, die größte und auch erfolgreichſte Freiheitsbewegung der letzten fünfzig Jahre, ſoweit hinreißen läßt, zum Propheten des Zarismus zu werden, das grenzt doch an politiſchen Selbſtmord. Nietzſche hat ſchließlich nicht ſo unrecht gehabt mit ſeiner Mahnung: „Stirb zur rechten Zeit!“

Krapotkin ergeht ſich indirekt in den heftigſten Invektiven gegen die deutſche Sozialdemokratie, indem er ihrem Abgeſandten nach Italien, Südekum, „Unverſchämtheit“, „Frechheit“ vorwirft und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm schließlich mit dem dritten Napoleon vergleicht, „den ganz Europa einen S c h u r k e n genannt" habe, als er die Revolutionäre am Tage seines Staatsstreichs erschießen ließ, weil sie selbst geschossen hatten. Südekum hatte die Maßnahmen der deutschen Truppen gegen die belgischen Franktireurs zu erklären gesucht. Und daher wird ihm von Krapotkin der „Schurke" an den Kopf geworfen.

Da ich in Skandinavien das gleiche „Verbrechen" begangen habe, muß auch ich mich mit dem Zorne Krapotkins abfinden. Die Last ist nicht schwer. Aber was soll man von „Revolutionären" denken, die in diesem Augenblicke, wo die Stunde des Zarismus schlagen könnte, den Anschluß verpassen und seine Helfershelfer werden? Die wirklichen russischen Revolutionäre, die in Rußland unter der Knute schmachten, die zu Tausenden die russischen Gefängnisse bevölkern und denen die Regierung dort keine „demokratischen" Aussichten gewährt, werden hoffentlich eine andere Auffassung von der Glaubwürdigkeit zaristischer Versprechungen bekunden, Versprechungen, die obendrein noch gar nicht gemacht sind.

Der kulturelle Niedergang Frankreichs

Von Raoul H. Francé

Im Jahre 1833 schrieb Meyerbeer an seinen Freund Schlucht: „Schon das Faktum, daß eine Oper, welche in Paris gefällt, die Runde um die Welt macht, könnte einen Komponisten zur Bevorzugung jener Stadt bewegen." Und tatsächlich lebt Meyerbeer von 1825—1864 fast ununterbrochen in der Stadt, die er für das Herz der Welt hielt. Auch Alexander von Humboldt bleibt zwanzig Jahre freiwillig in Paris. Und hätte Richard Wagner im Jahr 1839 den Erfolg gefunden, den er damals in Paris suchte, wer weiß, ob die Circe Lutetia nicht auch ihn dem deutschen Genius entfremdet hätte. In den Jahrzehnten nach dem Sturze Napoleons bis etwa zum Jahre 1848 war sie auf dem Gipfel ihrer Anziehungskraft für die Kultur der ganzen Welt. Paris, das nach einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigentümlichen Gesetz des französischen Geistes der Brennpunkt all' seiner Kräfte und Fähigkeiten ist, entwickelt damals aber auch aus Eigenem eine Fülle kultureller Leistungen, die es unbestritten an die Spitze der Zivilisation, nicht nur ihrer rein formalen Seite nachstellen. Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen eines „Essais" diese ganze bunte Fülle kultureller Leistung einzufangen; wenn wir aber nur einige besonders glänzende Züge dieses Bildes verfolgen, erhalten wir überwältigendes Beweismaterial für unsere Behauptung, daß Paris von 1814—1850 wirklich die Hauptstadt der menschlichen Kultur war. Und damit ist dann die Grundlage für die weitere Behauptung gewonnen, daß seitdem bis heute, erst langsam, dann rapid ein Niedergang einsetzt, der namentlich uns Deutschen gar nicht so recht bewußt ist, wenngleich er vieles, wenn nicht alles, an der französischen Politik der letzten Jahrzehnte und an der Katastrophe von 1914 erklärt.

Vielleicht genügt es, dazu vier Beispielreihen herauszuheben aus dem Komplex gallischer Geistigkeit, wenn wir dabei Leistungen wählen, welche von jeher die Stärke französischen Wesens bildeten, nämlich das Erfindungsingenium (Ingenieur ist nicht umsonst ein französisches Wort), die naturwissenschaftlichen Leistungen, die schöne Literatur und die Oper.

Die Naturwissenschaft, als die Vorbedingung aller Entdeckungen, hatte vor 100 Jahren ihre Hauptpflegestätte weder in Deutschland noch in England, sondern in Paris. Dort lebten und wirkten damals Cuvier, Lamarck, De Candolle, Gay-Lussac, Geoffroy-St.-Hilaire, Arago, Ampère, Dutrochet, alles ebenso viele Grundpfeiler moderner Naturerkenntnis. Und von 1812 bis 1835 bringt Paris fast jedes Jahr gewaltige wissenschaftliche Neuerungen hervor, die das Weltbild ununterbrochen im Fluß erhalten. 1812 schafft Cuvier die moderne Lehre von den Versteinerungen, ein Jahr später De Candolle sein natürliches Pflanzensystem, welches die Botanik auf neue Grundlagen stellt. Vor ihm hat Lamarck die Entwicklungslehre geschaffen, den eigentlichen umwälzenden und befruchtenden Gedanken der neuesten Zeit, den Darwin nur ausgebaut hat. 1815 stellt Gay-Lussac die chemische Aequivalentenlehre auf und ermöglicht von da ab eine Unmenge praktischer Fortschritte. Schon zwei Jahre darauf erkennt auch Chevreuil die Zusammensetzung der Fette, 1818 begründet R. Hauy die moderne Kristallographie, man stellt das erste Chinin dar und besiegt seitdem das Fieber, Geoffroy-St.-Hilaire schafft mit Cuvier die Lehre von den Tiertypen (1817—21); 1822 tritt durch Brongniart die Erkenntnis fossiler Pflanzen ebenbürtig neben die Tierversteinerungskunde. Im gleichen Jahr schafft Ampère die Lehre vom Magnetismus, 1824 öffnen Arago und Carnot weit die Türe für die Entwicklung der Physik, die von nun an eine vorwiegend französische Wissenschaft wird. Die Anfänge der Elektrizi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tätslehre im modernen Sinn werden von Ampère erprobt (1827), Dutrochet erkennt das Gesetz der Endosmose (1826), Talbot öffnet der Spektralanalyse die Bahn (1830), man erkennt zu Paris das Wesen der Diastase, die Einheit von Licht und Wärme (1835), Joule weiß (1842) um die mechanische Aequivalenz der Wärme, Fizeau mißt (1849) die Lichtgeschwindigkeit und Foucault unternimmt 1850 seinen weltberühmten Pendelversuch. Welche Summe scharfsinnigster Arbeit; wie viel Licht strahlt in diesen 25 Jahren das französische Hirn über die dunkelsten Gebiete menschlichen Wissens aus! Das sind aber noch nicht alle epochalen naturwissenschaftlichen Leistungen der Franzosen im Biedermaier. Im Jahr 1837 schafft Flournoy die modernen Begriffe vom Nervensystem, 1834 gibt Elie de Beaumont der Geologie durch seine Gebirgsbildungslehre den mächtigsten Anstoß, 1840 wird die Praehistorie durch Boucher's Untersuchungen über Diluvialwerkzeuge des Menschen eröffnet, 1846 wird die Physiologie der Verdauung durch Bernard festgestellt, im gleichen Jahr geschieht eine der Großtaten der Naturwissenschaft: Leverrier errechnet die Existenz eines großen Planeten, den dann Gall entdeckt (es war der Uranus).

Hand in Hand mit diesen theoretischen Leistungen erringt nun auch der französische Erfindungsgeist seine Weltmachtstellung.

In den 35 Jahren zwischen 1815 und 1850 erfindet man in Frankreich die Stearinkerzen, die moderne Methode der Salpetersäureherstellung. Niepce erzeugt mit Daguerre und Talbot die ersten Lichtbilder, man baut den ersten Telegraphen, die ersten Turbinen und Zentrifugalmaschinen. Guimet stellt künstliches Ultramarin her, Perrot macht die ersten Zeugdrucke auf Kattun, Thunonier arbeitet mit der ersten Nähmaschine, das Aluminium wird hergestellt, die erste Dampfturbine wird in Benützung genommen.

Die Jahre von 1815—1850 sind aber auch die hohe Zeit der französischen Literatur. Der französische Roman der Dumas, Sue, Victor Hugo, Balzac erobert sich seine Weltstellung. Saint-Beuve, George Sand, Murger, Sully-Prudhomme, Th. Gautier, um nur einige der feineren Köpfe zu nennen, eröffnen ein neues geistiges Frankreich, das sich auch in einer ungeahnten Blüte der Oper äußert, die sogar aus ihrem Stammlande entwurzelt und als „Pariser große Oper" ein neues Kapitel der Kunstgeschichte eröffnet. Freilich ist der hellste Stern an diesem Theaterhimmel, Meyerbeer, nur angezogen worden und kann nicht das Kapital des französischen Geistes vermehren. Aber noch nie sah die Welt vordem und nachdem eine solche dichte Reihe von musikalischen Kunstwerken entstehen als zwischen 1825 und 1856, da die „Perlenkette" von Werken wie Auber's Maurer und Schlosser (1825), Boildieu's Weißer Dame (1825), Auber's Stumme von Portici (1828), Auber's Fra Diavolo (1830), Herold's Zampa (1831), Auber's Gustav (1833), Halévys Jüdin (1835), Adam's

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Postillon (1836), Auber's Schwarzer Domino (1837) und Krondiamanten (1841), Adam's Nürnberger Puppe (1852), Berlioz's Cellini (1853), Maillart's Dragons de Villars (1856) an's Licht der Rampen trat. Freilich ist um 1841 schon ein Ermatten wahrzunehmen und bis 1870 verzeichnet die Pariser Opern-geschichte außer Meyerbeer'schen Werken überhaupt nur mehr drei „Welt-erfolge", nämlich: Gounod's Margarethe (1859), Gounod's Romeo und Julia (1867) und in großem Abstand dazu Thoma's Mignon (1869). Inzwischen war die Führung auf die Offenbachiaden übergegangen, die mit Licht und Schatten auch nicht in's französische, sondern in's jüdisch-deutsche Kulturbuch geschrieben werden müssen.

Nach 1848 sind die Seiten der französischen Kulturgeschichte viel weniger dicht beschrieben und nach 1870 macht sich ein Nachlassen der Produktivität bemerkbar, als ob die Franzosen der letzten Generation gar nicht mehr demselben Volke angehörten wie die Zeitgenossen von Ampère, Dumas und Auber.

Verfolgen wir das an den gewählten Beispielen, so tritt uns auf dem Gebiet der Oper seit 1870 überhaupt nur mehr ein Werk von Weltbedeutung entgegen, nämlich Bizets Carmen (1875), alles andere sind nur Sterne zweiter Ordnung, wenn auch noch immer so reizend wie Saint-Saëns' Samson und Dalila, oder die Werke von Delibes, Charpentiers Luise, Massenet's Manon und Werther, Chabrier's Lazuli oder Debussy's bereits umstrittene Pelleas und Melisande vom Jahre 1906. Seit diesem letzten Termin ist die französische Opernproduktion eigentlich völlig steril. Selbst bei weitherziger Auslegung des Begriffes dauernder Wert, stehen den vierzig Jahren zwischen 1825—1865 mit 18 dauernd wertvollen Werken, nur 9 im Zeitraum von 1871—1911 gegenüber.

Franzosen haben sich darüber hinweggetröstet mit dem Argument, die technisch-reale Entwicklung der Zeit sei nicht nur bei ihrem Volke, den Musen nicht günstig. Und damit kamen sie auch über die Tatsache hinweg, daß die schöne Literatur, diese bevorzugte Domäne französischen Geistes seit 1870 immer mehr an internationalem Einfluß und an hervorragenden Meistern verliert. Dumas Sohn, Alph. Daudet, G. Ohnet, G. de Maupassant, P. Bourget, A. France (-Tribaut), J. Claretie, P. Loti (-Viaud), E. Rostand, V. Sardou, E. Zola, M. Prevost, diese Reihe vereinigt ohnedies schon sehr ungleichwertige Elemente, in der dazu die höher wertigen fast alle noch auf der „großen Zeit" Frankreichs fußen.

Stellen wir uns aber auf den Standpunkt dieser Beschöniger des französischen Kulturniederganges, so müßte uns bei den glänzenden Leistungen gallischer Naturforschung und Erfindungsgabe im Lustrum 1800—1850 in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und in der Gegenwart, eine endlose Reihe fran-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zösischer Großtaten auf dem Gebiet der Technik und ihrer Vorbedingungen entgegentreten. Aber diese Reihe ist sehr kurz. Sie ist kürzer als die der Vergangenheit.

Nach 1850 schafft Planté den ersten Akkumulator. Im Jahre 1859 stellt Pasteur die Gärungslehre auf, 1863 zeichnet Leverrier die erste Wetterkarte, 1865 entsteht durch Broca die Wissenschaft der Schädelkunde, und von da an bis 1876, also volle elf Jahre hindurch gibt es keine nennenswerte französische naturwissenschaftliche Entdeckung. Erst 1877 machen Cailletet und Pictet ihre Aufsehen erregenden Gasversuche, 1880 entdeckt Laverran den Malariaerreger, 1882 schafft Bertillon die Anthropometrie. Nun folgt ein Jahrfünft reicher an Erfolgen. 1884 stellt Moissan die ersten künstlichen Diamanten her, ein Jahr darauf beginnt Tissandier seine Ballonfahrten, 1888 lernen wir durch Richet das Prinzip der Immunisierung, gleich danach durch Pasteur das der Virulenz kennen. Dann aber wird es immer stiller im Quartier latin zu Paris, wo sich des ganzen Volkes Forscherarbeit zusammendrängt. Es gibt seitdem nur vier berühmte Pariser Entdeckungen. Die des Calciumcarbids, die der Becquerelschen Strahlen (1896) und im Jahre 1898 die Entdeckung des Radiums durch das halbpolnische Ehepaar Curie, im gleichen Jahr der Nachweis, daß sich jede Pflanze doppelt befruchtet (Guignard). Auch auf diesem Gebiet ermattet der gallische Genius sichtlich und seit 1850 ist in steigendem Maße die Führung in der Naturforschung auf die Deutschen übergegangen.

Bleibt also nur mehr die letzte Hochburg französischen Geistes: das Erfindergenie. Sie erhält sich auch am längsten. Bis zum deutschen Krieg überströmt Frankreich von technischen Neuerungen. Das Fuchsin, der Ammoniakprozeß, die Gaskraftmaschine, die Mitrailleuse, die Kunstbutter, das Lichtdruckverfahren, die Panzerfregatten, das sind französische Erfindungen zwischen 1850—1870. Auch nicht mehr so viele und bedeutende wie vordem, aber immerhin noch ehrenvoll. Doch seit dem großen Krieg verblaßt auch dieser Ruhm; Amerika und Deutschland treten sein Erbe an. Eigentlich hat seit 1871 Frankreich nur mehr sechs große Erfindungen hervorgebracht. Schneider-Creuzot lieferten die Verbundlokomotiven, Laval den bekannten Separator. Serpollet erfand den Motorwagen, Lumière im Jahre 1890 den Film, Vieille im Jahr 1886 das rauchlose Pulver und Santos-Dumont fuhr im Jahr 1901 mit dem ersten lenkbaren Luftschiff.

Von 1844—1874 stehen 28 bedeutsame technische Erfindungen nur 6 gegenüber im gleichlangen Zeitraum von 1874—1914!

Damit ist unser Beweis mit vielleicht schon ermüdender Gründlichkeit zu Ende geführt. Und er erscheint wohl vollständig gelungen. Das französische Volk zeigt rassische Alterserscheinungen. Nicht nur im Geburtenrückgang und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Feminismus der Lebensweise, auch bereits in seiner geistigen Betätigung. Man kann mit gutem Recht von einem kulturellen Niedergang Frankreichs sprechen. Und aus dieser Erkenntnis heraus versteht man erst, den Deutschenhaß des Franzosen und Belgiers, das perverse Bündnis dieses Volkes mit dem kulturell und rassisch rückständigen Rußland. Hieraus versteht man aber auch, warum in jedem Kampfe mit Deutschland Frankreich unterliegen muß. Denn es ist schon unterlegen, bevor es zum Waffengang antrat.

Briefe und Karten von schwäbischen Soldaten

B. in Lothringen, 18. September 1914.

iebe Sophie! Wie ich Dir schon mitgeteilt habe, habe ich Deine zwei Päckchen sowie Brief erhalten und sage Dir meinen besten Dank, sowie auch Deiner Frau Doktor H., denn es hat mich sehr gefreut, von Dir so reich beschenkt zu werden. Ich werde Dir Deinen Wunsch erfüllen und Dir, wo ich hinkomme, sei es in Frankreich oder Belgien, alle Neuigkeiten zu schreiben. Ich bin Gott sei Dank immer noch gesund und kann immer noch tapfer kämpfen, was ich auch tun werde wie seither, denn wir werden den Engländern auch zeigen, was wir können. Wie Dir Deine l. Mutter gesagt hat, ich sei bei der Schlacht bei Lüttich gewesen, ist falsch, denn wir haben die Höhen von Schirmeck, Rothau und Saales erstürmt, denn an diese Höhen denke ich mein Leben lang, denn sie haben uns viele Verluste gekostet. Das erste Gefecht, wo wir hatten, war am 18. August bei Grendelbruch, dort haben wir dem Feind viele Verluste beigebracht, haben aber auch selbst viele Verluste gehabt, etwa 30—40 Mann. Nun folgten die Gefechte bei Schirmeck und Rothau. In Rothau haben wir 10 Offiziere verloren und 800 französische Gefangene eingebracht, es war ein heißes Gefecht. Nun gingen wir nach einigen kleineren Gefechten der französischen Grenze zu. Bei St. Blaise und Saales hielt uns der Gegner starken Widerstand, mußte aber am 25. August abends zurückgehen und wir konnten am 26. August die Grenze überschreiten, das war eine große Freude, als wir den deutschen Boden geräumt hatten. Nun ging es auf die französische Garnisonsstadt St. Dié zu, welche am 27. August unter großem Jubel von uns eingenommen wurde. Zwischen St. Dié und Epinal hatte sich der Feind stark verschanzt und wir hatten feste mit ihm zu kämpfen, bis die Brigade Auwärter ihn umzingelte und alles zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammenschoß. Dort hätte ich am 2. September bereits mein Leben lassen müssen, denn 15 m oberhalb von mir fielen am 2. September zwei von meinen Kameraden durch ein Schrapnell getroffen tot zu Boden. Wir lagen bei St. Dié 14 Tage, Tag und Nacht in einem Wald in fester Stellung. Und nun kam am 11. September der Befehl, wir sollen als Unterstützung nach Belgien kommen und den Engländern auch zeigen, was wir den Franzosen gezeigt haben, was wir tun werden. Wir marschieren jetzt schon seit 12. September und jetzt sind wir erst in Büdingen, wir sind durch die Orte Senones, Arlamont, Badenweiler, Cirey, Bertrambois, Saarburg, Huhnkirch nach Büdingen gekommen und wo es jetzt hingeht, weiß ich noch nicht. Am 17. September hat uns König Wilhelm II. bei Münster begrüßt und einem jeden von uns eine gute Zigarre geschenkt; als er uns begrüßte, standen Ihm die Tränen in den Augen und wir selbst haben geweint, denn unser Regiment hat schon viele wackere Kameraden verloren. Und nun schließe ich mein Schreiben in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und grüße Dich herzlich Eugen.

Auch viele Grüße an Gottliebin und Dora und nochmals besten Dank für alles und schreibe mir bald wieder, denn es macht mir große Freude.

Auf Wiedersehen.

Bin heute auf Wache als Wachhabender am Schweinepark (äußerster Wache).

Baroncourt, 25. September nachts auf Wache.

Meine Lieben zu Hause! Liebes Weib, ich habe vergessen, in meinem letzten Brief Dir zu schreiben, daß ich die Rechnung von Hahn nicht bezahlt habe, ich habe diese entweder in die Kommode oder in die Kassette getan, das weiß ich augenblicklich nicht mehr, Du wirst solche schon finden. Wegen meiner Wäsche brauchst Du Dir keine Sorge machen, das habe ich hinlänglich, ich k o ch e und wasche nämlich für mich und meinen Unteroffizier, wenn ich als etwas Zeit habe, ich muß auch Strümpfe stopfen, da können die andern etwas lernen. Froh bin ich jedoch, daß ich jetzt wieder etwas Socken im Vorrat habe, denn man weiß nicht, wie das Wetter wieder wird, auch habe ich nicht immer Gelegenheit zum Waschen, so kann ich doch wenigstens wechseln.

Du schreibst mir, ich solle Dir meine zerrissenen Socken schicken, meinst es recht gut, aber wie? Hier in unserem Ort, wo nur noch 6 bewohnbare, nicht abgebrannte Häuser stehen, gibt es keine Briefmarken. Es wäre mir sehr angenehm, wenn Du Dich vielleicht auf dem Postamt, aber bei der richtigen Quelle erkundigen würdest, ob ich, wenn Du mir einige 20 Pfg.-Freimarken samt Aufklebadressen sendest, ich dann so ein kleines Päckchen zu Euch schicken könnte, denn bei uns kommt eben alle 2 Tage die Feldpost angefahren, liefert ihren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sack auf der Bataillonskommandantur ab und nimmt dafür wieder einen andern mit. Das geht alles ganz schnell. Versuche es einmal.

Den Steuerzettel hast Du aber ordentlich klein zu machen verstanden, es ist noch genug mit 6 Mk., dazu ohne Verdienst.

Wegen Karl meine ich, er solle oder Du den Arzt fragen, ob Walter etwa mit Eiern oder Milch oder sonst etwas Kräftigem nicht auch helfen aufgeholfen werden könnte, daß er wieder gesund wird. Ich denke manche Stunde, wenn ich auf meinem Lager, liege an dieses oder jenes, aber ich bin eben hier, trotzdem aber nur mein Körper hier ist, mein Geist und Gedanken sind doch bei Euch. Halte nur Walter von jeder Aufregung usw. fern. Sage auch Frau Dr. H. meinen besten Dank von mir, daß Sie an meine liebe Familie gedacht hat bei Zuwendung von der Milch. Der Himmel möge Sie dafür belohnen. Gehe auch zu Herrn B. und bedanke Dich im Auftrag von mir aus, es gibt doch noch gute Menschen. Auch Frau Schlegel lasse ich herzlich danken. Hast Du auch schon etwas von Frankenbach erhalten? Hat mein Bruder unsern Friedrich noch nicht nach mir gefragt? Was machen die Lauffener? Hast Du viel Kartoffel erhalten?

Unsere Mannschaften, welche nicht auf Dienst oder Wache sind, müssen gegenwärtig stundenweit requirieren, natürlich alles auf La France payera notre compte. Wir brauchen natürlich auch viel zum Essen und sonstige Gegenstände. Gegenwärtig gibt es bei uns morgens immer Tee mit Kommisbrot, jeder Mann bekommt 3 Gramm, das ist Kriegsverpflegung wegen der vielen Magen- und Darmkatarrhe.

Zahle aber nicht mehr, als es Dir absolut möglich ist. Denke auch an Dich und die Kinder.

Wir haben verschärfte Maßregeln erhalten gegen alle Zivilpersonen, denn es ist hier gegenwärtig nicht ganz sauber mit diesem elenden Franzosenvolk, alles muß von uns deutsche Ausweise vorweisen, sonst darf niemand passieren, es ist wegen der Spionage. Die französischen Weiber mußten auch wieder abziehen, mehr zurück an die deutsche Grenze, man kann und darf niemand trauen. Es ist alles sehr streng. Meine ganze Wachmannschaft, soweit solche nicht auf Posten steht, schläft ganz vorzüglich auf ihrem Stroh und schnarchen ein Quartett, ich muß aber die ganze Nacht wachen, habe auch einen Radfahrer bei mir auf Wache für alle Fälle. Wir haben auch wieder französische Gefangene hier. An ihren Aussagen merkt man sofort, daß sie von ihren Vorgesetzten an der Nase herumgeführt werden, es wurde Ihnen nämlich der größte Kohl vorgemacht, kaum glaublich, aber wahr. Das muß ich Euch selbst erzählen. Sage doch zu Hermann, wenn sein Zahnweh vorbei ist und ich nach Hause komme, ich jedem,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch Paul, einen kleinen Franzosen mitbringe (Du wirst mich schon verstehen, bei Brenner-Schilling, Fleinerstraße, wird er dann gekauft), was dann die kleinen Kerle für eine Freude haben werden. Samstag abend komme ich wieder von Wache ab, wenn dann am Sonntag früh kein Dienst ist???, dann wird gewaschen. Ich will jetzt schließen, Gruß an alle miteinander, es grüßt und küßt Euch Euer Vater.

Sage mir, wo hast Du denn die 2 Zigarren her mit dem goldenen Ring, welche Du den Socken beigepackt hast? Die waren einfach hochfein. Dem Spender besten Dank. Heute sind es 4 Wochen, daß wir Heilbronn verlassen haben. Wir wollen sehen, wie es in den nächsten 4 Wochen geht und steht. — ?

Libe Luise! Warum lässest Du gar nichts von Dir hören und warum hast Du mir den Schnupftabak noch nicht geschickt, das macht Dir doch nicht viel Arbeit. Albert und Marie habe ich auch geschrieben und hab noch keine Antwort erhalten, Grüße an alle

Wilhelm.

Liebe Mutter und Geschwister! Seid daß ich Euch das Geld geschickt habe 15 Mark habe ich noch keine Nachricht erhalten, ihr wird es doch erhalten haben, wir sind am 11. d. Mts. vom Schlachtfeld Sanktje abmarschiert und Marschieren seidher fast Tag und Nacht weil wir haben einen Eilmarsch, morgen komen wir nach Saarburk da sollen wir eingeladen werden und kamen nach Belgien da es noch sehr weit ist von hier aus wie es uns da geht wissen wir noch nicht jedenfall auf eine große Festung aber seid ihr nur froh in dem Frankreich da sieht es getreu aus viele Dörfer und Städte sind vollständig zusammengeschossen und Niedergebrand da die Einwohner alle ausziehen müssen und haben auch fast nichts mehr zu essen, sie kenen sich bloß mehr von Kartoffel Nehren, das Vieh wird ihnen genomen ohne daß sie nur etwas kriechen dafür. Zum schreiben werde ich jedenfalls nicht mehr soviel komen. Viele Grüß an Schmidts und Bauers. Gesund und munder bin ich immer noch wie es von Euch auch hoffe, es grüßt Euch herzlich, lebt wohl auf's Wiedersehen

L. G.

Liebe Mutter! Möchte Dir kurtz mitteilen daß ich noch gesund bin hoffe Ihr auch seit nur geduldig jetzt kommen wir bald, schau nur daß Du die Feldarbeit gut besorgst das ist meine Größte Sorge helft nur zusammen, dann werdet Ihr schon fertig; hier in Frankreich ist alles zusammen geschossen und abge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brand. Betet nur zu Gott. Wir kommen die meisten wieder wir siegen schon vollends. Wir singen schon das Lied Deutschland, Deutschland über alles und es grüßt Euch alle herzlich Gottlieb.

Schiene, den 13. Sept.

Liebe Frau, Deine letzte Karte und die 2 Packete habe ich erhalten, besten Dank dafür liebe Frau, sei so gut und schicke mir auch etwas zu Rauchen, herzl. Gruß und Kuß sendet Dir und der Tochter Euer Vater Hermann.

Sonntag den 13. September 1914.

Meine liebe Rosa! Liebe Rosa ich will Dir mitteilen, daß ich und der August und Schenken Albert in ..... beisammen sitzen und uns sehr gut geht, wir 3 haben sogar miteinander zu Mittag gegessen, es war zwar nicht viel aber gut hat der August und Schenken Albert gesagt, liebe Rosa ich kann Dir sagen ich war ganz glücklich als der August und der Schenken Albert vor mir standen, wir sind kaum 10 Minuten in der Ortschaft geweesn, wir haben abgespannt und 50 Meter gelaufen dann hat schon der August und der Albert auf mich gewartet, anders kann ich Dirs nicht schreiben, so ist's gegangen. Meine liebe Rosa. Mir sind eben auf einem großen Marsch aber mir wissen noch nicht wohin es geht und wohin mir kommen, liebe Rosa ich denke daß mir's jetzt etwas leichter bekommen wie seither, denn wir haben hier einen ganz bösen Posten gehabt und deßhalb haben mir auch heute Rasttag natürlich nicht umsonst. Liebe Rosa; was macht der Vater ist er immer wohlauf der Karl und der August ihr habt es halt am schönsten ihr darft wenigstens jeden Tag in euer Bett liegen ich zum Beispiel bin jetzt schon 5 Wochen in kein Bett mehr gekommen immer im freien übernachtet und habe immer fein geschlafen. Meine liebe Rosa, was macht denn die Emma, ist sie auch brav und folgt jetzt besser hoffendlich liebe Rosa. Du hast mir noch gar nichts geschrieben wie es eigentlich mit den Trauben aussieht ich will sehen ob Du auch Wort hälst. Du hast gesagt ich dürfe nähmlich ein ganzes Jahr lang nichts trinken als wie lauter Wein wann ich wieder heim komme; die Zeit wird jetzt bald da sein ich wieder an Deiner Seide bin. Liebe Frau, ich habe Dir schon so oft geschrieben Du sollst ein Packet schicken bis jetzt habe ich eins erhalten mit Schokolade und Pfeffermünz sonst habe ich noch keins erhalten Du mußt halt kleine Packete machen dann werden sie angenommen; liebe Rosa Wilhelm von ..... und Jakob von ..... habe ich auch getroffen und der ..... wo mit Sofie gegangen ist habe ich heute auch getroffen, liebe Rosa ich kann Dir weiters nichts schreiben mir geht es gut und das ist die Hauptsache, den Brief wo Du am 31. August geschrieben hast den habe ich erhalten und seither nichts mehr und mit der Paula darfst Du Dich nicht herumstreiten, das will ich später dann schon wett machen. Also Adie Rosa und Emma lebt wohl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf ein baldiges Wiedersehen Dein Gottlob, viele Grüße an Vater, Karl und August und an's Karoline und sonst alle Bekannte. Adie lebet wohl seid herzlichst gegrüßt und geküßt von Deinem Gottlob.

Wir stehen jeden Tag auf freiem Felde jetzt schon paar Nacht im Regen, wären froh, wenn wir wieder heim dürften. Gruß und Kuß Dein Albert.

Lieber Schatz! Will Dir kurz mitteilen, daß ich heute erfahren habe, daß K. G. gestorben ist, herzlich grüßt Dein Georg.

Lieber Schatz, warum läßt Du nichts mehr von Dir hören oder schreibst Deine Adressen falsch. Wir haben nichts als Gewitter und Regen und Marsch und Kanonendonner, lieber Schatz schreibe recht bald denn ich werde jetzt unruhig seit 30. August kein Brief mehr. Es grüßt einstweilen Dein Mann.

13. 9. 14.

Meine Lieben, heute hier Rasttag, viele Grüße an alle Bekannten, komme eben vom Schlachten. Auf Wiedersehen, Otto, grüßt mir Frau St.

Frankreich den 10. 9. 14.

Liebe Schwester, Karte erhalten, besten Dank. Wiedersehen macht große Freide ich hoffe es, das weidere mündlich.

13. Sept. Werte Kologen,

Teile Euch mit, daß ich biß jetzt noch gesund am Leben bin, morgen gets nach Belgien ab; viele Grüße sendet Euch Kologe A. S. besonders Gruß an Christine M.

d. 13. Sept.

Teile Dir kurz mit, daß gottlob gesund bin, waß von Dir und unsere Kleinen auch hoffe; herzlich küßt Dich Dein l. Mann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

L. E. Teile Euch mit, daß wir jedenfalls morgen eingeladen werden und nach Belgien kommen, will sehen, was es dort giebt, herzl. Gruß Karl.

Libe Karoline, Die besten Grüße aus der Ferne sendet A. H. oh Mädchen, bleibe mein, wenn der Frühling kommt ziehens wir wieder heim wohl an den Rhein.

Den 13. Sept. 1914.

Die besten Grüße sendet Dir Dein Mann Christian, wäre froh wenn wir wieder heim dürften. Gott mit uns.

10. Sept. 14.

Freundl. Gruß sendet Euch vom Schlachtfeld K. M., G. H., es geht uns soweit gut; hier siehts grausig aus, es erfolgt Sieg auf Sieg.

13. Sept. 14.

Liebe Eltern und Geschwister! Kurz will ich Euch einige Zeilen schreiben, bitte um baldige Antwort, es grüßt Euch Euer Sohn und Bruder Christian.

Sang Die, d. 11. 9. 14.

Liebe Eltern; Das Packet hab ich erhalten, schicket mir auch Schoklad und Pfeffermünz und wenn später auch ein Hemd, aber ein leichtes. Ich kann gar nichts mehr kaufen, habe immer Abweichen, das Geld werdet ihr erhalten haben 25 Mark habe Euch schon oft geschrieben und Grombach Johann ist auch noch munter. Joh. Diener ist auch in der Kompagnie, auf Wiedersehen grüßt Euch Euer G. O. Briefmatrial schicken, Zündholzer, schreiben ob Karte erhalten und das Geld.

Aesthetenkrieg

Man täusche sich nicht. Sie sitzen auch bei uns in ihren Kaffeehaus-winkeln, oder in der gemalten Gobelin-Ecke bei der letzten Kunstgewerblerin, die noch einen von den geschmacklosen Reichsvögeln besitzt, die trotz ihrer falschen Konstruktion so verzweifelt sicher zu fliegen wissen. Oder auch im eigenen, millionenwertigen Sammel-kram, als Kustoden ihres Besitzes. Die Leute, die man Aestheten nennt und die sich selber für die Auslese aller Feinfühligkeit und Empfindsamkeit halten. In Friedensläuften verkehrt man schon mit einem unbestimmten Mißtrauen mit ihnen, bis der Krieg kommt und es unerwartet aufklärt.

Gemeint sind die Nur-Aestheten, die L'art pour L'art-Mamseln. Sie bilden bei uns die einzige Anti-Kriegspartei. Das heißt, die Partei, die uns das Recht zu diesem Kriege abspricht. Nach ihrem Gesetz gibt es keine andere Weltseele, als die anschauende, alles andere ist menschenunwürdig. Und da sich der Krieg nach Belgien und Frankreich wälzt, statt nach Deutsch-land, und dort vielleicht mehr ästhetische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werte gefährdet, als es hier der Fall gewesen wäre, so macht ihn diese Wendung zum Unrecht. Sie halten sich für die Hüter des Edelsten in der Welt, und ihre eigene Haut ist es, die — symbolisch zwar nur — von jeder Granate getroffen wird, die ein altes Kunstwerk beschädigt. Denn das ist von allen Kriegsgreueln der einzige, den sie wirklich empfinden.

Auch diesen Zusammenhang deckt ihre Anschauung auf. Aestheten sind stets Egoisten. Sie werden nicht nur durch ihre Einbildung, durch ihr abschließendes Urteil lästig, nein, sie sind wirklich und in allen Lebensbeziehungen Egoisten. Das ist natürlich. Die Herabwertung aller nichtästhetischen Seiten des Lebens umfaßt auch das mitmenschliche Gefühl. Der Aesthet ist niemals ein wahrhaft Mitfühlender. Nicht einsehen zu wollen, daß ein Kunstwerk im Kampfe um die Freiheit eines Volkes nicht unter allen Umständen das Heiligste bleiben kann, ist ebenso banausisch, wie das blinde, zwecklose Zertrümmern.

Die Fürsorge, mit der unsere Kriegsleitung nach erfolgtem Strafvollzug die erhaltenen belgischen Kunstschätze behütet — vor allem gegen die Raubgier der Aestheten — ist der öffentlichen Kunstpflege Deutschlands durchaus würdig. Sie zeigt uns zu unsrer Beruhigung, daß die durchgehende, zwar etwas kalte, aber umso zuverlässigere Systematik, die unser öffentliches Gesamtleben beherrscht, durch den Krieg nicht im mindesten unterbrochen wird. Und daß wir mit unseren Mitteln, mögen sie für den Augenblick noch so grausam erscheinen, nirgends über den Zweck hinausgehen. Einem so klaren Schalten mit Notwendigkeiten gegenüber nimmt sich das Aestheten gewinsel — das heimliche in und das öffentliche außer dem Lande — doppelt armselig aus.

Glaube keinem Aestheten. Glaube ihm vor allem die Echtheit seiner Begeisterung nicht. Von dem, was ein Kunstwerk enthält, ereignet sich in ihm nur der rein formale Teil, die Schale. Das ist aber nichts weniger, als die Fülle des darin verewigten Lebens. Wie trennen die Jahrhunderte Gefühle und Denkweisen, und davon sollte Geben und Empfangen der Kunst weniger berührt werden? Gestehen wir nur ehrlich alle Hemmungen, die zwischen uns und etwa der Gotik bestehen. Jede Empfindung von Starre und Gebundenheit ist ein Versagen in uns, nicht ein ästhetischer Minderwert. Würde unser gesamter Denk- und Gefühlskreis dem gleichen, der damals lebendig war, so wären wir uns dieses Mangels nicht bewußt. Die Kunst von damals drückt die Seele von damals vollkommen aus. Sie haben einander gehört! Und uns gehört sie nur noch zum Teil, trotz allem Getue. So groß auch ihre Werte sind, es sind nicht die unseren. Wenn unser eigenes Kunstvermögen gesunken ist, und wir uns vor der Vollkommenheit der Gotik beugen, uns gehört sie trotzdem nicht mehr. Museum! Und wenn wir gezwungen sind, uns unser gegenwärtiges und zukünftiges Leben mit der Waffe zu erkaufen, so sollten wir im Unrecht sein, nur weil wir Zeugnisse eines Lebens vernichten, das nicht das unsre ist?

Man könnte, vom üblen Aestheten beispiel gereizt, den Stiel umdrehen, und sagen: da ihr die große alte Kunst nicht selber hervorbringen könnt, so seid ihr sie nicht wert und ihre Vernichtung ist Recht. Recht des gegenwärtigen Lebens, das sich nun einmal in anderen Formen äußert. — Aber das wäre ein ebenso großes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbrechen am Geiste, wie die nur ästhetische Weltanschauung. Vor allem gehört die Kunst dem Aestheten gar nicht, ihre ästhetischen Mittel dienen einem viel höheren, allgemeineren Zweck. Und es darf ohne Not kein menschliches Zeugnis zugrunde gehen, welcher Art es auch sei. Denn für nichts anderes leben wir, als Zeugnis abzulegen für die Macht des Geistes. Auch die Freiheit der Selbstbestimmung, für die ein Volk kämpft, ist ein solches Zeugnis. Im Ringkampfe der geistigen Bestimmungen sind schon größere Werte vernichtet worden, als in diesem Existenzkriege.

Hermann Gottschalk

Eucken in einem Vortrag

Es ist eine bitterernste Warnung für die Gegner, wenn die besten Deutschen, die Stillsten und Weisesten aus ihrem engen Raume hervortreten und kundtun, was ihnen am Herzen liegt. Viele ahnen ja gar nicht, wie schwer es den Hirnmenschen wird, sich ins Getriebe fortziehen zu lassen, den Platz vor dem Schreibtisch aufzugeben und die Scheu vor den Massen zu überwinden. Ihr ständig wacher Geist trieb sie doch immer brutal zur objektiven Klarstellung der Sachlage. Es ist keine Kunst, die Massen aufzurütteln, kein Wunder, wenn Millionen von Kriegsfreiwilligen kommen, aber es ist ein Wunder, wenn Hirnmenschen aktiv werden wie der uralte Wundt oder dieser Eucken.

Eucken: alter, weißhaariger Herr aus Niederdeutschland, hat fast ein ländlich-pastorhaftes Gepräge — geadelt durch unverdrossene Hirnarbeit und seelische Erfahrungen. Er ist gar nicht professoral, sondern wirkt sehr gütig und einfach, sieht wohl auch alle Dinge einfach, kann Partei ergreifen, und läßt sich nicht verwirren, weil er so gut ist. In der Ironie schiebt er die Worte gleichsam vor sich hin und es scheint ihm eine behagliche innere Freude zu sein, im heiligen Zorne wirft er sie mächtig breit in die Luft und ist doch gar nicht zänkisch; manchmal schlägt er nur mit der flachen Hand auf das Pult und nur selten mit der geballten Faust. Und Alles so fern von Bosheit. So fern.

Wenn ihm ein Gedanke innig am Herzen liegt, wird er fast still und spricht zur Menge wie zur Familie im vertrautesten, heimlichsten, ernstesten Gespräch, liebkost, streichelt die Worte, spricht beinahe in sich hinein und ist seiner ernsten Sache ganz hingegeben, will seine edle, gütige, tiefbeseelte Natur offenbaren, und scheint es gar nicht zu wissen. Rührend, wie er sich milde, fragend über gegnerische Unsittlichkeit beklagt und sie gar nicht begreifen will.

Was er spricht? Dies ist nicht bedeutsam (nach dem Kriege wollen wir darüber sprechen). Aber wie er es sagt — das ist wunderbar. Aergste Skeptiker staunen.

Kurt Kersten

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Der tote König

Von Freiherr v. Stetten

Einer der persönlich und politisch bedeutendsten Souveräne der Gegenwart ist mit König Karol, dem Hohenzollern auf rumänischem Thron, aus der Reihe der Lebenden geschieden. Mitten im schwersten Sturm, der je in Europa gewütet hat, ist der kluge, erfahrene Steuermann dahingegangen, der über vier Jahrzehnte hindurch das rumänische Staatsschiff gelenkt hat, der es verstand, die politisch wenig seetüchtigen Fürstentümer der Moldau und Wallachei, zu einem soliden, für den ganzen Balkan vorbildlichen und maßgebenden Fahrzeug umzugestalten. Allen Schwierigkeiten und Hindernissen zu Trotz, die aus dem Lateinertum, der inneren Zerfahrenheit und der slavischen Gefahr, der Regierung eines germanischen Fürsten entgegentraten, hat Karol das heutige Rumänien geschaffen. Und man kann es, ohne einseitig zu werden, aussprechen, daß der Hohenzollernprinz, der im Jahre 1866 ohne auswärtige Unterstützung und ziemlich mittellos an das Wagnis herantrat, vornehmlich mit deutschen Eigenschaften, die große Aufgabe löste, dabei jedweder Germanisierung auswich, sich mit erstaunlicher Anpassung der fremden Anschauungswelt anpaßte, und doch — nach und nach den guten und brauchbaren, deutschen Grundsätzen, in sozialer wie wirtschaftlicher Hinsicht, Eingang beim Rumänentum zu schaffen wußte. Französierendem Leichtsinn, Orienteinflüssen, Temperamentsfehlern der Bojarenwirtschaft setzte der Fürst ein so hohes, unerschütterliches Maß von Geduld, Pflichttreue, Loyalität gegen die Verfassung und Liebe zum Volk entgegen, daß die soziale und soziologische Umwandlung in Rumänien ebenso erfolgreich war, wie seine geschickte Politik nach Außen, die das Donau-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land tatsächlich zur Vormacht des Balkans und zur mächtigen Dammwehr gegen die slavische Ueberflutung machten.

Wie oft auch der damalige Fürst Karl nur auf seinen treuen Berater Bratianu gestützt, geradezu hoffnungslosen Zuständen gegenüberstand, immer wieder überwand die Pflichttreue des Deutschen, die bösen Stunden der Mutlosigkeit. Daß König Karol eine tüchtige, auch soweit es anging — nach deutschem Muster organisierte und ausgebildete Armee schuf, ist bekannt und durch das Verhalten der Rumänen vor Plewna erhärtet.

Hatte schon der König im Jahre 1870 ein Beispiel dafür geleistet, wie seine Besonnenheit die mit Frankreich lebhaft sympatisierenden Rumänen zu überzeugen wußte, daß die wahren Interessen Rumäniens nicht in romanischen Schergendiensten lägen, dann wieder in den letzten Balkanwirren Rumänien durch geschickte Zurückhaltung eine glänzende Position, in der Friedens- und Gleichgewichtsherstellung gesichert, galt König Karol auch jetzt, als wichtige Garantie dafür, daß sich der Balkan weder durch Lockungen, noch durch Drohungen, leichtsinnig in den Krieg verwickeln lassen werde. König Karol's Neutralität war ausschlaggebend für die andern. Und erhöhte damit die Wertung und Bedeutung Rumäniens.

Wenn von der „rumänischen Sphinx" — nach dem Wort Kiderlen-Wächters — die Rede war, meinte man doch immer den schweigsamen, unergründlichen König, von dessen Ruhe und kluger Besonnenheit alle diplomatischen Mätzchen abprallten. Aber König Karol war nicht immer der große Schweiger. Wenn er sprach, war es, als redete die Gerechtigkeit in höchster Instanz, die abgeklärte Ueberlegung.

Und daher die hohe persönliche Wertschätzung im Lande selbst. Nun ist bei einem Mann von solcher Pflichtauffassung vorauszusetzen, daß er — soweit es menschlich angängig — Einfluß auf die politische Haltung seines Nachfolgers, des bisherigen Thronfolgers und jetzigen Königs Ferdinand von Hohenzollern genommen und daß er — der greise, leidende Mensch oft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an sein Ende und an das Schicksal seines Werkes n a ch seinem Tode gedacht habe.

Läge selbst nicht das mannhafte Wort des jetzigen Königs vor, er würde den Thron n i ch t besteigen, wenn die Haltung des Landes, eine Aenderung der Politik fordern wollte, wäre die Voraussagung begründet, daß Onkel und Neffe sich verständigt haben und daß — ganz von Gefühls- und Pietätswallungen abgesehen — der neue König auch die realen, rein rumänischen Interessen aus dem gleichen Gesichtswinkel sehen werde wie der tote König ...

König Karol stand mit seinen persönlichen Eigenschaften, seiner sachlichen Ruhe in oft recht stürmischer Umgebung, seiner Schweigsamkeit mitten der romanischen Vielsprecherei der Rumänen, seiner Begabung intelligenten Anhörens der extremsten Meinungen, ohne dem Schlußurteil vorgreifende Bemerkung seinerseits, in diametralem Gegensatz zu den Eigenheiten der Nation. Und gerade darauf gründete sich ein Teil seiner autoritären Ueberlegenheit. Allerdings gefördert durch die nach und nach sich auch in oppositionellen Kreisen durchringende Ueberzeugung, daß der König vornehmlich die guten Seiten des rumänischen Volkscharakters studierte und mehr durch Taten, als durch Worte zu pflegen und zu hegen bemüht war. Indeß andere Könige auf fremder Erde, wie der Koburger auf dem bulgarischen Thron, das Hauptgewicht ihrer Anpassung, auf das Erfassen der zu bekämpfenden Unsitten und Entwicklungshindernisse ihrer Völker verlegten, diesen mit Schlauheit oder Klugheit entgegenzuwirken trachteten, um festeren Boden unter sich zu haben, ging der Hohenzoller in Rumänien einen andern Weg, indem er die zum Teil im Verborgenen schlummernden, guten Eigenschaften seines Volkes auszubilden suchte, sich geschickt an sie zu wenden wußte und über das oberflächliche Brodeln des nationalen Temperamentes hinwegsah.

Daß König Karol damit — nach langer mühevoller Arbeit, einen vollen Erfolg erzielte, ist völkerpsychologisch von hohem Interesse. Die ernste Mühe, die er für die Schaffung einer tüchtigen Armee aufwandte, ließ ihn nicht verkennen, daß er alles daran

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

setzen müsse, dem Agrarland Rumänien, das unter seinen Vorgängern einen Hab und Gut verschwendenden Großgrundbesitz und einen in tiefsten Orientverhältnissen steckenden, armen Bauernstand aufwies — eine Entwicklung nach der industriellen Seite geben müsse, um den gesunkenen Volkswohlstand zu heben. Reiche Bodenschätze (Erdöle, Holz, Minen 2c.) waren vorhanden. Aber es galt die Bojaren von dem Raubbau am agrarischen Nationalvermögen abzubringen, ihnen die Lust und das Verständnis für industrielle Verwertungen der Landesprodukte beizubringen. *Das tat der König*, indem er *sich zumeist selbst* an die *Spitze solcher Unternehmungen* setzte, das lebende Beispiel für Betätigung nach dieser wirtschaftlichen Seite hin, abgab. Damit gründete er das *wirtschaftlich gesunde* Rumänien von heute. Und wandelte vielfache Opposition zu Anhang.

Die „uneinnehmbare“ Festung

Von W. Stavenhagen, Hauptmann a. D.

In der Tagespresse kehrt immer, auch in den Referaten militärischer, freilich auf dem Gebiet des Festungskrieges meist als Laien schreibender Berichterstatter, die Behauptung wieder, es gäbe uneinnehmbare Festungen, und seien die französischen Sperrforts, die in Frankreich als „*uneinnehmbar*“ galten, z. B. Forts Camp des Romains, Manonvillers usw. doch in kurzer Frist gefallen. Ja, man hat es selbst gewagt, in höhnischer Weise, der ersten Autorität, die es im letzten Menschenalter auf dem Gebiet des Festungswesens gegeben hat, dem belgischen General Brialmont, in höhnischer Weise zu unterstellen, er habe Liège für „uneinnehmbar“ gehalten; so das „Genfer Journal“.

Da sei es mir gestattet, als erfahrener theoretischer und praktischer Fachmann, dessen Lehrbücher auf diesem Gebiet im In- wie Auslande einen guten Namen haben, und der auf eine langjährige Baupraxis an unseren deutschen Festungen und das Studium fremdländischer Plätze zurücksehen darf, einige Worte der *Aufklärung* weiten Kreisen zu sagen. Ich fühle mich hiezu um so mehr gedrängt, als ich ein langjähriger Freund des ausgezeichneten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generals Brialmont gewesen bin, der seit dem 21. Juli 1903 nicht mehr unter den Lebenden weilt und sich nicht mehr selbst wehren kann.

Zunächst: „Uneinnehmbare" Festungen gibt es nicht. Nicht einmal „unangreifbare", was übrigens oft verwechselt wird. Weder Paris, die stärkste und größte der Welt, noch Anvers, noch Amsterdam — die dennoch größten Plätze, noch Verdun, Toul, Epinal, Belfort — sämtliche von bedeutender Widerstandskraft — oder die russischen Warschau, Kowno, Georgiewsk, Iwangorod, Brest Litowsk im Weichsel-Gouvernement oder gar einzelne Sperrforts oder Sperrfortketten sind je von ihren Schöpfern oder von den sachverständigen Fachleuten (unter die übrigens selbst ein großer Teil des Offizierkorps leider nicht zu rechnen ist) für „uneinnehmbar" gehalten, ja mit der Absicht gebaut worden, überhaupt nicht von einem Angreifer, der mit den nötigen Angriffs- und Belagerungsmitteln in genügender Stärke und mit richtigem Verfahren gegen sie vorgeht, eingenommen zu werden.

Feste Orte, Befestigungen jeder Art (ständige wie behelfsweise und feldmäßig ausgeführte) sollen vielmehr lediglich „Zeitgewinn", je nach ihrer Ausdehnung und Stärke auf Tage, Wochen, Monate, der im Kriege so kostbar ist, durch ihre Widerstandskraft dem Verteidiger schaffen, schwere „Zeitverluste", zugleich Blutverluste (man denke an Lütrich!), dem Angreifer zufügen, ihn in seinen Operationen im freien Felde aufhalten und schwächen, so daß er sein eigentliches Angriffsziel, das gegnerische Feldheer möglichst nur verspätet und mit unterlegener Kraft erreichen kann. Während der Verteidiger, durch die Behauptung des Platzes usw., bei den Festungen meist mit Truppen zweiter Linie (Territorialen, Landwehr), entlastet, an anderer, der entscheidenden Stelle die Uebermacht entfalten kann. Hat eine Festung das geleistet, so hat sie ihren Bau- und militärischen Zweck erfüllt und kann nach tapferem Widerstande ehrenvoll fallen. So geschah es z. B. 1870/71 mit Paris, das nur für einen 60tägigen Widerstand verproviantiert war und nach 132 Tagen, im Wesentlichen durch den Hunger bezwungen, sich, vom deutschen Gegner hochgeehrt, übergab, so ist es mit dem Sperrfort Camp des Romains jetzt der Fall gewesen, das Tage lang — mehr verlangt man von einem Sperrfort in der Regel in Fachkreisen nicht, sich tapfer gegen die starken deutschen Angriffstruppen gewehrt hat, obwohl sie eine Artillerie hatten, von einer Wirkung, wie sie zur Bauzeit des Forts überhaupt noch nirgends vermutet werden konnte, selbst wenn man einen gewissen Ueberschuß an Deckungskraft den Beton- und Panzerbauten verlieh.

Es heißt daher nicht nur den Gegner, dem man törichte Annahmen unterstellt, sondern auch unsere eigenen Erfolge herabsetzen, wenn man allerersten ausländischen Auroritäten falsche militärische und kriegstechnische Auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fassungen unterstellt, und das Gerechtigkeitsgefühl gebietet es, solcher Irreführung der weiten Laienkreise scharf entgegenzutreten und vor Verbreitung solcher Anschauungen öffentlich zu warnen. Denn sonst könnte es mal einen bösen Rückschlag geben.

Damit komme ich auf General Henri Alexis Brialmont, der zu seinen Lebzeiten die erste Autorität auf dem Gebiet des Festungsbaus in der ganzen Welt und — das sei hier betont aus der Erfahrung eines über 10 Jahre gewährten persönlichen Verkehrs heraus, ein Bewunderer deutscher Kriegführung und Verehrer unseres Moltke gewesen ist. Von ihm, dem Schöpfer nicht nur des Belgischen und des Rumänischen Landesverteidigungssystems und des Beraters Abdul Hamids hinsichtlich der Befestigung Konstantinopels (nicht zuerst und allein Frh. v. d. Goltz, der kein eigentlicher Fachmann im Festungswesen ist, wie oft behauptet wird), sondern der modernen Panzerbefestigung überhaupt, haben unsere maßgebenden Kreise für unsere Landesbefestigung außerordentlich viel gelernt.

Aber Brialmont, seit 1903 gestorben, nachdem er Jahre vorher in der Inaktivität gelebt und dann ohne irgend einen unmittelbaren Einfluß auf die Handlungen des belgischen Kriegsministeriums gewesen ist, auf dem Gebiet der Landesverteidigung, ist gänzlich unschuldig an dem Mißerfolg von Lüttich. Wohl ist er der Schöpfer der Maasbrückenköpfe Liège und Namur (nicht des modernen Anvers, das nach Plänen des Generals Liénart erbaut ist, wie die Meisten nicht wissen), aber er hat diese Plätze vor 25 Jahren gegen die damals stärksten Angriffsmittel erbaut, in einer schlimmen militärisch-technischen Uebergangszeit und nach Ueberwindung des heftigen Widerstandes, besonders der Klerikalen, in der Kammer, die ihm die Geldmittel erst ganz verweigerten und, als ihre Besiegung mit Hilfe des damaligen Prinzen von Wales, des späteren King Edward schlimmen Angedenkens dem General gelang, dann nur in unzureichendem Maße bewilligten. So konnte er auch nicht durchsetzen, daß seine Absicht, eine innere Kernumwallung zu erbauen — ausgeführt wurde. Weder Liège noch Namur haben eine enceinte de siège, selbst nur de sûreté erhalten und ihre Fortzwischenräume waren teils garnicht, teils unzureichend befestigt. Das war ein großer Fehler, besonders bei Grenzfestungen, an dem Brialmont, der ihn stets bekämpft, gänzlich unschuldig ist.

Seitdem sind 25 Jahre vergangen, der ungeheuere Aufschwung der Kriegstechnik hat Artillerie- und Minenwirkungen geschaffen, an die man damals nicht denken konnte, gar für den Feldkrieg: Lüttich ist von immobilen deutschen Feldtruppen erobert worden! Ein 42 cm Mörser gar konnte in den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

8oer Jahren auch nicht geahnt werden, er ist so gewaltig in seiner Kraft, daß ihm auch keine deutsche Festung widerstehen würde, geschweige ein noch nicht völlig kriegsfertiger und von nicht erstklassigen Truppen verteidigter Platz, wie das überrumpelte Lüttich! Und wieviel Blut hat es noch erfordert und Zeitaufenthalt gemacht!

Die deutsche Presse sollte daher richtige Anschauungen verbreiten helfen und nicht gar noch, wie es einige deutsche Blätter mit der kritiklosen Wiedergabe einer Brialmont herabsetzenden Notiz des Genfer Journals getan, ausländische Dummheiten weiter verbreiten!

Ein paar Tage in Budapest

Von Arnold Höllriegel

Mir fiel plötzlich ein, daß ich, ein Oesterreicher, Budapest noch nie gesehen hatte. Ich erkundigte mich nach dem Fahrplan, erfuhr, daß prachtvolle, bequeme, schnelle Züge verkehren und daß Budapest eigentlich ganz nahe an Wien liegt und daß es, kurz und gut, echt österreichisch von mir ist, daß ich in diesem Kalenderjahr wohl schon in Bombay und Jericho gewesen bin, aber noch nicht und noch nie in der zweiten Hauptstadt der Monarchie. Vielen Oesterreichern geht es wie mir.

Eine kurze und bequeme Bahnfahrt. Im Abteil plaudert die Frau eines Husarenoffiziers mit einem rekonvaleszenten Artillerieoberleutnant von Garnisonsaffären und was aus dem kleinen Fähnrich geworden sei und ob der Rittmeister sich von seinem Schrapnellsplitter erholen werde. In den Stationen sieht es friedlich aus. Ich glaube erst, daß alle Stationen entweder Etterem oder Kimenet heißen; man sagt mir aber, daß das die Bezeichnungen für „Restaurant" und „Ausgang" sind. Der Stationsname steht an einer anderen Stelle und lautet: Györ. Ich bin eben dabei, mir schon wieder Vorwürfe zu machen. Das scheint doch eine große Stadt zu sein und mir war ihre Existenz noch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht bewußt. Da sagt der Oberleutnant: „Soll ich Ihnen etwas zu essen bringen, gnädige Frau? Vielleicht die berühmten Raaber Würste, da wir doch in Raab sind?“ Ach so!

Auf dem Bahnhof in Komone (ich kriege heraus, daß es Komone ist) steht ein Zug voll von russischen und serbischen Gefangenen. Ein Herr aus unserem Wagen gibt den Russen gleich Zigaretten und kommt, zur patriotischen Entrüstung der Husarendame, in ein durchaus freundliches Gespräch mit einem russischen Feind, augenscheinlich mosaischer Konfession. Im Abteil daneben sitzen Serben. Sie machen finstere Gesichter und sehen wahrhaftig nicht gut aus. Vielleicht machen sie so einen Eindruck, weil sie eine Art Zuchthäuslermütze tragen. Aber sei das, wie es sei, sie kommen einem neben den gemütlich-stumpfsinnigen Russen bösartig vor und man haßt sie, wenn man hinschaut. Uebrigens zeigt der russische Jude mit einer mimisch inhaltsvollen Daumenbewegung auf sie und sagt: „Sehen Sie, für dieses Gesindel müssen wir auf uns schießen lassen.“ Worauf ein russischer Unteroffizier ein mißbilligendes Gesicht zieht. Er versteht sicher gut deutsch; ist ein großer blonder Kerl, wahrscheinlich aus gebildetem Stande und trägt eine ganz auffallend schöne silberne Armbanduhr. Ich hoffe, drüben in Rußland bleiben die österreichischen Gefangenen auch im Besitz solcher Schmuckstücke.

Budapest. Wie ich in einem Einspänner zum Hotel fahre, passiere ich auf einem Boulevard einem Zug einrückender Reservisten mit einer Fahne. Der Verkehr stockt, an allen Fenstern erscheinen Leute und schreien: éljen! Die jungen Burschen sind mit Bändern und Blumen geschmückt — eine Szene, wie wir sie in Wien zehnmal täglich erleben, aber doch ein bischen anders, lauter, greller gefärbt. Mir fallen, obwohl ich aus dem gesegneten Wien komme, die Kaffeehäuser durch ihre Zahl auf. Vor jedem hängen Fahnen, ungarische, reichsdeutsche und, jawohl, auch schwarzgelbe. Auf den Fensterscheiben kleben bunte Papiere mit den Bildern des ehrwürdigen greisen Herrn, den ich hier mit einiger Anstrengung meiner Gehirnbahnen den König nennen muß und seines deutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbündeten. Sonst — eine schöne, saubere Großstadt, seelenruhig und normal.

Ich gehe zum Abendessen in ein Restaurant. Wie ich auf die Karte blicke, glaube ich doch etwas vom Kriege zu bemerken. Das allerbilligste Fleischgericht kostet nicht viel unter drei Kronen. Ein liebenswürdiger Budapester schwört mir aber, das seien keineswegs Kriegspreise, sondern man bezahle in erstklassigen Wirtshäusern ein Kalbsgulasch auch im tiefsten Frieden so hoch. Auch in Budapest merke man kaum etwas von einer Lebensmittelteuerung, so wenig wie in Wien. Immerhin, nach einigen wenigen Tagen in Pest kommt mir Wien wie eine riesig billige Stadt vor und ich war doch sonst nicht der Ansicht. Freilich, ich bin ein Fremder, kenne mich nicht aus. Aber warum bin ich, ein Oesterreicher, hier in Budapest so absolut in der Fremde? Das ist ein Fehler. Ich beschimpfe mich, finde aber schließlich, bei einer Zigarette (dreizehn Heller kostet sie und ich kann in dem Café keine billigere auftreiben), daß das eben so ist, vor dem Krieg so war: wir kennen einander nicht genügend, wir Bewohner des gleichen Hauses (natürlich, es ist ein Haus mit zwei getrennten Eingängen und zwei Hausnummern.) Dabei, ich kann mir nicht helfen, mir kommt beim Spazierengehen diese fremde Stadt immer so österreichisch vor. Ich ärgere mit dieser Konstatierung meine neuen Budapester Bekannten bis an den Rand ihrer gastfreundlichen Höflichkeit. Sie sind jetzt gewiß voll Freundschaft und Liebe für Oesterreich und manche tragen ein schwarzgelbes Abzeichen, aber österreichisch wollen sie doch nicht aussehen. Und dennoch, besonders der Stadtteil Ofen ist ja doch ganz unverkennbar altösterreichisch. Die Aehnlichkeit mit Prag ist oft verblüffend. Das österreichische Barock ist dort reicher und vielleicht heimischer, aber mir soll jemand einreden, daß diese Straßen und Plätze um die Ofener Burg der Ausdruck anderer Kulturverhältnisse sind, als der Hradschin und so viele andere österreichische Stadtviertel, die ich liebe! Dagegen strebt die moderne Architektur von Budapest sehr bewußt einen eigenen magyarischen Stil an. Ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

habe mir erklären lassen, wie ein Architekt (aber er ist ein ungarischer Deutscher) Pflanzenmotive aus der Puszta zur Grundlage seiner Ornamente gewählt hat. Das neue wunderschöne Badeetablissement in Ofen, das Budapest zu einer Kurstadt machen soll, zeigt diese Bauart. Die Kuppeln und Türme der neuen Gebäude scheinen eine Umformung jener steilen Pickelhelme, die schon die alten Skythen getragen haben sollen und in denen heute die Budapester Wachleute recht schmuck, aber einigermaßen romantisch aussehen. Der Effekt dieses gewollten nationalen Baustils ist nicht schlecht, aber vorläufig noch ein klein bischen — gewollt. Jedenfalls ringt diese Stadt, diese Kultur nach einer eigenen Physiognomie, das merkt man auf Schritt und Tritt. Aber sie ringt noch.

Natürlich täte man den Magyaren ein böses Unrecht, wollte man leugnen, daß sie starke eigene Werte haben. Ich denke an den Abend in den Klubräumen der Nationalen Arbeitspartei. Die magyarische Gentry besteht aus Leuten mit Charakterköpfen. Jeder angesehene Politiker, den man mir zeigte, sah auch wirklich aus, wie ein Mensch, der was im Schädel hat. Vor allem er, der Kriegsdiktator von Ungarn, der Mann mit der starken Hand, Stefan Graf Tisza. Jeden Abend kommt er auf einen Augenblick in den Parteiklub und sagt mit kurzen, ehrlichen Worten, was er von der Kriegslage hält. Als ich neben ihm stand und mir seine starken Augen ansah, wußte er (übersetzte man mir) Beruhigendes über den Russeneinfall in den Karpathen zu vermelden. Und am nächsten Morgen stand es in allen Blättern und ganz Budapest glaubte jede Silbe, obwohl es hier nicht weniger berufsmäßige Unken gibt, als in Wien.

Im Ganzen: da ich keinen magyarischen Ton verstehe, konnte ich der Stadt Budapest absolut, aber absolut nicht anmerken, daß wir in schweren Zeiten leben. Der Korso am Donauufer wimmelt von Spaziergängern, die Cafés sind voll, die Nachtlokale blühen. Man hatte mir in Wien einreden wollen, das Budapester Nachtleben habe durch den Krieg sehr gelitten; ich dementiere dieses beunruhigende Gerücht. Der Budapester muß bis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

elf im Café sitzen, weil um elf neue Kriegsdepeschen ausgehängt werden; um zwei Uhr aber fiedeln die Zigeuner den Prinz Eugen-Marsch („Wollt' dem K ö n i g wiederkriegen" — — —) und die Rakoczy-Hymne und (letzteres in einem seltsamen Puszta-Rhythmus) die Wacht am Rhein so feurig, daß ein Patriot noch lange nicht zu Bett gehen darf. Das Sonderbarste ist, daß im Verlauf der Nacht in Pest immer mehr deutsch gesprochen und gesungen wird. Im Orpheum ist die erste Hälfte des Programms streng magyarisch, dann kommen die mit Recht so beliebten Budapester Komiker deutscher Zunge — (nicht ohne Accent.) Einer in Trainuniform; er macht gutmütige Witze über konfessionelle Verhältnisse in der Traintruppe, wird aber am Schluß bitter ernst, zieht seinen großen Säbel, schreit plötzlich auf magyarisch: Gut und Blut fürs Vaterland! Er ist ehrlich begeistert, das Publikum rast. Und erst, wie das Bild des Kaisers Wilhelm auf die Leinwand projiziert wird! Am Schluß die übliche „Budapester" Posse, natürlich auch nicht ohne patriotische Einlagen. Dann ins Casino de Paris. Es heißt nicht mehr „de Paris", das versteht sich. Wie gesagt, die Zigeuner fiedeln dort; immer abwechselnd Kriegslieder und „Puppchen", oder „In der Nacht." Dann wieder echte magyarische Volksweisen; es ist wunderschön. Unter dem Publikum viele Verwundete. Die Damen tragen Kriegskokarden.

In unserer Loge spricht man ja doch mehr vom Krieg, als von den auftretenden Tangotänzerinnen. (Man tanzt in Budapest immer noch ein bischen Tango.) Die Ungarn reden nicht viel von Galizien, viel mehr von Serbien. In den Köpfen des Volkes sind die Russen nur eine unbequeme Hilfstruppe der verhaßten Serben. Es ist unmöglich, zu schildern, was für Schweinereien man der serbischen Kriegführung nachsagt. Dann wird erzählt, was ein Verwundeter am Donnerstag erzählt hat. Die Heldentaten der Honveds werden gepriesen; man spricht sehr viel mehr von den Honveds, als von den anderen Truppenteilen. Man weiß ja, daß die auch heldenhaft kämpfen, aber die Honveds und speziell die Husaren, beschäftigen die Gemüter am stärksten. Der einfache

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mann aus dem Volk sieht in dem Weltkrieg eine Rauferei zwischen den Honveds und dem Universum; natürlich, Vilmos csàszàr, der deutsche Kaiser, ist als eine Art Ehrenhonved auch dabei. Die Gebildeten hingegen sagen: Oesterreich und Ungarn sehen jetzt, wie sehr sie einander brauchen. Nach dem Krieg muß Vieles besser werden, was vorher nicht gut war.

Wir anwesenden Oesterreicher sagen herzlich: ja! Es ist nicht sicher, daß wir uns mit unseren ungarischen Freunden restlos einigen würden, wenn wir jetzt ein politisches Gespräch anfingen, aber daß wir eben kein politisches Gespräch anfangen, das ist schon ein ungeheuerer Fortschritt. Noch das große Feuer des endlichen Sieges — und dann werden wir uns schon einigen. Vorläufig ist eines ungemein wichtig: Man begreift in Budapest, wer und was die Deutschen sind. Man hat schon immer politische Sympathien für das Deutsche Reich gehabt, jetzt aber werden nationale Sympathien für das deutsche Volk daraus. Das bedeutet viel für die politische Zukunft Ungarns.

Nächstens gestehen die Budapester noch offen ein, wie vieles an ihrem Leben deutsch ist — und dann könnten wir gebildeten Oesterreicher eigentlich ein bischen magyarisch lernen, um die Ungarn wirklich gut kennen zu lernen. Es ist ein Skandal: wenn einer von uns nach Portugal oder Schweden kommt, hat er doch eine Ahnung, was eine Aufschrift bedeuten mag. In Ungarn nicht. Ich schlage unmaßgeblich und unpolitisch vor: wenn von nun ab auf einem Budapester Geschäft (oder Postamt) Aufschriften in einer zweiten Sprache angebracht werden, dann, bitte, von nun ab in deutscher, nicht in französischer Sprache. Und was uns selbst betrifft: lernen wir ein bischen magyarisch! Es mag schwer sein, aber es ist durchaus nötig. Wir wollen und wollen einander nach dem Kriege verstehen — wir werden mit den Ungarn Wichtiges zu besprechen haben. Wenn man ihnen nur drei Worte in ihrer Muttersprache sagen kann, sind sie ja so ehrlich entzückt — und verstehen dann deutsch, daß es eine Freude ist!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

X.

Ahasver.

Fast die Hälfte aller Juden der Welt wohnt immer noch in Rußland. Mit ihren fünf Millionen sind sie nach Russen und Polen die stärkste Nation Rußlands. Und doch haben knapp 5% auch nur einigermaßen Bewegungsfreiheit in ihrem Vaterland. Die übrigen 95% hat die russische Regierung in den Ansiedelungspferch gesperrt, 75% davon in das ehemalige Königreich Polen. Und wenn hier auch die Kindersterblichkeit dank der Fürsorge der jüdischen Familie geringer ist als bei der „Grundbevölkerung", so ist die Erwachsenensterblichkeit dafür um so größer. Der Prozentsatz der Juden im arbeitsfähigen Alter beträgt nur 43%, während er bei den übrigen Nationen 57% und 58% der Gesamtzahl ausmacht. Man weiß, wie jammervoll es dem russischen Bauern geht. Wie muß es erst dem russischen Juden gehen, wenn seine Sterblichkeitsziffer im arbeitsfähigen Alter um 15% größer ist.

Bis zum 11. Jahrhundert saßen die Hauptmassen der Juden in Babylonien, bis zum 15. Jahrhundert in Spanien und Südfrankreich und bis zum 18. Jahrhundert in Polen. Als Humanismus und Aufklärung in Westeuropa zu wirken begannen, kehrte ein Teil der Juden aus Polen wieder nach dem Westen zurück, von wo er gekommen war, und dessen Traditionen in den gebildeten Schichten nie völlig erstorben waren. Aber diese Auswanderung bedeutete nicht viel. Erst seit etwa fünfzig Jahren nimmt sie größeren Umfang an, sodaß heute nur noch die eine Hälfte der Juden in Rußland, resp. Russisch-Polen, lebt, während die andere Hälfte sich über die ganze Erde verbreitet hat. Nach der Volkszählung von 1900 kamen auf Oesterreich rund 1 Million 220 000 Juden (davon auf Galizien rund 800 000 und auf Niederösterreich mit Wien 150 000). Nach der Volkszählung von 1905 auf Deutschland rund 600 000 (davon auf Preußen 400 000), auf England 250 000 und auf die Vereinigten Staaten rund 1 Million 700 000 (davon auf die Stadt Newyork rund 1 Million, womit Newyork die judenreichste Stadt der Welt geworden ist). Auf 10 000 Einwohner kommen jetzt in Polen 1405 Juden, in Oesterreich 468, in Deutschland 35, in England 65 und in den Vereinigten Staaten 210. Sie stehen also unter den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großstaaten in dieser Beziehung an dritter Stelle, direkt hinter Rußland und Oesterreich. Noch vor 25 Jahren wohnten in den Vereinigten Staaten nur etwas über 2% aller Juden. Heute sind es 16%. Zählten die Juden hier noch 1880 nur 230 000 Seelen, so hat sich diese Zahl in den folgenden beiden Jahrzehnten verdreifacht, in dem einen Jahrzehnt von 1898—1908 aber sogar um eine ganze Million vermehrt. Während in Deutschland infolge der Assimilation die Zahl der Juden abnimmt, wächst sie in Amerika infolge der Auswanderung ständig. Stammten noch vor drei Jahrzehnten die einwandernden Juden fast ausschließlich aus Deutschland, Frankreich und England, so kommen die jüdischen Einwanderer seit 1900 ebenso ausschließlich aus Rußland, Galizien und Rumänien. Von der schon genannten Million, die in einem Jahrzehnt über amerikanische Häfen eingewandert sind, stammen 660 000 aus Rußland, d. h. 71%, es stammen 159 000 aus Oesterreich, d. h. 17%, und rund 52 000 aus Rumänien, d. h. über 5%. Kaum 5% dieser Riesenein wanderung kam aus anderen, sagen wir: kultivierteren Ländern. Betrachten wir die Zahlen und Tabellen der amerikanischen Einwanderungsbehörde noch etwas genauer, so finden wir, daß die Einwanderung aus Rußland in den Jahren der drohenden Revolution rapide wächst, nach dem Pogromjahr (1905) den höchsten Stand erreicht mit 125 000 Einwanderen, um dann ganz langsam ein wenig zu sinken. Aber noch 1908 ist der Stand dieser Einwanderung aus Rußland fast doppelt so hoch als in den „Normaljahren" 1899—1902, wo er pro Jahr 37 000 Köpfe betrug. Die Vereinigten Staaten also haben die Wirkung der russischen Pogrome am stärksten und nachhaltigsten zu fühlen. Vor allem Staat und Stadt Newyork. Newyork wurde sozusagen über Nacht von einer Bevölkerung überschwemmt, die bisher mit Gewalt in einer Ghettowelt gehalten wurde, die von moderner Zivilisation so gut wie gar nichts weiß, und die in dem bitteren Kampf um das bischen Brot stumpf geworden ist gegen alles Höhere, soweit es sich nicht um Talmud und Thora handelt. Und darum handelt es sich in modernen Staaten überhaupt nicht mehr.

Es besteht aber noch ein beachtenswerter Unterschied zwischen dieser Einwanderung und jeder anderen, die ja ebenfalls seit Jahrzehnten recht viel unkultivierte Elemente nach Amerika brachte. Sie kehren nämlich, so weit Amerika sie nicht völlig umbildet und amerikanisiert, zu einem großen Teil in ihre frühere Heimat zurück, nachdem sie genug verdient haben. Amerika wird sie so zum guten Teil wieder los. Die polnisch-russischen Juden aber bleiben, schon weil sie keine andere Heimat mehr haben. Ja, wenn Juden aus Amerika nach Europa zurückkehren, so sind dies grade kultivierte Elemente. Im Jahre der großen Geldpanik (1907) wanderte eine halbe Million Menschen aus den Vereinigten Staaten in die alte Heimat zurück, aber nur etwas über 7000 Juden, unter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denen der Typus des polnischen Juden sicherlich nicht zahlreich vertreten war. Amerika empfängt also nicht nur die meisten jüdischen Auswanderer aus dem europäischen Osten, sondern es muß sie auch verdauen, da sie dort bleiben. Der Assimilationsprozeß aber kann trotz der großen Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit dieser Elemente nur sehr langsam vor sich gehen. Der Kontrast zwischen der Ghettowelt, aus der sie kommen, und der neuen Welt, in die sie geraten, ist denn doch gar zu gewaltig. Kein Wunder, daß die Amerikaner dieser Invasion gegenüber nachgerade nervös werden. Namentlich die Newyorker. Man versteht das um so besser, wenn man, wie ich, vor zwei Jahren im Zwischendeck nach Amerika fuhr, sich mehrere Monate in Newyork als Handarbeiter versuchte und dabei mit diesen Elementen auch persönlich in Berührung und Beziehung kam. Weiß das „Greenhorn" nämlich gar nicht mehr aus noch ein, dann holen sich sehr viele in der Bowery Rat, was sie anstellen sollen, um zu irgend einem Verdienst zu kommen. Auch ich bin gar manches Mal mit Arbeitskameraden dort gewesen, um mir Rat zu holen. Die Bowery war von jeher die große Einwandererstraße. Erst saßen die Iren dort, dann die Deutschen. Es folgten die Italiener und die Südslaven. Und jetzt sitzen die russischen Juden dort, untermischt mit Italienern und Südslaven, denn die Andern sind längst weiter gezogen. Nun, an Ratschlägen fehlte es nicht. Aber sie standen nur selten im Einklang mit den „europäischen Redlichkeitsbegriffen." Man wurde gegen ein Geringes in der Kunst unterwiesen, gefärbtes Wasser als Limonade zu verkaufen oder das verlockendste Fruchteis ohne Früchte herzustellen und dergleichen. Die Ratschläge liefen fast immer darauf hinaus, einen Gegenstand, dessen Herstellungskosten zwei Cent betrugen, für zwanzig Cent abzusetzen. Die Leute waren groß in derlei Kniffen und Schlichen. Es ist ja auch das einzige, was sie unter russischem Regime lernen konnten, und derlei verlernt sich auch unter anderen Verhältnissen nicht so leicht.

Die Leute müssen erst von Grund aus umerzogen werden. Bei ihren Kindern, die außerhalb des Ansiedelungsrayons groß werden, ist das erreichbar; wer aber kann sich die Kraft zutrauen, alle die ausgewachsenen Menschen, die das jammervolle Leben, das sie bis zur Stunde der Auswanderung führten, zu dem gemacht hat, was sie sind, von Grund aus umzuwandeln? Das vermag überhaupt kein Einzelner, das vermag nicht einmal ein einzelner Staat. Das bringt wiederum nur das Leben selbst fertig. Das aber nimmt sich Zeit, viel Zeit. Und das setzt wiederum bei den Menschen, die in diesen Assimilationsprozeß mitverwickelt sind, und das ist nachgerade die ganze gesittete Welt, unendlich viel Geduld und Güte voraus. Man kann solche Güte und Geduld ja fordern, aber damit ist sie leider noch nicht vorhanden; und das um so weniger, als sich aus Rußland ja immer neuer Nachschub völlig unassimilierter Elemente über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Ziviliſation ergießt und immer weiter ergießen wird, ſo lange es ſein Syſtem nicht ändert. Der Aſſimiliſationsprozeß kommt alſo nie zur Ruhe, ſondern muß immer wieder von vorne anfangen. Ein faſt verzweifelter Zuſtand. Dieſe ruſſiſchen Unglücksmenſchen ſind wirklich vom Schickſal gezeichnet wie niemand ſonſt. Müſſen ſie in Rußland dafür büßen, daß ſie arm ſind, ſo müſſen ſie als Auswanderer für Eigenſchaften büßen, für die man in erſter Linie nicht ſie ſelbſt, ſondern ganz jemand anders verantwortlich zu machen hat. Wahrlich, eine bitter grauſame Illuſtration zu der düſteren Sage von Ahasver, dem ewigen Juden.

Sogar zwiſchen ihnen und ihren Glaubensgenoſſen klafft eine unüberbrückbare Kluft. Da Unverſtand und Haß ſich nun einmal häufiger finden als Verſtand und Liebe, werden die Juden Europas und Amerikas, die ſo gute Europäer und Amerikaner ſind wie andere Europäer und Amerikaner auch, mit verantwortlich gemacht für ihre Glaubensgenoſſen aus dem Oſten; und es bleibt ihnen gar nicht viel Anderes übrig, als dazu den Mund zu halten, denn wer wird in gleicher Lage, wenn er noch eine Spur von Achtung vor dem eigenen Blut beſitzt, den mißachteten Bruder, mag ihn das Unglück noch ſo ſehr entſtellt und verunſtaltet haben, ohne weiteres preisgeben und fallen laſſen? Das tut weder ein anſtändiger Menſch noch eine anſtändige Raſſe. So gut ich als Germane jeden Deutſchen verachten würde, der laut und öffentlich mitſchimpfte über von irgend einer Allgemeinheit bedrängte Stammesgenoſſen, mögen ſie mir perſönlich auch noch ſo wenig ſympathiſch ſein, ſo verächtlich fände ich den Europäer oder Amerikaner jüdiſchen Glaubens, der ſich laut und öffentlich zu einem verächtlichen Urteil über den „polniſchen Juden" bekennen würde. Aber ich nehme als ſelbſtverſtändlich an, daß er ſich innerlich durch dieſe Unglücksmenſchen gerade ſo beunruhigt fühlt wie andere ziviliſierte Menſchen, und daß er mit allen Andern nach einem Ausweg aus der verfahrenen Situation ſucht, die immer verfahrener und unhaltbarer wird, je länger ſich das abſolutiſtiſche Regime in Rußland hält.

Was Amerika nervös macht, beunruhigt ja auch Europa. Am fühlbarſten wird das in Rumänien, des rieſigen Rußlands kleinem Nachbarn, der ſowieſo an kulturell rückſtändigen Maſſen zu laborieren hat, denn von den ſechs Millionen Einwohnern Rumäniens wohnen immer noch 90% außerhalb der Städte, und darunter befinden ſich allein 200 000 Zigeuner, die man ja wohl ohne weiteres als unziviliſiert bezeichnen kann. In dieſem noch recht öſtlich gelegenen Lande der wenigen Städte iſt natürlich auch das geiſtige Niveau der eingeborenen Juden niedriger als in den weſtlicheren Gefilden Europas. Nach meinen Beobachtungen iſt es auf dem Lande ſogar kaum weſentlich verſchieden von dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des „polnischen Juden." Nach der Volkszählung vom Jahre 1899 kamen in Rumänien auf 10 000 Einwohner 448 Juden. Das ist doppelt so viel wie in Amerika und fast so viel wie in dem großen Oesterreich. Nun würde der Abfluß russischer Juden aus Bessarabien, namentlich nach dem Pogromjahr, ganz unzweifelhaft außerordentlich groß sein, wären die Aussichten dieser Juden in Rumänien nur um einiges besser als in Rußland. Um das zu verhindern, griff Rumänien zu einer Gewaltmaßregel. Es stellte die einheimischen Juden unter Ausnahmegesetze, auf daß die Fremden nur ja keine Lust bekämen, herüberzukommen. Für einen zivilisierten Staat selbstverständlich eine durchaus unmoralische und verwerfliche Handlung, wenn auch immerhin erklärbar als ein recht verzweifelter Akt der Notwehr. Aber ich kann nur dem das moralische Recht zur sittlichen Entrüstung über Rumänien zusprechen, der sich mindestens ebenso energisch und nachhaltig über Rußland entrüstet, das bei seinen 160 Millionen nicht einmal den geringsten Vorwand hat, sich vor 5 Millionen Juden zu fürchten und sie unter solchem Vorwand zu knechten. Wenn man aber dem kleinen Rumänien gegenüber den Mund gar so voll von sittlicher Entrüstung hat, während man dem großen Rußland gegenüber kuscht, so imponiert mir das nicht. Diese Entrüstung hat nicht mehr Wert, als wenn du Himmel und Hölle in Bewegung setzst, wenn dich irgend ein armer Teufel um eine Mark betrügt, aber dem Dieb gegenüber, der Millionen gestohlen hat, den Mund hältst. Eine solche Entrüstung scheint mir denn auch jeder sittlichen Kraft zu entbehren. Aehnlich aber verfährt man vielfach, je nachdem es sich um das kleine Rumänien oder um das große Rußland handelt.

Nächst Rumänien bekommt in Europa Oesterreich schon dank seiner geographischen Lage die Wirkung des russischen Systems am deutlichsten zu fühlen. Hier gibt es selbstverständlich keine Ausnahmegesetze gegen die Juden. Der starke Anprall russisch-jüdischer Massen aber zeigt sich hier einmal in der starken Abwanderung aus Galizien und dann in einem ständigen, unbezweifelbaren Anwachsen noch nicht europäisierter Kreise, die bis weit nach Deutschland hinein ihre Wellen ziehen. Auch in Paris ist im letzten Jahrzehnt ein ausgesprochen russisch-jüdisches Ghetto entstanden, das Kenner auf 100 000 Menschen einschätzen. Für London läßt sich der Frage nicht mit Zahlen beikommen, da England keine Volkszählung mit konfessioneller Scheidung kennt. Aber Sachverständige im Ansiedelungsgebiet behaupten auf Grund eigener Erfahrungen und Beobachtungen in den Auswanderungskommissionen, daß sich auch nach London ein starker Strom solcher Auswanderer ergießt. So ist jetzt dank russischer Regierungsweisheit aus einer russischen Frage eine Weltfrage geworden, welche die ganze gesittete Welt angeht und sie beschäftigen muß, bis das schmerzhafte Problem seine Lösung findet und diese Schande von ihrem Haupte genommen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, die jedem anständigen Menschen, der Bescheid weiß, die Röte der Scham und der Empörung ins Gesicht treibt.

Wir haben Schiedsgerichte verschiedenster Art, sogar internationale, wir schließen uns jeweils zu einer Liga zusammen, rühmlicher Weise sogar zu einer solchen gegen den barbarischen Vogelmord, mag er nun Wachteln oder Reiher gelten, überall gibt es Tierschutzvereine, — sollte da nicht auch eine wirksame Instanz zum Schutz gegen sinnlose Menschenquälerei geschaffen werden können, eine Liga gegen barbarischen Menschenmord, wobei hingestellt bleiben mag, ob die moralischen Quälereien der Judengesetzgebung oder die Pogrome schändlicher sind, sollte sich nicht ein Schiedsgericht zusammenbringen lassen, sogar ein internationales, zusammengesetzt aus Männern und Frauen von sittlicher Kraft und moralischem Gewicht? Ich bin sicher, man hätte dabei das ganze gebildete Rußland auf seiner Seite, das eingesperrt, verbannt und mit Zwangsarbeit schon dann bestraft wird, wenn es nichts weiter will als eine Konstitution, eine Einrichtung, die jetzt sogar Türken und Chinesen haben. Ich bin gewiß, es gibt noch genug charakterstarke Menschen auf der Welt, die nicht unter allen Umständen auf die bissige Alltagserfahrung schwören: „Gehe auf die Straße und predige dem einen Moral, dem andern aber schenke einen Schilling, und dann gib acht, wer dir am meisten Respekt bezeigt."

Der Brunnen im Maulbronner Kreuzgang

Von Hermann Hesse

Nach zweiundzwanzig Jahren fuhr ich zum erstenmal wieder mit der kleinen Bahn durch die sommerlichen Waldhügel der Maulbronner Gegend, stieg an der verschlafenen Haltestelle aus und wanderte durch den feuchten Wald nach Maulbronn hinüber. Ich roch den bitteren Laubgeruch, ich sah zwischen Buchenzweigen den Elfinger Berg und den runden Eichenhügel über Weinbergen und die Spielplätze meiner Schülerzeit liegen, ich sah im warmen Dampf des Tales hinter Lindenwipfeln die spitze Turmnadel erscheinen, und ein Stück vom langen Kirchendach, und es strömte mir aus hundert plötzlich brechenden Dämmen unsagbares Gefühl des Wiedersehens entgegen, Erinnerung, Mahnung, Reue. Bangigkeit des Alt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewordenen, tiefe Liebe, aufgeschreckte Sehnsucht auf flatternden Flügeln taumelnd. O Tal, o Wald, o Spielplatz bei der Eiche!

Und in der schwülen Hitze niedersteigend nahm ich mein Herz zusammen und schritt in festem Takt, an der alten Post vorüber durch's Tor hinein, auf den Klosterplatz und über ihn weg den Linden, dem Brunnen und dem „Paradies" entgegen, sah Platz und Gebäude in seliger Halbwirklichkeit stehen, genau nach dem Bilde meiner Erinnerung gestaltet, hörte warm und dumpf in den blühendem Linden Bienenvölker sumsen, trat unterm hohen runden Bogen durch in's „Paradies", stand überrascht von regungsloser Steinkühle umwittert, trank tief den ernsten Wohllaut der Fensterbogen und schlanken lebendigen Pfeiler, sog kalte Klosterluft in tiefem Zug und wußte plötzlich alles, alles wieder, jede Treppe und Tür, jedes Fenster, jede Stube, jedes Bett im Schlafsaal, den Geruch des Gartens und den der Klosterküche, und den Ton der Morgenglocke!

Es war alles wieder da, es fehlte nichts, ich konnte hier blindlings weiter gehen und jeden Weg im Dunkeln finden wie vor zweiundzwanzig Jahren. Ich atmete befreit die süße Seltsamkeit — — Heimatluft, dem Heimatlosen und Wanderer so selten, so wirklich, so neu! Als wäre eine längst zerbrochene und beiseit gestellte Kostbarkeit über Nacht wieder ganz und schön und mir zu eigen geworden. Als stünden liebe Tote neben mir und sähen mir in die Augen, lächelnd, daß ich sie tot geglaubt. Als wäre nun alles wieder vorhanden, was die fern und fabelhaft gewordene Jugend einst so vertrauensvoll und tröstlich und reich gemacht: ein Vaterhaus, eine Mutter, Kameraden, phantastisch lockende Zukunft.

Vom ersten Rausch genesen ging ich später weiter, dahin, dorthin, ohne Eile, kleine vertraute Gänge im Frieden der wohlbekannten Nähe. Ueberall lebendige Erinnerung, und hinter ihr, wie Reste alter Bilder hinter späterem Verputz, hier und dort Reste tieferer Erinnerung aufleuchtend, Bruchstücke unbewußten Seelenlebens von damals, überwuchertes Fortklingen tiefster Erlebnisse aus der sagenhaften Knabenzeit, da noch Unerhörtes zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erleben und Ungeheueres zu erproben war. Wohin ist das alles? Was ist daraus geworden? Wenig, wenig.

Aber eines hatte ich vergessen, das kam erst zu seiner Stunde wieder hervor.

Da drehte ich, zur Zeit wo niemand sonst die verschlossenen Teile des Klosters betreten darf, leise den dicken Schlüssel in der schweren Tür und öffnete behutsam die Pforte zum Kreuzgang. Auch hier nichts, was nicht im Gedächtnis treulich vorgezeichnet lag: gotisches Gewölb und reiches Fensterwerk, rötliche und graue Steinfliesen mit gemeißelten Grabsteinen dazwischen, Wappen und Abtstäbe, geheimnisvollverwitterte Farbenflecke im alten Verputz, zwischen steinernen Fensterkreuzen in beruhigtem Licht das satte Grün der Gebüsche, zwei, drei Rosen dazwischen zärtlich und traurig leuchtend.

Nun aber, da ich gegen die Ecke schritt, klang mir eine selig seltsame Musik entgegen, leichte traumhafte Geistertöne mehrstimmig in versunkener Monotonie, nicht fern noch nah, wundersam und selbstverständlich, als klänge die Harmonie des Bauwerks ernst und innig in sich selbst wieder.

Ich tat noch einen Schritt, und zwei, eh' der Klang mein Bewußtsein erreichte. Da stand ich still und mein Herz begann zu zittern, und wieder tat die Erinnerung feierliche Tore auf, höhere, heiligere als zuvor, und ich wußte wieder! Du Lied meiner Jugendzeit! Kein Ton der Welt, kein heimatliches Kirchengeläut und keine Menschenstimme von denen, die noch leben, spricht so zu mir wie du, Lied meiner Jugend, und dich hatte ich vergessen können!

Verwirrt und beschämt trat ich den Wunder näher, stand am Eingang der Brunnenkapelle und sah im klaren Schatten des gewölbten Raumes die drei Brunnenschalen übereinander schweben und das singende Wasser fiel in acht feinen Strahlen von der ersten in die zweite Schale, und in acht feinen klingenden Strahlen von der zweiten in die riesige dritte, und das Gewölbe spielte in ewig holdem Spiel mit den lebendigen Tönen, heut wie gestern, heut wie damals, und stand herrlich in sich begnügt und vollkommen als ein Bild von der Zeitlosigkeit des Schönen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Viele edle Gewölbe haben mich beschattet, viele schöne Gesänge mich erregt und mich getröstet, viele Brunnen haben mir, dem Wanderer, gerauscht. Aber dieser Brunnen ist mehr, unendlich viel mehr, er singt das Lied meiner Jugend, er hat meine Liebe gehabt und meine Träume beherrscht in einer Zeit, da jede Liebe noch tief und glühend, da jeder Traum noch ein Sternhimmel voll Zukunft war. Was ich vom Leben hoffte, was ich zu sein und zu schaffen und zu dulden dachte, was von Heldentum und Ruhm und heiliger Künstlerschaft meine ersten Lebensträume erfüllte und bis zum Schmerz mit Reichtum überschwoll, das alles hat dieser Brunnen mir gesungen, das hat er belauscht und beschützt.

Und ich hatte ihn vergessen! Nicht die Kapelle mit dem Sterngewölb und den überschlanken Fenstersäulen, und nicht die Brunnenschalen und die lichte grüne Garteninsel inmitten der schweigenden Mauern. Aber das Brunnenlied, den süßen gleichschwebenden Zaubergesang der sanft herabfallenden Gewässer, den Hort und Schatz meiner frühesten und reinsten Jünglingssehnsucht, ihn hatte ich vergessen. Und stand nun still und traurig im vertrauten Heiligtum, und fühlte jede Sünde und jeden Verderb in mir tief und unauslöschlich, und hatte nicht Heldentum noch Künstlerschaft erworben, die an jenen Träumen zu messen wäre, und wagte nicht, mich über den steinernen Rand zu beugen und mein eigenes Bild im dunkeln Wasser zu suchen. Ich tauchte nur die Hand in's kalte Gewässer, bis sie fror, und hörte das Lied des Brunnens in die Gartenstille und in die langen, toten Steinhallen strömen, hold wie einst, für mich aber voll tiefer Bitternis.

„Es muß für dich ein wunderliches Gefühl sein", sagte später mein Freund, „hier herumzugehen und an damals zu denken. Damals warst du ja voll von Sehnsucht nach der Welt und nach der Kunst, und voll Zweifel, du wußtest ja nicht, wie alles sich einmal erfüllen würde. Und jetzt kommst du zurück aus der weiten Welt, aus deiner Arbeit, aus einem Künstlerleben mit Reisen und Festen und Freunden ..."

„Ja, es ist wunderlich", konnte ich nur sagen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann setzte ich mich noch einmal unter den hohen Linden nieder, stieg noch einmal zum alten Spielplatz bei der Eiche hinauf, schwamm noch einmal im tiefen See, und reiste weiter, und wenn ich seither an Maulbronn denke, dann sehe ich wohl den Faustturm und das „Paradies", den Eichenplatz und den spitzen Kirchturm wieder, aber es sind nur Bilder, und sie kommen nicht recht zu Glanz und Leben vor dem sanften Brunnengeläut in der Kreuzgangkapelle und vor jenen Erinnerungen, die hinter den anderen Erinnerungen stehen wie die Reste alter heiliger Malereien hinter der Tünche einer Kirchenwand.

Offner Brief
an Herrn Giuseppe Prezzolini

Herausgeber der Voce nuova in Florenz

Von Arthur Bonus

Verehrter Herr Prezzolini!

Gestatten Sie mir einige Worte um der Hochachtung willen, die ich Ihnen entgegenbrachte.

Was mich betroffen macht, ist nicht, daß Sie eine österreichfeindliche Stimmung in Italien zugeben und wie Sie sie erklären. Die habe ich immer gekannt. Ich glaube beobachtet zu haben, daß sie in Ihren Schulen gepflegt wird.

Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Darüber durfte man fünfunddreißig Bündnisjahre lang disputieren. Nur gerade jetzt nicht. Ich zähle in Ruhe darauf, daß der hochentwickelte moralische Sinn, den ich bei Gelegenheit Ihres Prozesses an Ihnen bewunderte, versteht, was ich sagen will.

Ich kann Ihre allgemeine Stimmung sehr gut verstehen. Ich könnte sie noch besser verstehen, wenn die Italiener in Oesterreich es so hätten, wie die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen oder die Schweden in Finnland oder die Juden in ganz Rußland. Denn für die Italiener in Oesterreich sind die gesetzlichen Möglichkeiten positiver Einflußnahme gegeben, für die Deutschen, Schweden, Juden in Rußland nicht.

Nationale Abgrenzungen lassen sich nie so glatt vollziehen, daß nicht Teile über die Grenze ragen. Ich füge hinzu, daß es vom Standpunkt der Kultur und ihrer Zukunft nicht einmal wünschenswert ist.

Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Wir haben den Franzosen, denen wir in der Zeit der französischen Religionsverfolgungen eine Zuflucht bieten durften, sehr viel zu verdanken. Polnischer Blutmischung schulden wir einige unsrer blendendsten Talente (Nietzsche!), ähnlich italienischem, dänischem, englischem, jüdischem Blut. Ich würde es geradezu als einen großen Schaden empfinden, wenn der italienische Einfluß in dem deutsch-slavisch-italienisch-ungarisch-rumänischen Mischstaat, den wir Oesterreich-Ungarn nennen, ausgeschaltet werden sollte. Diese Mischstaaten wie die Schweiz und Oesterreich sind für die zukünftige Einigung und Versöhnung des Abendlandes so wünschenswert, ja, so nötig, daß man sie schaffen müßte, wenn sie nicht schon da wären. Wie sollte ein Freund Ihres Volkes gerade den Italienern die Teilnahme an so wichtiger Kulturarbeit erlassen wünschen!

Lassen Sie mich sagen, daß mir diese Gedanken nicht bei dieser Gelegenheit, sozusagen ad hoc, kommen, sondern daß sie Leitgedanken meiner Auffassung von Kulturpolitik sind, solange ich diesen Dingen nachdenke. Ein jedes Volk soll ganz es selbst sein, wir Deutschen müssen unsere geistigen Güter so germanisch wie möglich, Sie die Ihren so italienisch wie möglich haben. So, ganz in uns selbst fest, müssen wir Freunde sein. Dergleichen Völkerfreundschaft besteht in der Schweiz, sie sollte auch in Oesterreich möglich sein. Daran zu arbeiten stelle ich mir als das befriedigendste Werk vor, das ich erdenken kann. Es ist unmittelbare Zukunftsarbeit, Arbeit an den Vorformen der „Vereinigten Staaten von Europa-Amerika", die wir erstreben und für die wir während dieses Kriegs die Stimmung erwecken müssen, damit es nach dem Krieg nicht schlimmer werde, als es vorher war, sondern Anfänge eines Neuen da seien.

Nichts ist so traurig jetzt, als zu sehen, wie die wichtigsten Kulturgedanken in diesen Zeiten nur rein als Stinkbomben benutzt werden, um dem Gegner einen schlechten Geruch zu schaffen, wie eben jetzt die Unverletzlichkeit alter Baudokumente von denen, welche hinter ihnen hervorschießen, um dann vor der Kulturwelt zu protestieren, oder welche den Franktireurkrieg organisieren und alle möglichen wilde Völkerschaften auf uns hetzen, um dann uns als Hunnen anzuklagen. (So spreche ich als Deutscher. Sie werden vielleicht auch Fehler unsrerseits anführen können.)

Ihr Volk, und ausgerechnet der Radikalismus Ihres Volkes sollte dürfen den Moskovitismus unterstützen, die einzige wirkliche Kulturgefahr? und das gegen einen liberalen Rechtsstaat? Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie als der ehrliche Mann, den ich in Ihnen achte, eine solche Sache wenigstens nur rein nationalistisch-imperialistisch verteidigen. Kulturpolitisch wäre sie das größte Verbrechen, das ich mir denken kann. Mir scheint aber, daß auch unter dem nationalegoistischen Gesichtspunkt die Rechnung falsch wäre.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Japan und die Türkei

Ein Studium der mit der letzten Post eingetroffenen amerikanischen Blätter bietet einen neuen und eigenartigen Einblick in die Beziehungen, die sich zwischen Japan und der Türkei entwickeln könnten, sobald die Türkei sich auf Seiten Deutschlands und Oesterreichs stellen würde. Sowohl von Seiten des türkischen, wie des japanischen Diplomaten-Vertreters in Washington liegen hierzu wichtige authentische Aeußerungen vor, die im gegenwärtigen Augenblick um so interessanter sind, weil sie manche Gesichtspunkte beleuchten, die bisher in der deutschen Presse kaum öffentlich debattiert worden sind. Man hat allerdings auch zu bedenken, daß diese Aeußerungen auf die Zeit vom 6. bis zum 10. September zurückgehen und daß sich in der Zwischenzeit manches geändert haben kann.

Zu der Frage, werden die Japaner evtl. auch für den Schutz der britischen Interessen in Persien herangezogen werden, hat sich die japanische Botschaft folgendermaßen geäußert: „Die Japaner sind durch das Bündnis mit England an sich nicht gehalten, Truppen zum Schutz englischer Interessen in Indien oder Persien zu entsenden, aber Japan würde sich für den Fall der Kriegesverwicklung der Türkei von dem weiteren Geiste des Vertrages und auch von dem Gefühl einigermaßen leiten lassen, daß, wenn die vitalsten Interessen seines Verbündeten in Asien gefährdet seien, es zu Hilfe eilen müsse, wo auch immer es gewünscht würde.

Die offizielle Auffassung der türkischen Regierung hat der Botschafter A. Russem Bey dem amerikanischen Staatssekretär Bryan dahin formuliert, daß er zugebe, wenn die Türkei sich auf Seiten Deutschlands und Oesterreichs stellte, sie ihre Operationen in britischen und russischen Besitzungen möglichst weit ausdehnen würde. Es sei in diesem Falle auch nicht unwahrscheinlich, daß man in Aegypten einfallen werde. Sicher sei, daß dann Bulgarien zur Türkei stehen würde, aber Rumänien sei ein unbekannter Faktor. Von Griechenland sei ihm bekannt, daß es seine Armee mobilisiert habe und bereit sei, auf die Türkei zu Wasser und zu Lande loszuschlagen.

Ein Rückblick auf diese Aeußerungen zeigt, daß Japan für den Fall, daß die Türkei durch einen Angriff auf Persien und Indien gleichzeitig einen Schlag gegen Rußland und England unternimmt, es durchaus nicht unwahrscheinlich ist, daß Japan bereit ist, im persischen Meerbusen den Schutz der englischen Interessen zu übernehmen. In Washingtoner Diplomatenkreisen wurde bereits am 4. September davon gesprochen, daß England Japan um den Schutz britischer Interessen in Persien angehen würde. Ob dies bereits geschehen ist, und ob Japan bereits einen Teil seiner Flotte nach dem persischen Golf dirigiert hat, entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis. Soviel ist wohl sicher, daß Japan eher diese Seeoperation übernehmen würde, als eine Unterstützung der verbündeten Mächte auf französischer oder russischer Erde, von der in der letzten Zeit wiederholt gesprochen wurde, was aber Kenner japanischer Verhältnisse bisher für durchaus unwahrscheinlich halten.

N. Hansen

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Indien vor dem Weltkrieg — und nachher

Von Richard A. Bermann

Einige Monate vor der Weltkatastrophe fuhren wir, eine Gesellschaft von Deutschen, Amerikanern, Franzosen, Russen, Engländern in einem schönen Touristen-Extrazug der Hamburg-Amerikalinie vergnügt und einträchtig kreuz und quer durch Indien. Nachher, auf der Heimreise, saß man allabendlich auf dem Promenadendeck oder im Rauchsalon und sprach über das Land Indien. Ich erinnere mich, wir alle, ohne Unterschied der Nationalität, waren voll Bewunderung für die Engländer: welche Kunst, den indischen Erdteil so zu beherrschen!

Natürlich, Spuren von Unzufriedenheit hatten wir auch bei unserem flüchtigen Besuch nicht übersehen können. Die Zeitungen, die man uns auf den Stationen verkaufte, waren entweder Blätter der indischen Engländer oder englisch geschriebene Eingeborenenblätter. An langen, heißen Eisenbahntagen lasen wir sie bis zu den Annoncen. Und bald hörten wir deutlich zwei Halbchöre aus dem Chorus hervor. Der eine, der angloindische, sang und sang: Man gibt den Natives zuviel nach, sie werden täglich frecher! Sie wachsen uns noch über den Kopf, wenn man sich in London nicht besinnt! — Der andere Halbchor schrie lauter: Indien den Indern! Schrie es, vom Himalaya bis zum südlichen Kap, in vortrefflichem Englisch.

Auf der einen Seite weiße Kolonisten, nachgerade nicht mehr fremd im Lande, an das Klima angepaßt, in ihrer Physis schon ein wenig vom reinen englischen Typ verschieden, Kolonialengländer. Gewohnt, von ihrem Kalkutta aus die schwarzbraune Masse der Verachteten nicht ohne Wohlwollen, aber herrisch zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

regieren. Tief überzeugt vom Wert ihres (allerdings kaum mehr restlos reinen) Europäerblutes. Sahibs, Herren.

Auf der anderen Seite 370 Millionen Menschen — noch immer keine indische Nation, sondern eine ungeeinte Masse. In Agra standen, so lasen wir, eben Mohammedaner und Hindus vor dem Richter, weil sie im letzten Moharrem einander angefallen hatten. In Benares zeigte man uns im Gewühl des Basars Töpfer, die an der Drehscheibe stehen und Töpfer, die sitzen. Die Familien dieser zwei Kasten von Töpfern, hörten wir, dürfen nicht untereinander heiraten. Kaste bleibt Kaste. Eine indische Nation? Haben all diese wimmelnden braunen Millionen überhaupt etwas mit einander gemein?

O ja, etwas: die englische Herrschaft. Erst, seitdem ihre Intelligenz englisch gelernt hat, können Inder aus verschiedenen Gegenden einander verstehen. Können Madraser Hindublätter in Benares gelesen werden. Kann sich alljährlich ein indischer Nationalkongreß versammeln: Es wird auf englisch gegen England agitiert. Unterdessen industrialisieren die Engländer das Land, bauen Eisenbahnen, sprengen die gewerbliche und lokale Beengtheit, aus der das Kastenwesen hervorwuchs. Schon gibt es hunderttausende von „aufgeklärten" Hindus. Fast lauter englandfeindliche Revolutionäre, aber durchsetzt von englischer Bildung, englischen politischen Ideen. Der bengalische Babu konspiriert und schmeißt Bomben, aber was will er? Ein freies indisches Parlament, streng nach englischem Muster. Das ist keine indisch-nationale Regierungsform. Die Engländer haben in Indien eine Oberschicht europäisiert. Sie haben sich Feinde erzogen — aber anglisierte Feinde.

Und — so sprachen wir an jenen Abenden — diese Briten sind großzügig. Sie führen selbst Provinzialparlamente ein. Sie dezentralisieren die Verwaltung. Die Londoner Regierung bricht mit der angloindischen Tradition, verlegt den Sitz des Vizekönigs von dem englischen Kalkutta nach der alt indischen Kaiserstadt Delhi, zeigt damit den aufgebrachten Kolonialengländern, daß Indien nicht mehr für sie und durch sie regiert werden soll. Macht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus einer zusammeneroberten, genial geräuberten Satrapie langsam einen Staat, obwohl sich dadurch auch eine Nation bilden muß, die einst den Staat beherrschen wird. Die Engländer meinen: bis dahin ist das eine angelsächsisch angehauchte Asiatennation. Leute, die nur in englischer Sprache auf uns schimpfen können, genieren uns nicht!

Wie in Irland, wie im ganzen Weltreich, scheint die Periode der Aussaugung und Ausbeutung vorbei. Es soll ein durch parallele, aber selbständige Interessen geeintes Imperium geschaffen werden. Ein Trust von Ländern mit angelsächsischer Verfassung.

Unterdessen macht Indien eine Periode des Uebergangs durch, die nicht ohne Gefahren ist. Die halbgebildete Oberschicht ist zwar noch nicht regierungsfähig, fühlt sich aber trotz allen Konzessionen zurückgesetzt. Die weißen Kolonisten sind wieder wütend über die Konzessionen. Die Masse der Hindus, sanft und mittelalterlich, wittert in der Zivilisation Attentate auf die bizarr entartete Religion und die teuere Kastenwirtschaft. Die Mohammedaner, seit jeher das Staatsvolk von Indien und seit 1857 der britischen Herrschaft treu, sollen noch fester an die Regierung geknüpft werden; daher die Uebersiedlung nach Delhi, der Stadt der islamitischen Großherren von Indien. Aber auch die Mohammedaner lesen schon Zeitungen: darin stehen böse Dinge über die Beziehungen des Khalifen in Stambul zum Kaiser von Indien.

Es geschieht etwas Unerhörtes. Während der Prozeß von Agra noch dauert, beschließt in Lucknow die Allmohammedanische Liga, die indischen Muselmanen seien Freunde und Brüder der Hindus. Die Hindus von der nationalistischen Couleur lassen sich das nicht zweimal sagen. In Karachi tritt der Indische Nationalkongreß zusammen; zum achtundzwanzigsten Mal versammelt er sich, aber zum ersten Male wählt er einen Mohammedaner zum Präsidenten, den Nawab Syed Muhammad Sahib Bahadur, der nicht nur vom Propheten abzustammen sich rühmt, sondern auch bestimmt ein Urenkel des schrecklichen Sultans Pippu ist, des ärgsten Feindes, den England in Indien je hatte. Hindus und Moslems

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fraternisieren auf dem Kongreß (in englischen Lauten). Die Wut über den Balkankrieg hat die allzeit getreuen Mohammedaner den Feinden des Kaisers von Indien in die Arme getrieben. In Delhi entdeckte die Polizei ein Komplott und mußte nicht nur Hindus, sondern auch Mohammedaner verhaften.

So standen die Dinge, als unser Schiff heimwärts dampfte. Wir sagten abends im Rauchzimmer: Eine gefährliche Uebergangszeit, aber die Engländer sind zu stark! Ihre militärische Position ist unvergleichlich besser als 1857, da jeder Truppendampfer erst ums Kap herum fahren mußte. Ihre politische Position hat sich auch gebessert. Sie hören zusehends auf, Unterdrücker zu sein. Der wütendste indische Nationalist erkennt, daß die englische Verwaltung viel Gutes hat. Freilich, wenn die britische Balkanpolitik den Islam zur Verzweiflung treibt, dann könnte es in Indien Unruhen geben. Aussicht auf einige Dauer hätten sie nur, wenn England in Europa und in Südafrika Schwierigkeiten bekäme. Im Falle eines Weltkriegs ...

Wir nahmen die Zigarre aus dem Mund, um lachen zu können, harmlose Europäer vom Frühjahr 1914, die wir damals waren.

Jetzt, da über uns der Winter hereingebrochen ist, wäre vielleicht noch Folgendes zu sagen: England hat einen furchtbaren Rückfall in seine alten egoistischen Ausbeutergewohnheiten erlitten. Es zerstört in der ganzen Welt den Glauben an die kühle Güte der angelsächsischen Weltorganisation. In Indien sicherlich auch. So durchtränkt vom britischen Reichsgedanken ist dieses hungerleidende Land noch nicht, daß es mit besonderem Vergnügen Geld und Blut für — den Bestand Serbiens opfern möchte. Die nationalistischen Babus müssen außer sich sein. Die Mohammedaner noch viel mehr. Nicht umsonst bringt man mohammedanische Sepoys nach Frankreich. In Frankreich gibt es keine Mullahs, die im Namen des Khalifen geheime Botschaften bringen könnten. Aber sogar Hindutruppen sind gegen Deutschland entsendet worden. Der Aufstand von 1857 brach unter anderem deswegen aus, weil bengalische Hindus sich nicht über das „Schwarze Wasser" schicken lassen wollten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das die Kaste vernichtet. Gut, diesmal lassen die Inder sich in das fremde Land schicken, wo sie um diese Zeit halb erfroren sein müssen. Sie kämpfen unter Englands Fahnen. Vielleicht — natürlich glauben wirs nicht — vielleicht besiegen sie deutsche Truppen. Dann haben sie gelernt, wie man auf weiße Sahibs schießt. Die komische Paradearmee des Nisams von Haiderabad ist ja wohl auch dabei? Im Frühjahr standen die Truppen seiner Hoheit stramm, wenn ein deutscher Tourist vorbeifuhr. Engländer erklärten uns: das muß so sein, sie müssen Respekt vor jedem Weißen haben. Sie werden in Frankreich viel Respekt bekommen.

Am Ende gar siegen die Engländer trotz der kolorierten Hilfe nicht. Werden geschlagen. Dann sieht ihnen verständnisinnig ein indisches Publikum zu, das sie sich extra aus Asien kommen ließen. 1857 brach der indische Aufstand aus, als man in Indien von englischen Niederlagen im Krimkrieg nur zu munkeln begann.

Ehrlich gestanden, ich glaube nicht, daß sich die Inder schon morgen gegen die englische Herrschaft empören. Aber übermorgen. Sobald genug Derwische durch Persien nach Indien gepilgert sind, um den Mohammedanern Geschichten aus Stambul zu erzählen. Sobald die bengalischen Revolutionäre sich überzeugt haben, daß die englische Armee und die Flotte gerade sehr beschäftigt und daß von Südafrika auch keine Truppen abkömmlich sind.

Vielleicht übermorgen. England könnte Indien kaum halten, wenn es jetzt ernstlich rebellierte. Allerdings, eine indische Nation, ein indischer Staat käme nicht aus dem Aufstand hervor. Dazu ist Indien noch nicht europäisch genug, nicht mehr genug kraftvoll — asiatisch. England hat Truppen aus Indien gezogen, hat seine Machtgrundlagen selbst untergraben. Wie so oft im Verlaufe der Jahrtausende steht Indien wieder einmal wehrlos jedem stärkeren fremden Eingriff offen. Die Japaner können Indien haben, wenn sie nur die Hand ausstrecken. Man würde sie wahrscheinlich mit Jubel begrüßen. England kämpft jetzt für die Asiaten gegen Europa. Werden die Asiaten noch sehr lange für Englands schöne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen kämpfen? Nur Europäer pflegen seit hundert Jahren immer wieder so dumm zu sein. Vielleicht bleibt der Mikado gegen alle Erwartung und Erfahrung ein zuverlässiger Freund des Kings, auch wenn es ihm schlecht gehen sollte. Vielleicht. Aber Indien ist ein sehr verlockendes Land.

Der bedrohte Burgfrieden

Von Theodor Heuß

Wir haben keine Parteien mehr. Wir werden sie wieder haben, aber freilich weiß niemand, wie sie äußerlich und innerlich durch das Kriegserlebnis gewandelt sein werden. Den lebendigen Willen, der mit geschichtlichem Denken gepaart ist, drängt es heute schon oft genug, das Kommende mit Absicht und Möglichkeiten zu stützen. Doch schweigt man. Die Parteien haben darauf verzichtet, in den Nachwahlen um Mandate zu streiten: man achtet den Besitzstand.

Das ist für alle Beteiligten eine Selbstverständlichkeit. Es handelt sich nicht nur darum, dem gegnerischen und dem neutralen Ausland unverwischt das Bild der völlig einigen Nation zu erhalten: niemand von uns wagt jetzt, an Parteifehden zu denken, während draußen unsere Brüder, Zentrumsleute und Liberale, Sozialdemokraten und Bündler, nebeneinander im Schützengraben Entbehrungen aushalten, im Lazarett ihre Schmerzen tragen, im Grab vereinigt werden. Keine politische Ueberlegung, kein amtliches Gebot ließ den Parteikampf erlöschen: der Takt der Seele forderte sein Ende.

Niemand in den Parteien sündigt wider ihn, niemand denkt daran, jetzt alte Streitereien auszugraben; mit der Regierung diskutiert man, aber man bekämpft sie nicht. Das Einheitsgefühl des deutschen Volkes reicht von Bethmann bis Scheidemann; ja gerade die Sozialdemokratie tut ein Uebriges und Wohltätiges.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Scheidemanns Brief an seine amerikanischen Genossen, Richard Fischers Wirken in der sozialistischen Presse der Schweiz gehören zu den wichtigsten und ernsthaftesten Aufklärungen über das „Recht" der deutschen Politik.

In dem Professorenpathos, das den Aufschwung der deutschen Seele begleitete, ist viel Törichtes über das Parteiwesen gesprochen worden, das den Sinn des deutschen Volkes verwüstet und zerrüttet habe. Dem verständigen Auge haben sich inzwischen die Parteien als die Erzieher zu Disziplin und Verantwortung erwiesen.

Die Störenfriede des Einheitsgefühles sitzen anderswo, in den politischen Cliquen, und sie können gefährlich werden, wenn nicht das öffentliche Gewissen rechtzeitig mit einem Schutzmantel sich umgibt.

Wir wissen, daß in der Stille heute schon bestimmte Politiker Vorsichtsmaßnahmen treffen wollen, daß dieser Krieg und vor allem die Haltung der Sozialdemokratie keine innerpolitischen Folgerungen ergeben werden. Uns erscheint es verfrüht und unerlaubt, über solche Dinge heute breiter zu reden; uns kümmert mehr als die künftige Gestaltung die ungeschmälerte, siegreich behauptete Erhaltung unseres staatlich gebundenen Volkstums.

Wir sehen aber, wie mit dem schlechtesten Deutsch, das für einen solchen schlechten Zweck zur Verfügung steht, seit geraumer Zeit auf eine Erschütterung der Stellung des Kanzlers hingearbeitet wird. Das erscheint uns aber geradezu als ein gemeingefährliches Beginnen; nicht um der Person des Kanzlers willen, nicht um der Aussichten, die diese Treibereien vielleicht haben könnten. Aber es ist die höchste Gewissenlosigkeit angesichts des Auslands, in dieser schweren Lage unseres Staates, eine Kanzlerkrisis herbeizusehnen und die Maßnahmen der Regierung in plumper Ueberheblichkeit abzukanzeln.

Nun wissen wir ja im allgemeinen, was wir von Maximilian Harden zu halten haben. Aber wir müssen fürchten, daß das Ausland ihn für mehr hält, als das Sprachrohr einer Clique,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der Trost reicht nicht, daß seine Sprache sich gegen jede Uebersetzung sträubt. In seinen Aufsätzen kündigte sich das langsam an, und er wird jetzt für seine Verhältnisse recht klar: die letzte ‚Zukunft' spricht von dem „vom Volksgewissen ersehnten Personenwechsel" und verweist den Kanzler, der seiner „Amtspflicht" nicht genügt, „ins Dunkel frommen Bürgerbehagens."

Was beschwert diesen erwählten Vertreters des Volksgewissens?

Bethmann ist ihm zu anständig, zu moralisch. Wir brauchen, so meint er, keinen Staatsmann, der uns ohne Not den Selbstvorwurf des Neutralitätsbruchs anhängt. Die Feststellungen, die jetzt aus den Brüsseler Geheimfächern ans Licht kamen, sind ihm teilweise in allen Lehrbüchern schon bekannt, teilweise nur akademischen Charakters. Belgien wäre es nie eingefallen, Frankreich den Durchmarsch zu gestatten. Frankreich wäre es nie eingefallen, ihn zu verlangen, da es nur in Elsaß-Lothringen, in der matte Herzen selbst in Feuer wirbelnden Luft der „geraubten Provinzen" fechten wollte. Der Kanzler mußte von dem Generalstab verlangen, daß er siege, ohne einen Meter belgischen Bodens zu betreten.

Harden ist ein strenger Logiker. Er beschwert sich über den deutschen Kriegsplan, nachdem er eben wie die landesüblichen Bierbankpolitiker das besetzte Belgien zur preußischen Provinz annektiert hatte — der einzige Publizist, dem das Gefühl dafür fehlt, daß solches voreilige Geschwätz nur Lästigkeiten für unsere Besatzungstruppen bedeutet. Er beschwert sich über den Kanzler, weil er im Kriegsfall das getan hat, was das einzig mögliche war: sich, wenn auch schweren Herzens, dem strengen Gebot der militärischen Zweckmäßigkeit beugte.

Ganz Deutschland hat den Zwang zu dem belgischen Einmarsch begriffen. Ganz Deutschland begriff, daß er einem Mann von der sittlichen Empfindlichkeit wie Bethmann nicht leicht fiel — aber gerade jene offene Deutung der strategischen Notwendigkeit hat es fertig gebracht, daß jedermann im Volk diesen Schritt innerlich mitmachen konnte. Denn daß uns deshalb England den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg erklärte, glaubte kein Mensch, kaum Harden, denn für so töricht möchte er selber sich doch nicht halten müssen.

Man unterhält sich mit dieser überlegenen strategisch-politischen Begabung weder über seine Vorschläge an den Großen Generalstab noch über die Vogesenpässe noch über politische Geographie: das sind ja auch für ihn nur Vorwände. Man verzichtet auch auf die in Friedenszeiten so unterhaltsamen Späße über seine Sprache: der Aufschwung aller guten deutschen Dinge ging eindruckslos an ihr vorüber.

Aber man ist mißtrauisch geworden.

Das Anders-Sagen ist eine Geschäftsvergnügung der harmlosen Zeiten. Das politische Stänkern in diesen Tagen ist ein Staatsverbrechen. Oder unpathetisch: den Leuten, die in dieser furchtbar ernsten Zeit mit Mätzchen und Witzchen, mit ihrer trüben Technik der politischen Verunglimpfungen Unfug treiben, gebühren Kampf und Verachtung.

Die nationalen Sachen stehen zu ernst, als daß man sie durch die Schreibseligkeit eines eitlen Publizisten verwirren lassen dürfte. Wer jetzt sich unterfängt, mit System das Vertrauen zu Staats- und Heeresleitung zu gefährden, gehört an den Pranger.

Seltsamer Zwang der Verhältnisse, daß dies an einer Stelle ausgesprochen werden muß, der eine offene und frische Opposition gegen jene Stellen nie fremd gewesen ist!

Das deutsche Antlitz

Von Fr. M. Huebner

Auch dieses gehört zu den vielen Erstaunlichkeiten dieser Tage: Es gibt plötzlich ein deutsches Antlitz.

Mienenspiel und Ausdruck entsteht, wo der Geist von Leidenschaften gespeist wird. Ein Mensch, der sich sorgsam an die Vernunft hält, der das, was er denkt, nur als Denkobjekt ergreift, dem die Abstraktion moralischer dünkt, als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Auflodern in kräftigen Angriffs- oder Abwehrregungen, dem wird dieses kluge Ideal sich alsbald auch auf die Stirne schreiben und sein Gesicht davon wird unauffällig, allgemeinförmig und ein wenig nichtssagend sein.

Ich habe das Gefühl, als wäre in unserem gegenwärtigen Deutschland der letztere Typus beherrschend geworden. In den Städten namentlich ist das Einerlei der Physiognomien nicht in Abrede zu stellen. Köpfe, die etwas ausdrücken, das auch nur leise eine besondere innerliche Heftigkeit, hochgespannten Willen, Stolz und Wagmut auf den Betrachter einströmen ließen, sind selten. Ueberwiegend malen sich in den Augen und um die Münder (man sehe sich die Fabrikarbeitec beiderlei Geschlechts an), Leidenschaften negativer Art: Sorge, Gedrücktheit, grämliche Wünsche nach Glück und Wohlergehen. Und nur in ländlichen Gauen, bei den Bauern der Niederungen (Friesland, Holstein) oder des Hochgebirgs (Oberbayern) ist jeder Mensch abgehoben vom anderen und für sich ausgezeichnet durch eine „Interessantheit" der Miene, die an die schönsten Portraits alter deutscher Maler: der Dürer, Holbein, Franz Hals und Cranach erinnert. Das kommt, weil beim Landvolk der seelische Schwerpunkt noch in den elementaren Begabungen liegt, in den Begabungen zum Zorn, zur Habgier, zur Eifersucht ein ganzes Leben lang. Der Gebildete vermeint, daß die Humanität in der Abschleifung gerade dieser Naturtriebe bestehe; und so werden die Gefühle zahm, der Wille zerfließt in geteilte Rinnsale, die Angriffslust macht einer ständigen Duldung Platz und jene weiße Farblosigkeit bildet in Haltung, Lebensstimmung, Gebärde und Gesichtsinhalt das Ende.

Warum haben die Südländer diese prachtvollen Köpfe, die es erlauben, sie mit geschnittenen Medaillen und gemeißelten Steinschöpfungen zu vergleichen? Deshalb, weil das Triebhafte hier gebilligt, ja willkommen geheißen wird und das inwendige Denken stets und ohne Ausnahme sich mit affektiven Wallungen verschwistert. So entläd sich jedes Wort, jede auch nur stumme Vorstellung sofort in Gefühllust- oder Unlustbetonte Beifärbung;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es gibt kein objektives Ueber-den-Dingen stehen; die Fülle der innerlichen Reizung drängt unmittelbar in die bestätigende Gebärde, in das lebhafte Blinken der Augen, in die Stirnfalten, in das Zurückreißen des Kopfes. In einem Italiener, in einem Griechen, wenn man das Schema beherrscht, ist leicht zu lesen. Wir sind den Ausländern nicht zuletzt darum so rätselhaft und unheimlich, weil sich im Gesicht kein Entschluß, keine Stellungnahme vorher ankündigt.

Aber heute (auf den Schlag genau mit der Mobilmachung trat es ein) haben die gebundenen Wallungen des Deutschen sich plötzlich auch in sein Gesicht ergossen. Ein ganz anderes Fluidum umgibt uns, wo immer sich Menschen ansammeln. Man spürt, wie in diesen tausend einzelnen Ichs etwas lebendig geworden ist, das aus der Tiefe der Brust empor an die Oberfläche, an die Ränder des Körpers drängt, das sich besser als mit Worten und direkter und unzweideutiger mitteilen möchte, das in die Arme, in das Ausschreiten, in die Kopfhaltung gefahren ist und im Gesicht, in einem neuen, neugeformten, ausdrucksvollen Gesichte sich gipfelt.

Wer die Wehrmänner beim Abschied am Bahnhof gesehen hat, weiß, was ich meine. Der Krieger der Neuzeit hat seine edelste, heldenmäßige Miene vielleicht im deutschen Wehrmann mit der Pickelhaube und dem Sturmband unterm Kinn gefunden. In diesen Antlitzen gab es nichts Unzureichendes; jedes einzelne war wie ein Werk der Kunst, von einer besten Idealisierung der Kriegstugenden und des Mannes überhaupt.

Aber auch bei den Bürgern, die daheim weiter dem Erwerbe nachgehen, ist der Wandel offensichtlich. Was uns alle erfüllt: die Hoffnungen, der Wille zum Sieg, die Begierde nach einer wachsenden Macht des deutschen Gedankens und der deutschen Herrschaft, alles das hat jetzt die Münder zusammengezogen, in den Augen Tätigkeit entzündet, um die Stirnen ein Leuchten geflochten, und hinter den Männern stehen nicht die Frauen und nicht die Kinder zurück. Wir huldigen jetzt nur noch der Kraft;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir erregen uns an den Zeitungen, an den Depeschen, an den umsichtigen behördlichen Maßnahmen zu einer bleibenden Gespanntheit, zur Lust am Sich-Mitteilen, zum tiefen und dunklen Enthusiasmus der Rasse und der geeinten Volkheit. Hinweg die Glätte, die inhaltlose Träumerei, der vag geöffnete Mund. Dafür, bei allen und jeden, ein Wissen und Wollen und unerbittliches Begehren. Ernstestes Gesammeltsein. Inbrunst ohne Verschwommenheit. Strenges und fraſenloses Grade-aus. Tatenlust. Bejahung. Schicksalsgleichmut.

Und ich sehe dieses voraus; wenn der Sieg unser ist, wird mit einem Male dieser erhobene und gebieterische Gesichtsausdruck der durchgehende und bleibende werden. Es wird über Nacht auf der Straße, in den Büros, in den Werkstätten, in den illustrierten Journalen ein deutsches Gesicht zu sehen sein, das sich gegen das englische, das amerikanische, das französische Gesicht nicht mehr durch jene bisherige Allgemeinheit und Unschärfe kenntlich macht, sondern das verblüffen wird durch seine Rassigkeit, durch seine straffe Willensmeißelung, durch den Ausdruck von Selbstbewußtheit, Zucht und Gediegenheit der Linie. Wir werden auch in den Physiognomien eine neue Kultur erleben, die dort anknüpft, wo durch den dreißigjährigen Krieg das einheitliche Wachstum des deutschen Menschen abbrach. Wir brauchen nun nicht mehr die Klugheit der physiognomischen Anpassung. Wir werden den Willen zur Tat und zur Leidenschaft auch nach außen kehren und werden bereits durch die Gebärde, durch jedes Augenerheben, durch unsern furchtlosen Blick ankündigen: Civis germanus sum.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

Im flachen Land erschien wie ein riesenhaftes Band von Nebel, Rauch und dunkler Bewegung die Hauptstadt der Provinz Hunan, Tschangscha. Das kleine wackelige Dampfboot schob ihr langsam entgegen, schlüpfte ruckweise über Sandbänke im Fluß und fuhr, im Zickzack die tiefen Stellen ausnutzend, den Siangkiang hinauf. Tschangscha kam ganz langsam näher. Wir waren müd und matt von der schlaflosen, aufgeregten Nacht her, hatten einen quälenden Hunger und sehnten uns darnach, in ein bequemes Haus zu kommen, zu essen und zu schlafen. Rundum wimmelten stoßend die mitfahrenden Chinesen und machten ihr Gepäck bereit.

Die Stadt lag endlos lang, flach und niedrig am Ufer. Wir fuhren sie fast ganz hinauf. Ueberall am Ufer arbeiteten schwarze Haufen an einer Kaimauer in europäischer Art, und hinter ihr zog die gezackte alte Chinesenmauer um die graue Stadt. Es war ein schmales Gewimmel von Häusern zwischen sie und den Flußstrand gebaut. Aber über die Mauer hinaus ragte im Innern kaum ein Dach. Nur einige Tempelfirste leuchteten verhalten bunt im farblosen Himmel. Das Boot stieß auf einmal mit einer plötzlichen Wendung dem Land zu, es gab einen knallenden Anprall, die Reisenden flogen durch einander und begannen im selben Augenblick mit Körben, Kästen und Päcken beladen hinaus zu stürzen. Man mußte über einige Dschunken an Land klettern.

Am Ufer stand mein Freund. Er sah sehr schlecht aus und kommandierte auf chinesisch einige Kulis an unser Gepäck. Daß er chinesisch sprach, kam mir sehr bedeutend vor. Aber wir hörten bald, daß man hier nur Chinesisch sprach. Wir wurden ein Stück weit den Fluß hinauf gerudert. Die Stadtmauer bog ins Land hinein. Aber ein ganzer Stadtteil saß hier noch auswärts an ihr,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und in ihm lag, unfern des Flusses, das Haus unsres Gastgebers. Europäische Häuser gab es in Tschangscha noch nicht. Aber ein paar reiche Chinesen hatten, der Mode folgend, Häuser gebaut, die den europäischen Häusern ähnlich sein sollten. Das Haus, in dem wir wohnten, war von dieser Art. Es gehörte dem Comprador des deutschen Handelshauses, in dessen Dienst mein Freund stand. Es war ein Doppelhaus. Nach vorn hatte es ein Erdgeschoß und drüber nichts als eine riesenhafte gedeckte Veranda. Ein kleiner Hof mit Blumen in Porzellankübeln trennte das Vorderhaus vom Hinterhaus. Dieses hatte aber ein großes erstes Stockwerk. Der Comprador und seine Familie bewohnte die beiden Erdgeschosse und unserm Freund gehörte das erste Geschoß und die große Veranda.

In allen Einzelheiten war das Haus chinesisch. Es hatte eine Gallerie vor den Fenstern im Hof. Fenstern und Türen waren mit vergoldeten Blumen ausgeschnitzt. Die Stühle und Tische waren aus schwerem Holz, wie streng stilisierte Blumen geformt und geschnitzt, schwerfällig und doch graziös prunkvoll. An einer Wand des Hauptzimmers stand die Mandarinbank aus dunkelm Holz mit Platten von schön geädertem Marmor, und an den Wänden hingen lange Rollen mit Sprüchen, Kopien von berühmten chinesischen Kaligraphen. Andre Rollen waren mit Tuschezeichnungen von Vögeln und Bäumen bedeckt.

Das Haus war windig gebaut. Die Seite zum Hof und zu den Gallerien hin war nur Fenster und Türen. Die Glasscheiben klapperten im Wind. Der Wind strudelte durch die Spalte herein. Keine Tür schloß. Alles Holz war gequollen. Es begann Winter zu werden in diesen Tagen, und die Diener klebten die Spalte und Scheibenränder und die überflüssigen Türen mit Papierstreifen zu. Wenn man rasch durch ein Zimmer ging, begann das Haus wie in einem Erdbeben zu wackeln und die Möbel tänzelten ein wenig an den Wänden. Das war das modische Europäische am Haus.

Unten im Hauptzimmer des Chinesen, dessen Tür immer weit offen stand, sahen wir den Hausaltar voll schöner Messing- und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bronzegefässe, in denen Flämmchen glimmten und rauchten. Aber es stand auch ein europäisches Büffet darinnen, auf dem zwischen dunkelgrünen und granatroten Weingläsern aus Europa eine ganze Reihe unaufgebrochener Champagnerflaschen protzte. Sonst ging es ganz chinesisch im Erdgeschoß zu.

Wir machten bald dem Hausherrn unsere Aufwartung. Es war ein kleiner, ganz schlanker Kantonese, sehr beweglich, mit einem feinen schmalen Kopf und einem schlauen Gesicht. Er lachte immer, sprach ein paar Worte Pidgin und war überaus höflich und liebenswürdig. Er ließ gleich Tee bringen und setzte eine Schachtel getrockneter kantonesischer Li dses auf den Tisch. Das sind die teuersten Früchte Chinas. Er nannte gleich ihren Preis und lachte dazu. Er betastete die schwarze Perle, die ich im Schlips trug und fragte, wieviel sie gekostet habe. Seine kleine dicke Frau kam. Sie hatte ein großes weißes Mondgesicht mit dunkeln Augen. Eine glänzende schwarze, mit grünen Nephritspangen besteckte Frisur umrahmte es. Sie trug eine schwarze Seidenhose und eine hellblaue Jacke dazu, die bis an die Knie reichte. Aber sie hatte als Kantonesin keine abgebundenen Füße. Sie schüttelte geniert lachend sich mehrmals die Hand, indem sie sich des Oeftern vor uns verbeugte. Wir taten desgleichen und setzten uns wieder.

Sie nahm Gre mit nach hinten ins Frauenzimmer. Dort hatte sie eine kleine Gesellschaft von Freundinnen. Ein paar chinesische Damen spielten das schwierige Dominospiel und rauchten aus messingenen ziselierten Wasserpfeifen. Gre wurde sofort bis auf die Haut untersucht und bewundert und mit unverständlichen chinesischen Fragen bestürmt.

Wir durften nicht hinein. Der Comprador bot uns eine Manilazigarre an. „Sie kostet 20 cents!" sagte er dazu. Er lachte und fragte meinen Freund auf chinesisch, wie ich heiße, was ich sei und weshalb wir nach Tschangscha gekommen seien. Ich gab ihm eine meiner roten chinesischen Visitenkarten. Sie sah aus wie ein Plakat. Auf chinesisch hieß ich: Tschie Ke se. So hatte der chinesische Schreiber des holländischen Konsuls in Schanghai meinen Namen gelesen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und umschrieben. Er sagte, man könne diesen Namen auch verdeutschen, so wie die chinesischen Namen gewöhnlich einen Wortsinn haben, und er hieße etwa: der Dankbarkeit fähig sein. Aber der Chinese, der den Holzstempel für die Herstellung der Karten schnitt, sagte, die ganze Sache des Schreibers habe keinen Sinn.

Während unseres Besuches sprang ein kleines häßliches Mädchen von etwa 8 Jahren ungeberdig umher und ein scheuer schmutziger Junge drückte sich in eine Ecke fest, um zuzuschauen. Das waren die Kinder des Chinesen. Das kleine Mädchen war sehr verzogen und der Vater sehr verliebt zu ihm. Es war ein kleines Aeffchen, das rasch sehr zutraulich zu uns war und stets auf den Hof herausprang, wenn es uns die Treppe herab kommen hörte und sich an uns heranmachte. Das Zimmer der Kinder war im Vorderhaus. Wir sahen von der Gallerie in sein offenes Fenster. Von früh bis in die Dämmerung saß der Hauslehrer der beiden Kinder an diesem Fenster und wenn wir noch im Bett lagen, erscholl schon drunten der Unterricht. Der Lehrer war ein hagerer älterer Mann. Er trug eine große Hornbrille und ein langes graues Kleid. Er saß am Tisch und schnitzte Stempel. Der Junge stand an seiner Seite, drehte ihm, wie es die Schulsitte verlangte, den Rücken, wippte von einem Bein auf's andere und sagte aus dem Buch der Erziehungsgeschichte auf. Bald leierte er, bald brüllte er. Das kleine Mädchen drückte sich gern, und oft mußte der Lehrer aufspringen und ihr in den Toreingang nachlaufen, um sie zurückzuholen. Von früh bis spät lernten die Kinder. Aber wir waren nun oben auf der Gallerie wie ein fremder Magnet für Lehrer und Schüler, und die erste Zeit glänzte die große Schildpatt-Brille mehr zu uns herauf, als der Kopf, für dessen Gelehrtheit sie das Schild war, auf das Hersagen des Knaben aufpaßte. Die kleine Schule drunten hatte eine merkwürdige Zeit. Neues und weither Fremdes überstrahlte mit Bedeutsamkeit die starr stehenden Dinge des Kungtse und seiner Schüler.

Aber während sich so unter uns das Hausleben der chinesischen Familie halb im Dunkel lichtete, sahen wir zwischen Häuserlücken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die nahe Mauer die alte graue Stadt umschließen. Ich dachte wie an seltsame Geheimnisse an sie, und an das Abenteuer, zum ersten Mal mitten in ihrer Fremde und Sonderbarkeit hineinzudringen, wie an ein Wagnis. Es war eine Halbmillionen-Stadt, die sich in die Mauer dort einschloß. Wir verschoben immer wieder den ersten Gang und es war mir gar nicht wohl vor Ungeduld, dieses erste Erlebnis zu beginnen.

Durch unsern Freund hatten wir gesellschaftliche Verpflichtungen. Es wohnten noch einige Europäer in der Stadt und nahe bei uns. Wir machten Besuche und kamen zu einer lebhaften blonden Frau, deren Mann auf Reisen im Innern war. Niemand wußte recht wo. Es hatte sich eingebürgert unter den europäischen Kaufleuten, daß sie ihre Fährten verwischten. Denn es war Sitte, daß einer konkurrenzneidig dem andern aufpaßte. Im Innern waren allerlei Geschäfte zu machen und man liebte es, sich einander nachzureisen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat

Von Otto Zoff

Schon schießt die Sonne brennend auf,
Im fernen Dorfe kräht der Hahn.
Schon glänzt im Licht der Flintenlauf,
Ich leg ihn an die Wange an.
Der Lauf ist kalt, das Blut verdorrt,
Vom Warten fiebert mir die Hand,
Herr Hauptmann, sprecht doch nur ein Wort,
Herr Hauptmann, seht die Hügel dort,
Es geht ums Vaterland!

Schon läuft die Sonne hoch im Tag:
Die Erde glüht, die Erde brennt,
Das Feuer hat nicht Halt und rennt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es brennt das ganze Firmament,
Weiß Gott, was noch geschehen mag.
Die Erde riecht und riecht sich gut,
Das ist der Russen rotes Blut,
Das ist der Russen Bett im Gras,
Die Raben schreien nach dem Aas,
Drum habet frohen Mut!

Mein Vaterland, du forderst viel:
Der Acker trägt gar schwere Saat,
Wer holt sie ein, die schwere Mahd?
Sie liegt gar weit verstreut;
So frühe schon am letzten Ziel,
Mein Vaterland, du forderst viel,
Doch wehe, wem's gereut!
Der Mittag kommt, der Mittag loht!
Es brodelt in der Luft vom Tod.
Doch blick nicht hin, und blick nicht auf,
Hier ist dein Platz, hier ist dein Lauf,
Hier geht's um Vaterlandes Not,
Mein Vaterland hochauf!

Der Hauptmann winkt .... Es sinkt der Arm.
Nur fern der dumpfe Böller stampft.
Und plötzlich sinkt in Schlaf der Schwarm.
Der Abend naht und ist so warm,
Die weiche Erde dampft.
Es dampft der Lauf und das Gewand,
Die roten Finger sind verbrannt,
O Vaterland ..... mein Vaterland!
Was liegt auf meiner Stirne schwer?
Das ist die Luft, der Sterne Heer,
Das ist der Wolken Meer.
Das ist der Fahne Flatterschrei ....

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon ist es da .... und schon vorbei ....
Das ist der Fahne Flatterschrei ....
Das ist der Sterne Heer .....

Der Sterne Heer steht über mir.
Sie stehn und löschen nimmer aus.
Und ist die Welt auch fern von hier,
Und kann ich nimmermehr zu dir,
Sie stehen über deinem Haus.
O Schlaf, o Schlaf, nah nicht herbei,
O Augen bleibet wach!
Was auch am nächsten Morgen sei,
O Schlaf, heut komme nicht herbei,
Heut denk ich noch ans Heimatdach.
Heut fühlt die Hand noch Ackerland,
Noch Gras ... noch dies Gewehr,
Noch fühlt sie sich versteift, verbrannt,
Noch fühlt der Körper das Gewand,
Die Schulter noch das Riemenband,
Noch sind die Füße schwer.

O Schlaf, o Schlaf, bleib fern, bleib fern,
O Nacht, — daß ich's zu denken wag —:
O letzte Nacht! O letzter Stern!
Wie bald doch ruft der Tag!
Was fürcht' ich mich? Was wird denn laut?
Was ist's, daß mir vor'm Morgen graut?
Das war der Hahn nicht, der dort schrie,
So schreit kein Hahn .... Noch ist viel Zeit ....
So schreit kein Hahn .... Und der dort schrie,
Wer war's .... So frühe kam der Morgen nie.
Mein Gott! Ich bin bereit!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere Sorge um Amerika

Die Vereinigten Staaten von Amerika besitzen keinen politischen Gemeinwillen. Können ihn auch nach ihrer organischen Zusammensetzung nicht haben. Wir Europäer werten das angelsächsische Amerika immer nach europäischem Maß ein. Sprechen daher ein Fehlurteil aus, indem wir sagen, Amerika ist wider oder für unsere Sache. Und weil die Bundesregierung über den Rückhalt an einer geschlossenen, nationalen, politischen Kraft nicht verfügt, bleibt auch das Gewicht ihrer Weltpolitik weit hinter der Bedeutung, die der Union nach ihrer Größe zustände, zurück. Man kann füglich behaupten, daß die Washingtoner Regierung, wenn sie auf europäische Art äußere Politik treibt, immer nur mäßigen Erfolg erzielt, weil die Gesamtheit des Volkes ganz anders denkt — eben amerikanisch — und sich nicht verpflichtet fühlt, unbedingt mitzugehen.

Wir Deutschen haben uns anfänglich sehr darüber aufgeregt und entrüstet, daß sich die öffentliche Stimmung in Nordamerika einseitig gegen Deutschland aussprach. Gegen uns arbeiteten eben fast die gesamte amerikanische Presse, die nicht nur sprachlich, sondern auch persönlich und finanziell „englisch" ist, mit ihrer festen Organisation in Quellenmaterial und einseitiger Beleuchtung, die vollständige Verkehrssperre und die nicht zu leugnende Rassen- und Gefühlsverwandtschaft zur englischen Welt.

Ganz berechtigt war aber unsere Entrüstung nur in dem einen Punkt, als unsere Gegner neben der Lügentaktik über die Kriegsereignisse, zu der vergifteten Waffe griffen, die deutsche Behandlung der Amerikaner als barbarisch zu schildern. Diese Verleumdung ist durch die Rückkehr der repatriierten Amerikaner gründlich abgetan.

Wenn wir es fertig bringen, die angelsächsische Union erstens politisch nicht nach europäischem Maß zu messen, das die Gewichtszuteilung nur nach Schlagkraft vornimmt, indes Amerika mit andern Mitteln und Waffen kämpft, zweitens das Fühlen der einheitlichen, politischen Meinung zu erkennen und drittens die Eigenart des doppellebigen Amerikaners zu berücksichtigen, können wir aller Sorge um Amerika ledig werden.

Man vergesse nicht, daß der Amerikaner, soweit er für unsere Zukunftsinteressen in Betracht kommt, denn weder die Hofrangs- und Titelsüchtigen, nach England und Frankreich strömenden Amerikaner beider Geschlechter, noch die in der amerikanischen Oeffentlichkeit weniger als irgendwo Einfluß besitzende akademische Intelligenz spielen hier eine Rolle — stets scharf und reinlich zwischen seiner keine geographischen und nationalen Grenzen kennender Geschäftstätigkeit und den ihm nach Geschäftsschluß, mehr als Zerstreuung durch Zeitungen und Depeschen zuflatternden äußeren politischen Nachrichten unterscheidet. Der Amerikaner liebt und verträgt starke Gewürze und Getränke — auch in seiner Presse. Aber im Kontor bleibt er nüchtern.

Die deutsche Besorgnis, daß es der Lügenentente daher gelingen könnte, unserem soliden Handel, unserer leistungsfähigen Industrie — die Wässer in Amerika dauernd zu trüben, ist vollständig unbegründet.

Wenn der Sieg unseren Waffen verbleibt, wie wir es hoffen und erwarten, wird die Frage, ob sich Amerika für oder wider unsere Sache

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellte, eine Frage, die schon politisch bedeutungslos war, auch im wirtschaftlichen Sinn gänzlich abfallen. Und zwar aus Gründen, die in der Eigenart des Amerikaners liegen.

v. S.

Was zuviel ist . . . . .

Hodler hat einen Protest gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims unterzeichnet. Ich habe den Wortlaut des Schriftstücks nicht vor mir; ich nehme aber an, daß er bombastisch, dumm und gehässig ist.

In Friedenszeiten wissen wir, was wir so von den üblichen Kundgebungen mit Unterschriften der ‚Intellektuellen' zu halten haben und wie die gesammelt werden. Kaum daß die Unterschreibenden das Gewicht ihrer Aktion sehr ernst nehmen. Im Krieg ist das anders.

Gewiß mit Recht. Die Empfindsamkeit ist gespannter und man erwartet ein reinlicheres Verantwortungsgefühl. Hodler hat eine unauslöschbare und schmerzliche Schuld auf sich geladen, daß er mit dem Hintergrund der Genfer Presse — und diese ist teilweise darnach — dem blöden Gerede von den deutschen Barbaren seinen verehrten Namen als Stütze lieh.

Seine Versicherung, daß er sich nicht gegen die Deutschen gewandt habe, sondern nur die Vernichtung eines Kunstwerks beklagt, klappt nach, kommt zu spät, verhallt. Wir sehen nicht, warum wir ihm von heute auf morgen die bona fides abstreiten sollen; aber wir können ihn nicht von der Schuld der allzuleichten Entscheidung in einer ernsten Sache freisprechen. Und wir fühlten uns tief getroffen, als wir seinen Namen in dem moralischen Gelärme parteiischer Unerheblichkeiten lasen.

Aber was zuviel ist, ist zuviel. Und das Auftreten von Ernst Haeckel gegen den schweizerischen Maler ist zu viel.

Ich finde es ja an sich nicht nett, daß man Hodler sozusagen die Geldrechnungen vorlegt, die Deutsche für seine Bilder bezahlt haben. Das geschah doch nicht, damit sein Geldsack dicker würde, sondern weil wir die Bilder und ihren Schöpfer für wertvoll hielten. Wir kauften keine Gesinnung. Wir müßten den Künstler verachten, wenn er den Ausdruck seiner Ueberzeugung nach den Ausweisen seines Bankkontos richten wollte; so schlimm wie für uns, wollten wir aus Geldzahlungen für Kunst politische Ansprüche ableiten.

Die Kunst Hodlers und ihr objektiver Wert hat sich in den Wochen des Kriegs nicht um das geringste geändert. Wer sie vorher schon für minderwertig hielt, kann das ja jetzt mit der Zuversicht auf stärkeres Echo sagen. Wer sie vorher für groß hielt, für deutsch in der Richtung, in der der dekorative Holbein und Rethel stehen, hat kein Recht, jetzt etwa vom spekulativen Ausländer zu reden.

Wir finden es irrsinnig, wenn man vom Barbarentum der Deutschen redet, das gegen alte Kunst im fremden Land wüte. Aber haben wir nun ein Recht, gegen neue Kunst im eigenen Land zu wüten? Der Antrag von Ernst Haeckel, das Bild von 1813 in der Jenenser Universität meistbietend öffentlich zu versteigern, das Bild, das uns nie innerlich so nahe stand wie jetzt, er ist gewiß nicht „barbarisch", aber er ist subaltern. Wir schämen uns für ihn und für die Form, in der er gemacht wurde. Von Kallmorgen schweige ich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soll das Subalterne die Rechtfertigung deutschen Zornes sein?

Ernst Haeckel meinetwegen in allen Ehren: sein offener Brief aber ist so ziemlich die einzige schlimme Niederlage, die die Deutschen in diesem Krieg bisher erlitten haben.

Theodor Heuss

Ostwald predigt

Der Redner Eucken ergreift nicht durch den Inhalt der Worte sondern durch den Ton, in dem sie fallen. Er spricht von Gestern und Heute, betrachtet die Vorgänge um uns beinahe als abgeschlossen und basiert ganz auf der Vergangenheit. Eucken fragt sich vor Allem, was war Deutschland? Ostwald aber stellt fest, was Deutschland sein wird. Ostwald erblickt ein Werden und ein Vorwärts, hebt fortführende Stränge ins hellste Licht und spricht nur vom Morgen. Er ist ein Zukunftsarbeiter, aber so traumlos, unphantastisch und unschillerisch wie selten Jemand, und gibt sich so unheroisch, daß er jeden auslachen würde, der andächtig — bewundernd vom großen Gelehrten spräche. Die geringste rhetorische Anstrengung würde ihm Energieverschwendung bedeuten. Dieser Mensch spricht und gibt sich, wie er denkt.

Er geht fest über noch nie beschrittenen Boden und spricht über Alles, was er auf seinem Gange sieht, wie von etwas Fertigem. Er sieht es wirklich — er ahnt es nicht.

Man har die Empfindung, dieser Mann ist durch den Krieg nicht überrascht und erregt worden, sondern tat sofort das Nötige. Er hat vor keinen Ereignissen irgend eine Furcht, denn er wird sie ja doch erbarmungslos zerlegen. Hamlet ist durch ihn überwunden worden. (Vielleicht hat er oder seine Vorfahren irgend einmal sehr frühe den Hamletzustand durchgemacht, ohne den diese Betrachtung nicht möglich ist, und den Fortinbras nie erlebt hat — o weiser Bab!)

Ein Tatsachenmensch, ein Klarsteller, ein kaltblütigster, überlegenster Organisator, ein Arbeiter für Morgen (entwaffnet alle Gegner, indem er über sich selbst spaßt).

Nur Eines ist mir gewiß: „Die Grazien sind leider ausgeblieben."

Kurt Kersten

Kennt uns das Ausland?

Wir sind geneigt, zu glauben, daß die Ausländer alles das, was an Schmähungen und Gemeinheiten über uns verbreitet wird, selbst nicht für ernst nehmen. Wir befinden uns dabei in einem grundlegenden Irrtum. Es müßte uns doch auffallen, daß zu viele geistige Größen aus unserem Feindeslager miteinstimmen, und alle diese Verneiner des Deutschtums für Lügner und Heuchler zu halten, geht nicht an. Die meisten unserer Schmäher glauben wirklich die widersinnigen, uns ganz lächerlich klingenden Beschuldigungen. Wir dürfen ihnen nicht in Bausch und Bogen die bona fides absprechen. Woher aber kommt diese scheinbare Unmöglichkeit? Sie kennen uns nicht. Wenige nur von den vielen Millionen Fremdländern haben eine Ahnung vom deutschen Wesen und Volkscharakter. Außerdem, das muß zugegeben werden, trübt Neid und Eifersucht ihr Urteil, und sie glauben lieber Schlechtes von uns wie Gutes. Wir kennen unsere Gegner. Wir studieren ihre Sprachen, wir dringen in ihre Kunst, in alle Emanationen ihrer völkischen Eigenart ein. Wir sind vor allem ihrer Sprache mächtig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ungern aber und wider seinen Dünkel lernt der Durchschnitts-Ausländer deutsch. Siehe die englischen Kaufleute. Das gilt aber allgemein für andre Nationen. Sie sind zu stolz und selbstbewußt, zu sicher einer — nicht vorhandenen — Ueberlegenheit. Sie benötigen im Gegensatz zu uns meistens Vermittler — Dolmetscher oder Deutsche, die Sprachen beherrschen — wenn sie bei uns weilen. Sie kommen selten in unmittelbare Berührung mit dem Deutschen. Sie kehren deshalb auch durchschnittlich mit denselben Vorurteilen zurück, die sie mitbrachten. Der Deutsche lernt sofort die Landessprache, wenn er auswärts lebt. Er kommt so schneller und billiger fort, er hat große geschäftliche und später Bildungsvorteile. Nicht so das Gros der andren. Selbst auf deutschen Schiffen brauchen sie nicht im geringsten sich wegen ihrer Sprachnot zu bekümmern. Alle, mit denen sie geschäftlich oder dienstlich zu tun haben, kennen ihre Idiome. Nur wenige befassen sich im Auslande mit unserer Kunst und Literatur. Der Durchschnittsengländer hat überhaupt keine seelischen Bedürfnisse. Er hat eine Beefsteakpsyche. Roh, rot und blutsaftig. Die Franzosen sind zu oberflächlich. Die wenigen Angehörigen der andren Völker, welche wirklich dem deutschen Wesen nahekommen, haben ihre Stimmen schon erhoben gegen die unerhörten Beschimpfungen. Aber sie sind in der verschwindenden Minderzahl. Die Masse beharrt in der stupiden, durch Unbildung bedingten, Barbarei, die sie uns vorwirft. Sie sind nicht absichtlich Verächter der Deutschen, sondern aus Dummheit und mangelhafter Erziehung. Wie wäre es sonst möglich, daß ein englischer Minister, Herr Grey, dessen Andenken mit Blut geschrieben in der Geschichte verzeichnet wird, kein Wort außer englisch versteht? Wie kann ein solcher Kulturbarbar irgend welche Fühlung mit dem deutschen, schweren Wesen erhalten? Die Amerikaner haben den Spruch: „They always find somebody, who will unterstand us." „Die Deutschen haben immer jemand zur Hand, der uns versteht." Deshalb lernen die Stockyankees kein Wort deutsch. Sie kommen auch ohne das durch Germanien. Wir haben ja immer jemand, der ihre Sprache spricht.

In diesen Worten steckt die Tragik. Wir verstehen die Seele aller Völker, ihre Denkart, ihre Gewohnheiten, weil wir uns in sie vertiefen. Sie aber verharren, — in der großen Masse, — uns gegenüber verständnislos und feindselig. Wir befinden uns auch in einem grundlegenden Irrtum, wenn wir annehmen, daß unsere Musik, z. B. Wagner, unsere Literatur in den besten Vertretern, Werbetätigkeit für das deutsche Wesen im Auslande üben. Nur wenige von den Fremden werden wirklich im Inneren davon ergriffen, die Menge hört und verdaut das nicht. — Ja, der Kellermannsche Roman „Der Tunnel" wurde im Auslande übersetzt und zu hunderttausenden Exemplaren gelesen. War es der Mühe wert? Ist das ein Hochprodukt deutscher Kultur- und Seelenzüchtung gewesen? Unsere guten Werke werden dort nur von auserlesenen Geistern gekannt.

Wir aber beherrschen alle ausländischen Literaturen, wir kennen sie sogar besser wie die inländischen. Wir spüren mit einem Uebereifer den Seelen der Ausländer nach. Sie stehen in einer kalten, sicherlich durch Dummheit und Dünkel bedingten Reserve. Seien wir überzeugt. Die Masse des Volkes, der Mittelstand, —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch die Gebildeten, in der Mehrzahl, glauben dort die naiven Rohheiten und Skandale, welche man uns nachsagt. Selbst die, welche wir, — zum Teil — unser eigen nannten, sind es nicht gewesen. Sie auch kannten uns nicht. Wir verhinderten es, daß sie uns nahe kamen. Sie durften nicht deutsch sprechen. Herr Maeterlinck wurde französisch — wenn er es gewünscht hätte sicher auch wallonisch oder flamisch — empfangen, Herr Shaw englisch, Herr d'Annunzio italienisch. Sie durften sich nicht die Schwierigkeiten auferlegen, deutsch zu versuchen. Wir haben die Barrièren selbst errichtet und gefestigt. Der Engländer des Durchschnitts glaubt es einfach nicht, daß der Deutsche ebenso gepflegt und reinlich ist, wie er. Die Franzosen meinen wirklich, daß deutsche Ulanen kleine Kinder aufspießen. Der Stockyankee, der noch nicht in Deutschland war, ist überzeugt, der Zwischendecker sei der Typ des wahren Deutschen. Die andren, welche er sieht, seien Ausnahmen. Man kann sich von dieser Absurdität in Amerika oft genug überzeugen. Unsere Fortschritte auf allen Gebieten müssen sie anerkennen. „Müssen." Aber sie schreiben sie einer Art von deutscher Boshaftigkeit, Nackenstarre, einem Oppositionsgeist zu, die uns eine Herrschaft über die Welt sichern soll. Sie glauben beinahe alle, bis auf die einflußlosen wenigen Gebildeten und Wissenden, daß wir unter einer rücksichtslosen Polizeigewalt stehen, unter einer militärischen Zwangsaufsicht. Rauher, militärischer Geist sei unser Erbteil. Wir wollten einmal die ganze Welt tyrannisieren. Sie glauben es, im Gros die Völker. Sie schreiben es nicht nur und schreien es. Sie sind nicht alle bös oder unwahrhaft und unehrlich. Wir würden unsere Feinde unterschätzen, wenn wir so schlößen. Sie mißverstehen uns. Sie wissen zu wenig von uns. Wir wissen zu viel von ihnen, wir werden verkannt. Da steckt die große Not. Ob die einmal enden wird??....

J. Spier

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englands falsche Rechnung

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Es ist heute nicht zu untersuchen, wie viele der Großmächte den Krieg hätten hindern können. Aber sicher ist England unter ihnen. Es ist heute nicht nachzuforschen, wie viele der Großmächte in die Juliverhandlungen mit dem dolus eventualis der eventuellen Kriegsgeneigtheit eingetreten sind. Aber zweifellos war England unter ihnen.

Das ist die Rechtfertigung der Stimmung Deutschlands gegen England, die durch großschnäuzige englische Auslassungen und haßerfüllte englische Akte zur Siedehitze gebracht ist. So sind die deutschen Kundgebungen gegen England zu verstehen, und selbst da, wo sie über das Ziel schießen, zu entschuldigen — das sollten die Neutralen würdigen, die sich über das Uebermaß der deutschen Presse aufregen. Ein Krieg kann nicht kalt, sondern nur in Wut geführt werden. Die Wut ist nicht immer die weiseste Gefühlsäußerung. Aber Völker im Weltkrieg bedürfen um ihre Zukunftsgeltung noch anderer Eigenschaften als der Weisheit.

Und die Neutralen könnten, wenn sie feinhörig wären, noch etwas anderes aus dem überschäumenden Zorn Deutschlands gegen England heraushören —: den mangelnden Zorn gegen Frankreich. Kein Fluch gilt Frankreich. Der Blitzableiter des deutschen Kriegszorns ist England. Weder die Mannschaft, noch die Bevölkerung in Deutschland „haßt" Frankreich inmitten dieses blutigsten Kriegs. Das ist merkwürdig, aber es ist eine Tatsache.

Und bei den Franzosen? Sie ergehen sich in den allerheftigsten Angriffen gegen die Person des deutschen Kaisers.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Clémenceau hat öffentlich angefangen und willige Schüler gefunden. Vor mir liegt das Pamphlet, das sich betitelt „Le Testament de Guillaume le ....." Es strotzt von wütenden Schmähungen. Der Verfasser ist ein Savoyarde und wegen dieses Machwerks aus der Schweiz ausgewiesen. Unsere Truppen fanden es als Druckschrift in den französischen Dörfern und die Verbreitung als Flugblatt war mir noch widerlicher als der plumpe Inhalt. Wie kann ein Volk so blind sein, diesen europäischen Krieg einem Einzelnen ihrer Gegner zur Last zu legen? Warum toben diese Flugblätter und die national furchtbar erregten Franzosen nicht gegen die Deutschen, warum nur gegen Einen? Mir scheint: dieser Eine muß ihrer unentbehrlichen Kriegswut gleichfalls als Blitzableiter dienen; ihr heißes Temperament bringt die Wut nicht gegen das deutsche Volk auf. Das ist merkwürdig, falls es eine Tatsache sein würde, was sich freilich in Deutschland nicht mit Sicherheit beurteilen läßt.

Es ist kein strategischer Zufall und kennzeichnet zugleich die ganze politische Lage, daß sich heute in der vierten Oktoberwoche die Schlachtlinie nach Nordfrankreich und an das Meeresufer gezogen hat. Deutschland steht im dritten Kriegsmonat auf der Linie Ostende-Calais Aug in Auge mit England. Das hätten Churchill und Grey im August für unmöglich gehalten, und schon das beweist die Kurzsichtigkeit und den Riesenrechenfehler der englischen Politik.

Nicht vom deutschen, sondern vom englischen Standpunkt aus ist die Politik der „Times" und ihrer Minister bodenlos und falsch.

Die „Times", diese Verführerin des englischen common sens und Wortführerin des banalen Egoismus, schrieb anfangs September: „Frankreich hat die Stärke des Gegners unterschätzt." Tua culpa, tua maxima culpa! — England hat Deutschlands Stärkeverhältnisse total unterschätzt. Es rechnete:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschlands Heer minus seiner Armee an der russischen Grenze ist gleich dem französisch-belgischen Heer. Gleich von gleich hebt sich, nötigenfalls lassen wir die andern sich aufreiben und entscheiden mit unseren geschonten Truppen und Hilfsvölkern. Es war nicht bloß Bluff, wenn die Engländer versicherten, den Krieg ruhig in die Länge zu ziehen.

Aber heute ist die Ruhe Bluff. Die Londoner Rechnung ist längst über den Haufen geworfen.

England war verpflichtet, nicht bloß optimistisch zu taxieren, sondern zu wissen und nachzurechnen, wie stark die Volkszahl und die Gesamtarmee, Reserve und Ersatz Deutschlands ist und mußte dazu die Faktoren der Ausbildung und der Ordnungskraft in Rechnung stellen. Das hat der Minister Morley, der alte Gladstonianer und das hat der Arbeiterminister John Burns getan; sie sind aus dem Ministerium Churchill-Grey geschieden, entschlossen, kein Spiel mitzumachen, bei dem die Gewinnchance Englands mäßig und seine Verlustchance riesig ist.

London kalkulierte: wir sperren den Handel, lassen Deutschland hungern und seine Fabriken stillstehen. Aber die Fabriken Deutschlands stehen nicht still, seine Ernte ist überreich und die Vorratskammer Antwerpen, die „Verpflegungsbasis" des aggressiven Englands ist zwei Monate nach Schluß der Mobilmachung in Deutschlands Händen. Ein Riesenrechenfehler.

Aber auch eine Riesensünde. Denn England hat Belgien durch hinterlistige Ratschläge, durch leichtsinnige Versprechungen und falsche Hoffnungen zur Fortführung einer aussichtslosen Politik verführt. Belgien hat nun den Schaden und England mit. Die verbündeten Leidtragenden haben Antwerpen in ein deutsches Faustpfand verwandelt.

Ebenso treibt jetzt England den kleinen Staat Portugal auf die schiefe Ebene. Das ist angesichts der staatlichen und finanziellen Lage Portugals ein gleich ruinöses und gegenüber dem kleinen Vasallen ein gewissenloses Spiel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon wegen seiner Flotte durfte England nicht hasardieren. Dieser Schrecken spielt Verstecken. Die maritime Weltstellung Englands ist schon heute erschüttert. Lord Beresford, der Fachmann, hat am 7. Juli 1914 verkündet: „Die Furcht vor den Unterseebooten dürfe die Dreadnougths niemals vor dem meerbeherrschenden Angriff abhalten." Der Lord, der in erster Reihe der englischen Kriegsschürer stand, ist durch die Tatsachen schon heute blamiert, mag noch kommen, was da will.

„Ein, zwei oder zehn Jahre Krieg paßt uns", prahlten englische Minister und warfen mit den renommistischen Bildern vom „Rattenloch" um sich. Aber für Niemand ist die Fortdauer dieses Krieges gefährlicher als für den Herrn von Kap, Aegypten, Indien. Die ganze Behauptung ist also innerlich unwahr. Ueberhaupt die Unaufrichtigkeit und die Widersprüche sind hochgradig. Man behauptet die „Barbaren" zu bekämpfen und marschiert mit Rußland! Man donnert gegen den Militarismus und erhärtet durch die Zurschaustellung antideutschen Hasses die Notwendigkeit der deutschen Rüstung. Aber mehr als das, England militarisiert sich und alle seine Kolonien unter dem Schlachtruf gegen den Militarismus. Solche Verworrenheiten sind die Strafe einer falschen Stellungnahme.

Die Engländer haben viele Köpfe, in denen die politische Logik und der Gerechtigkeitssinn noch latent vorhanden sind. Sie erkennen, aber nur im Stillen: Das Ministerium Churchill-Grey verdiente, im Interesse Englands, durch ein Ministerium Morley-Burns ersetzt zu werden.

Jedenfalls würde in Bordeaux Jean Jaurès längst erkannt haben, daß Frankreich mit dem Odium Englands belastet, seine Aussichten immer mehr verschlechtert. Ich habe am 12. September 1914 im „März" ausgesprochen:

> „Ein Verbot Englands an Frankreich einen die Interessen Frankreichs wahrnehmenden Separatfrieden zu schließen, wäre eine grausame Erpressung Englands auf Kosten des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

armen Frankreichs, das bis an Verbluten gebracht werden soll, um die Chancen des englischen Friedensschlusses zu verbessern. Dann wäre Frankreich der verwundete Gefangene Englands."

Der Gang der Entwicklung scheint das zu bestätigen und hat sich an Belgien gezeigt. Deutschland hat kein nationales und kulturelles Interesse, Frankreich unter den Folgen des englischen Programms zusammenbrechen zu sehen.

Wenn der Inhalt eines späteren Kollektivfriedens für Frankreich wesentlich schwerer, als derjenige eines früheren Einzelfriedens sein wird, dann tritt die weltgeschichtliche Verantwortung der Männer von Bordeaux in Erscheinung. Wodurch können sie es vor ihrem vom Krieg heimgesuchten und okkupierten Land rechtfertigen, England solche Opfer zu bringen?

Mein Schiff

Von Hermann Konsbrück

Dieser Artikel stammt aus dem Frühsommer, vor dem Krieg

Ich kam an Bord eines Schiffes zur Welt, etwa 13,5 Grad östlicher Länge von Greenwich und 52,5 Grad nördlicher Breite. Es ist also ganz natürlich, daß ich See und Schiffe über alles liebe. Das Schiff ist schon recht alt, und hat wüste Zeiten und Stürme durchgemacht, aber es wurde stets gut geflickt, kalfatert, modernisiert und neu angestrichen. Darum sieht es heute stattlich aus, und wenn die Anderen es sehen, dann ärgern sie sich und schimpfen tüchtig. Mehr zu tun wagen sie nicht, denn das Schiff ist sehr merkwürdig: es hat meistens die Handelsflagge am Top, aber es kommt vor, daß es die Kriegsflagge hißt, und dann hat es schwere Geschütze, die gut bedient werden und dann, dann ist der Teufel los!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das wissen die Anderen, deshalb schimpfen sie nur, wenn wir volle Fracht haben und gut verdienen. Sie grüßen und loben uns, sie tun sehr freundlich und wären glücklich, wenn wir scheiterten. Aber den Gefallen tun wir ihnen nicht.

In der Schiffschronik, im Bordbuch stehen alte sonderbare Geschichten; ob es mit rechten Dingen zugeht, weiß ich nicht, aber es heißt, daß das Schiff in uralten Zeiten aussah, wie ein Wikinger Drachen. Später glich es dem Hansaschiff: „Die bunte Kuh" und dann war es ein Dreidecker, überladen mit Segeln, Kanonen und vielen Fähnchen. Heute ist es ganz modern, führt wenige Flaggen und schaut einmal aus wie ein großer Fracht- und Passagierdampfer und dann wie das größte Panzerschiff. Es hat auch schon ganz und gar festgesessen und war einige Male ein verdammtes Wrack, auf dem die Anderen Schindluder trieben. Aber immer rappelte sich die Besatzung wieder auf, säuberte Deck und Kajüten von den Fremden, und baute das Schiff neu. Oft schon glaubten die guten Freunde, es sei ganz aus und vorbei, man könne das Wrack als Strandgut aufteilen, aber schließlich sind sie noch immer mit dicken Köpfen und leeren Schnappsäcken abgezogen und weil wir uns nicht fressen lassen, darum sind wir sehr unbeliebt.

Das ist alles wohl ein bischen wunderlich, aber es gibt trotz aller Aufklärung immer noch Wunder und zu den erstaunlichsten gehört es, daß die Besatzung meines Schiffes dann am tüchtigsten ist, wenn es dem Schiff am schlechtesten geht. Sieht man sie in guten Zeiten, wenn die Sonne scheint und die See ruhig ist, dann traut man ihr gar nicht viel zu — tobt es aber, steht alles auf dem Spiel oder wird ein Nachbar übermütig — nun ich sagte schon: dann steigt die Kriegsflagge hoch und dann ist der Teufel los!

Kurzum, das Schiff ist wunderlich und schön. Viele, auch Leute an Bord, nennen es einen alten Kasten, man schimpft darauf und liebt das Schiff doch im tiefsten Herzen mehr als sich selbst.

Auch die Besatzung ist wunderlich. Recht zusammengewürfelt, Kerls aus aller Herrenländer, die alle ihren eigenen Kopf haben und nur im Ernstfall einig sind. Sonst zanken sie sich fortwährend,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von früh bis spät, im Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sie bilden stets Parteien und am liebsten wäre Jeder eine Partei für sich, zum mindesten ein Parteiführer. Das steckt ihnen so im Blut, von altersher.

Oft ist das sehr zum Schaden des Schiffes gewesen und manchmal ist es auch heute nicht gut. Denn sie streiten zu oft um das Recht, die Kommandobrücke betreten zu dürfen, und das ist — mit Recht — verboten. Denn wenn die Oberleitung nicht einheitlich ist, dann ist das immer ein Fehler auf einem Schiff. In ganz faulen Zeiten taugte freilich auch die Oberleitung nichts und so beschloß die Mannschaft, die Leitung selbst zu übernehmen. Aber auf die Dauer geht das auf Schiffen recht schlecht.

Heute hat man ein Kompromiß geschlossen, die Obmänner kommen zusammen in einer besonderen Kajüte und stimmen ab über das Wohl und Wehe des Schiffes, über Richtung und Tempo der Fahrt: sie verhandeln mit der Schiffsleitung. Das geht hie und da gut, und oft genug geht es nicht gut — denn die Obmänner stehen nicht immer auf der Brücke, sie haben den Kompaß nicht stets vor Augen und übersehen das Meer nicht weit genug. Das Barometer im Steuerhaus funktioniert besser als das in den Parteikabinen — darum weiß die Schiffsleitung besser, wenn ein Minimum kommt, das den Sturm bringen kann. Streng genommen kann nur sie die letzte Verantwortung tragen, so sollte es sein. Aber viele Parteileute sind schon zufrieden, wenn sie tüchtig auf die Schiffsleitung schimpfen können. Das dürfen sie — und so ist alles in guter Ordnung.

Es gibt Obmänner und andere Leute an Bord, die unglücklich sind über die wunderliche Fähigkeit des Schiffes, den Charakter zu wechseln. Sie möchten, daß es nur ein Handelsdampfer sei, mit dem man gute Geschäfte macht. Ich weiß nicht, ob das gut wäre, denn ich denke, daß das Geschäftemachen nur eine andere Form des Krieges ist. Auch weiß ich, daß nach der Schiffschronik oftmals Kriege sehr gute Geschäfte waren.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Natürlich fahren auch viele mit uns, in denen das alte Freibeuter- und Wikingerblut pocht. Die halten nicht viel vom bloßen Geschäftemachen und möchten immer die Kriegsflagge am Mast sehen. Das scheint manchmal etwas übertrieben — aber auf die Dauer haben die doch am Ende mehr Recht als die Krämer, denn ein Schiff ist immer ein bischen im Kriegszustand. Man kann die Elemente nicht stets mit öligen Worten, mit Schlauheit bändigen, nicht einmal durch Verträge.

Die einen können schlecht den Kanonendonner hören, die anderen freut es, wenn es recht kracht. Die ersteren wollen kein Blut sehen, am wenigsten das eigene. Die anderen sind stolz darauf, ihr Leben für das Schiff einzusetzen und sagen, daß das der Altruismus in höherer Form sei. Sicher ist, daß diese schon oft viel erreicht haben zum Wohl des Ganzen. Das steht auch in der Schiffschronik.

Aber die Händler und Kriegsleute sind nicht die Einzigen, die abstimmen. Es gibt eine dritte Gruppe, die fährt wohl mit und zwar ersichtlich gern. Sie will sogar die Hände am Ruder haben, trotzdem sie in enger Verbindung steht mit einem alten Herrn auf einem anderen Schiff; mit einem alten unsterblichen Kapitän, den man immer wieder neu wählt, wenn er tot ist. Das ist sehr sonderbar und noch sonderbarer als das Fraternisieren eines Teiles der Mannschaft mit Mannschaften anderer Schiffe. Denn an Bord sind in den letzten Jahren, gleich mir, viele Leute geboren worden und die wollen alle ihren Lohn, ihren besseren Lohn. Das scheint mir ganz natürlich. Aber die Leute im Mittelschiff, die viel mit den Schiffskaplänen zusammenstecken und immer auf die Worte des alten Herrn lauschen, von dem sie sagen, daß er nie einen Fehler macht, diese Leute versteht man nicht recht. Aber ich denke, sie täten das nicht, wenn es nicht vorteilhaft für sie wäre; daß es für das Schiff gut ist, will mir nicht einleuchten.

Lustig ist es, daß man in den verschiedenen Kajüten eigene Blätter herausgibt, die immer aufeinander schimpfen. Dann gibt es auf den einzelnen Verdecks große Aufläufe, bei denen auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alle auf die anderen schimpfen. Dann lache ich und freue mich über den Trubel. Die Wenigsten merken, wie einseitig sie sind und vergessen, daß es bei allem nur um das Schiff, nicht um einen Teil des Schiffes gehen sollte. Daran denken sie nur in ernsten Zeiten, und wenn man das nicht wüßte, würde man sich manchmal ärgern.

Wir haben sehr viele Spießbürger am Bord, die ängstlich ihre Pfennige hüten und vermehren. Abends sitzen sie immer beim Bier zusammen und schimpfen auf die Schiffsleitung. Sie kommen ganz selten aus ihren Kajüten heraus und wissen doch alles am besten. Das sind sehr komische Leute, diese berufsmäßigen Entrüstungsrummler. Sie schaden selten, werden gewöhnlich recht alt und darum muß man glauben, daß das Schimpfen gesund ist.

Manches an Bord stammt noch aus alter Zeit und ist sehr schön. Das Neue läßt oft viel zu wünschen übrig, aber man baut fortwährend um und darum wird das Schiff einmal sehr schön sein. Heute ist man froh, daß es fest und seetüchtig ist. Es schwimmt gut im Wasser, rollt und stampft wohl gelegentlich, aber das Metazentrum liegt günstig und von Kentern ist nicht die Rede.

Man spricht davon, das Schiff noch zu vergrößern, weil zu viele Menschen an Bord sind, aber ich glaube, dieser Neubau hat noch Zeit.

Früher war am Bug eine Gallionsfigur, eine Frau im Panzer mit Helm, Schild und Schwert, heute hat man da einen schönen Adler angebracht, und wenn die Kriegsflagge weht, ist auch stets ein Adler in der Luft. Lange sah man nur die dreifarbige Handelsflagge. Ich sagte schon, die anderen Schiffe achten und grüßen sie ohne Zuneigung — weil sie wissen, wie schnell die Flagge gewechselt werden kann. Das ist gut so und darüber kann man sich freuen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Polen und Rumänien

Von Lutz Korodi

Zu einer ruhigen, leidenschaftslosen Betrachtung des ostmärkischen Problems", wurde neulich in einer Berliner Tageszeitung eingeladen. Der Krieg und die Haltung der Polen in den Ostmarken gab dazu Veranlassung. Hoffentlich wird die Aufforderung an recht vielen Stellen beachtet. Man hätte eigentlich gar nicht erst den Krieg abzuwarten brauchen, um aus der Erfahrung des politischen Alltags zu dem Schluß zu gelangen, daß die „Polenpolitik", was man gemeiniglich darunter versteht, verfehlt war. Aber in Friedenszeiten gingen die Meinungen nur darüber auseinander, wenigstens in Kreisen, die als entschieden national galten, ob ein größeres oder geringeres Maß an Schärfe den Polen gegenüber am Platze sei. Wer darüber anders dachte, von Grund aus anders, kam leicht in den Verdacht, das Problem des deutschen Nationalstaates nicht in seinen letzten naturgemäßen Konsequenzen erfaßt zu haben, oder er war verschwommener Humanitätsduselei verdächtig. Jetzt, wo der große nationale Zug durch das ganze deutsche Volk geht, ist man solcher Mißdeutung nicht ausgesetzt, und es kann darum der Gegenstand auch in der Oeffentlichkeit unbefangener — und im Bewußtsein der errungenen Kriegserfolge auch „ruhig und leidenschaftslos" behandelt werden. Die Ereignisse im Osten drängen förmlich zu dieser Erörterung.

Der Grundirrtum aller Deutschen, die durch staatliche Gewaltmaßregeln die vollständige Germanisierung des preußischen Ostens bewirken wollten, war darauf zurückzuführen, daß die Fürsprecher dieser Methode praktische Nationalitätenpolitik aus eigener Erfahrung nicht kannten. Die besten Vorstudien dazu lassen sich wohl kaum irgendwo besser machen als in Ungarn, wo der Nationalitätenkampf der eigentliche Lebensinhalt der Völker und der politischen Parteien ist. Ich habe im persönlichen Verkehr mit Nichtmagyaren in Ungarn immer gefunden, daß die extremsten Führer der Rumänen, Slowaken oder Serben aus magyarischen Schulen hervorgegangen waren, wo sie durch den Sprachenzwang zum vollen Bewußtsein von der inneren Macht ihres angeborenen Volkstums geradezu erzogen wurden. Die einengenden staatlichen Einrichtungen taten dann das übrige, um den „Fremdsprachigen" gegen den Staat aufzureizen, von dem sie nur Unfreundlichkeit erfuhren. Nach dem Ausbruch dieses Krieges hat auch die ungarische Regierung eingesehen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß man anders verfahren müsse, wenn diese Staatsbürger gegen die Verlockungen gefeit sein sollen, die von außen an sie herantreten. Der ungarische Kultusminister v. Jankovich hat nun unlängst — in diesen Kriegszeiten — einen Erlaß herausgegeben, wodurch der Muttersprache nichtmagyarischer Kinder in den staatlichen Volksschulen ein nach bisherigen Begriffen unerhört weiter Spielraum gewährt worden ist, und Ministerpräsident Tisza hat zur selben Zeit wiederholt feierlichst verkündet, daß das Verhältnis der Magyaren zu den Rumänen von Grund aus anders gestaltet werden solle, nachdem er sich in diesen schicksalsschweren Stunden der Monarchie von der unerschütterlichen Staatstreue der Rumänen überzeugt habe. Der auch in der reichsdeutschen Presse gelegentlich geäußerte Wunsch, daß die Magyaren mit Rücksicht auf das Verhältnis Rumäniens zu Oesterreich-Ungarn schon während des Krieges den ungarländischen Rumänen gegenüber einlenken mögen, ist schneller in Erfüllung gegangen, als man erwarten konnte. Wenigstens der Anfang ist gemacht.

Der Vorgang reizt geradezu zu Analogieschlüssen in Anwendung auf die Polenfrage, so verschieden auch die Lage hier und dort im Einzelnen ist.

Man könnte zwar vor allem einwenden, daß Ungarn eben ein Nationalitätenstaat ist, dessen Nationalitätenpolitik grundsätzlich von andern Voraussetzungen ausginge, als es im deutschen Nationalstaat möglich sei. Indes sind die psychologischen Folgen gerade einer Schulpolitik, die auf gewaltsame Entnationalisierung ausgeht, in allen staatlichen Verhältnissen dieselben; am wenigsten Aussicht auf Erfolg hat solche Schulpolitik bei Völkern, die national temperamentvoll veranlagt sind. Und zu diesen Völkern gehören unstreitig die Polen so gut wie die Rumänen. Ich habe es noch vor Jahren (in der Kreuzzeitung) offen ausgesprochen, daß ich es für das richtigste hielte, wenn man den Polen, unter ausreichender staatlicher Aufsicht, Schulen zu errichten gestattete, in denen die Unterrichtssprache Polnisch ist. Die weitere Entwickelung der Polenfrage bestärkt mich nur in dieser Auffassung. Durch das Zugeständnis polnischer Unterrichtssprache in den eigenen Schulen der Polen würde den Polen, die wirklich irredentistische Neigungen haben, der beste Agitationsstoff entzogen und wem es unter ihren Volksgenossen aufrichtig an der Erlernung der deutschen Sprache läge, dem stünden ja die deutschen Schulen zur Verfügung. Auf diese Weise würde auch verhindert, daß der Pole durch verhaßten Zwang dazu genötigt wird, — sich zum überaus erfolgreichen wirtschaftlichen Konkurrenten des Deutschen auf preußische Staatskosten auszubilden und den Deutschen im geschäftlichen Leben ins Hintertreffen zu drängen, weil eben der Deutsche in den Ostmarken nicht in dem Ausmaß zweisprachig vorgebildet ist wie — dank der staatlichen Fürsorge — der Pole. Bei völliger Ausschaltung des Sprachzwangs

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde sich auch ganz von selbst der friedliche Prozeß einer, übrigens gar nicht mit Absicht zu erstrebenden, teilweisen Germanisierung einstellen, die beim alten Kurs vergeblich erwartet wurde. Jetzt ist der Zeitpunkt gegeben, wo der völlig neue Kurs in den Ostmarken, der auch den Interessen des Deutschtums am meisten entspricht, sofort in Kraft treten kann. Und die Regierung darf — nach den erfochtenen Siegen auf dem Schlachtfelde — das tun, ohne der Schwäche geziehen zu werden, indem sie die Aenderung ihrer Politik als verdienten Preis bietet für die dem Reich bewiesene Staatstreue der Polen. Das könnte in weiterer Wirkung später — auch im benachbarten Russisch-Polen reiche Früchte bringen, mag dies nun ein selbständiges Königreich oder als besonderes Kronland unter Oesterreichs Oberhoheit gestellt werden.

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

II.

Die blonde Frau war die einzige deutsche Frau, die in Tschangscha wohnte. Wir waren am Abend dort zu Tisch, um die Bekanntschaft der übrigen paar Deutschen zu machen. Es waren drei junge Leute. In ihren Händen lag fast der ganze Handel, der diese Gegend mit Europa verband. Der deutsche Kaufmann hatte sich Hunan gesichert. Die drei jungen Leute sprachen natürlich über China, weil sie sich dachten, daß wir etwas von diesem Land sehen wollten. Sie saßen sehr hoch als europäische Kaufleute und taten so, als ob es nicht diese immer sehr höflich und sehr nebensächlich lächelnden Compradore gäbe. Ein Großkaufmann von der Küste hatte uns vor kurzem gesagt, die Europäer seien heute nur mehr die Kulis ihrer Compradore. Die jungen Kaufleute aus Tschangscha sprachen über China, wie man über einen Jahrmarkt spricht. Die Städte waren Löcher voll Schlamm und Gestank, die Frauen verschminkte Affen, die Musik ein heidnischer Radau, das Theater eine sinnlose Langweiligkeit, die fleißigen Kulis faulenzende Verbrecher und die chinesischen Geschäftsleute eine Bande von Schurken, die sich in der letzten Zeit frecher als je daran begab, das altbewährte Monopol des Uebervorteiltwerdens durch Europäer zu brechen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Art, wie wir die drei jungen Kaufleute über China reden hörten, tat unserer Liebe zu diesem sagenhaften Volk nicht wohl. Ich weiß nicht, ob die jungen Kaufleute eine Vorstellung darüber besassen, daß China seine Seele in einer eigenen Entwicklung gebildet hatte. Aber sie sprachen auch nicht lang. Sie redeten mit programmäßiger Kürze ihre chinesischen Sachen herunter. Wir kamen ja weder Erzgruben noch Schweinegedärm nach Tschangscha kaufen. Es gehörte dazu, daß man solche Reisenden ein wenig mit seinen chinesischen Ansichten unterhielt.

Das Gespräch begann bald abzuschwenken und nahm einen Unbekannten in seine Finger, der heute Abend auch hätte kommen sollen. Sie nannten ihn Emil Schlehmil. Sie wußten nur Närrisches von ihm zu erzählen, nur unfruchtbare pedantische Streiche. Aber diese Dinge schienen mir ein Beigemisch von seltsamem Gemüt zu haben und mochten einen Kopf spiegeln, der nicht mit den Augen der drei jungen Kaufleute in Tschangscha die Welt anschaute. Aber sie sagten, er könne uns trotz seiner Verrücktheit sehr nützen. Er spreche sehr gut chinesisch und verbringe seine Tage damit, durch die Stadt zu strolchen. Sie fügten hinzu, es täte ihnen leid, falls wir überhaupt darauf halten sollten, uns einmal die Stadt anzuschauen, uns in dieser Beziehung nicht dienen zu können. Aber sie seien so mit Arbeit beladen, daß sie nie Zeit fänden, sich in die Stadt zu begeben, und sie zögen es auch vor, diesem interesselosen Dreck- und Gestankkessel aus dem Weg zu gehen.

Darüber kam ein Diener und brachte einen Brief von Emil Schlehmil an die Hausfrau. Sie zeigte mir ihn. Er entschuldigte sich darin sehr komisch, daß er nicht zum Abendessen kam. Der Brief war in Versen, und witzige Zeichnungen illustrierten ihn. Diese Verse und Zeichnungen waren merkwürdig. Ein krauser Humor überrankte in ihnen zärtliche Gefühle. Der Schreiber schmiegte sich an die kleine goldblonde Frau und verbarg unter burleskem Selbstspott den Versuch von hundert zärtlichen Berührungen. Die Frau sagte mir lachend: „Verrückt nicht wahr?" Ich dachte, nein, und sah ihr in die Augen. Und diese klugen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schelmischen Augen wußten, was der Brief nicht verraten sollte. Ueberhaupt waren alle in die Frau verliebt.

Die anderen sprachen noch öfter über Emil Schlehmil. Schließlich schien mir, daß ihnen die Art, wie er mit Ausdauer verbarg, was er in Tschangscha machte, das Wichtigste an ihm sei. Mitten in die Gespräche hinein begann es plötzlich wütend zu schießen. Es krachte und donnerte hastig und brutal, der Lärm wuchs, das ganze leicht gebaute Haus war auf einmal zitternd eingespannt in das dröhnende Erbeben. Wir hörten auf zu sprechen. Keiner verstand mehr ein Wort des andern und alle hielten sich die Ohren zu.

Da kam ein chinesischer Diener und sagte der Hausfrau, der alte Herr Jen Ling Tan, der Besitzer des Hauses, der unten wohnte, ließe mitteilen, daß die Hauptfrau seines Sohns ihren ersten Knaben geboren habe. Dies zu feiern, brannten sie unten im engen Hof lange mehrreihige Bänder von Pulverfröschen ab, und ihr Gedonner krachte hoch in die Nacht der Geister, den Unsichtbaren, den Dank eines beglückten Familienvaters zu.

* * *

Am nächsten Tag kam Emil Schlehmil zu uns. Er war ein blonder Deutscher. Ein heller Schopf richtete sich auf seiner Stirn zurück. Er hatte einen schönen Kopf mit festen Zügen und in seinen blaugrauen Augen standen manchmal abwesende Träume. Er wollte uns mit in die Stadt nehmen. Ein Boy ging drei Tragstühle holen. Wohl sahen wir die Stadtmauer kaum hundert Meter von uns weg. Aber sie hatte nur fünf Tore und sonst keinen Einlaß und wir hatten ein langes Stück Weg bis in die Stadt. Die Stühle kamen. Sie waren außen dunkelblau und im Innern mit handgedruckten farbigen Papieren, mit Spiegelchen und festgemachten Väschen ausgestattet. Auf den Scheiben wuchsen gemalte Blumensträuße. Aber die Fenster waren verhängt. Gre bekam zwei Träger, wir beide jeder drei. Wir schlüpften auf den Sitz. Ein Brett wurde zum Aufstützen der Arme vorgeschoben, dann fiel der Vorhang vor der Oeffnung. Ich saß in einem engen Halbdunkel, das plötzlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit einem Ruck schwankend in die Höhe sprang und leis schaukelnd davoneilte.

Ich schob den Vorhang so weit zurück, daß ich wenigstens einen Streifen Ausblick hatte. Zwei Kulis trugen die beiden Tragstangen vor mir auf den Schultern. Sie liefen mit nackten Beinen durch den glitschigen Schmutz. Die Fersen klopften auf die Steinplatten der Gasse, hart wie Holzklöppel. Die Körper waren in leichtem blauen Baumwollzeug. Man sah Glieder und Muskeln darunter hüpfen. Alles ging ruckweise im wippenden Takt der Bambusstangen. Die Körper waren mit all ihren Bewegungen wie eingespannt in diesen Taktschlag. Die Kulis trotteten wie Pferde. Sie eilten eine lange gewundene Gasse entlang, die zwischen Fluß und Stadtmauer klebte. Ein dunkles Gewirr von merkwürdigen Einzelheiten stürzte im kleinen Spalt, durch den ich schauen konnte, zurück. Die Kulis brachen sich rücksichtslos Bahn. „Dso, dso!" schrieen sie. „Ka de, ka de! Dso, dso. Che, che!" Kurz und wütend. Wer war ihrer heiligen Arbeit im Weg? Ein altes chinesisches Gesetz hieß: Dem arbeitenden Kuli tritt aus dem Weg! Die Gasse war mit breiten Steinplatten gepflastert. Manchmal fehlte eine. Der Schlamm spritzte an einem aufklopfenden Fuß hoch, der Fuß glitschte ein wenig, ich dachte: Jetzt fällt die ganze Anstalt! Aber der Kuli stemmte sich fest und eilte weiter. Meine Spannung mußte sich teilen. Was war in all diesen dunkeln, offenen, von arbeitenden Menschen wimmelnden Häuschen, die hastig und geheimnisvoll am Spalt vorüber eilten? Und: ob nicht doch einmal einer der Träger stürzt?

Eine Treppe stieg vom Fluß in die Gasse. Züge von Wasser- und Lastenträgern stürzten herauf und drangen ungestüm, ihrer Arbeit anheim gegeben, in die in der Gasse schiebenden Massen von Lastträgern, Rickschas und Sänften hinein. Mein Stuhl flog in den Wirrwarr, wie ein Keil. Die Ader stockte. Eimer, Strohballen, große Kästen, Hausiergestelle, Körbe mit Fischen und Gemüse, Rickschas, Bambusstangen, Schubkarren, die den kostbaren Straßenschmutz in die Aecker führten, klemmten sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zusammen. „Dso, dso!“ brüllten meine Träger und stampften wütend auf. Die ganze Verwirrung schreit, flucht, droht, stößt gegen einander und rammt sich immer fester. Da stürzt ein Wasserträger. Ein Strudel von Bewegung entsteht über ihm. Er schlägt sich kriechend ins nächste Haus. Das Ganze kommt rasch wieder in Fluß und trennt sich mit wildem Geschimpf. Der Stuhl schwippt weiter auf den Schultern der Männer. „Ka de, ka de! Dso, dso! Che, che!“ brüllen sie.

Auf einmal dreht der Stuhl unversehens um eine Ecke herum und dringt in ein langes, pechschwarzes Loch hinein. Es ist vollgestoppt mit schiebenden Menschen. Das Gewölbe hallt von wütendem Geschrei. Man sieht nur ein dunkles Gewoge und im Bogen des Ausgangs aus der langen tiefen Höhle eine schmale gerade Straße etwas bergan ziehen. An den meisten Häusern ist diese Straße mit Matten oder Brettern überdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Im Felde

Die 119er

ieber Paul! Nachdem ich endlich irgendwo diesen Fetzen Papier ergattert habe und durch einen längeren Halt auf unserem heutigen Marsche Gelegenheit finde, zu schreiben, will ich Dir von meinen bisherigen Kriegserlebnissen Einiges erzählen.

Nachdem wir vom 8.—20. August durch das Lothringische, Luxemburgische und Belgische marschiert waren, wurden wir am 21. 8. abends alarmiert. Die ersten feindlichen Patrouillen waren gemeldet. Wir marschierten die Nacht hindurch und kamen den andern Tag ins Gefecht, das 2. Bataillon blieb vorläufig zur Verfügung des Brigadekommandeurs. Und es dauerte nicht lange, so erhielten auch wir vom 2. unsern Auftrag, nämlich, unsere linke Gefechtsflanke zu sichern. Wir marschierten durch ein Bauernnest, wo wir in blauen Bohnen unsern Willkommgruß empfingen, was uns schließlich weniger genierte; es handelte sich dabei nur um verschiedene feindliche Soldaten, die sich in den Häusern versteckt hielten und jetzt blind darauf los knallten. Kaum hatten wir das Dorf verlassen, als für uns das Signal zum Aufpflanzen des Seitengewehrs erschallte, worüber jeder erstaunt war, — das ging doch zu schnell! — Nach dem Sturm zeigte sich auch, daß wir nur eine verstärkte Feld-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wache als Gegner gehabt hatten. Das war der Anfang des ersten Gefechts bei Barancy und Mussón, zwei kleinen Städtchen in der Nähe von Longwy. Dasselbe begann so gegen 9 Uhr bei dichtem Nebel und dauerte bis 4 Uhr. Wir stürzten nur so vor, als könnten wir nicht getroffen werden, bis nacheinander neben einem Der oder Jener verwundet wurde. Genannte zwei Städtchen waren vom Feind stark besetzt und wir als Bataillon ohne Artillerie zu schwach, ihn herauszutreiben. Endlich bekamen wir mittags Artillerie, die mit wohlgezielten Schüssen die Dörfer zusammenschoß und jetzt konnten wir erst recht arbeiten. Wir stürmten die Dörfer und trieben den Feind weit genug zurück, um abends ca. 15 Kilometer vorzumarschieren. Nachts biwakierten wir, bei de nnoch wärmeren Nächten war dies nichts so Unangenehmes, aber gegenwärtig frierts einen schon empfindlich.

Den ganzen folgenden Tag wurde vormarschiert bis nach dem Städtchen Longuyon, wo wir einquartiert wurden. Dieses Quartier mußten wir allerdings am andern Morgen teuer bezahlen. Mit knapper Not kamen wir aus dem Städtchen heraus, denn früh morgens wurde dasselbe von der französischen Artillerie beschossen, nachdem ihnen unser Aufenthalt verraten worden war. Jetzt bekamen wir erst den richtigen Eindruck vom Krieg, nachdem rechts und links, vor- und rückwärts die Granaten und Schrapnells platzten. Wir wußten nicht wohin, um dem Höllenfeuer auszuweichen und begannen schon zurückzugehen, da rettete unser Oberst die Lage. Er schrie in die Brigade hinein, der Feind weiche vor der 27. Division, wir sind die 26.! . . . Da kehrte der Mut zurück . . . . . .

Die Trommeln trieben zum Vorgehen an und wieder schlugen Granaten ein, diesmal bewirkten sie das Gegenteil! . . Nichts wie vor, aus dem Artilleriefeuer heraus; was schadet uns die feindliche Infanterie viel da vorne, so dachte Jeder und bald hatten wir die Feinde zum Weichen und fluchtartigen Rückzug gebracht. Dieses das zweite Gefecht kostete viel, wir hatten in der Kompagnie etwa 50 Tote und Verwundete.

In den nächsten Tagen überschritten wir ohne weiteren Widerstand die Maas, wo wir 3—4 Tage in befestigter Stellung verblieben, um den französischen Versuch, uns über die Maas wieder zurückzutreiben, zu verhindern. Das gelang uns jedoch nicht, ohne bei Montigny ein hitziges Gefecht bestanden zu haben. Da hatten die Franzosen wieder die Ortschaft besetzt, wo wir sie hinaustreiben mußten. Die dummen Franzosen! Das kostet ja immer das ganze Dorf, jedes besetzte Dorf wurde nämlich von uns grundsätzlich zusammengeschossen und angezündet. Das hatte seinen Erfolg, wenigstens hörte dieses hinterlistige aus den Häusern Schießen nach und nach auf; überhaupt vermeidet der Franzose ein offenes Schlachtfeld. Die Infanterie ist lange nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so gut wie ihre Artillerie, die sich mit der unserigen messen kann, nur sind ihre Geschosse nicht so gut, wofür wir schon häufig Gott dankten, sonst wären wir viel weniger Unverletzte.

In den nächsten Tagen marschierten wir in der Richtung Clermont, wo ab und zu kleine Scharmützel vorkamen, die von keiner weiteren Bedeutung waren. In Clermont todmüde angekommen, übernachteten wir im Kirchhof auf den Grabsteinen. Am 6. 9. mittags ging es weiter nach Rubecourt, einem Dorf bei Grandpré. Das bezogene war unser zweites Quartier, in der Zwischenzeit hatten wir immer kampiert. Das Quartier war gut, wenigstens fand sich bei Untersuchung des Kellers für jeden Soldaten eine Flasche Wein, der uns aber schwer aufstoßen sollte. Wieder wurde von der Bevölkerung, trotzdem wir die Angesehensten als Geiseln festgenommen hatten, unser Aufenthalt verraten und am Morgen des 7. 9. kamen wir in ein fürchterliches Gefecht, das bis abends dauerte und am andern Morgen von Tagesanbruch bis zur Dämmerung sich fortsetzte. Da haben wir Schreckliches mitgemacht!

Der Feind hatte sich nämlich in der Umgegend konzentriert und seine letzte längst vorbereitete Verteidigungsstellung eingenommen. Das war auch der Grund, weshalb er sich nach den ersten Gefechten 5—6 Tagesmärsche zurückgezogen hatte, hätten ihm sonst den Weg abgeschnitten. Ja, das waren drei Gefechtstage, die kosteten viel Blut, besonders 119er. Wir sehnten uns bei Tagesanbruch schon nach der Nacht, die wenigstens Ruhe vor dem Feinde brachte. Zur Ruhe kamen wir ja erst, nachdem wir noch 3—4 Stunden geschanzt hatten, dann lag man 3 Stunden im Graben und wurde dann in aller Frühe wieder durch Kanonendonner begrüßt. Wir waren so müde, daß uns selbst im Artilleriefeuer, wenn es nicht gerade in die Reihen direkt einschlug, die Augen zufielen.

Da konnte man Bilder sehen!

Am ersten Gefechtstag wurde eine Batterie unserer Artillerie beim Auffahren von den Franzosen bemerkt, kaum aufgefahren, wird diese Batterie Feldartillerie von der feindlichen schweren beschossen. Ein Volltreffer nach dem andern schlug in die Batterie, aber wie Helden haben unsere Leute Stand gehalten. Ein Geschütz nach dem andern wurde zusammengeschossen bis auf eines, das die Nichtverwundeten heldenmütig bedienten. Dann streifte die feindliche Artillerie das umliegende Gelände ab und wie durch ein Wunder lagen wir 119er vor der Geschoßgarbe. Am zweiten Tage hatten wir den Feind aus seiner Stellung vertrieben. Unsere Maschinengewehre hatten dabei Vortreffliches geleistet, die sind hervorragend, dabei sind die französischen Kinderspiel. Plötzlich erhielten wir Feuer aus der Flanke, der Feind bekam Verstärkung und nach hartnäckigem Widerstand mußten wir eben weichen. Bald nahmen wir wieder Stellung und gewannen das bereits früher gewonnene Gelände wieder zurück.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hätten wirs nur mit der Infanterie zu tun, die würden wir scharenweise zurückjagen. Wir mußten jetzt unbedingt Ruhe haben und wurden daher für 2 Tage aus der ersten Linie zurückgezogen. — Die Ruhe vor dem Sturm —!

Am Abend des 10. September kam ein Korpsbefehl: Es wird ein nächtlicher Sturm unternommen, Parole Sieg oder Tod! —

Wir marschierten nachts 12 Uhr ab, alles entladen, damit kein Schuß losgehen kann. Nach 2 Stunden der leise Befehl: „Seitengewehr pflanzt auf!" Und jetzt ging es los.. Mit lautem Hurra stürzten wir uns auf den in der regnerischen Nacht nur auf einige Meter sichtbaren Feind, der uns mit Salven überschüttete. Da fielen viel, aber der Sturm gelang und wir verfolgten den Feind 2 Kilometer weit, bis er wieder Stellung nimmt, aber auch daraus wird er vertrieben. Dann kommt wieder die abscheuliche Artillerie, diesmal hat sie Schiffsgeschütze, das merken wir. Unsere Artillerie kann nichts gegen sie ausrichten, sie ist einbetoniert und unsichtbar, — wo wir auffahren, werden wir beschossen.

Wir sind auf einem französischen Schießplatz, kein sicheres Plätzchen auf dem ganzen Feld. Ungefähr 150 Mann sind wir in vorderster Stellung, die hätte keiner lebend verlassen, wenn die französische Infanterie unsere Schneid hätte, so aber sind wir, Gott sei Dank, unversehrt zum Ganzen gekommen.

Um unsere Stellung zu halten, mußten wir uns eingraben, gegen Artilleriefeuer. Ein Volltreffer schlägt in die Gräben unserer Kompagnie.

Die zwei andern Armeekorps neben uns konnten mit ihrem Sturm nicht durchdringen, so daß wir leider am 13. September zurückmarschieren mußten und zwar beinahe 60 Kilometer, nach einer Nacht so regnerisch und so stürmisch, daß wir keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten. Wir zitterten und schnatterten wie ein Hund im Winter, die Nacht hatten wir nämlich im Graben zugebracht, den hatten wir zugedeckt, der Sturm aber hatte Alles wieder weggerissen.

Wir gingen zurück nach Fl. und seither sind wir nur noch einmal im Gefecht gewesen. Andere sind jetzt vornen.

Jetzt habt Ihr so ungefähr ein Bild vom Krieg. Hoffentlich werde ich mit Gottes Hilfe auch im weiteren Verlauf des Kriegs gesund und wohlbehalten bleiben. Jeder Tag macht uns das Leben werter.

Termes, 27. September 1914. Theodor.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Russische Kanonen vor dem Arsenal

Von Felix Braun (Wien)

Eine riesige Zitadelle, mit mächtigem, an gotische Burgen Italiens gemahnendem Mittelbau, ragt das Arsenal einsam über der Simmeringer Heide, der fremdesten, ödesten, traurigsten Gegend Wiens. Viele haben es nie gesehen, wenige kennen das reiche Heeresmuseum seiner Innenräume. Nun wandert die ganze Stadt zu ihm hin. Eine Anzahl der in den galizischen Kämpfen erbeuteten russischen Kanonen ist auf dem weiten Platze vor dem Gebäude zur Besichtigung aufgestellt worden. Das ist kein alltägliches Schauspiel.

Ein ungeheurer Sonnenuntergang geschieht. Auf hochaufgetürmten grauen Wolkengeschwadern erscheint in langen parallelen wagrechten Streifen tiefes Rot, wie Blut glühend, wie Wein funkelnd, wie Feuer leuchtend, über den ganzen Himmel nach allen Richtungen hin verstreut, bald stärker, bald schwächer, vor dem Gold des Lichts, dem Weiß der Wolken, dem Blau der Himmelsfreiheit, überwältigend und rührend, von venezianischer Pracht. Ich stehe auf dem Schwarzenbergplatz und warte auf die Elektrische. Bis der Wagen kommt, verblaßt allmählich der Triumph des herrlichen Rot, Violett tritt vor, sinkt hin, rasch wird alles dunkel, grau und schwarz.

Beim Ostbahnhof steige ich aus. Diese Gegend, einst so leer, so fremd, als begänne hier schon die Ferne der Reise, obgleich ja noch die Bezirke Favoriten, Simmering und Meidling jenseits sich erstrecken, — wie ist sie nun belebt! Der Maria-Josefa-Park, berühmt durch seine herrlichen Rosen, ist voller Menschen. Vor dem Ostbahnhof die Plätze und Wege sind schwarz von Wartenden, Gehenden, Schauenden. Soldaten eilen hin und wieder. Gruppen bilden sich. Ein Zug mit Verwundeten soll ankommen, Kombattanten auf die Schlachtfelder abreisen. Der Abend, ganz erdunkelt, mit gelb leuchtendem Horizont, läßt all das Treiben und Wirren nur noch wilder von seinem Grunde sich heben. Ich gehe durch den Park, um mich braust's und rauscht's. Da — über den Bäumen die Zinnen und der gewaltige Blitzableiter des Arsenalturms!

Der ungemein weite freie Raum wimmelt von Menschen. Soldaten stehen, sprechen, halten Wache vor dem Tore. Automobile rasen heran, Offiziere eilen heraus, Volk sieht zu. Landsturmmänner mit alten langen Werndlgewehren, die blanke lange Bajonette aufgepflanzt tragen, haben vor dem Eingang Posten gefaßt. Ich frage einen, wo denn die russischen Kanonen wären; er weist mich an den Platz links, wo eine große gescharte Menge bereits anzeigt, daß hier das Ziel der Wanderung ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich habe sie nun auch gesehen, die ungeheuren Werkzeuge des Mordes, jetzt arm, alt und tot, wie sie dastanden auf ihren riesigen Rädern. Das sind nun die Rohre, die geflammt und gedonnert haben in den Schlachten! Grünlich ist ihre Farbe. Panzerdeckungen hatten die Kanoniere zu schützen, manche weisen Spuren unserer Kugeln. Die beiden Sättel an der Lafette sind leer, leer ragen die langen Deichselstangen der Wagen. Wo sind sie hin, die Lebenden, Menschen und Pferde? Mich beschleicht's grauenvoll, wie diese Geräte, noch vor kurzem mächtigste Lebensgewalt, nun da ruhen, als ob sie aus Waffenkammern und Arsenalen hervorgeholt wären. Abgenützt und ganz ohnmächtig, wie sie scheinen, werden sie zum Sinnbild des furchtbar eiligen Alterns der Zeit, auch dieser, die wie keine andere noch, ihre innersten Kräfte erlebt, ihre äußersten Schicksale erzwingt.

Die Leute stehen herum, erörtern Wert und Unwert der Geschütze, prüfen, betrachten alles daran mit schönem Ernste. Es ist sehr still auf dem Platze. In keinem Gesicht sah ich Triumph oder Stolz. So ruhig sahen und sprachen alle, wie es dem edlen Sieger ziemt. Gewiß war für viele Neugier ein starker Antrieb, hieher zu kommen, allein ich bemerkte nicht einen leer genießenden, gaffenden Blick. Die Kinder setzten sich auf die Rohre, kletterten auf die Wagen. Und die großen bärtigen Landsturmkrieger wehrten es ihnen nicht.

Als ich durch die dunklen Vorstadtgassen nach Hause ging, fiel mir ein, wie sehr doch die Gesichter dieser Menschen Gesichtern auf alten historischen Bildern geglichen hatten. Der Krieg, das ist alte Zeit und so war ich denn lebendigen Leibes in alter Zeit. Die Leere des Platzes vor dem Arsenal, gemahnte sie nicht an das alte Wien, das Canaletto gemalt hat? Mir war, ich sehe Napoleon auf der Freiheit vor Schönbrunn daher reiten; ich sehe die Gestalt von Grillparzers Vater, gebückt, gesenkten Blicks, durch die Menschenmenge sich Bahn schaffen. Das Klingeln der elektrischen Wagen begleitete mir noch lange die Träume fort, bis die Lichter des Rings, die Großstadt verkündend, mich wieder in meine Zeit zurückführten.

Neueste Kriegslyrik

Während sonst die Verse um Liebe und Natur kreisten, Erfüllung und Verlassensein, der Sterne Gang, lichte und dunkle Stimmungen in Reimen wiederkehrten, erschallt jetzt in den Rhythmen nur kämpferischer Seelen Schrei, und der Krieg, seit jeher Vater aller Dinge, bewies, daß er nicht unbedingt Stiefvater der Dichtkunst sein muß. In den erregten Schimpfereien der Kipling, Shaw, Wells, Maeterlinck, Bergson, Romain Rolland widerhallte allerdings nur das wirre Geheul, die Katzenmusik der Schrapnells und Granaten. Aber wir Wilden sind doch bessere Menschen: aus den Versen der „Barbaren" schallt innere und äußere Harmonie. Es zeigt sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun eben, wer in Wahrheit Barbar ist. Homer schon stellte einen Hauptunterschied zwischen kultivierten und unkultivierten Kämpfern fest: die Griechen zogen gefaßt, still, tapfer-schweigend in die Schlacht, während die Scharen der Asiaten brüllend, lärmend, die innere Unruhe und geahnte Minderwertigkeit durch schrilles Gekreisch übertönend sich in die Gefilde ergossen. So und nicht anders sind die Kundgebungen der französisch-englischen Oberdichter zu verstehen; die Herren glauben durch Kratzen und Beißen ersetzen zu können, was ihren Völkern an kämpferischer Extase, an ruhiger Männlichkeit fehlt. Sie lassen gegen deutsch-österreichische Präzisionsartillerie ihre romantischen Grammophone auffahren ...

Eine nähere Betrachtung jüngst erschienener vaterländischer Gedichte läßt uns sofort eine (nicht leicht erklärliche) Eigentümlichkeit dieser Dichtungen erkennen. Sie gehen im Tone nicht auf unseren letzten Kriegslyriker, auf Detlev von Liliencron zurück, sondern eher auf Theodor Körner. Es ist eben der Krieg des Jahres 1914 nicht so sehr ein nationaler wie der Kampf von 1870/71. Es ist nämlich nicht nur ein nationaler Krieg, sondern ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf um die Existenz — wie es die Befreiungskriege waren. Darum schwingt auch durch die Gedichte Dehmels, Eulenbergs, G. Hauptmanns und Sudermanns ein volkstümlicher Klang, sie stehen hie und da dem Volkslied, meist dem schmetternden Schlachtlied Körners näher, als es die impressionistische, modernistische Vergangenheit dieser Dichter hätte voraussehen lassen. Aber das ist nur gut und löblich, sie sind damit über manches Individualistisch-Eklektische hinweggekommen, und haben endlich ganz zum Volke heimgefunden. Gleiches gilt von (dem allerdings seit jeher bodenständigeren) Hermann Stehr, Rudolf Alexander Schroeder, Fritz von Unruh, Alfons Petzold und Cäsar Flaischlen. Eine neue Art haben sie noch nicht gefunden, und so „begnügen" sie sich damit, wackere, fromme, mundgerechte und vor allem verständliche Kriegslieder dem Soldaten zu geben. Manches, was sie sagen, verleugnet in einer rührenden Unbeholfenheit der Begeisterung die sonst besessene lyrische Routine. Anders als die Versgebilde der braven, wohlmeinend-herzlichen Freiwilligen und Dilettanten des Patriotismus klingen die zeitgemäßen Gedichte von Alfred Kerr und Ernst Lissauer. Diese übrigens sehr verschieden gearteten Persönlichkeiten haben Training hinter sich. Die professionalere, oft geübte Fähigkeit, Politisches, Kämpferisches in hart geschmiedeten Versen zu äußern, gibt ihnen viele Vorteile vor all den Genannten in die Hand; sie verstehen es, Bild und Stimmung schärfer zu umreißen, Geprägteres unserem Aug und Ohr darzubieten. Aehnliches mag von Klabund und Peter Scher gelten. Neuer, ungewohnter wirken die Rhythmen von Rudolf Leonhard, Alfred Richard Meyer, Anton Wildgans. In Leonhards und Meyers Versen spürt man das Blitztempo der Maschinenzeit, sie stehen dem Unterseeboot, dem Riesenmörser, dem Aeroplan näher als dem Bajonett, gehören nicht zum großen Haufen lyrischer Infanteristen, entfalten ihre Schwingen aviatischer. Anton Wildgans wieder ist ein inniger Feldgeistlicher, sein „Großes Händefalten" in Wahrheit ein Gebet für Oesterreichs Volk und Kämpfer. Man erwerbe dieses billige, wohltätigen Zwecken gewidmete Flugblatt (erschienen bei Hugo Heller, Wien) käuflich. Man eigne sich die wertvolle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anthologie „Der Krieg", und A. R. Meyers lyrische Broschüre „Helden" an: der Reinertrag dieser (von A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf edierten) Dichtungen wird der deutschen Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen überwiesen.

Albert Ehrenstein.

Herzog Utz

Hermann Burte's Schauspiel „Herzog Utz", das vor kurzem im Mannheimer Nationaltheater die Uraufführung erlebte, beweist, daß Richard Dehmel recht hatte, dem jungen Schwaben den Preis der Kleist-Stiftung im Vorjahre zuzusprechen (für den Roman „Wiltfeber"*). Das Drama nimmt den Stoff aus Württembergs Geschichte, es ist der Kampf des starken Ulrich mit den Ständen, die Läuterung des Fürsten. Wie Burte uns die innerliche und äußerliche Historia formt, weist „Herzog Utz" ein großes und bedeutendes Können aus: Hier ist kein historisches Epigonen-Drama, kein Jamben-Jongleur-Produkt oder artistisch aufgeputztes Hundetrab-Werk! Ein Drama voll Kraft und Zielsicherheit, voll Wortgewalt und selbstgefügtem Reim, ehern, wuchtig, holzschnittartig; das, was die dramatisierenden Schulmeister im dilettantischen Hirn tief-sehnsüchtig w o l l e n: Dilettanten w o l l e n stets Größtes! Also darf man einmal aufrichtig und ohne Argwohn, ohne Angst wieder irgend einer Berühmtheitversicherung auf Gegenseitigkeit aufgesessen zu sein, jubeln? Ja! Und sodann: tadeln. Denn: aus diesem frei geformten Bild der Vergangenheit hätte Burte's Können eine Tragödie schaffen können, für lange, lange Zeit, man nennt das Ewigkeit. Schaffen k ö n n e n! Trotz allem Lob, das jeder Verantwortungsvolle diesem Werk voll höchsten Versprechens (von kleinen Gebrechen wollen wir hier nicht reden!) zollen muß, bleibt etwas Ungelöstes, etwas im Fundament Mißlungenes. Nicht, daß ich hier Absolutes verlangte; ich meine nicht den Erdenrest, der zwangsnotwendig jedem menschlichen Meisterwerk anklebt; ich meine: Nur wer Württembergs Geschichte kennt, weiß, daß erst nach dem Ende dieses Dramas die wahre Tragödie sich erweist; für andere ists also bloß eine dramatische Charakterstudie! Was wir sehen, durch Burte sehen, bleibt historisches Gemälde! Der notwendige Zusammenbruch des Gottesgnadentums des Herzogs, der den schroffsten „Absolutismus" predigt, (man kanns nicht anders nennen!), fehlt in Burtes Werk; wir können jedoch auf diesen ästhetischen Ausgleich, auf den Abgesang der Tragödie, nicht verzichten. Wir empfinden einen Gewaltmenschen, der erst ein unglücklicher Ehemann, Geldhinauswerfer und geiler Liebhaber ist, der, durch ein reines Weib geläutert, zum Menschen in sich findet, der nun vermessen über jede Forderung der Stände als Gottesgnadentum-Fürst, zur Ueberhellichkeit der Gewalt, hinauswächst und den Verrat seiner früheren Schwäche, am Stallmeister Hutten, durch einen Mord rächt, nicht als Helden eines uns künstlerisch und menschlich befriedigenden Werkes! Entweder: er muß seine Ueberhebung über die Gesamtheit teuer zahlen, wie's die Geschichte auch vom Herzog Ulrich meldet (die Geschichte war stets die einzige meisterhafte Tragödien-Dichterin), oder: es muß im historischen Gemälde das ewige Kämpfen zwischen Volk und Fürst, Gesamtheit, die den Führer braucht und

* Burte's bisherige Werke erschienen bei Gideon Karl Sarasin in Leipzig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Führer, der Gesamtheit braucht, gezeigt sein, das Recht des Genies, absolut zu herrschen und das Recht der Pflicht des Volkes, sich dagegen zu wehren, daß diese Herrschform auch gälte für den Nachfahren des nicht vererbfähigen Genies oder — sollte Burte's Drama nur für's Mittelalter gelten? Dann fehlte das, was aus dem Wurf das Kunstwerk macht! das Allgemein Gültige. Oder: Ist Burte heute, ich will die Namen der „einschlägigen" Reichstagsfraktionen nicht nennen, so gesinnt, wie dieser Württemberger Fürst vor viel Jahrhunderten? Ist's Jugend, Ueberkraft, bleibt die Gesinnung? Gewiß: Die Politik hat mit der Kunst gar nichts zu schaffen; jedoch der Dichter, der die Staatsaktionen formt, darf eben deshalb keine andre Politik in sich ertragen, als die, die ihm die Menschenseele anempfiehlt. Die will den Weltenausgleich und das Gleichgewicht des Seins. Drum ist der Dichter Dichter! Im Gottesgnadentume Herzog Utz' liegt die Gefahr für Burte.

Wien Walter von Molo

Brahm als Kritiker

„Kritische Schriften über Drama und Theater" heißen die Theaterrezensionen, die Paul Schlenther aus dem Nachlaß Otto Brahms gesammelt und im Verlag von S. Fischer herausgegeben hat. Zehn Jahre kritischer Tätigkeit umspannen sie. Aber sie geben mehr als nur ein Bild des Kritikers Brahm; sie sind eine Autobiographie, die den Adel der Unabsichtlichkeit aufweist.

„Er sitzt still unten im Parterre, in seinen Mantel eingehüllt, ein wenig fröstelnd, über ein Papier gebückt, in das er eifrig notiert. Er macht sich ganz klein, scheint sich förmlich zu verkriechen und hat es nicht gern, wenn er unterbrochen wird." So hat uns Hermann Bahr einmal den Theaterdirektor und Regisseur Brahm geschildert. Aehnliches gilt für den Kritiker. Das Kunstwerk ist die Hauptsache, nicht der Mann vor der Bühne auf dem Parkettsitz. Nur darauf bedacht, das Wesentliche herauszuhören, stellt er der Dichtung zuweilen eine kalt anmutende Objektivität entgegen. Sachlichkeit ist das Wesen seiner Kritiken; dieselbe Sachlichkeit, die schon seine Dissertation über das deutsche Ritterdrama auszeichnet, ein klassisches Beispiel der Schererschen Methode. Dann freilich, als Ibsen in seinen Gesichtskreis rückt und sein kritischer Spürsinn Gerhart Hauptmann erkannt hat, wird aus dem Kritiker ein Seher, ein Prophet. Ein Kämpfer und Bahnbrecher. Auch sein Stil wandelt sich jetzt, da er in die kritische Arena tritt. Die Sätze, anfänglich in Frenzelscher Weise mit Wissen schwer belastet, schießen dahin; die Worte werden mit Spitzen versehen und treffen den Gegner erbarmungslos. Dafür windet er den Freunden liebende Kränze und kündet mit schönem Eifer unablässig den Ruhm der neuen Richtung. Und wie er sich Ibsen und Hauptmann erkämpfen durfte, so war ihm das Glück vergönnt, von der Bühne herab für sie zu werben.

Eugen Tannenbaum

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Japan und Deutschland

Von Professor J. Riegelsberger (Heidelberg)

Der freche und feige Raubzug Japans gegen Kiautschou muß das geistige Band, das Japan und Deutschland seit vielen Jahren verknüpft, auf Jahre hinaus, auf gewissen Gebieten für immer lösen. Japan schneidet sich mit seiner „Heldentat" ins eigene Fleisch. Sollte dem Japaner bis zu einem gewissen Grade nicht jetzt schon das Gewissen schlagen, wenn er seine feige Tat mit der fadenscheinigen Berufung auf das englisch-japanische Bündnis und auf den englischen „Anstifter" zu beschönigen sucht? Den Verlust von Kiautschou kann Deutschland leicht verschmerzen. Aber Japan wird eine viel größere, eine unbezahlbare geistige und in der Folge davon auch materielle Einbuße erleiden. Mit frevler Hand entzieht sich Japan in Deutschland den befruchtenden Nährboden für seine Kultur. Mit schnödem Undank lohnt es dem Lande, das den nachhaltigsten Kultureinfluß auf Japan ausgeübt hat. — Im Jahre 1853 weckte der amerikanische Kommodore Perry Japan aus seiner feudalen Ruhe und erschloß es allen Nationen. Da Engländer, Amerikaner, Franzosen, Holländer in ihrer Marine und Kolonisation sowie in ihrem gefestigten Staatswesen dem damals noch nicht geeinten Deutschland voraus waren und daher frühere Beziehungen zu Japan hatten, so wurden auch sie zuerst als Ratgeber bei der Einführung der westlichen Zivilisation in Japan angestellt. Trotzdem die deutsche Kriegskunst sich der französischen im Jahre 1870/71 weit überlegen zeigte, so kamen nach Beendigung des großen Krieges in Frankreich noch infolge eines Vertrages mit der napoleonischen Regierung französische Instrukteure nach Tokio, um die japanische Armee zu reorganisieren. Erst als die Japaner aus eigener Erfahrung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kennen lernten, daß das neugeeinte Deutschland nicht nur in der Kriegskunst, sondern auch in den Wissenschaften an der Spitze der Kulturnationen marschierte, trat ein plötzlicher Umschwung und ein heftiges Verlangen nach deutschen Professoren, Ratgebern und Instrukteuren ein. Der japanische Graf Katsura, selbst im deutschen Militärdienst gestählt, derselbe, der später den chinesisch-japanischen Krieg als Generalleutnant mitmachte und während des russisch-japanischen Krieges als Premierminister die Geschicke Japans leitete, hat den japanischen Kaiser Mutsuhito zu bestimmen gewußt, das französische System aufzugeben und eine Neuorganisation des japanischen Heeres nach deutschem Muster vorzunehmen im Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Kaiser Wilhelm I. sandte den in der Moltke'schen Schule gebildeten Major Meckel nach Tokio. Bis ins Kleinste wurde jetzt das japanische Landheer nach deutschem Muster umgebildet; deutsche Strategie und Taktik kamen in ihm zur Geltung. An die frühere französische Ausbildung erinnern nur noch einzelne Uniformstücke, während man sich im übrigen auch in diesen äußerlichen Dingen bis auf die schwarz-weißen Schnüre der deutschen Einjährigen möglichst dem deutschen Muster anzupassen suchte. Die ganze japanische Artillerie wurde mit deutschen Geschützen aus der Firma Krupp ausgerüstet. Bald sollte Japan die Früchte ernten, deren Samen deutsche Lehrmeister ausgestreut hatten. Die Erfolge Japans im chinesisch-japanischen und noch mehr im russisch-japanischen Kriege lieferten den schlagendsten Beweis, wie wohl Japan daran getan hatte, die Durchbildung seines Heerwesens nach deutschem Vorbilde vorzunehmen. Aber nicht allein im blutig-ernsten Kriegshandwerk, sondern besonders in den Künsten des Friedens ist Japan auf den meisten Gebieten Deutschlands Schüler. Die japanische medizinische Wissenschaft beruht ganz auf dem deutschen Vorbilde. Ueber 20 Jahre waren die beiden deutschen Aerzte, Professor Baelz aus Stuttgart und Professor Scriba als Professoren der Medizin zuerst an einer Medizinschule, dann an der neugegründeten kaiserlichen Universität

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tokio tätig. Professor Baelz war gleichzeitig Leibarzt am japanischen Kaiserhof. Auf der tierärztlichen Hochschule in Tokio wirkte mehr als 25 Jahre der deutsche Professor Janson. Auch nachdem sich die japanische Medizin auf eigene Füße gestellt hat, geschieht das ganze Medizinstudium des japanischen Studenten nach deutschen Büchern der Medizin und auch großenteils in deutscher Sprache. An der Doitsu Kiokai Gakko, einer Mittelschule in Tokio, die hauptsächlich von den Söhnen der Aerzte besucht wird, ist die deutsche Sprache die einzige Fremdsprache, die gelehrt wird. Auch auf verschiedenen Gebieten der Rechtswissenschaft ist Deutschland Japans Lehrmeister. Dem japanischen Handelsgesetz liegt Deutschlands Vorbild zu Grunde. Das bürgerliche Gesetzbuch Japans ruht auf dem deutschen. Deutsche Juristen waren noch im Anfang des 20. Jahrhunderts im japanischen Ministerium Berater im Gerichtswesen und in der Verwaltung. Auch das Polizeiwesen ist nach deutschem Muster und mit Hilfe deutscher Berater eingerichtet. Seit vielen Jahren und noch heute trägt ein deutscher Professor der juristischen Fakultät an der kaiserlichen Universität in Tokio den japanischen Studenten deutsches Recht in deutscher Sprache vor. Mehrere Jahre war der frühere Heidelberger Professor Rathgen als Nationalökonom an der Universität in Tokio tätig. — Die japanische philosophische und technische Fakultät konnte deutscher Professoren und Berater ebenfalls nicht entbehren. Für Philosophie und deutsche Literatur wirken noch heute zwei deutsche Professoren an der Universität in Tokio. Ebenso war der Lehrstuhl für Geschichte 15 Jahre lang in deutschen Händen. Als Ingenieure, Chemiker, Physiker, Förster waren Deutsche im Dienste der japanischen Regierung tätig. Nicht allein ihr Wissen sollten diese deutschen Männer der Wissenschaft und Praxis dem japanischen Jünger der Wissenschaft vermitteln, sondern vor allem auch methodisches Arbeiten. — In der schönen Kunst, in der Musik, ist Deutschland das einzige Vorbild. Der Kapellmeister (Professor Junker aus Stollberg bei Aachen) und sämtliche übrigen fremden Kräfte am kaiserlichen Konservatorium für europäische Musik in Tokio sind

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche. In der Musik hat keine andere fremde Nation in Japan dem Lande Mozarts, Beethovens und Wagners die Siegespalme streitig zu machen gewagt. Auch die japanischen Militärkapellen wurden von Deutschen ausgebildet. — Bis in den Kaiserpalast hinein machte sich der deutsche Einfluß geltend. Der deutsche Kammerherr von Mohl wurde vom japanischen Kaiserhof berufen, um an Stelle der japanisch-orientalischen, europäische Hofetikette einzuführen. — Der beste Gradmesser für den deutschen Kultureinfluß in Japan ist das Studium und die Verbreitung der deutschen Sprache unter den Japanern. In keinem andern fremden Lande wird das Studium des Deutschen so intensiv betrieben wie in Japan. Unsere Muttersprache ertönt in den Hörsälen der japanischen Universitäten und zwar nicht nur aus dem Munde der Deutschen, sondern auch aus dem Munde japanischer Professoren. Was für uns Deutsche das Lateinische ist, ist für die Japaner das Deutsche. Mit einem Wort: „Deutsch ist die Sprache der Wissenschaft." Die meisten Japaner, die sich einem Universitätsstudium widmen, kann man deutsch anreden. Der Japaner studiert deutsch, um seine Wissenschaft aus deutschen Büchern zu schöpfen. Viele wissenschaftliche Fachausdrücke sind für immer aus der deutschen in die japanische Sprache übergegangen. In keinem anderen Lande studierten so viele japanische Jünger der Wissenschaft und des Mars als in Deutschland. Das höchste Ziel des japanischen Studenten ist das, einmal in Deutschland seine Studien zu vervollkommnen. Die große Vorliebe für alles Deutsche machte sich natürlich auch auf dem wirtschatflichen Gebiete geltend und kam dem deutschen Kaufmannstande in hohem Maße zugute. Neben dem deutschen Gelehrten und Beamten hat der rührige, geschäftsgewandte deutsche Kaufmann dem Deutschtum in Japan unschätzbare Dienste geleistet. Vor dem Frieden von Shimonoseki 1895 herrschte in Japan eine große Nachfrage nach deutschen Waren. Diese Vorliebe Japans für deutsche Waren hat eine gründliche Abkühlung erfahren durch die Teilnahme Deutschlands an der Intervention Rußlands und Frankreichs

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen Japan nach dem chinesisch-japanischen Krieg 1895, wodurch Japan an der Festsetzung auf dem asiatischen Festlande verhindert wurde. Durchaus Nationalist und Chauvinist bezog der Japaner in bitterem Grimme über die Intervention im Frieden von Shimonoseki aus Deutschland nur noch solche Waren, die er in Amerika und England nicht in gleicher oder annähernd gleicher Güte haben konnte. Dagegen haben die geistigen Beziehungen zwischen Japan und Deutschland durch die Intervention kaum gelitten. Der einzelne Deutsche in Japan war und blieb geehrt und geschätzt. Japan war zu klug, um sich sofort auch die geistige Befruchtung durch Deutschland entgehen zu lassen. Diesen verhängnisvollen Schritt hat Japan erst jetzt in seiner immer noch glimmenden Rache für Shimonoseki und in seiner Ländergier unternommen. In der Tat verhängnisvoll! Wer die Geschichte Japans studiert, wird vergebens suchen nach einer eigenen bodenständigen Kultur. Der Japaner ist wesentlich rezeptiv, nicht produktiv; er ist ein großer Nachahmer, aber kein Erfinder, weil er des schöpferischen Geistes völlig bar ist. Man nenne mir doch eine japanische Erfindung! Mit Staunen nehmen wir in Japan wahr, wie dieses Volk jeglichen Individualismus vermissen läßt. Wer ein japanisches Haus mit seinen Möbeln und Hausgeräten gesehen hat, der kann sich jede weitere Mühe ersparen; denn er hat damit schon alle im ganzen Lande gesehen. Wir bewundern die Erzeugnisse der japanischen Keramik und die japanische Gartenbaukunst, ohne daran zu denken, daß erstere auf das früher kulturell hochentwickelte Korea, letztere auf China zurückgeht. Die alte japanische Kultur ist Korea und China, die neue ist Europa und Amerika entlehnt mit staunenswerter Schnelligkeit und Anpassungsfähigkeit. Von einer Weiterentwicklung dieser Kultur ist sicher nicht viel zu verspüren. Man lasse sich nicht täuschen, wenn Waren und Bücher unter japanischem Namen gehen. Es kommt dem japanischen Geschäftsmann nicht darauf an, fremde Waren in einer Kleinigkeit abzuändern und unter seinem Namen anzubieten. Plagiate sind beliebte Manieren im Lande des Sonnenaufgangs. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganze japanische Literatur ist so dürftig, daß es sich kaum lohnt, sich damit abzugeben. Man hat während des russisch-japanischen Krieges in Japan viel Aufhebens gemacht von einer von Japan selbst hergestellten sogenannten „Osakakanone." Merkwürdigerweise gebraucht aber das japanische Heer ausschließlich Krupp'sche Kanonen. Zur Auffrischung des Bestandes nach dem russisch-japanischen Kriege lieferte Krupp für 33 Millionen Geschütze, und Japan hütete sich wohl, seinen Bedarf mit der „berühmten Osakakanone" zu decken. Dem japanischen Gewehr, nach dem „Erfinder" General Murata, Muratagewehr genannt, liegt als Modell das Martinigewehr zugrunde. Genau so verhält es sich mit den „japanischen" Flugzeugen. Erst in diesem Sommer machten japanische Unterhändler Bestellungen von Flugzeugen bei den Daimlerwerken, die wegen der außerordentlich beschränkten Lieferungsfrist — Japan wußte wohl schon aus englischer Quelle um den baldigen Ausbruch des Krieges — nicht übernommen werden konnten. So sieht es in Wirklichkeit mit den japanischen „Erfindungen" aus. An anmaßender Ueberhebung und Einbildung fehlt es dem Japaner allerdings nicht. Zum großen Erstaunen und zur noch größeren Ergötzung hört der Fremde in Japan bisweilen aus dem Munde des gewöhnlichen Volkes noch heute Fragen dieser Art an sich richten: „Gibt es in Europa auch Eisenbahnen?" Nach dem siegreichen Kriege gegen Rußland konnte man in Japan hören: „Jetzt werden wohl die deutschen Offiziere nach Japan kommen müssen, um hier Kriegskunst zu studieren!" Aber trotz dieser „Vollkommenheit" in der Taktik und Strategie traten japanische Offiziere nach dem Kriege gerade wie vorher ins deutsche und französische Heer ein, um militärischen Studien zu obliegen.

Die schon im 16. Jahrhundert in Japan eingeführte europäische Kultur hat sich in der Zeit der Abgeschlossenheit Japans von 1617—1853 nicht weiter entwickelt, sondern ist vollständig verdorrt. Warum schickt die japanische Regierung jahraus jahrein so viele Studenten aller Fakultäten und Offiziere nach Europa, insbe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondere nach Deutschland und Amerika zur weiteren Ausbildung? Liegt darin nicht das Eingeständnis, daß Japan nicht imstande ist, sich selbständig weiter zu entwickeln, und daß es auf eine fortwährende geistige Befruchtung durch die westlichen Länder, besonders durch Deutschland, angewiesen ist? Solche, die das japanische Volk des näheren kennen gelernt haben, sind der Ansicht, daß ohne diese ständige Belebung und Auffrischung durch die westlichen Länder die japanische Kultur rettungslos der Verdorrung anheimfallen würde. Man könnte nun einwenden, wenn den Japanern die Möglichkeit zur weiteren Ausbildung in Deutschland erschwert oder gar versagt sei, so empfange man sie in England und Frankreich mit offenen Armen. Aber der Japaner hat einen zu guten Instinkt dafür, in welchem Lande er das Beste sich aneignen kann. Nach eigenem japanischen Geständnis findet man in keinem anderen Lande Theorie und Praxis so schön gepaart wie in Deutschland.

In seiner Verblendung und Kurzsichtigkeit hat Japan diesen Kulturzusammenhang mit Deutschland unterbunden. Es wird den Schaden nur zu bald empfinden. In den ersten Jahren nach dem Kriege werden die Japaner von selbst unser Land meiden. In einigen Jahren nach dem Friedensschluß wird aber Japan die geistigen Fäden mit Deutschland wieder anzuknüpfen suchen, weil es dazu gezwungen ist. Dann gilt es Vorsicht für Deutschland gegenüber dem gelben Schelm, dem ewig lächelnden Komplimentenschneider.

Aus den technischen Hochschulen, aus den chemischen Laboratorien und besonders aus allen industriellen Anlagen sollten die Japaner im Interesse der Selbsterhaltung für immer verschwinden. Wie mancher Fabrikant glaubte, bei japanischen Bestellungen den liebenswürdigen japanischen Unterhändlern aus Gefälligkeit die gewünschte Einsicht in den Fabrikbetrieb gestatten zu müssen! Mit einer in Japan bald einsetzenden schmutzigen Konkurrenz mußte er seine Kurzsichtigkeit büßen. Japanischen Offizieren noch weiter Gelegenheit zu geben, in Deutschland ihre militärischen Studien zu betreiben, wäre Selbstmord. Wir sind in unserer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gutmütigkeit, emporstrebenden und lernbegierigen Völkern hilfreich unter die Arme zu greifen, schon zu weit gegangen. Mit der uns entlehnten Kriegskunst und mit Krupp'schen Geschützen werden die Japaner unsere Söhne in Kiau-tschou hinmorden.

Deutschlands gute Freunde vor hundert Jahren

(Zur Eröffnung des Wiener Kongresses)

Von Edgar Steiger (München)

Als am 4. November 1814 die erlauchten Herren Gesandten der europäischen Großmächte unter Metternichs Vorsitz in Wien zusammenkamen, um sich auf Bällen, Redouten, Paraden und Schlittenfahrten zu belustigen und nebenbei eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken, war Frankreich eigentlich ganz überflüssig. Denn seine Angelegenheiten waren bereits fünf Monate zuvor durch den ersten Pariser Frieden geregelt worden, und zwar hatten die Sieger dem Besiegten gegenüber dabei solche Großmut geübt, daß ihm die Grenzen von 1792 zugebilligt wurden. Ja, der russische Kaiser, der sich schon vor hundert Jahren als Wohltäter Frankreichs aufzuspielen beliebte, hatte ihm außerdem die Eroberungen der französischen Republik, Savoyen und einige Gebiete im Elsaß und in Belgien zu verschaffen gewußt.

Allein der geriebene Abbé Talleyrand, der nacheinander die Geschäfte der Revolution, des Kaiserreichs und der Bourbonen besorgt hatte, wäre unglücklich gewesen, hätte er bei der neuen Teilung der Erde nicht seine Hände mit im Spiele gehabt. Und so wußte er sich durch die Instruktionen vom 14. September in Wien Eingang zu verschaffen, in der menschenfreundlichen Absicht, in Deutschland die preußische und in Italien die österreichische Vorherrschaft mit allen Künsten der Diplomatie zu verhindern. Er setzte also, um Preußen zu ärgern, die Zulassung des Königs von Sachsen durch, der bereits von England, Oesterreich und Rußland preisgegeben war, hintertrieb dagegen das Erscheinen Murats, um die Bourbonen wieder in Italien einzuschmuggeln und so in der Maske des Legitimisten Metternich zu foppen. Vor allem aber gefiel er sich — wer erinnert sich dabei nicht an Herrn Grey und die Neutralen? — in der Rolle eines Beschützers der deutschen Kleinstaaten und verschaffte ihnen Sitz und Stimme bei der Beschlußfassung über die Bundesakte — natürlich nicht aus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem von ihm zur Schau getragenen Gerechtigkeitsgefühl, sondern lediglich, um Oesterreich und Preußen einige Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Das war aber ganz überflüssig; denn diese beiden Staaten standen sich so wie so feindlich genug gegenüber, und die deutsche und die polnische Frage, deren endgültige Regelung die Hauptaufgabe des Kongresses war, enthielten so viel Zündstoff, daß man jeden Augenblick mit einer Explosion rechnen mußte. Metternich wollte Oesterreich, unter Verzicht auf den Besitz in Süddeutschland und am Oberrhein, nach Osten und Süden hin abrunden und seinen Schwerpunkt nach Italien und an die Adria verlegen, aber zugleich Preußen, das sich in Norddeutschland auf Kosten Sachsens eine ähnliche Stellung zu erringen suchte, um jeden Preis daran hindern. Und in diesem löblichen Bestreben wurde er von dem anderen guten Freunde Deutschlands, dem hochmütigen England, das dem preußischen Befreiungskampfe von Ferne zugeschaut hatte und jetzt die Vertreibung Napoleons für sein eigenes Werk hielt, aufs eifrigste unterstützt. Der Hochtory Lord Castlereagh, eine diplomatische Null, hinter der als Einbläser Wellington stand, machte sich den Wunsch des hannöverschen Ministers Grafen Münster nach einem großen Welfenreiche an der Nordsee zu eigen und befürwortete zugleich den Metternichschen Plan, das Oranierreich der Niederlande, unbekümmert um Abstammung und Religion, durch Belgien und das linke Rheinufer zu vergrößern. Denn auf diese Weise konnte man für's erste mitten durch die preußischen Lande einen kräftigen Keil treiben und der Vormacht Preußens in Norddeutschland einen Riegel vorschieben; dann aber hatte so England, dessen König zugleich König von Hannover war, die beste Gelegenheit, beständig bei allen deutschen Streitigkeiten ein kräftig Wörtchen mitzureden und, was von jeher seine Lieblingsbeschäftigung war, im Trüben zu fischen.

Um aber allen bösen Schein zu meiden, stellte sich England in der polnischen Frage zuerst auf Seite Preußens. Umsomehr, als es durch die Drohung, daß ganz Sachsen und Polen bis an die Weichsel Preußen einverleibt werden sollten, Rußland kirre zu machen hoffte. Schon hatte man Oesterreich, das aus leichtbegreiflichen Gründen anfangs dagegen war, für dieses diplomatische Doppelspiel gewonnen, als der ebenso schlaue als fromme Zar Alexander, der ganz Polen als konstitutionelles Königreich durch die damals so beliebte Personalunion mit Rußland vereinigen wollte, den Engländern einen Strich durch die Rechnung machte. In einer persönlichen Zusammenkunft glückte es dem salbungsvollen Romanow, Friedrich Wilhelm III. dessen polnische Pläne auszureden und so das ganze, so fein eingefädelte diplomatische Gespinst zu zerreißen. Natürlich zog Oesterreich sofort seine Zustimmung zur Annexion Sachsens wieder zurück, und England, dem es ohnehin damit nie ernst gewesen war,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trat auf seine Seite. Preußen, das sich so von allen Seiten gefoppt sah, konnte nun nicht mehr klein beigeben. Es rüstete, um den Streit mit den Waffen auszufechten, und seine Gegner taten das gleiche. Ja, am 3. Januar 1815 wurde zwischen Oesterreich, England und Frankreich ein förmliches Bündnis gegen Preußen geschlossen und in Frankreich standen 130 000 Mann marschbereit gegen Berlin.

Da plötzlich lüftete sich der Vorhang, der die europäische Kinderstube in Wien von der übrigen Welt trennte, und zwischen den Falten erblickte man noch einmal den blassen Cäsarenkopf des Mannes, um dessetwillen sich die erlauchten Herren alle hieher bemüht hatten. Napoleon war in Toulon gelandet! Als Wellington am 7. März dem Kongreß diese Schreckensnachricht brachte, war aller Zank vergessen. Man beeilte sich, gegen „den Feind und Störer der Weltruhe, der sich außerhalb der Gesellschaft und Gesittung gestellt habe", die Acht auszusprechen, und war froh, die Armeen, die man bereit gestellt hatte, um sich gegenseitig zu zerfleischen, jetzt besser verwenden zu können. So hatte der große Wauwau Europas noch einmal seine Schuldigkeit getan: der Störefried war zum Friedensstifter geworden. Während in Belgien Wellingtons und Blüchers Heere dem gefürchteten Welteroberer entgegenzogen, sicherten die Herren am grünen Tisch in Wien schon am 25. März durch eine Konvention zwischen Oesterreich, England, Preußen und Rußland die Aufrechterhaltung des ersten Pariser Friedens und die Durchführung ihrer eigenen Beschlüsse. Und mit diesen selbst beeilten sie sich so, daß schon sechs Tage vor der Schlacht von Waterloo die Schlußakte unterzeichnet waren, mittels deren man die von Napoleon zerrissene Landkarte des alten Europa wieder mühselig zusammengeflickt hatte.

Aber fragt mich nur nicht, wie! Von dem Geiste der neuen Zeit, die mit der französischen Revolution angebrochen war, konnte man in diesem verstaubten Aktenbündel keinen Hauch verspüren; von den großen nationalen Gesichtspunkten, nach denen der rücksichtslose Welteroberer — man denke nur an Polen und Italien! — die Länder Europas auseinandergerissen und wieder zusammengestückelt hatte, konnte hier keine Rede sein. Im Gegenteil! Das einzige Bestreben der Herren war ja, das gute Alte, wie sie es nannten, wieder herzustellen und jedem Land und Ländchen seinen alten Herrn und jedem Herrn sein altes Land und Ländchen wiederzugeben. Und wo das nicht tunlich schien, weil der gesegnete Appetit der Großmächte seine Befriedigung verlangte, wurden die Völker und Länder ohne Rücksicht auf deren Abstammung, geographische und geschichtliche Zusammengehörigkeit, politische und religiöse Entwicklung bunt durcheinandergewürfelt, entzwei geschnitten oder zusammengeschweißt. Das demokratische Norwegen wurde mit dem aristokratischen Schweden ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

koppelt, das katholische Belgien mit dem protestantischen Holland verschmolzen, Polen von Rußland verschluckt, und halb Italien kam teils unmittelbar, teils in der Form eines bourbonischen Vasallenstaates, unter österreichische Herrschaft.

Am schlimmsten aber war Deutschland daran. Vergebens hatte Wilhelm von Humboldt versucht, nachdem an eine Wiederaufrichtung des alten Kaiserreichs doch nicht zu denken war, wenigstens eine straffe Bundesgewalt, eine feste Kriegsverfassung, ein Bundesgericht u. drgl. mehr durchzusetzen. Allein Oesterreich und die deutschen Kleinstaaten, in deren Namen ihr französischer Beschützer Talleyrand sprach, waren dagegen, und so kam die klägliche Mißgeburt des deutschen Bundes zu Stande, bei dessen Taufe wieder unsere guten Freunde im Ausland Pate standen. Die deutschen Untertanen mußten sich immer besinnen, welchem von den 39 Vaterländern sie jetzt angehörten, und der Bund war nur der Nachtwächter und, wie sich kurz darauf herausstellte, der Büttel und Gefängniswärter der Nation. Aber damit noch nicht genug des Elendes! Während Preußen und Oesterreich für alle Gebiete, die außerhalb der alten Reichsgrenzen lagen, vom Bunde völlig unabhängig waren, durften ausländische Souveräne, die zugleich deutsche Bundesfürsten waren, in alle deutschen Angelegenheiten hineinreden. So der König der Niederlande, der zugleich Großherzog von Luxemburg, so der König von Dänemark, der zugleich Herzog von Holstein und Lauenburg war, so vor allem der König von England, der zugleich die Krone Hannovers trug.

Alles in allem: in diesen Akten des Wiener Kongresses, die nach den jahrzehntelangen Kriegen der Welt den Frieden geben sollten, waren, dank der Kurzsichtigkeit der europäischen Diplomatie, alle Völkerkriege, Revolutionen und Bürgerkriege, die in den nächsten 70 Jahren Europa und Deutschland heimsuchen sollten, mit eingebunden. Das wollte freilich damals Niemand gelten lassen. Eine Ahnung davon aber dämmerte wenigstens den preußischen Heerführern Blücher und Gneisenau, die sich noch im selben Monat durch das diplomatische Kunstwerk, das die Herren in Wien fertiggestellt hatten, um den Preis ihrer Siege betrogen sahen. Und zwar wieder unter gütiger Mitwirkung Englands, das jetzt, als es sein Schäfchen im Trockenen hatte, sich zum Schirmherrn der Bourbonen aufwarf.

Warum auch nicht? Der Wiener Kongreß hatte ihm ein großes Kolonialreich eingebracht; es war jetzt rechtmäßiger Eigentümer der Antillen Tabago und Santa Lucia, ferner der afrikanischen Insel Mauritius, der holländischen Pflanzergebiete in Südafrika und vor allem des Kaps der guten Hoffnung. Eigentlich hätte es diese Ländereien, die es während der Napoleonischen Kriege eingesteckt hatte, nach den konservativen und legitimistischen Grundsätzen des Wiener Kongresses bei der neuen Ordnung der Dinge ihren alten Herren, den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franzosen und Holländern, zurückerstatten müssen. Allein England gab schon damals nichts heraus, was es einmal hatte, unbekümmert um etwaige moralische Bedenken anderer Leute.

Umgekehrt ging es ihm, wenn Andere etwas für sich wollten. Als daher Blücher und Gneisenau die Herausgabe des Elsaß und eines Teiles von Lothringen von Frankreich forderten, trat ihnen der getreue Verbündete Wellington, der bereits die Jammerpuppe Ludwig XVIII. in die Tuilerieen zurückgeführt hatte, schroff entgegen und ließ an der durch den Wiener Kongreß festgelegten Karte Europas nichts mehr ändern. Auch bekundeten er und sein frommer Bruder in Christo Zar Alexander, der mit echt Moskowitischer Geschmacklosigkeit die Vendôme-Säule nach Rußland geschleppt hatte, ein solches Feingefühl für gestohlene Gegenstände, daß die Bourbonen, außer der Viktoria des Brandenburger Tores, kein in Preußen geraubtes Kunstwerk herausgeben mußten. Ja, wie schon im ersten Pariser Frieden der großmütige Zar den Franzosen die Bezahlung der preußischen Rechnung über 169,785,859 Franken gnädigst erlassen hatte, so wurde jetzt durch Alexanders Vermittlung, die von Blücher auf 1000 Millionen festgesetzte Kriegskostenentschädigung auf 700 ermäßigt.

So dankten England und Frankreich ihrem Verbündeten vor hundert Jahren.

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

III.

Das war das kleine Westtor. Der Stuhl saust die Straße hinauf, schlängelt um schmale Ecken, muß stets mit einem Ende in einen der offenen Läden, damit er die Wendung bekommt. Krause Massen von wunderbaren aufreizenden Einzelheiten bleiben, kaum erblickt, hastig genommen zurück... Messing- und Zinnschmiede, gewebte Teppiche mit herrlich gestreckt fliegenden Reihern, Apotheken und Teeläden mit sonderbaren Gefäßen, Seidengeschäfte, buntes spielerisches Flitterwerk, Straßenmusikanten. Dso, dso! brüllt es immer wieder. Zur Antwort schallt uns wütendes Schimpfen nach. Einer bekommt ein Ende der Tragstange vor die Brust, taumelt an einen Ladentisch und bleibt zurück, ohne ein Wort zu sagen. Es beginnt zu regnen. Die vorübergehenden Männer ziehen ihre langen Röcke hoch. An den Sohlen ihrer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schuhe sitzen zwei handhohe Querhölzer. Frauen humpeln mit Schnürfüßen an den Hauswänden entlang und bleiben jeden Augenblick stehen, um eine Rikschah, eine Sänfte oder einen tragenden Kuli vorbeizulassen.

Auf einmal beendigen die Kulis ihren Lauf. Der Stuhl hält, geht hoch und saust plötzlich wie ein Ballon zur Erde. Aber er setzt sanft auf. Die Gardine wird übers Dach zurückgeschlagen. Der Stuhl neigt sich und ich schlüpf heraus. Gre und Schlehmil sind hinter mir schon gelandet. Wir sind in einer schönen Straße. Sie hat neue hohe Häuser. Ihre Fassaden sind manchmal wie goldene blühende Bäume, eine üppige, seltsame und reiche Schnitzwerkphantasie. Kleine farbige Menschlein, Könige und Götter, Weiber und Tiere sitzen in goldenem Strauchwerk wie Vögel. Wir gehen in das schönste Haus hinein. Es ist das Geschäft eines Silber- und Goldschmieds. Im Vorderraum stehen Glaskästen mit bemalten alten Holzfiguren in wunderlich gespreizten Stellungen. Wir werden mit Feierlichkeit begrüßt. Alle Angestellten verbeugen sich vielemale. Man bringt uns Tee. Unser Führer spricht mit dem Besitzer und der Goldschmied öffnet seine Läden und zeigt uns die Werke seiner Arbeit. Es sind Kannen für Tee, für Reiswein, Teebehälter, Becher, Dosen für Puder und Schminke und Kästchen für Tusche und Stempel. Die einen haben die östliche Blumenhaftigkeit von sonderlichen, ziervollen, naturalistischen Einzelheiten und die andern, die man von China am wenigsten in Europa kennt und die unserm Schönheitsgefühl zuerst am wärmsten sind, besitzen eine edel fremdartige oder ruhig abgerundete Einfachheit. Wir kennen sie nicht, weil uns die chinesische Kunst ja nur durch den Sammler übermittelt wurde. Dem Sammler verschwimmt aber rasch das Unterscheidungsvermögen zwischen schön und selten.

Wir kamen an diesem ersten Tag noch in den großen Seidenladen von Tei Ho Fong. Die Gestelle in dem tiefen, in mehrere Räume geteilten Haus lagen beladen mit Tausenden von kleinen Seidenrollen, aus denen lange Zettel mit chinesischen Zeichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hingen. Zahlreiche Männer standen vor und hinter den Tischen, kauften und verkauften. Der Chinese kauft selber für seine Frau ein. Man zeigte uns eine Stunde lang Seiden aus allen Teilen Chinas: Futschauseiden, die mit A-jour-Rändern eingewebte Blumen hatten, schwere Brokate aus Nanking, wilde Seiden des Eichelspinners, die fest und geschmeidig waren wie Rehleder und fließende Seidencrêpe aus Ssetschuan.

Als es dunkel wurde, schlossen alle Geschäfte. Um halb sieben waren die Gassen ohne Leben und ohne Licht. Die offenen Läden waren mit Bretterläden verschlossen. Unsere Sänften hasteten ungehindert durch die menschenleere Dunkelheit. Bei jeder lief jetzt ein Kuli mit, der eine große runde Papierlaterne dicht über dem Boden trug. Der Straßenschlamm leuchtete wie poliert in ihrem Licht. Wir wurden nach dem Tschin Dei gebracht. Das Tschin Dei war ein chinesisches Hotel. Emil Schlehmil wohnte dort. Es lag in der Gasse am Fluß außerhalb der Tore. Von der Gasse kamen wir gleich in einen großen Raum. Er war nicht sonderlich sauber. Kulis saßen bei einer Oellampe und spielten mit Karten. Sie tranken Tee dazu. Eine enge Stiege führte auf eine Gallerie in einem Hof. Um die Gallerie herum lagen die Hotelzimmer, kleine Verschläge, die von dem großen geschnitzten und mit farbigen Gläsern versehenen Himmelbett fast ganz gefüllt waren. Emil Schlehmil hatte die „Mandarinzimmer". Es waren in einem abgeschlossenen Flur vier ganz kleine Zimmer mit kreisrunden Türen. Emil Schlehmil wohnte nicht luxuriös. Er hatte zwei Stühle, eine Bambusbank und zwei Tische in einem, ein Bett und ein Waschgestell im andern Zimmer. Sein Kuli bewohnte den dritten Raum und hatte ein Bett, das viel schöner war, als das seines Herrn. Der vierte Raum mit einem Petrolöfchen stellte die Küche dar. Der nordchinesische Kuli kochte dort alle Mahlzeiten in zwei leeren Konservendosen. Emil Schlehmil zeigte uns die vielen kleinen und schönen Dinge, die er in den Kuriositätenläden der Stadt eingekauft hatte.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am nächsten Morgen gingen Gre und die goldblonde Frau dem Großvater Jen Ling Tan einen Glückwunschbesuch machen. Ein Haufen von jungen gepuderten und geschminkten Frauen warfen sich gleich über sie. Sie waren die Nebenfrauen des jungen Vaters. Sie rückten den beiden Besucherinnen hart zu Leib. Sie untersuchten genau, fragten, staunten und lachten. Dann wurde das Kind gebracht. Es steckte, ein zwergenhaftes Kerlchen von Fleisch und Leben, in schweren bestickten Seidengewändern. Ein Kleid war übers andere gezogen. Es war nur ein Ballen von Seide. Die Kleider hatten denselben Schnitt wie die Kleider der Großen. Auf dem Kopf saß zuerst ein kleines Käppchen, das durch eine runde Oeffnung den Flaum des Schädels zeigte und darüber eine lange Kappe, die tief über Schultern und Rücken reichte und mit Blumen bestickt war. Die Besucherinnen wurden mit Tee bewirtet und mit allerlei Arten von Figurengebäck entlassen. Die Wöchnerin hatten sie nicht gesehen.

* * *

Mittags war kühles Sonnenwetter. Wir gingen mit Emil Schlehmil gleich am Westtor auf die Stadtmauer. Soldaten standen am Aufgang und präsentierten. Die Mauer war breiter als die Gasse der Stadt. Sie endigte nach außen in Zinnen. Unter den Zinnen lief ein hoher schmaler Steinsteg. Er erweiterte sich manchmal und eine alte Kanone schaute dort ins Land hinaus. Meist lag die Kanone unten umgedreht im Gras. Die alten Wachehäuser waren am Verfallen. Auch die Mauer bröckelte, aber im Ganzen war sie noch fest und mächtig. Manchmal kamen erhaltene Bauwerke, ein Papierverbrennungsofen oder ein Torhaus, in dem ein Offizier wohnte. Wenn ein Tor kam, sahen wir hinab ins Leben, das die Stadt einatmete und auspulsierte. Leben und Arbeit strudelte drunten. Emsig krochen die Leutchen durch einander und sputeten sich und schrieen. Rikschas und Sänften durchbrachen ihren Zug.

Einen schmutzigen Gang hinab glitten wir in die Stadt hinein. Wir drehten um zahllose Ecken armer Gassen. Wir sollten zu einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gasse gehen, in der es viele Kuriositätenläden gab. Nach langem hin und her kamen wir hin. Die Gasse kroch wie eine Schlange durch die Stadt. In den kleinen offenen Läden leuchteten Kupfer und Zinn, Porzellan und Stickereien. Ein Laden war am andern. Einer war wie der andere. An einer Wand stand ein Gestell, auf dem die Vasen, Kessel, Krüge, Räuchergefäße versammelt waren. Ein schmaler Raum trennte das Gestell vom Ladentisch und der Raum für die Käufer ging ohne Verbindung von der Gasse hinein. Auf dem Ladentisch standen Glaskästen mit Nephritscheiben, Halsketten, geschnittenen Stempeln, Perlen, Väschen. Wir schauten alles gierig an. In der Gasse staute sich der Menschenverkehr. Emil Schlehmil ging hin und setzte den Neugierigen auseinander, daß es sich nicht schickte, fremde Käufer derart zu belästigen. Die Chinesen lachten zustimmend und gingen weiter. Aber andere ersetzten sie sofort. Es füllte den größten Teil unserer Zeit aus, daß Emil Schlehmil sein Stöckchen und die Vorwitzenden in Bewegung hielt. Selten widersetzte sich jemand seiner Nervosität.

Emil Schlehmil handelte mit den Verkäufern. „Was hast Du da?" fragte er. „Zeigs. Da ist ein Riß ..." Der Chinese hob beschwichtigend die Hand und sagte: „Maski." Maski ist ein nationales Wort in China und heißt einerlei. Aber es ist Psychologie, es ist fatale Kraft. Der dunkle Keim, den die überirdischen Mächte im Volk ewig lebendig halten. Maski! sagte ein Chinese im vergangenen Jahr in Schanghai, als ihn seine Freunde abhalten wollten, mit der Bombe, die das Stadttor aufsprengen sollte, selber loszugehen, sprang an die Tür und schlug die Bombe an ihr zum Platzen, daß sich in der Luft die Holzsplitter, die Eisenfetzen und das Blut des Chinesen mischten. Maski ist bös und gut. Eine andere Umschreibung für das Symbol des Jin Jang, jenes Zeichens der zwei in einander gebetteten Fötusse, das man oft auf Hauswänden sieht. Das Jin Jang ist das Männliche und Weibliche, das positive und negative Prinzip, aus dessen Zusammenwirken die Welt entstanden ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Verkäufer sagte also: maski. Da nahm Emil Schlehmil die Vase und klopfte sie dem Chinesen heftig an den Kopf. „Maski", sagst Du, „das ist nicht maski, Du wolltest mich betrügen, indem Du diesen Fehler verheimlichtest. Du dachtest, der Fremde ist ein Schaf, er sieht das nicht. Du glaubst, daß nur Ihr chinesische Tölpel die Gescheitheit hinter euern flachen Augen habt. Ich geb Dir 500 Käsch dafür." 500 Käsch waren etwa 75 Pfennig. Der Chinese lächelte und griff nach der Vase. Emil Schlehmil fuhr fort: „500 Käsch ist schon zuviel für eine halb zerbrochene Vase." Der Chinese zögerte ein wenig. Aengstlich sagte er: „Herr, lies unten. Ming-Dynastie!" Emil Schlehmil: „Das glaubst Du ja selbst nicht. So ein Ding und Ming-Dynastie. Das machen Eure Fälscher darunter. Die Vase ist ja nichts wert, mein Lieber. Da hast Du sie zurück."

Mit dem Chinesen konnte man kein Geschäft machen. Er blieb höflich und zuvorkommend. Aber sobald es an den Preis ging, wurde er widerspenstig und merkwürdig. Wir gingen weiter. Schlehmil stritt abwechselnd mit den Zuschauern, die sich bald in Scharen hinter uns herdrückten, bald mit den Verkäufern. Er wurde aufgeregt und unter seinen hellen Augen saßen rote Flecken. Gre geriet in Angst, die Chinesen möchten ihre Gutmütigkeit aufgeben und Schlehmils Nervosität mit einem Krach beendigen.

* * *

Wir nahmen einen Diener und seine Frau auf, die uns später auf unserer Reise nach Ssetschuan begleiten sollten. Er war ein kleiner Hankau-Chinese mit einem dicken Kopf voll stacheliger schwarzer Haare und war einer der wenigen Chinesen, die rote Backen hatten. Man fragt nicht nach dem Namen der Diener, die man anwirbt. Sie kommen, bleiben und gehen, sind tüchtig und ehrlich, wenn man sie in Zucht hält und betätigen auch im Dienst der Europäer den Handelsdrang, der ihrer Rasse innewohnt. Das nennt man dann „squeezen." Unser Boy sprach nur Rudimente des chinesischen Pidgin-Englisch. Wir waren zunächst gegenseitig etwas aufs Erraten angewiesen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber zugleich lernten wir chinesisch. Wir lernten nicht nach einem System, sondern sozusagen nach der Lebensforderung. Wir riefen den Boy. Es ist unmöglich, diese Sprache anders als durchs Ohr zu lernen. Das erste Wort, das kam, war: Seide. Wir hatten Bücher. Darin stand: Seide — se. „Seide heißt auf chinesisch: se, nicht wahr?" fragte ich den Boy. Er sagte: „Nein. 'Tze, heißt es." Wir wußten schon mehrere Wörter, die man se schrieb und die jedesmal etwas anders bedeuteten und natürlich jedesmal ein anderes Schriftzeichen hatten. „Se" hieß: Seide, ja, Löwe, Papier, schreiben, es hieß vier und zugleich zehn und bedeutete auch das Zeitwort sein. Also einige der im Umgang wichtigsten Begriffe deckten sich unter den zwei lateinischen Buchstaben s und e. Der Unterricht begann. Wir gingen der Reihe nach die verschiedenen Bedeutungen phonetisch durch. Ich zeigte dem Boy das Schriftzeichen. Er las es. Seinen Mund sahen wir die Töne bilden. „Sein" klang „se", schreiben tz', Papier tsssse mit vielen weichen s, vier hörte sich sehr weich an, es wurde in auffingender Modulation seö gesprochen und zehn tönte kurz sse. Seide war tze, Löwe tzö und ja wurde ssse gezischt. Nur die trainierteste Equilibristik der Stimmbänder bringt die Unterschiede heraus, die in einem andern Sinnkreis wieder nur aus der Stellung der Satzgefüge ihre Bedeutung gewinnen. Es gab Wörter, die siebzigerlei hießen, z. B. Tschuan. Nicht die Betonung, sondern die Intonierung war das akustische Gesetz der Sprache. Etwas Schwebendes trug sie, schwirrend wie eine Stimmgabel. Hörte man die Menschen sprechen, so stießen die Wörter sich in einem purzelnden Singen mit Ueberschlagungen der Stimme, mit tausend flüchtig verschlungenen Modulationen, mit raschem gurgelndem Ausatmen und unversehens heimlich zurückhaltenden Aspirationen aus der Kehle. Am ehesten war es dem wellenden Singsang des Jiddisch ähnlich.

Eines Tags wagten wir uns allein in die Stadt. Ich nahm meinen Kompaß mit. Wir gingen durch das Südtor hinein und ich dachte, ich finde die große Kuriositätengasse zurück. Dort hatte Schlehmil für mich auf eine schöne alte Mandarinkette aus 120

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haselnußdicken Mondsteinen und mit Behängen aus Nephrit und Korallen gefeilscht und ich hatte den Eindruck gehabt, als ob der Chinese nicht mit uns handeln wollte. Er hatte 80 Dollar verlangt. Wir hatten ihm 30 geboten. Aber er wollte die Kette nicht geben. Wir kamen durch's Südtor. Dann mußte man gleich hinter der Mauer abbiegen. Dort waren schmutzige Löcher, in denen Chinesen Lumpen auf einander klebten. Die Lumpen sahen aus, wie Brutstätten von furchtbaren Bazillen. Schuhsohlen wurden aus den auf einander geklebten Lappen gemacht.

Wir kamen um die Ecke zu dem Laden, vor dem die schönen derben blauen Tücher hingen. Sie waren mit Vögeln, Ornamenten, Menschen, Blumensträußen bedeckt. Die Muster wurden mit Kalk aufschabloniert, dann färbte man das Tuch und die kalkbedeckten Stellen blieben weiß. Es war eine derbere Art des Batik, kräftig und volkstümlich. In allen Gassen gab es Blaufärber, die diese Tücher machten.

Aber nach diesem Laden endigte die Gasse in einen unbekannten lebhaften Straßenzug, der nach rechts und links hinlief. Da stimmte es schon nicht mehr. Mit dem Kompaß in der Hand strichen wir kreuz und quer. Die Chinesen kamen auf uns zu und wollten sich den Kompaß anschauen. Sie lachten und gingen weiter mit uns. Wir hetzten bald einen ganzen Haufen Menschen durch Gassen, in denen wir bestimmt nie gewesen waren. Verkrätzte und verhungerte Hunde liefen mit, und Säue, vor deren Größe wir staunend zuerst erschracken, hoben sich aus dem Schmutz und stürmten grunzend quer vor uns über den Weg zu ihrer Brut, die in Rudeln mitten durch die Gassen sich Nahrung suchte und keines Kotes Feind war. In den offenen Häusern und Läden saßen Chinesinnen, an deren gewölbten frischen Brüsten mit kräftigem Lebenswillen die gesündesten und lieblichsten Kinder tranken. In einer Gasse stand ein taotistischer und ein buddistischer Mönch in friedfertigem Gespräch beisammen. Vornehme Chinesen wurden in Sänften durch die Gassen getragen und hielten kleine, schön geschnitzte Riechhölzer an ihre Nase. Große Läden mit getrockneten Fischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überstanken alle Gerüche und Fisch- und Gemüsehändler ließen die üppige Lebendigkeit des freien Landes in der grauen Gasse leuchten. (Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung der Zahl im Kriege

Von Walter Achilles Korn

Die Formen, die der jetzige Krieg annimmt, wachsen ins Riesenmäßige, wie die Streitermassen auch. Was sind schon frühere Kriege dagegen! So tritt uns denn bei der modernen Massenstrategie so recht augenfällig das Moment der Zahl entgegen. Sie ist es, die ein Fortspinnen bis zur äußersten Entscheidung ermöglicht. Je größer die Mittel, desto größer der Zweck. Und die Fernwirkung der Strategie steigert sich mit dem Umfang der Massen. Ihr Motor ist die Zahl. Letztere muß man indes richtig verstehen.

Vorgreifend sei an das alte Sprichwort „Viele Hunde sind des Hasen Tod", erinnert. Aber der feine Sinn, der vielfach in solcherlei Sprichworten liegt, spricht ausdrücklich vom Hasen, dem ja besondere Tapferkeit nicht zu eigen ist. Und falls zwei Strolche einen Wanderer überfallen, so wird er sich ihrer gewiß nicht leicht erwehren können; sind es ihrer gar drei, dann ist die Sache noch gefährlicher. Indessen ändert das Verhältnis sich sofort, wenn der Wandersmann ein ganzer Kerl ist und einen guten Revolver in der Tasche oder einen derben Knüppel in der Hand hat.

Nun wird derzeit viel Unsinn über die Zahl im Kriege verzapft. So war jüngst eine sorgfältige Berechnung der Bevölkerungszahlen Rußlands, Frankreichs, Englands und Belgiens in ihrer Gegenüberstellung zu der Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu lesen. Allein daraus können sichere Folgerungen im Hinblick auf den jetzigen Krieg nicht gezogen werden. Auch die sehr beliebte Zusammenrechnung der Stärke der Feldheere vermag nur Phantasiegebilde zu zeitigen. Denn niemand außer den höchsten Stellen kann wissen, wieviel der Kämpfer die deutschen und österreichischen Armeen zählen; erst recht weiß man dies nicht von unseren Feinden. Ja, sehr wahrscheinlich ist man selbst in den Generalstäben nur auf recht unsichere Schätzungen angewiesen. Natürlich liegt ohne weiteres klar da, daß wir gegen eine ganz erhebliche Ueberzahl zu kämpfen haben; aber das erscheint keineswegs ausschlaggebend, da den Lehren der Weltkriegsgeschichte zufolge der Glaube an die Zahl ein trügerischer Wahn ist. Freilich, die Größe der Heere, die zur Verwendung gelangen, stellt unzweifelhaft einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der wichtigsten Faktoren der Kraft dar; nichtsdestoweniger soll man ihre Bedeutung nicht etwa überschätzen, wie man sie hinwiederum auch nicht unterschätzen darf. Man muß, wie bereits berührt, die Zahl nur richtig verstehen. Sie ist lediglich ein Faktor unter vielen, die für die Entscheidung in Frage kommen. Die Ueberlegenheit der Führung, die höhere kriegerische Tüchtigkeit, der Volkscharakter und das Wehrsystem, die sittliche und physische Gesundheit des Menschenmaterials, die Ausbildung von Mann und Roß, Bewaffnung und Ausrüstung, Initiative, Gehorsam, das Vertrauen der Mannschaften zu ihren Führern, die Tüchtigkeit, Urteilsfähigkeit und der Heldenmut der Offiziere, Pflichteifer und Hingabe kommen ebenfalls in Betracht, nicht zu vergessen der kriegerische Geist, dieser feurige Sohn des Sieges, der selber wieder strahlende Siege erzeugt. Endlich darf nicht übersehen werden, daß die moralischen und geistigen Faktoren wichtiger als die numerischen sind, was allerdings nur innerhalb gewisser Grenzen ins Gewicht fällt.

General Clausewitz, der berühmte Begründer der heutigen Kriegstheorie, dessen Lehren noch heutzutage in der deutschen Armee gang und gäbe sind, sagt ausdrücklich: „Die Zahl für eine notwendige Bedingung des Sieges zu halten, würde ein völliges Mißverstehen unserer Entwicklung sein." Er vertritt außerdem die Meinung: „Wo das absolute Uebergewicht nicht zu erreichen übrig bleibt, man sich ein relatives auf dem entscheidenden Punkt verschaffen muß." So hängt dann der Erfolg durchaus nicht von der Gesamtzahl der Streiter ab; er wird vielmehr in der Hauptsache durch die Kunst des Feldherrn erzielt, eine Ueberlegenheit zu rechter Zeit und auf dem richtigen Punkt zu vereinigen. Dies ist sowohl für die strategischen wie auch für die taktischen Maßnahmen in Ansatz zu bringen. Es kann sehr wohl geboten sein, dem einen Heere nur schwächere Kräfte gegenüberzustellen, um das andere mit doppelter Wucht niederzuringen. Derart handelte beispielshalber Friedrich der Große bei Roßbach und Leuthen, in gleichem Geiste siegte gewissermaßen der geniale Lee in der Heldenschlacht bei Chancellorsville am 2. und 3. Mai 1863. Als König Friedrich 1757 den Franzosen in Thüringen gegenüberstand, ist ihm sehr wohl bewußt gewesen, daß seine Kräfte keineswegs ausreichten, um den Feind erfolgreich anzugreifen, falls dieser seine Massen in richtiger Art zu verwenden imstande war. Er wartete infolgedessen den Augenblick ab, der ihn in die Lage versetzen konnte, den Gegner anzufallen, ohne daß dessen Ueberlegenheit insonderheit ins Gewicht fiel. Als dann dieser Augenblick kam, benutzte er ihn blitzschnell, und damit war dieser Feind vorerst erledigt. Aehnlich verfuhr der große Hohenzoller bei Leuthen.

Der geniale Feldherr wird stets auf dem entscheidenden Punkt überlegene Kräfte zu vereinigen verstehen, selbst wenn er im großen und ganzen schwächer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als der Gegner ist. Das Genie meistert eben die Verhältnisse, es siegt sogar mit den unvollkommensten Mitteln, zwingt der menschlichen Natur enorme Leistungen ab, verfügt über eine geheimnisvolle Sehergabe, besitzt unerschütterliche Seelenfestigkeit in der Durchführung des Begonnenen, wird in den Augenblicken höchster Gefahr immer hellsehender, unterdrückt jede Seelenregung, die nicht zur Sache gehört, findet selbst in der verzweifeltsten Situation noch einen Ausweg, hat Freiheit des Geistes, des Urteils und der Entscheidung, ungeachtet plötzlich eintretender Ereignisse. Seine Kraft liegt in seinem Geist und Charakter. Ein scharfer Verstand und ein starker Charakter genügen aber noch nicht, ein Genie zu machen. Wellington hat beide Eigenschaften besessen, allein trotzdem ist er kein Genie gewesen. Ihm fehlte die schöpferische Phantasie, die sich aus dürftigen Anregungen das richtige Bild zu schaffen weiß. Alle großen Feldherren haben schöpferische Phantasie gehabt. Ihre Fähigkeit, sich vom Gegner ein vollkommenes Bild zu machen, war geradezu unheimlich. Ein Uebermaß von Phantasie ist freilich dem Feldherrn gefährlich. Das mußte der große Korse zu seinem Schaden erfahren. Er sah letzten Endes die Dinge nicht mehr so wie sie waren, sondern derart, wie sie ihm in den Kram paßten. Das namentlich hat dann alle seine Erfolge in das Nichts zurückgeworfen. Und die Phantasie ist auch eine launische Schöne, vor der man sich in acht nehmen soll.

Genug, eine geniale Heerführung braucht vor der Bedeutung der Zahl nicht zurückzubeben. Ist aber kein Genie vorhanden, dann erscheint die Sache allerdings bedenklich, falls der Feind eine große numerische Ueberlegenheit für sich hat.

Gegenstrenge

Je öfter und planmäßiger unsere Gegner zu Mitteln greifen, die bisher von einer ehrlichen, auf Kraft, Geschick und Organisation aufgebauten Kriegführung ausgeschlossen waren, desto berechtigter wird der Rückschluß, daß sie zur Einsicht kommen, ihr Ziel auf den Schlachtfeldern nicht erreichen zu können. Diese uns günstige Erwägung enthebt Deutschland jedoch nicht der ernsten Verpflichtung, gegen dieses System der Feinde Front zu machen, weil unzählige unschuldige, teilweise am Krieg ganz unbeteiligte Schutzbefohlene schwer darunter leiden. Und je bestimmter und ausgesprochener der Sieg sich auf unsere Seite neigt, um so lauter wird in unserer Mitte das Wort, daß wir es wirklich nicht nötig haben, uns derlei bieten zu lassen.

England treibt Seeräuberei in großem Styl, verletzt alle Seeverträge, verfolgt unsere Staatsangehörigen und unsern gesamten, außerhalb von Kontrebande fallenden Verkehr mit Neutralen, legt Beschlag auf Privateigentum und verhaftet alle friedlichen Deutschen auf britischem Boden.

Rußland setzt gar hohe Kopfprämien auf Ermordung von Armeeführern seiner Gegner außerhalb der Schlachtfelder aus. Frankreich, England und Rußland be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

handeln die Kriegsgefangenen nicht soldatisch, sondern wie Zuchthäusler, deportieren sie in klimatisch ungünstige Gegenden, ernähren sie nur ganz notdürftig und nehmen keine Rücksicht auf Kranke und Verwundete. Und nicht besser behandeln sie ihre Zivilgefangenen.

Dagegen werden die Kriegsgefangenen in Deutschland unbestritten militärisch einfach, aber zureichend verpflegt und versorgt, mit Rücksicht auf ihre ehrliche Uniform, wie Soldaten behandelt und die Zivilpersonen überhaupt, außer einer gewissen Kontrolle, unbehelligt gelassen.

Das geht wohl so nicht weiter. Humanität wird da zur Schwäche.

Räuber, Mörder und Unmenschen darf man nicht mit Rosenwasser bekämpfen wollen. Wir müssen endlich — so schwer es deutschen Menschlichkeitsbegriffen auch fallen mag — daran gehen, das verbrecherische System der Gegner mit seinen Waffen zu bekämpfen. Die deutschen Kreuzer haben diese Notwendigkeit schon teilweise erkannt. Gegen das Unrecht zu Land aber müßten nun — nach vorheriger Ankündigung und Fristsetzung — deutscherseits tatsächliche Repressalien ergriffen werden. Ihre Wirksamkeit kann ohne weiteres verbürgt werden. Unsere Waffenerfolge haben uns mindestens die zehnfache Ueberzahl an Geiseln und Gefangenen in die Hände gespielt. Wir haben also Macht und Möglichkeit, die menschliche Behandlung der in jenseitiger Gewalt gefallenen Opfer, im Handumdrehen zu erzwingen.

Ein energisches Ultimatum müßte genügen.

Darnach ruft jetzt die Gesamtheit des deutschen Volkes.

v. S.

Die Wahrheit ins Volk!

Die einfachen Leute tragen die Sorge um ihre Angehörigen im Felde mit bewundernswerter Seelenstärke. Nur eines erfüllt sie mit unsäglichem Grauen und schwächt ihre Widerstandskraft mehr als der Hunger es vermöchte: das Schicksal der Gefangenen. Der Gebildete, der unsere westlichen Feinde kennt, weiß, daß dort Grausamkeiten nicht die Regel bilden. Auch die amtlichen Mitteilungen bestätigen das indirekt. Aber die Volksphantasie spinnt die einzelnen Fälle aus, und das Entsetzen trübt den Verstand. In München erzählt man sich überall, daß in Augsburg bei einer Untersuchung in der Tasche eines gefangenen Franzosen zwanzig menschliche Augen gefunden wurden! Der Glaube an solchen Unsinn wird aber, und das ist das Unverantwortliche, noch durch manche Bemerkungen in der Presse unterstützt. Das Volk muß doch schließlich das glauben, was die Zeitungen schreiben, die fortgesetzt unsere Wahrheitsliebe gegenüber dem Lügengeist bei unseren Feinden hervorheben. An die Nachricht, daß zwei deutsche Gefangene zum Tode verurteilt wurden, weil sie im Besitz von Uhren gefunden wurden (indirekte Meldung der Frankfurter Zeitung aus Paris, 9. Oktober) knüpften die Münchener Neuesten Nachrichten vom 10. Oktober (Nr. 520) den Satz: „Welches Toben würde sich wohl in der französischen Presse erheben, wenn wir alle französischen Kriegsgefangenen, die eine Uhr besitzen, zum Tode verurteilen wollten?“ Das heißt klipp und klar: Die Franzosen verurteilen alle deutsche Kriegsgefangenen, die eine Uhr besitzen, zum Tode! Welche unsägliche Seelenangst kann eine solche Bemerkung verursachen! — Auch in ernsthaften Münchner Kreisen wird

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erzählt und geglaubt, daß allein in Münchner Lazaretten zwanzig Verwundete mit ausgestochenen Augen liegen! Die zuständige Stelle würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie durch eine aufklärende Bekanntmachung die unnötigen Befürchtungen derer mildern würde, die ihre Männer und Söhne mit Freuden hingeben fürs Vaterland!

Adolf Saager

Ein Zurückgebliebener

Man soll entweder „Ja" oder „Nein" sagen, aber nicht irrlichtelieren wie dieser Hamletino in Schnitzlers „jungen Medardus."

Was an dem Werke erfreut, ist ein bleichender alter Glanz. Man ahnt einen verschwindenden Ueberfluß, fühlt noch die Wehen einer Schmerzenswelt, eine milde, klare Luft und heimliche Wehmut, eine leidentsprungene Freude an Reizen und Güte gegen alles Lebendige, sieht, wie es einem Tiefblickenden schwer fällt, von großen Weltdingen Aufsehen zu machen, da sie doch nur vorübergehen, und hört eine eigene Musik. Ueber Allem ruht etwas Menschliches und Edles, das nur in Deutschland empfunden werden kann.

Aber diese dichterische Kraft sinkt im Feststellen seelischer Vorgänge, wägt nicht so genau wie einst, fürchtet sich, wählerisch zu sein, nimmt schwankende Begriffe wie „Tod", „Vaterland", „Held", „Gott" ungeprüft hin, scheut sich nicht vor Worten und wird unkritischer in der Betrachtung menschlicher Beziehungen.

Der Dichter ist in diesem Werke stark als Genrekünstler und stellt einen shakespearegewordenen, sehr zivilisierten Iffland dar. Klänge der Romantik schimmern durch. Im letzten Aufzug gemahnt eine Apologie an Schiller und Hebbel. Wenn Judith im Eintreten für eine allgemeine Sache an sich selber zu Grunde geht, ist man erschüttert. Auch der positive Tell bleibt nicht ohne Wirkung. Sie setzen sich selbst ein und sind Werte.

Aber dies Opfer des Medardus wirkt nicht, weil man die Größe Napoleons und die Schwäche dieses Jungen kennt, der gar nichts an Napoleons Stelle zu setzen vermag. Und da Schnitzler selbst ihn nicht ganz ernst nehmen kann, macht es den Eindruck, als wolle er ihm gewaltsam Sympathien verschaffen, indem er ihn aus schwacher Liebe umbringt.

Der junge Mann ist eine Altersblüte. Heutige blicken ihn ironisch an „Sentiments" sind wirklich krankhaft. Man muß „ja" oder „nein" sagen, aber nicht von jedem Unglück „zerschmettert" werden, sondern etwas aus ihm schaffen.

Kurt Kersten

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

1 *

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englands Verrat an Europa

Von Professor Dr. H. J. Losch (Stuttgart)

Von den etwa 450 Millionen Einwohnern des Erdteils Europa stehen mindestens 360, also 80% gegenseitig auf dem Kriegsfuß; rechnet man Japan, die englischen, die französischen, deutschen usw. Kolonien, sowie die Türkei noch hinzu, so erhält man weit über die Hälfte der etwa 1700 Millionen Menschen, welche Mitte 1914 den Erdball bewohnen.

Ob der Krieg der rivalisierenden Großmächte Europas eine Notwendigkeit war, ist heute eine müßige Frage, deren Beantwortung späteren Geschichtschreibern überlassen bleibt; vorläufig ist er eine unerbittliche Wirklichkeit.

Das erste, was uns entgegentritt, ist, daß im alten Europa nicht etwa nur Völker und Staaten des Weltteils Europa selbst miteinander kämpfen. Von Japan, das vorläufig nur auf dem asiatischen Kriegsschauplatz eingreift, abgesehen, sehen wir russisch-asiatische Mongolen, Turkos und Senegalneger aus Afrika, indische Gurkhas und Sikhs, auch amerikanische Kanadier (?) auf den Kriegsschauplätzen des alten Europa auftreten. Vertreter aller übrigen Weltteile werden also zur Entscheidung bei den Auseinandersetzungen der europäischen Kulturmächte herangezogen. „Europäische" Kultur, Zivilisation, Solidarität, europäische Gesamtinteressen oder gar — ideale gibt es nicht mehr. „Hat es nie gegeben", sagen die einen, „muß es wieder geben" oder „müssen geschaffen werden", sagen die andern.

Man kann einwenden, daß auch 1870/71 schon Afrikaner nach Europa als Kämpfer geführt worden sind; gewiß; aber jener Kampf war ein Zweikampf zwischen Frankreich und dem werden-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den deutschen Reich, ein, wenn auch großer, Lokalkrieg innerhalb der europäischen Zuschauermehrheit. Heute liegt Alles ganz anders; nicht nur ein europäischer, sondern ein wirklicher Erdkrieg spielt sich in der Hauptsache auf dem Boden des alten Erdteils ab.

Niemand kann behaupten, es handle sich bei diesem Krieg um einen Kampf der sogenannten demokratischen, oder republikanischen, freiheitlichen „Ideale" gegen die autokratischen, monarchischen, militaristisch-absolutistischen. Manche englische Zeitungen, auch Herr Roosevelt, scheinen dies der Welt vormachen zu wollen. Man könnte damit Erfolg haben, wenn das deutsche Reich gegen Frankreich, Belgien und England einen Angriffskrieg vom Zaune gebrochen hätte; ungefähr gerade das Gegenteil ist aber der Fall. Deutschland wollte ja gar nicht gegen Frankreich und Belgien mobil machen, sondern nur Rußland daran hindern, in die Auseinandersetzung zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien mit plumper Gewalt einzugreifen.

Die Wahrheit wird auf den Kopf gestellt, wenn die englische Presse und ihr nach leider auch gewisse Vertreter des Landes von George Washington so tun, als wäre Rußland ein demokratischer Kulturstaat und das deutsche Reich von einer unter autokratischer Militärdiktatur seufzenden Masse von Barbaren bewohnt. Diese mehr als böswillige Verdrehung der Tatsachen haben nicht einmal die deutschen Sozialdemokraten zugegeben, im Gegenteil haben gerade sie aus diesen Versuchen deutlich ersehen, in welcher Weise das deutsche Volk außerhalb Europas durch eine plutokratische Kabeldiktatur verleumdet werden konnte. Es liegt kein Kampf um irgend welche europäische Kulturziele vor, sondern lediglich ein durch vereinigte Sonderinteressen heraufbeschworener Krieg um Gewinnung und Erhaltung von Sondervorteilen.

Wie auch immer man die Sache ansehen mag, einerlei, ob das deutsche Reich mit Oesterreich-Ungarn oder der Dreiverband in diesem fürchterlichen Ringen obsiegen oder ob nach vollbrachter gegenseitiger Schwächung wieder irgend eine Art von „Gleich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewicht" in dem Erdteil Europa erreicht wird: die sogenannte „Hegemonie" Europas im alten, vergangenen Sinne ist ein für alle Mal dahin.

Der tiefere Grund dafür ist kein anderer als der, daß England klar und unzweideutig seine eigene Weltmacht gegen das ganze kontinentale Europa ausgespielt hat. Es hat sich von den höheren und gemeinsamen Interessen des europäischen Kontinents getrennt und hat sie nicht etwa nur durch sein Bündnis mit Japan gegen eine europäische Kulturmacht preisgegeben, es hat auch gerade seine immer vorgewendete „Aufgabe" der Friedenserhaltung im Interesse Europas im Vertrauen auf seine Seemacht und Seelage schamlos verleugnet und dazu noch alle überhaupt herbeiziehbaren Nichteuropäer dem unglücklichen europäischen Festland auf den Hals gehetzt. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß England scheinbar für Frankreich und Rußland oder gar für Belgien „streitet"; heute noch wie bei Kriegsbeginn und von altersher hofft es, daß Rußland und Frankreich von Deutschland und Oesterreich zerfleischt, diese aber gleichzeitig von jenen ebenfalls zerfleischt werden, um sodann, selbst möglichst intakt geblieben, dem todesmatten Europa den Frieden, d. h. die englischen Wünsche diktieren zu können.

Es ist eine Selbsttäuschung, wenn die neutral gebliebenen Staaten glauben, wirklich „neutral" sein zu können. Formell wohl; materiell aber sind sie alle mehr oder minder stark bereits mit erschüttert und in Mitleidenschaft gezogen, und sie werden es immer mehr werden. Das Neue, so außerordentlich Lehrreiche bei diesem europäischen Kontinentalkrieg ist gerade das, daß alle Staaten des europäischen Festlandes wirtschaftlich in Frage gestellt sind. Ihre geographische Lage bringt es unter den heutigen Verhältnissen schon mit sich, daß sie leiden und leiden werden, weil die völkerrechtswidrige Ausnützung der englischen Weltmacht zur See auch sie mittel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bar ungeheuer schädigt, vor allem durch die tatsächliche Nichtanerkennung aller für England nicht nützlichen Neutralitätsforderungen.

Man kann schon heute, ohne im geringsten sich einer unangebrachten „Prophetie" schuldig zu machen und ohne auf das „Politische" überhaupt einzugehen, sagen, daß das alte Europa aus diesem Kriege nicht mehr aufstehen wird. Ein „ausgepowertes" Europa wird sämtliche neutral gebliebenen Staaten des Weltteils, ganz einerlei, welche politische Verfassung sie haben, mit in die Tiefe ziehen. Ein ungeheurer wirtschaftlicher Rückschlag wird folgen. Wer wird ihm gewachsen sein?

Darauf kann heute schon nur etwa folgende Antwort gegeben werden.

Belgien und Serbien werden sich auch im Laufe einer ganzen Generation nicht erholen, und auch dann nur mit fremder Hilfe; ob solche ihnen überhaupt geboten werden kann, ist sehr zweifelhaft und wird immer unwahrscheinlicher, je länger der Krieg dauern wird. In der Schweiz und in Italien wird nicht nur das, was man „Fremdenindustrie" nennt, mehr oder minder vernichtet werden, wenn der Krieg auch nur bis zum nächsten Juni 1915 andauert, und er wird vermutlich bis dahin dauern, aus folgenden Gründen.

Das deutsche Reich verfügt über 67 Millionen Menschen, Oesterreich-Ungarn über 53, zusammen 120 Millionen. Beide europäischen, geographisch in sich geschlossenen Zentralmächte bilden in allen wichtigen Hauptsachen eine autarke, d. h. sich in sich selbst genügende Menschen-, Militär-, landwirtschaftlich wie industriell und verkehrsmäßig zusammenhängende Volkswirtschaftsgroßmacht. Das Ausharren gegen Osten ist für den einen, das gegen Westen für den anderen Teil schlechthin eine Lebensfrage. Je länger dieser unglückseligste und frivolste aller Kriege dauern wird, um so klarer wird dies vor allem jedem Deutschen, mag er Arbeiter oder Bauer, Stadt- oder Landbewohner heißen, werden. Unter den schwersten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und brennendsten Enttäuschungen über alle bisherige Gutmütigkeit ist das ganze deutsche Volk, der Kaiser voran, plötzlich wach geworden, es hat erkannt, daß es um Sein oder Nichtsein kämpft. Es wird diesen Riesenkampf bis zum Ende durchführen, weil es gar keine andere Wahl mehr hat. Es müßte und könnte diesen Kampf im äußersten Notfall sogar ohne die Flotte zu Ende führen, eben aus dem Grunde, weil es eine riesenhafte Kontinentalmacht ist, gegen welche die zwei Inseln im Nordwesten Europas trotz ihrer großen Flotte zu — klein geworden sind. Sie können aus fernern Weltteilen auf Schiffen Söldnerscharen heranführen, aber nicht Völkerschaften; eben diese Söldnerscharen aber prostituieren ganz Europa und werden lediglich den sogenannten furor teutonicus, welchen wir von Bismarck her kennen, noch mehr reizen und entflammen, so daß sie vorläufig nur für die Belgier und Franzosen, zu deren Waffengenossen sie erhöht worden sind, verhängnisvoll geworden sind. Im Grund sind diese Söldner die Totenboten des alten Europa.

Die klugen und charaktervollen „Europäer" in den neutralen Staaten müssen und werden sich selbst sagen, daß die Dinge so liegen und nicht anders. Sie werden vielleicht sogar tief innerlich ein wenig in ihrem europäischen Ehr- und Kulturbewußtsein angegriffen sein, obschon die Aeußerungen einer solchen Empfindung, wenigstens in der Presse, nicht zum Ausdruck gelangen aus Furcht vor Verletzung der „Neutralität" im bisherigen, jetzt veralteten „Stil."

Es könnte ja sonst den Anschein gewinnen, als ob es in dem alt- und hochkultivierten Weltteile Europa auch so etwas Anspruchsvolles und Unpassendes gäbe wie die sogenannte Monroe-Doctrin der „jungen" Amerikaner!

Vor etwa 100 Jahren hat ein deutscher Europäer, Seume, von dem Canadier gesprochen, der Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte; er hat sich geirrt; Europas Höflichkeit ist nicht „übertüncht" — sie ist echt. Denn als die Canadier den Engländern nicht nur Weizen und Speckseiten, sondern auch „echte" Canadier,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nämlich neben den Eingewanderten auch eingeborene Indianer zu senden versprachen, da haben unseres Wissens die neutralen Völker, Staaten und Zeitungen alle in echter „Höflichkeit" — geschwiegen. Schweigen ist Gold, Reden — Silber!

Wir aber können heute schon getrost die Frage aufwerfen: was wird geschehen, wenn einmal der durch diesen Krieg schon angerichtete und mit jedem Tag anwachsende ungeheuerliche Schaden des gemeinsamen Weltteils Europa überblickt werden kann? Was wird das deutsche Schicksal dann sein und was das neutrale?

Deutschland hat jetzt keine Zeit, um darüber nachzugrübeln; um so mehr aber das neutrale Europa.

Das Dorf in der Kriegszeit

Von Dekan Friedrich Holdermann

Wenn man die Leute im Dorf frägt, wo der Mann, der Sohn, der Bruder im Feld steht, dann sagen sie: „Vor Paris!" Oder: „Vor Antwerpen!" „Vor Belfort!" Es hat wenig Zweck ihnen auseinander zu setzen, daß die Vogesen, wo unsere badischen Regimenter nun schon so lange schwere Kämpfe haben, noch nicht in Belfort sind; daß nicht alle, die nach Belgien kommen, vor Antwerpen liegen und daß es von Reims nach Paris noch so weit ist wie von Basel nach Karlsruhe. Sie denken nun einmal in diesen Kollektivbegriffen. In diesen Namen klingt ihnen die große Hysterie. Es sind die leuchtenden Fahnen, die sie in aller Sorge und Unruhe daheim mit Stolz für die Ihrigen täglich aufstellen. Dort sind sie!

Am Anfang des Krieges, als noch keine neuen Namen populär geworden waren und wir hier im badischen Markgräflerland täglich die Kanonen von drüben aus dem Elsaß hörten und die Dörfer um die Feste Istein herum Weisung erhalten hatten, sich zur Räu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mung bereit zu halten, da sagten unsere Leute: „Der Haeseler wird's schon machen." In diesem Namen konzentrierte sich damals bei ihnen das Vertrauen auf die Führung. Für den Mann im Dorf war der Dreiundachtzigjährige nicht alt geworden. Man erwartete von ihm einen ganz besondern Schlag. Irgend eine Umzingelung der Feinde. Heute ist der Alte vergessen. Im Westen fehlt den Leuten noch ein kollektiver Name, in dem sich für sie alles Führertum verkörpert. Aber was im Osten geschieht, das heißt alles: Hindenburg.

Wie groß stellen sich die einfachen Leute zum Leid und wie stark sind sie im Tragen! Das sehe ich jetzt wieder. Man kann nur den größten Respekt davor haben. Wo die kirchliche Sitte noch Bestand hat, ist es auf dem Dorf Brauch, nach einem Todesfall den ersten Gang am Sonntag in die Kirche zu tun. Sie tun's auch jetzt, und wenn der Tod wie ein Blitz von draußen her gekommen ist. Das ist nicht nur Zwang der Sitte, das ist auch innerliches Bedürfnis nach Trost in der Gemeinschaft, die tragen hilft. Ein Bauer kommt kurz vor dem Gottesdienst zu mir. Sein Sohn ist bei Epinal gefallen. Vor einer halben Stunde hat er den Brief bekommen. Ein paar Worte des Hauptmanns mit herzlicher Anteilnahme an dem Verlust des offenbar sehr braven Soldaten. Der Bauer geht. Ich denke, heim, mit seinem Leid. Er verbeißt es, aber, ich weiß, er trägt schwer daran. Auf der Kanzel sehe ich ihn in der Kirche sitzen! Die Religion und — die Arbeit sind die beiden großen Mächte, die jetzt, wenn das Leid in die Häuser kommt, die Leute aufrecht halten. In einem Haus finden sie, als sie um die Mittagszeit vom Feld heimkommen, die Nachricht, daß der Mann der Tochter gefallen ist. Vor einem Vierteljahr haben die jungen Leute geheiratet. Sechs Jahre haben sie auf einander gewartet. Brave, tüchtige Menschen. Das Leid ist groß. Aber am Nachmittag gehen alle wieder an die Arbeit; sie fahren dort weiter, wo sie vor einer Stunde abgebrochen haben. Wie stark sind diese Menschen! In eine Arbeiterfamilie kommt ein Brief zurück. Es steht auf dem Umschlag nur ein Wort: Gefallen! Ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landwehrmann. Daheim drei Kinder, eine kränkliche Frau. Aber die Frau ist stark. Sie hofft. Sie trägt ihr schwarzes Kleid und hofft doch. Fünf Wochen nachher ist eine Karte gekommen. Von ihrem Mann! Er lebt in französischer Gefangenschaft.

Groß ist die Opferwilligkeit, und wieder bestätigt sich die alte Erfahrung, daß die Armen mehr geben als die Reichen. Nichts wird den Leuten zuviel. Da haben wir alljährlich eine Kirchenkollekte Ende September. Sie wurde größer als je zuvor. Und doch hatten wir die ganze Zeit über schon gesammelt. Eines Tages gab sich für mich die Möglichkeit, Liebesgaben mit einem Auto zu unseren Landwehrleuten, bei denen eine ganze Anzahl Gemeindeglieder stehen, hinüber ins Elsaß an die französische Grenze zu bringen. Die Gaben mußten von einem Tag zum andern gespendet werden. In ein paar Stunden haben mir die Frauen so viel ins Haus gebracht, daß ich über hundert Pakete mitnehmen konnte. Vielleicht ist noch größer als das Geben das persönliche Helfen und Sichhingeben. Viele Frauen tun jetzt auf dem Dorf auch die Männerarbeit. Für dieses stille, ganz selbstverständlich sich hinstellende Heldentum der Frau sollte es auch ein Eisernes Kreuz geben. Und wie stehen sie einander bei auf dem Dorf, da wo die Arbeit der Frau es allein nicht vermag! Die Felder werden leer und wieder bestellt. Es geht. Sie helfen einander.

Unsere Bauern hier pflanzen nicht alles, was sie brauchen. Alles Kleinbauern. Sie müssen noch Brot zukaufen. Aber sie werden die schwere Zeit und den Winter viel eher durchhalten als die Arbeiter in unseren Fabriken im Dorf. Die haben ordentlich verdient, aber das Geld geht ihnen viel leichter weg. Nun sind noch drei, vier Tage Arbeitszeit wöchentlich. Da gehts recht knapp her. Sie wissen, daß wir helfen. Ich weiß auch, daß sie Vertrauen haben. Aber die wenigsten werden sich helfen lassen, sofern's irgend geht. Durchhalten! Das ist auch ihr Ehrgefühl.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In unserem Landvolk nimmt die Religion jetzt wieder den Ehrenplatz ein. Auch in den Gegenden von mäßiger Kirchlichkeit. Es kam über Nacht. Vom Tag der Mobilmachung an waren die Kirchen überfüllt, wie an den höchsten Feiertagen und sind es immer noch. Jetzt sieht man wieder, wie unausschöpfbar für unsere Leute die Quellen sind, die in der Bibel und im Kirchenlied fließen. Die unvergänglichen Werte, die in der Religion liegen, kommen wieder hervor. Nicht nur der Religion an sich, sondern der organisierten Religion, der kirchlichen Gemeinschaft. Sie ist für unser Landvolk in dieser Kriegszeit von der allergrößten Bedeutung, unvergleichlich mehr als in der Großstadt. In ihr erleben die Menschen draußen weit mehr als in der Stadt die große Zeit als Gemeinschaft. Wenn der Pfarrer jetzt seine Sache einigermaßen versteht, ist er von allen Daheimgebliebenen der glücklichste Mensch. An Inanspruchnahme gleicht er jetzt dem Offizier im Feld. Davon, wie er es anfaßt, hängt jetzt für die evangelische Kirche sehr viel ab. Mehr als für die katholische. Dort ist die Kirche sakramentale Gnadenanstalt. Das macht die Sache weit einfacher. In der evangelischen Kirche ruht wesentlich die Wirkung auf dem Wert und der Persönlichkeit. Hoffentlich gibt es nicht viele Prediger, die den Krieg nur als Strafe für die Sünden des Volkes predigen. Das wäre ein Mittel, die Kirchen wieder leer zu predigen. Gewiß war Vieles in unserem Volk nicht gut. Aber wie recht hat Traub, wenn er neulich dazu sagte: „Aber wir sehen noch mehr. Es fiel uns selbst wie Schuppen von den Augen, daß in diesem unserem Volk sittliche, unverdorbene Kraft sitzt in einem Maß, wie wir es kaum zu hoffen gewagt. Das ist eine viel Bußprediger tief beschämende Tatsache.“ Wer jetzt in unser Volk wirklich hineinzusehen Gelegenheit hat, der wird das nur bestätigen. Unser Volk ist innerlich viel besser und gesünder als wir geglaubt haben. Darauf ruht letzterdings unser Glaube an seinen Sieg und seine Zukunft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

IV.

Bald schien unserer Erinnerung die Aehnlichkeit einer Ecke zielverheißend. Aber wir waren immer genarrt. Wir mußten weitab gekommen sein, denn als ich der Sicherheit halber das Südtor zurücksuchte, fanden wir es nicht mehr. Ich wußte nur, daß die Gasse der Händler zwischen Süd- und Osttor lag. Wir eilten lange Straßen hinab, in denen Haus an Haus die Schreiner ihre farbigen Möbel zimmerten. In anderen hämmerten und drehten die Kupfer- und Zinnschmiede und hatten die Gestelle voll eigenartiger Gefäße und Töpfe. Sonderbare und unbekannte Gewerbe wurden von Haus zu Haus betrieben: die Matratzenmacher mit ihren großen Zupfbogen, die Reisstampfer, die riesenhafte Holzkeulen traten, die Verfertiger der großen Kugellaternen aus dünnem Seidenbast, der mit roten Zeichen bemalt wurde, die Regenschirmmacher. Stickende Frauen und Mädchen saßen an den Häusern, tief über ihre kleine feine Arbeit gebeugt. Die großen Stickarbeiten wurden von Männern gemacht. Zwischen den Läden eiterten öffentliche Anstalten wie eine Pest. Kulis, die den fruchtbaren Inhalt in Holzeimern vor die Stadtmauer in die Gruben der Unternehmer brachten und Wasserträger liefen in schimpfenden Ketten schwankend an einander vorbei. Blinde Musikanten strebten durch die Menge, ihre Instrumente hingen wie tot in den Händen und warteten, daß sie klingen sollten, wenn ein musikbegieriges Haus sie zu sich lud. Die Blinden gingen mit gleichmäßigen Schritten mitten durchs Gewühl und schlugen von Weile zu Weile schrill auf eine Metallplatte, um für ihr Gebrechen den Straßenverkehr behutsam zu machen.

Einigemale kamen ältere Herren; sie spürten die nahende Kälte und waren in dick wattierte Mäntel eingehüllt. Der Kopf steckte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in einer Kaputze, die mit einem Umhang weit über Rücken und Schultern fiel. Aus der Kaputze sah das farblose Gesicht heraus, nicht viel mehr als zwei kreisrunde mondgroße Brillengläser auf einem Kürbis von Nase. Es war wie eine Schrulle. Es schien kühl und beleidigt erstaunt zu sein, daß es so etwas gab wie wir. Die dünnen Hände drückten sich fester um das Messingöfchen und die marsbewohnerhafte Erscheinung spazierte langsam weiter und schaute nicht mehr um. Es gab Chinesen mit mongolischen Nasen, kurz, breit, in die Höhe gequetscht und andere mit großen gebogenen, deren fremde Abstammung in der Bezeichnung weiterlebte, die die Chinesen für die Mohammedaner hatten. Sie nannten sie die Langnasigen. Im ganzen war die Verschiedenheit des Typs von europäischer Reichhaltigkeit und vom halbfertigen Gesicht des stupiden Mikronesiers bis zur edlen ausgereiften Ebenheit der klassischen Schönheit — hier eigenartig durch die flachen Augen modifiziert — gab es alle Zwischenstufen von dumm zu intelligent, häßlich zu schön. Aber die meisten dieser Hunanleute hatten kernige und etwas trotzige Gesichter scharfer Krieger des Mittelalters. Das schwarze Kopftuch war ein guter Rahmen für diese Züge.

Seitdem das Tragen des Zopfs Staatsverrat bedeutete, hatten die Barbiere, die überall in den Gassen arbeiteten und aus der Neuerung keinen Nachteil schöpfen wollten, die Haarmode in eine große Verwirrung gestürzt, in der die Mode des geschorenen Vorderkopfes und die des weich aufgebäumten und weich zurückfallenden, halblangen Haarwuchses der französischen Lyriker besonders heftig gegen einander stritten. Die „Gent“ und die Ladenschwengel, Boys und Schreiber zogen die letzte vor, die erste liebte der Kuli. Die älteren Herren gingen fast ausnahmslos glatt geschoren. Nie sah man mehr einen Zopf. Die Barbiere massierten auch. Darin waren sie sogar Spezialisten. Auch der Kuli läßt alle Arten von Massage an sich vollziehen. Wir sahen eine Frau, mit einer genial einfachen Einrichtung von zwei sich überschneidenden, mit zwei Fingern bewegten Zwirnschnüren Backen, Kinn und Stirn einer Freundin behandeln.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am beliebtesten aber war das Ohrenputzen. Jedermann fröhnte dieser Einrichtung wie einem unwiderstehlichen Laster und es muß sich zu einer Art heimlicher Perversität herausgebildet haben. Eine ganze Sammlung von Instrumenten diente dazu. Zum Beginn kam ein solides Holzlöffelchen, dem ein Metallstab folgte. Dann wurde die Behandlung mit kleinen Schaufeln an biegsamen Stäbchen fortgesetzt, ein feiner weichfedernder Bambushalm mit einer Perle, einer mit einem dünnen Messingring quirlten im Ohr herum. Wenn all die Kitzel zu leicht geworden, wurde mit einer feinen scharfen Metallspitze an einem nachgiebigen Messingreiß hier und dort ins Ohr gepickt. Der Behandelte versank auf dem Stuhl wie in selige Träume, drückte die Augen fest zu, schlug verloren die Beine weg und hundert Schauer zuckten durch all seine Züge. Abgeschlossen wurde die Behandlung dann mit einer Quaster aus Seidenbast an einem langen Hornstäbchen, das der Barbiet wonnig im Ohr herumdrehen ließ. Das Ohrenputzen war Volksleidenschaft.

Wir gerieten auf der Wanderung auf einmal aus dem Kreis der Menschen heraus, wo wir all das sahen. Schmale Schlüffe brachten uns in andere Gegenden, in ein Stadtviertel, das nur aus Mauern zu bestehen schien. Keine Gasse war mit der anderen verbunden. Alle taten so, als liefen sie ins Endlose hinaus und seien nur für sich da. Wir kamen nie an einen Platz, der Züge von Straßen in sich aufgefangen hätte. Alle Gassen waren mit Steinplatten gepflastert und ein Abfuhrkanal führte unter jeder Gasse. Aber es war kein Wasser darin, das den Schmutz weggespült hätte und es stank darunter herauf, wie von Aeckern im Frühjahr. Eine geschlossene Sänfte eilte hastig und heimlich durch eine der geheimnisvollen Mauergassen und drückte uns in der Enge an die Wand. Auf der Wand war die große Scheibe des Jin Jang aufgemalt. Die zwei im Kreis in einandergeschlungenen Zeichen waren rot und schwarz gemalt und rundum fügten sich die Balken der Urzeichen an einander.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Endlich öffnete sich eine etwas zurückliegende Tür in der Mauer. Auf ihren großen Holzflügeln standen in mächtiger Farbigkeit zwei riesenhafte bedrohende Spukgestalten — die Geister von Tsin Su Pao und Wo King Te, deren Wachsamkeit vor Jahrtausenden einem Kaiser das Leben erhalten hatte. Aber die Flügel waren fest zu wie in einer Erstarrung. Dann war die Mauer wieder kalt und eintönig, weiß und langweilig. Und was war vielleicht dahinter? Nie ist das so heftig Fremde, so aufregend Rätselhafte des Landes gleich ungestüm an die Phantasie gesprungen wie auf dieser ersten verirrten Wanderung durch die Gassen der unheimlichen Stadt.

Und immer hinter uns her strömte alles an Menschen, was unseren Weg traf und was gerade nichts zu tun hatte: Knaben und Kulis, alte bebrillte Lehrer und junge Verkäufer mit glatten schwarzen Frisuren. Sonst kribbelte die Stadt vor Fleiß wie ein Ameisenhaufen. Als es sich immer weiter wiederholte, daß uns Erinnerungen und Aehnlichkeiten täuschten und wir uns verloren in das Unbekannte der Stadt eingesponnen hatten — es ging in die vierte Stunde, daß wir so umher wanderten — da benutzten wir ein Radikalmittel. Wir gingen eine der geraden Geschäftsstraßen mit Hilfe des Kompasses nach Westen. Wir kommen so auf jeden Fall an die Stadtmauer, dachte ich und gehen zum nächsten Tor. Wir gelangten schließlich auch an die Mauer. Ein schmaler Schluff lief dort, angefüllt mit Gestänken. Dunkle Löcher öffneten sich aus ihm. Die plumpe Stadtmauer sperrte Licht und Luft ab. Wir sahen in den Löchern die armen Leute zu zehn und fünfzehn in einem Raum hausen. Sie kamen in die Tür und lachten uns zu. Wir hatten nun die Wahl nach dem Westtor oder dem Südtor zu gehen. Das konnten wir schon etwas primitiv auf chinesisch fragen: dsai na li da si mena? fragte ich und die Leute nickten mit dem Kopf, lachten und schienen glücklich uns zu zeigen, in welcher Richtung das große Westtor lag.

Ich hoffte, daß wir einen Aufgang auf die Mauer fänden. Aber sie waren alle versperrt und zugeschüttet. Nichts von dem Elend

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den Gerüchen der engen Gasse an der Mauer blieb uns erspart. Wir hasteten eine halbe Stunde lang durch sie dahin. Hier folgte niemand uns, außer einigen schmutzriechenden Hunden. Die Leute schienen wie benommen zu sein von dem Stumpfsinn, der Licht- und Luftlosigkeit in den Löchern ihres Lebens. Die Gasse war Schweinestall wie Abort. Wir waren erlöst, als die plumpe Gestalt des Toraufbaus in der begonnenen Dämmerung erschien.

Dann gingen wir ins nahe Tschin Dei und erzählten unsere Abenteuer. Emil Schlehmil gab Gre seinen Tragstuhl und sein Kuli ging einen andern für mich holen.

* * *

Tag für Tag durchzogen wir nun allein die Stadt. Durch solch eine Stadt zu gehen ist, wie sie durchpflügen. Man ist Pflug und Saat zugleich. Man gräbt sie auf und sät sich hinein in die an ihrer Fremdheit fruchtbare Stadt und wartet selig gequält wie ein Märztag, was aus dem geheimnisvollen Schoß aufsprießen mag. Neue Dinge kommen in Fluten und wenn wir etwas Bekanntes treffen: einen Brunnen, einen Hund Fo, einen Tuchweber, an den wir uns erinnern, so sind wir auf einmal stolz vertraut mit diesem rätselhaft und fremden Wirrwarr, in dem einige Hunderttausend Menschen wohnen, deren geringste Intellektäußerung uns so stark und unbekannt aufstachelt, wie die höchsten Dinge unserer Heimat.

Es wurde mir rasch eine Leidenschaft zu den Kuriositätenhändlern zu gehen und die ungesichteten Zusammenhäufungen zu durchwühlen. Wir konnten schon selbständig die Preise erfragen, handeln, kleine Bemerkungen machen. Der ganze Haufen der Neugierigen, der uns folgte, nahm den lebendigsten Anteil an allem, was wir taten. Sie fühlten unsere Kleider ab, Gres Schmuckstücke und, geborene Händler, wollten sie stets wissen, wieviel die fremden Dinge gekostet haben. Hau di! sagten sie dann und streckten den Daumen in die Höhe. Das heißt: es ist sehr schön. Wenn Frauen im Laden waren, wurde Gre bis auf ihre Intimitäten erforscht.

Die Leute in der Gasse, an den Laden gedrängt, waren nah am Platzen vor Neugier, was nun von den chinesischen Dingen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Interesse der Fremden erregen mochte. Wir handelten und bewunderten alles, was der Händler hatte. Das tat ihm wohl. Wir waren ihm sehr vertrauenerweckend. Es fiel mir auf, daß man uns für dieselben Gegenstände oft niedrigere Preise vorschlug, als wenn Schlehmil mit war. Wenn die Zuschauer genügend unsere Mäntel, Krawatten, Stock, Kniestiefel, die wir immer wegen des Schmutzes trugen, untersucht hatten, beteiligten sie sich auch am Handeln. Besonders Listige taten so, als ob sie uns zum Händler geführt hätten und stellten sich neben uns auf, als ob sie zu uns gehörten. Vielleicht fiel nachher eine Kommission für sie ab. Aber sie ließen sich gutmütig zurückweisen und schoben, lachend darüber entdeckt zu sein, ab.

Der Händler brachte stets zuerst die landesüblichen Vasen und bronzenen Räucherbecken und war zunächst etwas außer Fassung, wenn wir sie zurückschoben und andere weniger beliebte Dinge in die Hand nahmen. Das war für den Preis vorteilhaft. Er wurde sozusagen überrumpelt. Aber manchmal war es auch das Gegenteil. Unser Interesse gab dem Ding einen unerwarteten phantastischen Wert. Wir lachten dann, wenn der Chinese den fabelhaften Preis nannte. Auch die Masse unserer Neugierigen fand sich durch den hohen Preis ergötzt. Sie lachten im Chor mit und der Händler fragte hitzig und enttäuscht: Wieviel gibst du?

Wurde ein Kauf abgeschlossen, so entstand eine Bewegung unter unseren Zuschauern und ihr Handelsinstinkt sagte befriedigt: bravo!

Eines Tags fand ich den Laden mit der alten Mandarinkette aus Mondsteinen wieder. Der Händler schien sich nicht zu erinnern, daß wir vor 14 Tagen dreißig Dollar dafür geben wollten. Ich nahm sie in die Hand und fragte, wieviel er dafür haben möchte. Er antwortete etwas, das ich nicht verstand. Ich sagte ihm, die Kette sei sehr schön, ich gebe ihm zehn Djau dafür. Das waren 15 Mark. Er überlegte sich's ein Weilchen. Dann packte er sie in ein Papier und gab sie mir. Wir hatten zuhaus schon eine Lade voll alter Stickereien, Schnallen und Anhänger aus Nephrit, ziselierte Kupferdosen, einen achteckigen getriebenen Handofen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehrere Sätze aus Stein geschnittener Stempel mit Löwen... Schöne Bilder, wie ich sie so gern gehabt hätte, von dem dunkeln heftigen Impressionismus alter chinesischer Landschaftskünstler fanden wir nicht. Ueberhaupt sahen wir nur sehr selten alte Kunstwerke großen Stils. Die Händler hatten sie wohl. Aber sie wanderten bei den chinesischen Liebhabern umher. Die Chinesen glichen darin den Parisern, so wie ja auch die Art ihrer Kuriositätengassen vervettert war mit der Rue de Seine. Sie sammeln mit Leidenschaft Gegenstände ihrer heimatlichen Kunst und kennen sich gut in ihnen aus. Sie gehen selten in die Läden. Der Händler schickt die Dinge ins Haus, und der Chinese hat sie dort Monate lang, in denen er ununterbrochen um den Preis handelt.

Aber indem wir so der Leidenschaft für die Kunst fremder Phantasie folgten, kamen wir zugleich zu Menschen und Stadt. Wir machten oft lange Zickzackreisen, bis wir die Gassen der Händler fanden. Ganz sicher wurde die Kenntnis der Stadt nie. Die Stadt war zu willkürlich gebaut, zu abgehobelt in persönlichen Aeußerungen. Sie überschwemmte das Gelände mit keinem andern Willen als dem, von Augenblick zu Augenblick die bescheidene Notwendigkeit des gleichmäßigen Volks zu erfüllen. Auch die großen Inseln der reichen Häuser, die in den Gärten der langen Mauergassen lagen, waren unter sich gleich, die Tempel, die Gildenhäuser. Die Stadt war auch eine ins Große aufwuchtende Wiederholung der einfachen oder kunstvollen Dinge, die wir kauften und die eine fließende Gleichart in ihrem Prunk oder ihrer einfachen Stilgröße hatten. Die Stadt war ein Abbild ihrer Menschenmassen und sie spannte diese so in sich ein, wie das chinesische Leben und die chinesische Moral mit stählernem, gleichmäßigem Feststehen den vierten Teil aller Menschheit gebunden hielt. Das Skelett waren die Geschäftsstraßen, die kreuzweise zu den Himmelsrichtungen und den Toren liefen. Rundum, sie war gewachsen, wie das Bedürfnis es verlangte, ohne Bequemlichkeit und Schönheit kennen zu wollen. Die Funktionen der Stadt waren einfacher als die eines Bauerndorfs in der Heide.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueberrascht hielt uns plötzlich in dem Gedudel von Schlüffen und Gassen ein Toreingang an. Er war in aller Krausheit der Einfälle mit der naiven Buntheit der Phantasie, dem spielerischen, naturalistischen Erzählen seiner Darstellung von einer klassischen Sammlung. Er war glanzvoll ruhig und schmelzend. Er führte zu Anlagen von spärlich bewachsenen Gärten mit strengen Teichen und zu Häusern, die uns geheimnisvoll blieben. Tempel öffneten sich mit Höfen unerwartet in der Gasse. Vor ihnen hielt der Hund Fo Wache und machte ein ornamental bissiges, mythologisch spukhaftes Gesicht auf seinem Sockel. Die schönsten Tempel waren stets die rotgemalten Kungtse-Tempel. Tschangscha hatte nur zwei von ihnen. Sie waren die ersten Gebäude von großer Architektur, die wir in China gesehen hatten. Um große Höfe mit Wasserbecken liefen schmale Gebäude, in denen die Schüler des Kungtse standen und China groß und jung und doch in seinem Altertum hielten. In einem Hof erstand dann das Tempelhaus hoch über die andern Bauwerke der Anlage. Verknorrte alte Pinien starben zwischen den Fliesen des Hofs, hohe eiserne Oefen für Opferpapier in fremdlichen Formen standen, mit alten Schriftzeichen bedeckt, unter ihnen. Treppen mit steinernen Gallerien führten in das heilige rote Dunkel des Tempelraums. Der war um den purpur-goldenen Altar groß, streng und karg.

Aber außen wuchs um den Tempel die üppige Krausheit der in die Einzelheiten vernarrten Künstler die ausgeschwungenen Dächer hinan. Riesenhafte Drachen aus Porzellan krochen die Dachkanten hinauf und der höchste First war eine doppelmannshohe Gallerie von verschlungenen Blumen und Tieren.

Kungtse jedoch war nicht mehr im Tempel. Die Republik hatte seinen Geist entthront im Jahre 1913, sozusagen zum 1900. Jubiläum jener alten Bücherverbrennung, durch die der Kaiser Schi Hoang Ti im Jahre 213 v. J. den geschichtlichen Ueberlieferungen und Kungtse zu Leibe rückte. Soldaten in halb europäischen Uniformen gingen mit scharf geladenen Gewehren Wache in den Tempelhöfen und lungerten in allen Gebäuden herum. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Altäre und Götterbilder verfielen. Das alte China sollte mit ihnen zerbröckeln.

Aber einige Tempel dienten noch der naturfrommen Gläubigkeit der Einwohner. Sie waren im Innern nichts, als ein hohes verrußtes Dunkel. Die Götter schauten kaum heraus. Die Götter verzerrten sich plump, ein geschwärzter Spuk, glotzten mit aufgerissenen goldenen Froschaugen, bleckten Zähne wie Holzsägen, hoben Vogelbeine und zückten kurze Schwerter und drohten mit dunkel aufgereckten Bewegungen aus den Winkeln der verrußten Tiefen. Unten am Boden lagen die Betenden und warfen Hölzchen vor ein Götterbild und sahen aus der Art, wie sie fielen, die Geneigtheit des Geistes, den sie brauchten. Eine süße fremde Lilie, mit ihrer Seltsamkeit und ihrer mythischen Frömmigkeit voll Schmelz behangen, barg sich weißen Gesichts die heilige Frau Kuan Jin in die Dunkelheit, bereit für den Flehenden. Ihr Leib war mit einer leisen Verrenkung gebogen und verheißend gewölbt und ihr großes jasminweißes Gesicht umfaßte alle erregenden Geheimnisse der Schönheit fremdrassigen Frauentums. In schweren Bronzebecken brannten Kerzen und Papier, und ihr beunruhigtes Licht zuckte angstvoll und zaghaft wie blaßrote Fledermäuse über die dunklen Grausigkeiten. Rauch schwälte dicht auf und zog in die unbekannten Höhen des Gebälks.

Draußen im Hof des Tempels, wenn er zu einem Gildenhaus gehörte, stand das Theaterpavillon, ein Bauwerk von weltlich schweifender Arbeit. Auf hölzernen Säulen trug er goldene gewundene Drachen mit Kameelnasen, in den Paneelen saßen zierliche Schnitzereien aus der Geschichte und eine schwere Seidenstickerei hing als Soffite über die Bühne. Das Dach schwang sich in allen vier Kanten weit aus, war mit farbigen Glasuren, Vögeln und Menschlein bedeckt. Einmal sahen wir diesen Theaterpavillon voll merkwürdig schreitender Gestalten, die schrill im Diskant sangen. Lange, schwerbestickte Kleider hingen an ihnen. Sie verstummten, hoben die Beine wie Störche, feierlich und schritten dumm im Kreis hintereinander, vereinigten sich wieder, schrieen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sangen im Kehlkopf. Ein Alter warf sich den Bart wild über den Arm und durchfuchtelte die Luft mit Lanzenstößen. Eine Frau beugte sich weinend über ihre Arme. Eine andere Gestalt mit goldblutigen Gewändern und der Maske eines schwarzweißen, schweren und aufgebäumten Kopfes, kam über sie. Die große Raserei erfaßte diese Gestalt. Aber ihr Körper stand ruhig und nur ihre Hände warfen unverständlich den Zorn über die Frau und diese Hände klangen uns auf einmal entgegen, wie Worte großer Dichter, die voll von heimlichem Sinn bebten, der das Gefühl in die Unendlichkeit warf und es in das nimmerrastende Fluten aller Dinge zurückversenkte.

Während der Darstellung dieser historischen alten Stücke gingen Scharen von Alltagsleuten auf der Bühne herum. Die Musik, die mit Bronzedeckeln, Trommeln und kleinen schreienden Geigen arbeitete, saß in alltäglichen Kleidern im Hintergrund. Im Hof drängten sich Kulis, Weiber und Kinder zusammen, horchten zu und sprachen, rauchten in ihren messingenen Wasserpfeifen, sogen zwei Züge, bliesen die Asche heraus, stopften wieder, pusteten den Fidibus an und sogen ihre zwei Züge und reichten die Pfeife weiter. Es gingen auch Männer umher, die Pfeifen vermieteten. Die Zuschauer kauten Sonnenblumenkerne und spuckten dem, der vor ihm stand, die Schalen auf den Rücken. Die steinernen Tiere, die vor dem Tempel Wache hielten, Elephanten und Löwen, waren von kleinen Buben beritten. Als wir aber aus der Dunkelheit des Tempels hinaus in den Hof traten um zu photographieren, waren wir auf einmal für Darsteller und Zuschauer Bühne und Theaterstück.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die erwachte Türkei

Die Befriedigung über die Waffenbrüderschaft mit der jungen Türkei, in der viel deutsche Arbeit und deutsches Vorbild stecken, soll uns wahrlich nicht durch nachstehende Erwägungen vergällt werden. Auch die Wertung der erheblichen türkischen Kraft darf nicht davon berührt werden, wenn allzu überspannte und unerfüllbare Erwartungen, wie sie vielfach unsere Tagespresse unter dem Eindruck offener Parteinahme für unsere, von allen Seiten angegriffene Sache aufstellt, nüchtern und objektiv auf ihre tatsächliche, praktische Bedeutung im großen Völkerkrieg, zurückgeführt werden. Der Türkei, deren Schlagbereitschaft von Rußland leichtsinnig herausgefordert wurde, fallen in diesem Krieg gewaltige und schwierige Aufgaben zu, die sie nur erfolgreich lösen kann, wenn die volle Ueberzeugung im islamitischen Türkentum Gemeingut wird, daß der Waffengang türkischen Interessen dient. Die europäisch denkende, jungtürkische Minderheit mag immerhin ihre politische Anschauung dahin orientieren, daß schon mit der Schwächung der erbittertsten Gegner der Türkei, Rußland und England, durch Anschluß an die deutsche Sache, mittelbar ein türkischer Zukunftsvorteil erreicht werden kann. Die Eigenart des mohammedanischen Soldaten fordert, daß er ein unmittelbares, türkisches Ziel vor Augen habe. Nur dann treten seine vorzüglichen, militärischen Qualitäten in volle Geltung. Auch restlos Erreichbares muß nur von ihm verlangt werden. Sonst stellt sich jener sonderbare Zustand bei ihm ein, wie ihn von der Goltz treffend gekennzeichnet hat, als türkische Soldaten im letzten Balkankrieg, plötzlich ohne feindliche Notwendigkeit nachließen, indem sie sich fatalistisch vorsagten: „Das kann ich nicht, das will also Allah nicht von mir" — und mit einem Mal versagten.

Die erste Aufgabe der Türkei, die Sicherung der Hauptstadt, der Metropole der islamitischen Unabhängigkeit, des vielbegehrten Konstantinopels und der verbundenen Meerengen, eine Aufgabe, die starker Seeoffensive gegen Rußland bedarf, um einen länger dauernden Schutz auf der Schwarzenmeerseite zu schaffen und geschickte Defensivmaßregeln gegen englisch-französische Angriffe fordert, enthält diese Vorbedingung rein-türkischer Interessen, die sich nun auch mit den deutsch-österreichischen vollständig decken. Erst wenn es der nach deutschem Vorbild frisch gewagten Seeoffensive gelungen ist, die russische Flotte niederzuringen und die Defensivsperre die Dardanellen unpassierbar zu erhalten vermag die Türkei an ihre weiteren Aufgaben zu gehen. Die kleinasiatische Küste nach Möglichkeit zu schützen, Einbrüche in den russischen Kaukasus zu unternehmen, wo die mohammedanische Bevölkerung aufstandsbereit ist, wichtige Nachschublinien der Russen zu unterbinden und endlich — als Krönung einer rein türkischen Interessenaktion, die aber wieder auch eine eminente Rückwirkung auf unsere Bekämpfung Englands erzielen könnte, mit aktiver Hilfe der Araber, Aegypten und den Suezkanal anzugreifen.

Der Panislawismus, dessen Deckung nicht zu unterschätzen wäre, die religiöse, islamitische Bewegung, die eine gegen Rußland, Frankreich und vornehmlich gegen England gerichtete,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fürchterliche Waffe sein könnte, werden jedoch voraussichtlich in der Zeitdauer des europäischen Krieges kaum mehr zum Zug kommen. Als alter Kenner des Orients weiß ich — daß auch im Zeitalter der rascheren Uebermittlung von Agitation — sich die Einwirkung der islamitischen Propaganda, nur durch persönliche, mündliche Unmittelbarkeit möglich erweist. Bis sich die Bewegung aber in greifbare Taten umsetzen könnte, müssen unsere Waffen im Osten und Westen längst, die letzten Entscheidungen gebracht haben. Nur auf spätere Folgewirkungen in den Kolonien unserer Gegner ist diesfalls zu hoffen. Der Ruf, daß mit der Türkei der ganze Islam aufstehe, darf daher nicht mißverstanden werden.

Wir wollen nur mit klaren, erreichbaren und bestimmten Werten rechnen. Und die Türkei bietet auch solche ...

v. S.

Vallona und Saseno

Der einst berühmte Hafen des antiken Dyrrachium (Durazzo) ist im Mittelalter so gründlich versandet, daß die Dampfer zweitausend Meter und mehr vom Strand entfernt ihre lebende und tote Fracht ausladen müssen. Dagegen besitzt das acht Stunden Seefahrt südlich gelegene Toskenland in der herrlichen Bucht von Vallona (dem antiken Apollonia) einen natürlichen Hafen von 14 Kilometer Länge und 13 Kilometer Breite, dessen nördliche Rhede noch einmal 10 Kilometer lang und breit ist, tief, geräumig und allzeit sicher, um der gesamten Kriegsflotte Italiens Zuflucht zu gewähren. Von dem 40 Seemeilen entfernten Otranto führt ein anno 1859 vom bourbonischen Regiment in Neapel gelegtes Kabel zum alten von der Republik Venedig erbauten Kastell inmitten eines Olivenhaines, das im Jahr 1887 von der Firma Pirelli in Mailand gründlich erneut und als Staatstelegraph in Stand gesetzt worden ist. Im Jahre 1900 errichtete das Königreich Italien in dem vom Malariafieber aus der sumpfigen Lagune am Nordrand der Bucht heimgesuchten Vallona ein Vizekonsulat. Fünf Sommermonate lang verlebte der arme in das kleine Nest verschlagene Beamte im schattigen Berat und restliche sieben in unaufhörlicher Ausflügen nach Bari und Brindisi, Tarent und Prevesa, Patras, Athen und Skutari. Aber sein Amt in Vallona bedeutete Italiens Aspiration auf den prachtvollen Hafen, ein Ziel, das vom Wiener Ballhaus geflissentlich durch Anlage einer K. K. österreichischen Schule und eines römisch-katholischen Pfarramtes durchkreuzt wurde. Alle Ländereien im weiten Umkreis jenes Städtleins gehören der eingeborenen Familie Vlor mit einem erstaunlichen Jagdreichtum an Wildschweinen und Hasen, Birkhühnern und Wachteln. Auch der Langbein Storch ist zahlreich vertreten und bekennt sich zum mohammedanischen Glauben; denn er baut niemals sein Nest auf ein christliches Haus. Von diesem Hafen aus versucht jetzt das neutrale Italien die ökonomische und kommerzielle Durchdringung Südalbaniens bis Monastir und Saloniki, während sein bisheriger Wettbewerber Oesterreich alle seine Kräfte auf den Schlachtfeldern Galiziens einsetzen muß. Am 25. Oktober hat Italien zur unentgeltlichen Heilung der Kranken in Vallona ein Spital gegründet, Aerzte und Krankenwärter, Apotheker und Arzneimittel samt einem Dutzend Betten und der Ausrüstung eines medizinischen Studierzimmers ausgeschifft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Akt humanitärer Fürsorge nichts weiter; der Arzt als Wohltäter und Kulturträger in einem wilden Land. Acht Seemeilen von dem Städtchen Vallona erhebt sich als drohende Schildwache des Hafens die Insel Saseno. Fünf Tage nach Gründung des Hospitals ergriff die italienische Kriegsflotte des Contreadmirals Patris von diesem vorgelagerten, kahlen und baumlosen Eiland von 9 Kilometern Umfang, feierlich Besitz. Der nördliche Berggipfel der Insel Saseno ragt 331 Meter über dem Meer empor. Hier hißte eine Kompagnie Marineinfanterie die italienische Flagge und brachte eine Batterie Gebirgsgeschütze in Stellung, welche feindliche Schiffe am Auffischen der Seeminen in der nördlichen Hafenmündung hindern sollen. Die südliche Einfahrt zur Bucht aber wird von zwei Batterien 150 mm Positionskanonen neben dem Leuchtturm und von einer Garnison von zweihundert Marine-Soldaten bewacht. Damit ist der Schlüssel zum adriatischen Meer in Italiens Hand. Gestützt auf die Triangel: Saseno—Otranto—Taranto kann die italienische Kriegsmarine ihre „Mare Venetianum" wie die Adria auf den ältesten Schifferkarten der Serenissima Respublica Sancti Marci genannt wird — hermetisch absperren sowohl für die Schiffe, welche aus dem jonischen Meere nordwärts fahren, wie auch für alle aus Triest und Pola kommenden Schiffe, die zur Straße von Gibraltar, Suez oder Konstantinopel steuern wollen.

Dr. Franz Lipp

Englischer Kuchen

Er ist wieder da, der Teufelskerl, der den Krieg, wenn er nicht von selbst gekommen wäre, eigens für sich erfunden hätte: der englische Kriegskorrespondent. Begeisterungstrunken, soweit dieser Ausdruck das amphibische Albionsblut nur treffen kann, tunken Ladies und Gentlemen ihre schwimmenden Augen tief in die Spalten hinein, in deren Grunde seine Taten unabsehbar wimmeln. Sie beweinen sich selbst in ihm, und sie wissen nicht, welche von ihren Eigenschaften ihnen die dickere Rührungsträne entlockt. Seine echt englische Tapferkeit, oder die kindlich unbefangene Sachlichkeit, mit der er von seinem Heldentum berichtet, von dem er selbst nichts zu ahnen scheint.

Ihr müßt wissen, auf seinen eigentlichen Beruf ist er zuletzt bedacht. Er ist gar kein Journalist. Er ist, wie jeder Engländer, in erster Linie Mensch. Seine Teilnahme an den Schrecken des Krieges geht ihm, wie seinen Lesern, allem voran. Er ist nicht draußen, um zu lungern, er arbeitet, wie jeder Engländer. Und er berichtet davon nur nebenbei, weils von ihm verlangt wird. Weil das empfindsamste Publikum von der Welt ein Recht darauf hat, sich in der Schönheit des menschlichen Mitgefühls (humanity) zu berauschen. Wenn eine gewisse Häufung der Schrecknisse unsere nüchternen Zweifel erwecken wollte, so dürfen wir nicht vergessen, daß ein Mitgefühl von der gigantischen Größe des englischen auch einer angemessenen Größe der Portionen zu seiner Nahrung bedarf. Schließlich ist es nur die vollkommene Unterordnung seiner eigenen Persönlichkeit, die uns zuweilen vergessen macht, daß wir die Erlebnisse eines Einzelnen vor uns haben. So ein guter, ehrlicher Junge ist er.

Sein Stil allein kennzeichnet ihn schon. Er ist von einer trockenen Sachlichkeit, die angesichts der ungeheuerlichen Geschehnisse auf alle Schilderung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Eindrücken verzichtet. Er läßt die Tatsachen reden. In eilender Flucht, automatisch, reiht er sie aneinander, in sechsspaltigen Telegrammen, deren Abfassung gar nicht möglich ist als im Augenblick des Geschehens, gleichsam von der Wahrheit selber diktiert. Denn er weiß, und das macht ihn bescheiden, es gibt keine größere Dichterin als die Wirklichkeit.

Plötzlich rasen wir mit ihm über das granatendurchlöcherte Sieb dahin, das vor Minuten noch eine musterhaft gepflegte Landstraße war (armes, kleines Belgien!) und können nur durch 200 km Stundengeschwindigkeit dem Schicksal entgehen, samt unserem Auto hindurchzufallen. Was er will? Verwundete retten, natürlich. Was sonst? Kein Wort verloren! Wir ahnen nur, daß er mehrere Begleiter hat, denn er spricht als „wir", vielleicht auch führt er einen ganzen Zug von Autos an. Wir werden sehen. Wer hätte jetzt Zeit? Vorwärts! Ah, da schlug etwas ein. Hart rechts, hart links, oben, unten, hinten, vorn ... der Granatenhagel! Gefahr? Er weiß es nicht, steht nicht in Englands Wörterbuch. Wir lächeln nur mit ihm. Nur vorwärts, auf die kommende Stadt zu, von der die weißglühenden Steine wie Strohfunken in den schlohgelben Rauch emporstieben. (Die lesende Lady in London hält hier seufzend inne und lispelt: jetzt denkt er an Gott!) Er sieht dunkel bewegte Reihen Kämpfender. Ich glaube, wir sind in der Feuerlinie, schreibt er unbefangen. Ein köstlicher Bursch. Lovely. Aber weiter, weiter! Nur in die Stadt! Zum drittenmale stürzt sie in sich selbst zusammen, stiebt auf, kreischt, kracht und heult, aber der Granatenhagel verdichtet sich nur. Die erbitterte Wut des Feindes scheint sich selbst, ihr eigenes Werk mit immer neuen Granaten totschlagen zu wollen, aus Freude an der Hölle. Und dort mittenhinein fährt — Er! Seelenruhig, mit verminderter Geschwindigkeit, der Hindernisse halber. Schon unterwegs hatte er etliche zerschmetterte Munitionskolonnen nebst Menschenfetzen und Pferderagouts zu beseitigen.

Doch lassen wir ihn selbst reden. Da ist Mr. Hibbs vom Daily Chronicle. (Der deutsche Journalist muß die Kerls schon um ihre prächtigen Namen beneiden). „Ganz in der Nähe standen zwei belgische Batterien, die den Feind beschossen. Von den Laufgräben knatterten die Gewehrsalven: wir waren im gegenseitigen Feuer und über unsern Köpfen pfiffen die belgischen und deutschen Granaten. Die Geschosse des Feindes fielen nicht weit vor uns nieder, explodierten und zerrissen das Feld oder sie gruben sich tief in die Erde ein und ließen ganz gewaltige Löcher zurück." Am stillen Schreibtisch könnte er es nicht ruhiger schildern. Der Gedanke, getroffen werden zu können, dämmert ihm nicht einmal auf. Oder nur nebenbei. „An allen Seiten krepierten die Geschosse und die Schrapnells zerstäubten vor und hinter uns die Erde. Wie durch ein Wunder kamen wir durch diesen Eisen- und Blutregen." Das Blut wird gleich mit von oben herab geliefert. Nun ist er drin, in Dixmuiden. „Alle Zugänge zu dem freien Platz vor dem Rathause waren durch die eingestürzten Häuser, umgefallenen Mauern und durch brennendes Gebälk versperrt. Aber vorwärts mußten wir um jeden Preis. Und es gelang." Und es gelang. Ist das nicht reizend? Ein lautes Bravo! löst sich in der Brust des Lesers aus. Das ist das journalistische Wunder. Die Rosine im Kuchen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In dem Augenblick, da es „gelang", stürzt das Rathaus unter einer neuen Bombe zusammen. Es scheint nur sein Bleistift Notiz davon zu nehmen. „Vor dem Haupteingang machten wir Halt. Als wir ausgestiegen waren, zündete ich mir eine Zigarette an und bemerkte, daß meine Begleiter dasselbe taten. Es war das unbewußte Verlangen nach einem stimulierenden Mittel." Die Zigarette als Stimulans im Granatenhagel, inmitten der Flammenglut der brennenden Stadt lovely boy! Die zweite Rosine.

Je kritischer die Lage (nach deutschen Begriffen), umso einfacher wird die Schilderung. „Wir gingen die breite Freitreppe hinauf und fingen an, die Verwundeten aus dem brennenden Gebäude, das jeden Augenblick einzustürzen drohte, herauszutragen." Diese Häuser haben die Eigenschaft, mehreremale einzustürzen. Es folgt ein anspruchsloser Satz über die Bergung noch weiterer Verwundeten, worauf atembeklemmend die schlichte Wendung, wenn auch fettgedruckt als Ueberschrift erscheint: Werden wir lebend zurückgelangen? In der lesenden Lady rufen tausend Stimmen: Ja! Ja! Sie weiß es. Es ist ja nur die dritte Rosine. Feststehende Technik.

Es kommt nun, gleichsam der vierte Akt, die noch einmal retadierte dramatische Lösung. Die abgeprallte Schrapnellkugel, noch warm als Andenken aufgehoben, ist nur eine Korinthe. Dann aber, auf der Rückfahrt, da kommt es. Mann über Bord! „Wir machten auf einmal die schmerzliche Entdeckung, daß Leutnant Broqueville fehlte ... Niemand wußte, wo er geblieben war. Erschreckt sahen wir einander an, es gab nichts anderes, als zurück in das Flammenmeer." Die Retter können aber nur noch in die äußersten Straßen eindringen. Solche Retter sogar! Da kann man sich von dem Höllenaufruhr einen Begriff machen. Und sie warten eine volle Stunde! Müssen nicht selbst diese Männer schließlich „mit der traurigen Gewißheit, daß er den Tod gefunden haben mußte" zurückfahren? Welche Hauptrosine! „Tief ergriffen fuhren wir zurück. Das Abendessen war für uns bereit, aber niemand konnte auch nur einen Bissen über die Lippen bringen. (Engländer!!) Während wir traurig und niedergeschlagen herumstanden, hörten wir Lady Fielding ausrufen: Aber dort kommt er ja! Und als wir uns umwandten, kam uns Broqueville lächelnd entgegen. Er war, nachdem wir ohne ihn abgefahren waren, noch mehrere Stunden dortgeblieben ... Eine schützende Macht hatte sein Werk mit Erfolg gekrönt." Vergleiche oben. Und es gelang.

Ob wir nicht doch gut täten, England um schleunigen Frieden zu bitten? Auf seiner Seite kämpft das Wunder!

H. Gottschalk

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

1 *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Arbeiter und der Krieg

Von August Winnig, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft

Die Reichstagssitzung vom 4. August ist mit Recht als ein geschichtliches Ereignis von überragender Bedeutung erkannt und gefeiert worden. Was sie dazu machte, war die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion, die sowohl in der Geschichte des Reichs wie in der Geschichte der sozialdemokratischen Partei als etwas Neues dasteht.

Es läßt sich heute kaum restlos klarlegen, was alles zu dieser Stellung getrieben hat. Erst eine größere zeitliche Entfernung von den Ereignissen wird uns die Reihe der Tatsachen erkennen lassen, die zu diesem Ergebnis führte. Das Ergebnis selbst wirkte nicht nur außerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterschaft als etwas Unerwartetes. Die Stimmung der Arbeiterschaft war gerade in der dem Kriege unmittelbar voraufgehenden Zeit nicht dazu angetan, diese Stellung erwarten zu lassen. Die wiederholte Brüskierung ihrer parlamentarischen Vertretung, die Abweisung wichtiger sozialpolitischer Wünsche, die Drangsalierung ihrer wirtschaftlichen Organisation und nicht zuletzt die Prozesse gegen bekannte Wortführer hatten die Stimmung in der Arbeiterschaft verschärft. Alles sah aus, als stünde eine Folge von Kämpfen zwischen Regierungsgewalt und Arbeiterschaft bevor. Noch der Kongreß der Gewerkschaften, der Ende Juni in München tagte, schloß in der Voraussicht scharfer Konflikte. Dazu kam ein immer stärkeres Hinneigen der Agitation zu antimilitaristischen Gedanken, das kaum noch mit der programmatischen Forderung der Wehrhaftmachung des ganzen Volkes zu vereinbaren war. Die gelegentlichsten Aussprüche einzelner Wortführer, daß man in der Stunde der Gefahr zum Vaterlande stehen werde, bedeuteten gegenüber dieser Agitation sehr wenig. Gerade der intime Kenner des Versammlungslebens der Arbeiterschaft mußte von der Stellung der Fraktion und von der Art, wie diese Stellung von der Masse aufgenommen wurde, überrascht sein.

Man fragte sich und fragt sich immer wieder: *Wie war das möglich?*

Es ist für die Beantwortung der Frage nicht unerheblich, daß die Stellung der Fraktion am 4. August in Wahrheit nur das bekräftigte, was die Masse der Arbeiter und Parteimitglieder bereits in den letzten voraufgegangenen Tagen getan hatte, was auch im größten Teile der Presse zum Ausdruck gekommen war. Ohne daß es des weithin sichtbaren Beispiels der Fraktion bedurft hätte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte sich die Masse der Arbeiter schon für die Verteidigung des Landes entschieden: Die Haltung der Arbeiterschaft ist abseits aller Theorien und ohne alle Direktiven der Leitung völlig aus dem innersten Triebe der Masse selbst entstanden. Das ist die große bedeutsame Tatsache.

Diese Tatsache aber macht die Frage: Wie war das möglich? zu einem politischen und sozialen Problem, dessen Lösung uns wertvolle Aufschlüsse über das geistige Wesen der modernen Lohnarbeiterschaft geben muß.

Die Stellung des sozialistischen Arbeiters zum Staat wurde durch den Gedankenkreis bestimmt, der davon ausgeht, daß der Staat nichts anderes sei und sein könne als der Verwaltungsausschuß der herrschenden Klassen und der schließlich in der Erklärung gipfelt: Der Proletarier hat kein Vaterland! Dies ist die Auffassung für eine Arbeiterschaft, die außerhalb des staatlichen Verwaltungsapparats steht, deren Drängen und Streben nach Vermehrung der Lebensgüter und Nachgeltung im Staatsganzen von den herrschenden Klassen und den Organen der Staatsgewalt feindselige und brutale Zurückweisung erfährt, — sie ist die gegebene Auffassung jeder Arbeiterschaft in der Jugendzeit ihrer bewußten Selbstbetätigung. Das Uebermaß der Ausbeutung, die wirtschaftliche Entbehrung, die gesellschaftliche und politische Aechtung, der Ausschluß von jeder Mitwirkung an den Funktionen des Gemeinwesens, die Verfolgungen und Bedrängnisse — alle diese in jedem Lande bestimmt wiederkehrenden Begleiterscheinungen des Emporkämpfens der Arbeiterschaft erschweren jede andere Auffassung. Es gibt für die Arbeiterklasse in diesem Stadium keine andere Stellung zum Staat und seinen Notwendigkeiten als die Verneinung. Das war die Stellung der schwachen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung beim Kriege von 1870, wie es heute die Stellung der führenden Schichten der russischen Arbeiterklasse ist. Erst die Aufwärtsentwicklung der Arbeiterklasse schafft für andere Meinungen und anderes Handeln Raum.

Es ist auch die Aufwärtsentwicklung der deutschen Arbeiterklasse, die zu der Stellung von heute geführt hat. Die Arbeiterklasse unserer Zeit lebt unter anderen, für sie günstigeren Verhältnissen als ihr Vorgeschlecht. Ihre wirtschaftlichen Verbände — Gewerkschaften und Genossenschaften — haben, begünstigt durch den industriellen Aufschwung Deutschlands, die materiellen Lebensbedingungen verbessern können. Die gewerbliche und industrielle Diktatur hat zurückweichen und verheißungsvollen Elementen eines neuen Arbeitsrechtes Raum geben müssen. Die Organisationen haben sich trotz heftiger Befehdung allmählich tief und tiefer in das öffentliche Wesen hineingebohrt. Verwaltungs- und Regierungsbehörden sehen sich genötigt, mit ihnen zu rechnen, zu verhandeln und zu arbeiten. In den Kassen der Organisationen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

häufen sich große Kapitalien an, es erstehen Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude, die greifbar den Unterschied zwischen jetzt und einst darstellen. Daneben flutet der starke Strom des politischen Lebens der Klasse. Ihre Presse und ihre Organisationen setzen sich gegen alle Widerstände infolge des Schwergewichts der Masse durch. Vertreter der Arbeiter dringen ein in die Parlamente, in die Gemeindeverwaltungen, in die Organe der Rechtspflege, in die sozialpolitischen Körperschaften und Behörden. Die Klassenbewegung der Arbeiter kämpft sich tief und tiefer in das wirtschaftliche und staatliche Leben des Volkes hinein.

Man betrachte diesen Vorgang und seine Ergebnisse mit geschichtlichem Sinne: Ist es überhaupt möglich, daß das Verhältnis der Arbeiterklasse zum Staatsganzen hiervon unberührt und unbeeinflußt bleibt? Muß nicht vielmehr dieser tiefgreifende Wandel in der Stellung i m Volksganzen auch die Stellung z u m Volksganzen und zu seinem allgemeinen Ausdruck: zum Staat wandeln? Es ist nicht anders denkbar.

Diese gewaltigen Veränderungen haben eine neue Grundlage des geistigen Wesens der Arbeiterklasse geschaffen. Eine neue *Grundlage* zunächst nur, bis zum Kriege. An der Oberfläche der Bewegung herrschten noch verjährte Formeln und Begriffe, Formeln und Begriffe, die ihr geschichtliches Recht gehabt hatten. In einer Zeit des heroischen Kampfes gegen eine ganze feindselige Welt, die aber, vorerst in ihrem Wesen, zögernd nur im Bewußtsein der Bewegung, durch die Ergebnisse des Kampfes unwirklich und schwitterhaft geworden waren. Während die Bewegung so, dem gröberen Auge unmerklich, alte geistige Werte entwertete, schuf sie zugleich das Material zu neuen Werten, die ihrer Prägung erst harren: *sie entwickelte in der Arbeiterklasse die Grundlagen eines neuen Staatsbürgergefühls*. Oder eines Staatsbürgergefühls überhaupt; denn man kann in den alten Formeln nichts als die Verneinung jedes Staatsgedankens sehen.

Die Arbeiter in der Jugendzeit der Bewegung standen, wie rechtlich und sozial, so auch geistig außerhalb der staatlichen Gemeinschaft. Sprachen sie vom Staat, so taten sie es wie von einer fremden Macht, mit der sie nichts gemein hatten. Nun haben sie sich unter schweren Opfern in den Staat hineingekämpft, haben hier und da Positionen besetzt. Im Interesse ihres Kampfes selbstverständlich. Aber mit dem Eintritt in die Gesetzgebungs- und Verwaltungskörperschaften erhielt ihr Handeln eine andere Richtung. Mit der Verneinung des Staats konnten sie dort nicht arbeiten. Nicht die Auflösung der bestehenden Ordnung, sondern ihre Um- und Neugestaltung konnte nur Zweck und Ziel ihres Wirkens sein. So lernten sie allmählich den Staat von innen ansehen. Ein Verantwortlichkeitsgefühl, in dem das Staatsbürgergefühl eingeschlossen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lag, keimte langsam empor; verleugnet, verdammt, verspottet im Anfang, wuchs es doch immer kräftiger in die Höhe und Breite. Es mußte wachsen, denn es war die Frucht der Bewegung. Freilich war es eine zarte Pflanze, die jeder reaktionäre Luftzug wieder knickte. Aber trotzdem: sie wuchs.

Dieser Wandel im geistigen Wesen der Lohnarbeiterschaft war jedoch keineswegs ausschließlich die Folge des politischen Vorwärtsdringens. Ebenso entschieden, vielleicht noch stärker, wirkten die Ergebnisse und Erfahrungen der gewerkschaftlichen Bewegung in der gleichen Richtung. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als seien hier die Bedingungen dafür sehr schlecht gegeben: immer und immer wieder platzten hier die lebendigsten Interessen aufeinander, immer wieder taten sich die Gegensätze zwischen den Besitzern der Arbeitsmittel und den Trägern der Arbeitskraft auf und zwangen zu erbittertem Kräftemessen. Daran änderten auch die Tarifverträge nichts, die übrigens in der Großindustrie gar nicht zur Geltung kamen. Aber gleichwohl rang sich auch hier eine neue Betrachtungsweise ans Licht. Man sah und erfuhr es zu oft, um es zu übersehen, daß Industrie und Gewerbe blühen mußten, wenn man gewerkschaftliche Erfolge erzielen wollte. Der glanzvolle Aufstieg der deutschen Industrie, – hatte er nicht auch den Aufstieg der Arbeiterverbände zur Folge gehabt, hatte er ihn nicht erst ermöglicht? Hatte er nicht erst die Vorbedingungen für die Verbesserung und Veredelung des Arbeitsverhältnisses geschaffen? Der Zusammenhang war zu durchsichtig, um nicht erkannt zu werden. Die Kapitalistenklasse hatte berauschende Gewinne eingeheimst, aber ein Teil, freilich ein kleiner, sehr kleiner Teil davon war doch auch auf die Arbeiterklasse gekommen. Scharf und heftig waren die Lohnkämpfe, unausgleichbar waren die Gegensätze der bestimmenden Interessen. Aber über all dem Streit und Widerstreit stand doch etwas, das für beide Klassen gleich wichtig und wertvoll war: Fortdauer des industriellen Aufstiegs.

In der Ausdrucksweise des Alltags hörte man die neuen Gesichtspunkte. In den dauernd scharfen Diskussionen erklangen zuweilen ungewohnte Worte: die Interessen *unseres* Gewerbes; die Blüte *unseres* Industriezweiges, — das waren unmerkliche und immer wohl unbeabsichtigte Zeugnisse der neuen Betrachtungsweise. Auch hier im Wirtschaftsleben stand man nicht mehr draußen, auch hier betrachtete man die Dinge von innen. Man mußte es ja auch in den Krisenjahren fühlen, wie eng das Wohlergehen der Arbeiterklasse, wie unlöslich ihr Aufstieg mit dem Gedeihen des Wirtschaftsganzen zusammenhing. Was hatte die Arbeiterklasse früher von den guten Konjunkturen gehabt? Ueberstunden, ärgere Schufterei, körperliche Verwahrlosung, der die sichtliche Verwahrlosung folgte. Jetzt, durch eigne, in den Verbänden machtvoll gesammelte Kraft blieb doch auch der Arbeiterklasse ein Anteil an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Gewinnen und Vorteilen. Das ergab eine Verschiebung des Standpunktes, die nicht so bald zum vollen Bewußtsein kam, die erst langer Zeit oder des lösenden Wetterschlages bedurfte, um ans Licht zu treten.

Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft blieben der Arbeiterschaft auch in ihren breiteren Schichten nicht fremd. Die Mysterien der Werttheorie, die Unterschiede zwischen konstantem umd variablem Kapital hat die Masse der Arbeiterschaft nicht erfassen können; aber daß Deutschland seiner steigenden Bevölkerungszahl wegen in steigendem Umfange Industrieerzeugnisse herstellen und sich Absatzgebiete dafür suchen muß, das ist von der Arbeiterschaft erkannt und begriffen worden.

Mit diesen Elementen einer neuen Betrachtungsweise der Arbeiterschaft muß man rechnen, wenn man ihre Stellung zum Kriege erklären will. Selbstverständlich taten die offenkundigen Bemühungen der deutschen Regierung um den Frieden das ihrige, und ebenso selbstverständlich war der große historische Haß gegen das zaristische Rußland für die Stellung der Arbeiterschaft mitbestimmend. Aber die Friedensliebe der Regierung konnte durch das Mißtrauen gegen die leitenden Männer aufgewogen werden, und neben Rußland standen die als Horte der Demokratie verehrten Westmächte: den Ausschlag gab die neue Grundlage des geistigen Wesens der Arbeiterklasse, die ein natürliches Ergebnis ihrer Bewegung ist.

Als der jetzige Kanzler noch Staatssekretär war, sprach er einmal aus, das Ziel seines Strebens sei die Einordnung der Arbeiterklasse in das staatliche Ganze. So, wie sich Herr von Bethmann damals diese Einordnung gedacht hat, war sie eine ordnungspolitische Illusion. Eine Einordnung dergestalt, daß die Arbeiterklasse gleichberechtigt neben die andern Klassen tritt und mit diesen Klassen gemeinsam und unter gemeinsamer Verantwortung der lebendigen Entwicklung des staatlichen Ganzen dient, — eine solche Einordnung der Arbeiterklasse ist möglich. Sie ist noch nicht erreicht, aber sie ist angebahnt.

Die drei Rückversicherungsverträge Italiens

Der Schlüssel zur italienischen Neutralität

Von Dr Hans F. Helmolt

Italiens „kleine" Neutralitätserklärung vom 27. Juli, abgegeben in der österreichisch-serbischen Phase der Vorgeschichte des Weltkriegs, war bei aller Ernüchterung noch verständlich. Die vom Ministerium Salandra nach einer stürmischen Sitzung am 1. August beschlossene „große" Neutralitätserklärung, am 2. August den andern Kabinetten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mitgeteilt, wirkte wie eine bittere Enttäuschung, wurde jedoch mit Gleichmut hingenommen. Aber die Beobachtung, daß gewisse Kreise Italiens sogar mit der Möglichkeit eines Abschwenkens ins feindliche Lager spielten und bald ernsthaft damit drohten, wurde von Deutschland wie ein Schlag in's Gesicht empfunden. Weil man jedoch gerade daraus die beträchtlichen Schwierigkeiten ersah, unter denen die italienische Regierung wenigstens die (wohlwollende) Neutralität aufrechterhielt, leitete man in Deutschland klugerweise aus der heikeln Lage der Dinge die Notwendigkeit ab, Italien wie ein rohes Ei zu behandeln und seine Empfindlichkeit, die ein anscheinend schlechtes Gewissen bis zur Reizbarkeit steigerte, zu schonen. Diesem diplomatischen Dogma widerspricht auffallend ein sicherlich nicht ohne Absicht die italienische Ministerkrise begleitender römischer Leitartikel der „Kölnischen Zeitung" vom 2. November (4 Uhr Ausgabe). In Italien wird man Sätze wie: „gegen England, vor dessen Flotte man hier zittert" oder „erwählte Vertreter des Volkes schämten sich nicht, offen zum Verrat an den Verbündeten aufzufordern, und mußten sich dafür von abstehenden Landsleuten das Wort „Schande" in's Gesicht schleudern lassen" mit ziemlich gemischten Gefühlen begrüßen. Nun, die „Kölnische" wird ihre Gründe dafür haben, gerade jetzt mit einer derartigen Abrechnung auf den Kampfplatz der öffentlichen Meinung zu treten; und es ist nicht meines Amtes, sie deswegen zur Rede zu stellen, oder zu verteidigen. Aber unter getanen Umständen scheint es mir nun an der Zeit zu sein, auf eine wenig oder gar nicht bekannte, mindestens unverdient in den Hintergrund gerückte Tatsache hinzuweisen, die das angeblich Fragwürdige im Verhalten Italiens erklärlich macht und es daher entlastet.

Meine These lautet: Italien konnte gar nicht aktiv am Kriege teilnehmen, weil es der deutschen Diplomatie nicht gelungen war, ihn im Sinne des Dreibundvertrags als Verteidigung beginnen zu lassen. Formell war für Italien der casus foederis nicht gegeben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das ist die bedauerliche, aber von niemand mehr bestrittene negative Seite der Sache. Nur unvermeidliche Ergänzung in positiver Richtung bildet die daraus sich ergebende Verpflichtung Italiens, an den Verträgen festzuhalten, die es in früheren Jahren nach dem vom Fürsten Bülow wiederholt und ausdrücklich geduldeten Rezepte Bismarck'scher Rückversicherung mit den drei Gliedern des Dreiverbands nach einander geschlossen hatte.

Den Reigen beginnt das Abkommen mit Frankreich. Seine Vorgeschichte ist kurz die: am 21. März 1899 hatten Großbritannien und Frankreich, ohne jemand zu fragen, den Sudan unter einander verteilt. Mit Recht fühlte sich Italien benachteiligt und bedroht. Für Mittelmeer-Politik hatte Deutschland damals noch nichts übrig. So trat Italien auf eigene Faust, aber unter der Einhaltung der defensiven Dreibundvoraussetzung, 1900 jenem Abkommen für Tripolitanien bei. Visconti-Venosta verheimlichte das noch; aber Prinetti bekannte sich dazu am 14. Dezember 1901, und Bülow quittierte darüber am 8. Januar 1902 mit dem geflügelten Worte von der „unschuldigen Extratour." Daß die Bindung aber durchaus nicht so harmlos war, geht aus ihrer klassischen Formulierung durch ihren eigentlichen Inspirator, Théophile Delcassé, hervor. Er betonte am 3. Juli 1902: „que, en aucun cas et sous aucune forme, l'Italie ne pourrait devenir ni l'auxiliaire ni l'instrument d'une aggression contre notre pays." Sollte Deutschland einmal genötigt sein, Frankreich anzugreifen, so durfte hienach letzteres — da der Dreibund als Defensivallianz dann nicht mehr verpflichtend in Frage kam — nicht bloß vielleicht, sondern unbedingt auf Italiens Nichtteilnahme am Kriege rechnen. Mit Begeisterung wurde im Herbst 1903 das italienische Königspaar in der Hauptstadt Frankreichs gefeiert. Und Kaiser Wilhelm II. (dem wir in diesen Wochen wohl im Stillen manches abgebeten haben), prägte das sichere Urteil: Delcassé hat Spanien losgelöst, sich England bemächtigt und Italien verführt. Dem Franzosen kam es zu Ohren; er brüstete sich damit und betrachtete es als Kompliment, stürzte aber, wie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir wissen, am 6. Juli 1905 darüber, als es ihm Rouvier zur Kennzeichnung einer abenteuerlichen Politik entgegenhielt. Dauernd geschadet hat es aber Delcassé nicht; das gehört der Geschichte an.

Aelter fast noch als diese Rückversicherung Italiens mit Frankreich war die mit Großbritannien. Leise schon im Februar 1887, noch unter Bismarck, deutlicher im Juni 1891 tönen aus dem Gewirr der diplomatischen Kreuz- und Quergänge heraus die Stimmen, die von einem italienischen Sonderabkommen mit Großbritannien über die beiderseitigen Mittelmeerinteressen reden. Das hat sich dann im Laufe der Jahre bald gelockert, bald wieder versteift, bis am 24. April 1906 Graf Guicciardini als Minister des Aeußern, der Italiens Haltung auf der Algeciraskonferenz zu rechtfertigen hatte, im Senat erklären konnte: die Dreibundpolitik, die in gewisser Beziehung es den drei Verbündeten erleichtere mit anderen Mächten besondere Uebereinkommen zu treffen, sei für die italienischen Interessen im Mittelmeer von Vorteil gewesen insofern, als sie eine vollständige Deckung im Abkommen mit Frankreich und in der Verständigung mit England gefunden habe. Die beiden Kaiserreiche hätten, als vor einer Reihe von Jahren die Dreibundverhandlungen eingeleitet wurden, den Wert der Erklärung Italiens anerkannt, daß es auf unveränderte Beziehungen zu England nicht werde verzichten können. Diese guten Beziehungen verbesserten sich zusehends, als Deutschland nach dem Tode König Eduards VII. in das Zeitalter einer von Jahr zu Jahr — anscheinend — zunehmenden Verständigung mit Großbritannien eingetreten war. Kurz: Italien zur Teilnahme an einem Angriffskriege gegen England von vornherein nicht verpflichtet, war sogar gebunden, dem traditionellen „Beschützer der italienischen Küsten" die Treue zu halten.

Die dritte Rückversicherung hat Italien am 24. Oktober 1909 zu Racconigi abgeschlossen gelegentlich des Besuches des Zaren Nikolaus II. beim König Viktor Emanuel III. Auch hiefür reichen die Wurzeln weit und auch bis in Bismarck'sche Zeit zurück: schon die erste öffentliche Andeutung eines Dreibundvertrages („Kölner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeitung" vom 27. Februar 1887) enthielt den Passus, im Fall eines russischen Angriffs (auf Oesterreich-Ungarn) bliebe Italien neutral. Zwar geht aus den beim Galadiner von 1909 gewechselten höfischen Trinksprüchen nur für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der hohe Grad der inzwischen erreichten Annäherung hervor; aber wir müssen dabei berücksichtigen, daß dieser Besuch unter auffälliger Vermeidung österreichischen Bodens vor sich gegangen war im Herbste desselben Jahres, dessen Frühjahr noch die Gefahren einer militärischen Unterstützung Serbiens durch Italien heraufbeschworen gehabt hatte. Als nun das Jahr 1914 eine Wiederholung und Verschärfung der Krisis von 1909 brachte, lag die Bahn, die Italien zu gehen hatte, ziemlich klar vor den Augen derer, die sich an die nüchternen Tatsachen zu halten pflegen. Rußland verstand es, Ende Juli meisterhaft, das Odium der Kriegserklärung Deutschlands zuzuschieben, blieb also vor der Mitwelt der angegriffene Teil, und Italien hatte auch diesem Partner gegenüber kontraktlich die Pflicht, sich für neutral zu erklären.

* * *

So lagen und liegen in Wahrheit die Dinge. Daß der Wert des Dreibundverhältnisses angesichts der stillen Duldung dieser drei Rückversicherungen Italiens natürlich sehr problematisch sein mußte, stets dann, wenn Deutschland oder Oesterreich-Ungarn, oder beide durch den Zwang der Umstände genötigt würden, den Krieg zu erklären, leuchtet ohne weiteres ein. Aber von einer italienischen Neutralitätsabgabe überrascht konnten weder Wilhelmstraße noch Ballhausplatz werden: die Erklärungen von 1901, 1906 und 1909 waren ja öffentlich geschehen, und ihre intime Vorgeschichte war den leitenden Staatsmännern in Berlin und Wien kein Geheimnis geblieben.

Somit hätte es kaum der Verteidigung bedurft, die der Abgeordnete Dr Benedetto Cirmeni seinem Vaterlande soeben im Novemberhefte der „Deutschen Revue" angedeihen läßt. Sie gipfelt in der Verfechtung der These, daß Italien an keinem Kriege gegen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England teilnehmen dürfe, da es wegen seiner ungeschützten Küsten davon viel zu fürchten habe. Ist schon dies, wie in der Nachschrift eines deutschen Seeoffiziers ausgeführt wird, übertrieben, so hat mich eine andere Behauptung Cirmenis besonders frappiert. Er sagt, „daß Italien nicht verpflichtet war, an dem gegenwärtigen Kriege teilzunehmen, weil weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn angegriffen worden war und weil England an dem Kriege teilnahm." Hat Herr Benedetto ganz vergessen, daß Englands Abbruch der Beziehungen zu Deutschland erst am Abende des 4. Augusts — nach Bethmann Hollwegs großer Reichstagsrede mit dem Eingeständnis der Verletzung der belgischen Neutralität — eingetreten ist, während, wie gesagt — Italien sich bereits am 1. August zur Einhaltung der Neutralität entschlossen hatte? Oder soll man gar annehmen dürfen, daß Italien schon am 1. August gewußt hat, Großbritannien werde in einigen Tagen dem Kriege zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einer-, Rußland und Frankreich anderseits beitreten? Das würde auf die „Ehrlichkeit" der sogenannten Friedensbemühungen Greys ein neues, scharfes Schlaglicht werfen.

Folgen des Kriegs.

Von René Schickele

Ferienmusik.

Ernst Stadler ist tot. Ein Mann von dreißig Jahren. Ein Deutscher von heute und morgen. Ein Dichter.

Erinnert Ihr Euch? Es war ein unvergleichlicher Sommer — der Sommer 1914 — voll glasheller Tage, ein langer Satz schöner Stunden, von der Interpunktion kurzer, kräftiger Gewitter unterbrochen. Manchmal lasen wir ein neues Buch, zwischen zwei Segelpartien, unter den Kirschen, die schon ganz rot waren, oder unter dem gefährlichen, fallsüchtigen Apfelbaum.

„Klangen Frauenschritte hinter Häuserbogen,
Folgtest du durch Gassen hingezogen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feilen Blicken und geschminkten Wangen nach,
Hörtest in den Lüften Engelchöre musizieren,
Spürtest Glück, dich zu zerstören, zu verlieren,
Branntest dunkel nach Erniedrigung und Schmach ..."

Wir lasen das Gedicht zu Ende — gibt es ein wundervolleres Ende irgendwo im Leben, als das Ende eines schönen Gedichtes? — und legten das Buch hin. Nach einiger Zeit nahmen wir es wieder, schlugen es auf und hoben die Seite über das Gesicht:

„Mein Herz steht bis zum Hals in gelbem Erntelicht
Wie unter Sommerhimmeln schnittbereites Land,
Bald läutet durch die Ebenen Sichelsang: mein Blut lauscht tief mit Glück
gesättigt in den Mittagsbrand.
Kornkammern meines Lebens, lang verödet, alle eure Tore sollen nun
wie Schleusenflügel offen stehn,
Ueber euern Grund wird wie Meer die goldne Flut der Garben gehn."

Nach einiger Zeit dachten wir: O die vielen guten Gedichte, die jedes Jahr in Deutschland gemacht werden, und in Frankreich, und in England, und in Italien!.. Neulich besuchten wir einen Freund, den eine große Zeitung mit dem lyrischen Referat beladen hat. Er zeigte auf einen Stoß Bücher, der sicher einen Meter in Höhe und Breite maß und sagte: „Seh'n Sie? Können Sie sich einen Begriff machen von den vielen, vielen Versen, die dadrin stecken? Ich habe sie alle gelesen. Und keinen schlechten Vers gefunden." Wir starrten noch immer auf den Haufen Gedichtbücher. „Durchaus anständige Makulatur", fügte er hinzu..

Wir lasen weiter. Waren diese Gedichte gut oder schlecht? Wir wußten es nicht, es kümmerte uns nicht, vermutlich waren sie gut, wie alle Gedichte. Aber eine Lebenssache waren sie, neu und unverwüstlich wie Liebesbriefe ebenso gescheiter wie leidenschaftlicher Menschen, wie der Flug eines Vogels, den unser offen Gemüt widerspiegelt, und leibhaftig wie eine schöne Umarmung, die man noch lange, lange mit sich herumträgt.

Der diese Verse lebte, ist jetzt in Nordfrankreich gefallen. Wo sie zu tausenden hinsinken. Das Buch, darin sie steh'n, heißt „Der Aufbruch", nach einem Gedicht gleichen Titels, das beginnt:

„Einmal schon haben Fanfaren mein ungeduldig Herz blutig gerissen,
Daß es, aufsteigend wie ein Pferd, sich wütend in Gezäum verbissen.
Damals schlug Tambourmarsch auf allen Wegen,
Und herrlichste Musik der Erde hieß uns Kugelregen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es endet, wie sein Leben:

„Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen, Feuer über Helm und Bügel,
Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltnem Zügel.
Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche,
Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.
Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
Würden unsre Augen sich an Welt und Sonne satt und glühend trinken."

Ich weiß, auch ihm lachte der Sommer 1914 über alle Maßen. Ferienmusik strömte ihm zu. Er berührte mit den Fingerspitzen das Glück.

Auch Einer

Und nahm sein ganzes Herz, seinen ganzen Verstand mit in den Krieg, wie in die Feuerprobe. Fiel er auch, so bleibt doch seinesgleichen genug stehen, um das neue Deutschland heimzubringen, für das wir alle leben. Er kämpfte in den Vogesen, er kämpfte an der Aisne, er kämpfte bei Cambrai. Bekam das Eiserne Kreuz. Freute sich darüber. Ersehnte „mit jeder Fiber" den Sieg. Und vergaß doch keinen Augenblick, warum es ging in dem Kampf gegen die Welt und um das eigene Recht. Nach dem Krieg werden die Deutschen einander mit andern Augen ansehen, als zuvor. Nicht Paragraphen machen die Freiheit, sondern die Art, wie die Angehörigen eines Volkes einander in die Augen blicken, im Parlament wie im Straßenbahnwagen, auf der Gasse und zuhaus. Er war einer von denen, die das wußten, einer von vielen, die jetzt schon Wochen und Wochen in den Schützengräben liegen, während hinter ihnen immer mehr heranrücken mit demselben Glauben im Herzen und demselben Schwur auf den Lippen: zu siegen und nie wieder, weder aus Leichtsinn, noch aus Bequemlichkeit, den Mut zu verkleinern, der alle Schrecken der Erde gekostet hat. Immer mehr, immer mehr . .

Wer wird einmal die Ballade von den „jungen Regimentern" singen, die, kaum ausgeladen, in den Kampf geworfen wurden, kaum, daß sie Pulver gerochen hatten, vor den geschwungenen Messern der Gurkhas standen, denen das Hurra des ersten Sturmangriffs in der Kehle stecken blieb?

Das, glaubt Ihr, sollte alles umsonst gewesen sein?

Aber hat denn nicht jeder von uns ein Grab, das ihn erinnert: Bleib treu?

An eine Frau.

Sicher hat eine Frau ihn geliebt. Mein erster Gedanke, als das Telegramm kam, war sie. Ich hätte ihr sagen wollen: „Mag Ihre Liebe auch wechseln oder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich wandeln, irgendwie wird etwas von ihm darin enthalten sein und nicht verderben, und Sie werden es weitergeben, und so wird sein Schönstes eingehen in die Unsterblichkeit." Es kann noch lange dauern, bis die Stirnen der Kämpfer sich wieder der Heimat zuwenden. Wer weiß, wieviel von uns übrig bleiben, bis es zum letzten Sammeln bläst? Sicher genug, um das Testament derer zu vollstrecken, die auf dem schwer eroberten Weg zum Ziel getötet wurden.

Ein Trost? Kaum. Aber ein Versprechen, das täglich hunderte in Deutschland geben. Das macht hundertmal soviel Schwüre und Treue, wie Soldatengräber, und hundertfache Kraft.

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

V.

Dem Straßenleben der Stadt gaben auf einmal Soldaten, die in Scharen hindurchzogen, ein neues Aussehen. Man sah viele Kinder in europäischen Kleidern mit großen Denkmünzen auf der Brust. Am Westtor wurde gearbeitet. Gerüchte kamen, daß das von Europäern verwaltete Zollhaus überfallen werden sollte. Dann hieß es, die Räuber seien entdeckt und eingelocht worden, und schließlich entlud sich all der Trubel in der einfachen Nachricht, Tschangscha bereite sich vor, seinen Helden, den General Huang Schien zu empfangen. Huang Schien war noch vor anderthalb Jahren Lehrer in Tschangscha gewesen. Er schlug (sich zur Revolution und mußte deshalb eines nachts fliehen. Wir versäumten den Empfang am Ufer. Ein paar Tage später kamen wir ans Yamen, an das Palais des Gouverneurs, als gerade durch ein Tor ein Zug Soldaten in den mit Laternen und Fahnen geschmückten Garten einzog. Wir blieben stehen. Ein Offizier fegte auf einem kleinen Roß die Gasse herauf und verschwand im Garten. Am Schweif des Rosses flog der Pferdeknecht mit. Und plötzlich kam inmitten von Soldaten in einem offenen Stuhl aus Bambus, der von vier Leuten getragen wurde, ein dicker Mann, ein Mastschwein von einem Mann. Er trug einen Gehrock, einen harten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

runden Hut und eine goldene Brille, die moderne Zeremonien-Bekleidung des Chinesen. Er sah eher aus wie ein Japaner. Er schaute mich mit einem bösen und griesgrämigen Blick an. Um den Stuhl herum gingen mehrere europäisch gekleidete Chinesen, die den Hut abnahmen, sobald der Zug in den Garten kam.

Das war Huang Schien, der Held Tschangschas. Juan Tschi Kei hatte ihn eben zusammen mit dem in Europa als Volksbefreier geschätzten Sun Jat Sen Demagogie und Stänkertätigkeit für zwei Millionen Mark abgekauft. Huang kam, sich seinen Landsleuten zu zeigen als Vertreter des neuen Gedankens, der in China die Zöpfe und die märchenhaften Mandarinkleider abgeschafft hatte, Kungtse der Seele des Volks entreißen wollte, um Politik in die Rasse zu tragen. Nord-Amerika hatte diese Proseliten erzogen. Sie arbeiteten mit dem Geld von reichen Leuten aus dem Süden, die ein Geschäft bei der Sache zu machen hofften und Sun bearbeitete im Sold japanischer und nordamerikanischer Finanzgruppen, wie man sagte, merkwürdige Eisenbahnfragen. Er stänkerte dabei gegen Deutschland. Aber er war ein Christ.

Am Nachmittag dieses Tags wurde von dem Nordtor von republikanischen Soldaten ein alter Kuli erschossen, weil er ein unverbesserlicher Opiumraucher war.

* * *

Emil Schlehmil sahen wir fast jeden Tag. Wir beschlossen unsere Wanderungen bei ihm, saßen im Schlupf seines Zimmers, tranken den besten Tee Chinas und sprachen über die Seele dieses Landes. Ich liebte ihn. Er war ein Querkopf. Manchmal gingen wir an den Fluß, wo sich hunderte von Dschunken in einander klemmten und ihre wankende Stadt ein selbständiges Leben führte. Mit dem Leben der Häuserstadt war es durch die heiße Arbeit der Armee nie rastender Kulis verbunden. Sie schleppten die zerbrochenen, wasser- und schlammtriefenden Treppen hinauf und herab, was die Dschunken brachten und forttrugen und sangen stöhnend dazu. In ihrem Gesang hatten sich die Leute der ersten zur Arbeit gezwungenen Menschen erhalten. Es waren große Antimonschmelzen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Tschangscha und die meisten Schiffe fuhren mit Kisten voll von diesem Metall flußabwärts. Drunten zwischen den Schiffen ruderten Boote mit jungen, schönen und geschminkten Dirnen und mit alten Kuppelhexen werbend umher. Haufen verschmutzter und verfallender Bettlerboote drängten sich überall durch. Ihre Insassen begannen, zeugten und beschlossen alles Leben ihrer Gilde unter den zerfetzten runden Matten dieser Sampans. Kaufläden, Garköche und Priester ruderten um die schweren Leiber der Dschunken und wenn ein Schiff den Anker hob und fort wollte, klebte der Schiffer rote Papiere ans Bug, schlug den Gong, um den Geist des Flusses zu rufen und brannte ihm zu Ehren Pulverfrösche und Opfergeld ab. Am Strand machten Aerzte inmitten einer Einrichtung von geheimtuenden Töpfen und Zeichen unwahrscheinliche Operationen. Merkwürdige zweirädrige Karren erkletterten geschickt Treppenstiegen. Auf der Höhe des Ufers baute manchmal eine Theatertruppe eine offene wacklige Bühne und spielte lärmend alte Stücke, während schwarze Schwärme von Zuschauern im Hügel hingen. Große Truppen von Fischern umspannten den halben Fluß mit ihren Netzen und zogen reiche Beute ans Land. Wir segelten mit Emil Schlehmil zwischen ihnen hindurch den Fluß hinauf bis zur nächsten chinesischen Zollstation. Am Ufer stand ein kleines buntes Tempelchen. Kormoranfischer fuhren vorbei. Die Vögel saßen schwarz auf dem Boot und bissen nach ihren Halsringen, die ihnen die Möglichkeit nahmen, die gefangenen Fische zu verschlucken.

Wenn es sonnig war, leuchtete der Jo Lo San drüben mit herbstfarbigen Bäumen aus kahlen Hügelzügen heraus. Der Jo Lo San war ein heiliger Berg. Am Fuß des Bergs errichteten sich inmitten von wassergetränkten Reisfeldern die Bauwerke einer alten Universität mit großen Examenhöfen. Man ging durch Wald hinauf, unter dessen machtvolle Bäume sich ein ziervolles Quellentempelchen barg. Oben stand ein Kloster. Die Boys brachten Essen und Wein, wir frühstückten unter den starren Augen goldner Götter und alte Chinesen kamen und verrichteten inmitten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unseres Lärms und Trinkens ihre Andachten. Dann legten wir uns ins Gras und schauten in die milde schöne Fremdheit der Landschaft hinab, in der in einem zerfließenden Parallelismus weiche Bergzüge durcheinander blauten. Am Fluß drunten lag flach die große Stadt und die Nebel saugten sie auf.

Einigemale gingen wir auch durch die Gräberhügel. So weit man sah, wuchsen die Steinhaufen, die die Särge lose deckten, aus dem dürren Gras. Schwarze Schweine wühlten im Boden. Rotten von räudigen Hunden zogen miteinander keifend zwischen den Gräbern dahin. Große weiße Elstern mit schwarzen Streifen flogen auf. Hier und dort erhob sich aus der Gleichmäßigkeit wie ein kleines Tor das Grab reicher Leute. Ein Mann mit einem großen roten Schirm kam und suchte ein Grab. Er bog manchmal mit den Händen das hohe Gras auseinander. Er fand es nicht. Aber auf einmal warf er sich nieder und fing an zu schreien und zu weinen. Es sind Hunderttausende von namenlosen Gräbern rund um die Stadt ins Gras versenkt. Es ist ein Gürtel des Todes, der Tschangscha, wie jede chinesische Stadt umgibt.

Wenn die goldblonde Frau bei diesen Wanderungen mit war, wurde Emil Schlehmil unleidlich. Er war zu uns von einer nervösen Schulmeisterei und zu ihr von einer Galanterie, die einmal spöttisch war und einmal in kindlicher Herzlichkeit überfloß. Er wechselte zwischen Glückseligkeit und Versagen.

Eines Tags lud uns ein chinesischer Bankier zu einem Abendessen ein. Die goldblonde Frau sollte auch mitkommen. Wir freuten uns auf das fremde Fest. Zum Frühstück kam ein junger Chinese zu unserm Freund, um ihn um Rat zu fragen. Er war der Sohn eines der reichen Antimonhütten-Besitzer. Er wollte nach Berlin gehen, um Ingenieurwissenschaften zu studieren. Er hatte in europäischem Sinn gute Manieren, gab sich sehr höflich und bescheiden. Zum Schluß des Essens kam plötzlich Emil Schlehmil hereingewittert. Er hatte einen hochroten Kopf, grüßte uns hastig, setzte sich verbissen hin und übersah den chinesischen Gast. Darüber stellte ihn, als der Chinese gegangen war, unser Freund

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Rede. Da brach Schlehmil los: „Sie gehen heute mit den beiden Missies zu dem Chinesen. Das geht nicht! Wissen Sie denn das noch nicht? Und daß Sie den Chinesen in Gegenwart von Europäerinnen zu Tisch laden! Das will so viel sagen, wie: Nimm sie, sie sind Dein."

Die kleine goldblonde Frau trat auf den Erbosten zu und tippte ihm mit dem Finger auf die Stirn: „Sie brauchen Kompressen", sagte sie. Da verwirrte sich Emil Schlehmil in seinem Zorn und versuchte zu erklären, in welcher Weise es in den Anschauungen des Chinesen begründet lag, daß man eine fremde Frau nicht an seinen Tisch führen dürfe. Die chinesischen Gastmähler seien immer nur mit Singmädchen und den Maitressen der Teilnehmer gedacht. Der Chinese halte seine eigene Frau stets von ihnen fern... Aber wir lachten nur. Ich sagte ihm: „Der junge Wu sah nicht so aus, als ob er an ein solch weitgehendes Anbieten gedacht hätte". Schlehmil antwortete nur: „Der Chinese ist und bleibt ein Schwein! Und wenn Sie's besser wissen, so geh'n Sie mit den Damen hin."

Das taten wir auch. Aber wir erlebten eine Enttäuschung. Von Singmädchen keine Spur. Von Eßtäbchen keine Spur. Von Haifischflossen und Schwalbennestern keine Spur. Der Gastgeber wollte uns besonders entgegenkommen und hatte durch irgend einen Koch europäisches Essen herstellen lassen. Dazu gab es ein fürchterliches Rheinweingift und französischen Champagner. Seine chinesischen Gäste hatten vor uns gegessen, saßen in einem andern Zimmer, spielten und schrieen. Chinesisch wurde es nur, als seine schöne weißhäutige Frau kam. Sie trug eine schwarze Seidenjacke und eine blumengestickte Hose. Wir standen auf. Sie verbeugte sich lachend und schüttelte sich herzlich die Hände, in denen sie ein europäisches Taschentuch hielt, und war so geniert, daß sie in weitem Bogen in das hohe Gefäß spuckte, das in der Zimmerecke zu diesem Zweck stand. Sie versuchte mit Messer und Gabel zu essen. Aber es gelang ihr nicht, und sie legte die fremden Instrumente lachend beiseite und gab das Essen auf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach dem Essen gingen wir zu den chinesischen Gästen. Sie spielten ein Hazardspiel mit hunderten von Steinen. Es schien eine Kombination von Domino und Poker zu sein. Sie spielten sehr hoch. Sie nahmen die durchlochten Kupferkäsch als Spielmünzen, aber jeder Käsch galt ein Tael, das ist ein Taler. Die zehn bis zwölfjährigen Kinder des Gastgebers trieben sich zwischen den Spielern herum bis nach Mitternacht und nahmen einen sachkundigen und lärmenden Anteil an dem Hin- und Herschassieren des Spielglücks. Ihr Vater spielte mit uns Einundzwanzig, nachdem die Damen sich verabschiedet hatten. Er gewann und lachte.

* * * (Schluß folgt.)

Der Sterbende

So du des Morgens Wunder noch erlebest:
Erfüllung wird mir diese Nacht und Ende!
Die Wunde klafft, — vergebens preßt ihr Hände, —
Indes du, Geist, noch auf zum Lichte strebest!

So du des Morgens Wunder noch erlebest,
Glühende Sonne deinen Tag erhellt:
Blick in ihr Licht, ehvor die Stunde fällt,
Der du vor Feinden nicht, noch Tod erbebest!

Das Licht ist Sieg, Verheißung ist das Licht,
Und seine Strahlen sind die starken Hände,
Die führen dich, wenn Kraft und Mut gebricht! —

O! Wenn ich nicht vor meiner Grube stände
S c h l ü r f t ich die Quelle neuer Zuversicht! —
... Nur ferner Weg, — und greifbar nah mein Ende!

Albert Michel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Milchmädchenrechnungen

Hinter den Fronten wird der Krieg mit einer Zahlenkanonade geführt. Es wird nicht ganz leicht fallen, festzustellen, welche der kämpfenden Parteien in diesem Kampfe das weiteste Kaliber auffuhr: die Leistungen waren auf allen Seiten erstaunlich.

Das Wort von den „Millionenheeren", in allen Schilderungen des Zukunftskrieges zu lesen, hatte es den Völkern angetan. Je geringer die Möglichkeit, sich so ungeheure Massen vorzustellen, desto hemmungsloser wuchs natürlich die Zahl. Zahlen haben ja das Gefährliche, daß sie die Phantasie nicht beanspruchen, um so weniger, je größer sie sind; sie erzeugen nicht, wie jede Sachschilderung, einen mit dem Maß des Zugemuteten wachsenden Widerstand; gerade die „phantastische" Ziffer ist die unanschauliche — phantasielose. Die „Million" wurde zur Rechnungseinheit, und als der Krieg begann, war kein Halten mehr. Zehn bis zwanzig Millionen Russen marschierten gegen Deutschland; das ihnen, seinerseits „mindestens" 16 Millionen Soldaten entgegenstellte. An jedem Mobilmachungstag wurde je eine Million zur Grenze befördert, selbst die Montenegriner marschierten, nach französischen Berichten, mit zehnmalhunderttausend Streitern gegen Wien ...

Daß die Verluste dementsprechend waren, daß 400 000 Oesterreicher gleich in den ersten Gefechten fielen und die Deutschen vor Lüttich Leitern anlegen mußten, um über die Leichenberge hinwegzusteigen, versteht sich von selbst.

Indessen, das ist Sache unserer Gegner, und wenn der Mann in der City sich mißtrauisch fragt, wo die vielen Deutschen noch herkommen, geht uns seine Enttäuschung nichts an.

Nicht für möglich aber sollte man halten, daß auch im militärisch geschulten Deutschland Berechnungen öffentlich angestellt werden, die der wildesten angloamerikanischen Monstrositätssucht ebenbürtig sind. Die „Kölnische Zeitung" hatte die deutschen und österreichischen Soldatenreserven, mit etwa 4¼ Millionen Mann, den 1,2 Millionen Kitcheners entgegengestellt. Eine Berliner Zuschrift wendet sich gegen diese Angaben und berechnet die deutsch-österreichisch-ungarischen Menschenreserven mit — — 18 Millionen Mann. Wie die 18 Millionen zusammenkommen? Höchst einfach. Zu den 4¼ Millionen der Kölnischen Zeitung kommen in Deutschland noch 6 Millionen, in Oesterreich-Ungarn 4 Millionen des ungedienten Landsturms zwischen 20 und 45 Jahren (alle; ausnahmslos). Nimmt man sämtliche männlichen Bewohner zwischen 16 und 20 und zwischen 45 und 50 hinzu, so haben wir 18 Millionen; ohne die schon Eingestellten. Was zu beweisen war.

Statt aller umständlichen Kritik nur Folgendes. Man führe die gleiche Rechnung für — Rußland durch. Im Zarenreich, mit seinen 174 Millionen Menschen, leben 43 Millionen Männer zwischen 16 und 50. Nach Abzug der Einberufenen bleiben, als verfügbare Reserve: 38 Millionen. Mehr nicht. Selbst das menschenarme Frankreich hätte noch mindestens sechs Millionen solcher ... Soldaten übrig.

Bluff, wenn er gut ist, in Ehren; wer glaubt aber ernstlich, man könnte irgend einem Menschen im Ausland, außer den Kindern und Narren, mit solchem schreienden Unsinn imponieren? Jeder Denkfähige in diesen Ländern lacht: und schließt aus der Sinnlosigkeit der Prahlerei auf beginnende Angstzustände.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das kann doch, nicht wahr, unsere Absicht nicht sein. Wen will man täuschen? Das deutsche Volk hat ein hinreichend lebhaftes Gefühl für seine Stärke und traut sich, auch ohne die Ziffern zu kennen, militärische Unerschöpflichkeit zu. Im Ausland aber können die Leute, auf die es ankommt, die Zahlen leidlich genau berechnen. Die Milchmädchenrechnungen sind unter allen Umständen schädlich.

Hermann Friedemann

Geistige Grenzsperre

Daß belgische, französische und englische Minister die Hände ringen und gewaltig anklagend ihre Stimme erheben gegen die „deutschen Barbaren", wundert uns weiter nicht. Es gehört zum alten deutschen Recht, daß der vom Urteil Getroffene laut schimpfend seinem Herzen Luft machen durfte. Lustiger berührt es schon, wenn aus Rußland sonderbare Flötentöne dringen, zum Ruhme der Moskowiter als der Herolde aller hohen Menschlichkeit, während die schändlichen Deutschen usw. Was soll man aber sagen, wenn die erleuchteten Spitzen der geistigen Welt Frankreichs und Englands, Leute, die politisch unbescholten und obendrein mit deutschen Verhältnissen vertrauter sind als ihre blind empörten Landsleute — wenn Maeterlinck, Romain Rolland, d, Bernard Shaw dem deutschen Volksheere eine Gesinnung andichten, die allerdings, wenn sie wahr wäre, den Untergang nicht nur der deutschen Kultur, sondern auch der Zivilisation in Deutschland anzeigen würde.

Nun, wir haben ein gutes Gewissen, und unsere Brüder im Felde auch. Sie stehen im Feindesland, sind Tag und Nacht von Spähern bewacht, von heimtückischen Kugeln der Freischärler bedroht, und doch ist es noch nicht nötig gewesen, deutsche Armeebefehle von jener Tonart zu erlassen, wie sie General Joffre anwenden mußte, um seinen Soldaten das Plündern und Brandschatzen im eigenen Lande zu verbieten. Für diese Barbarei der Kriegführung haben die Herren Maeterlinck und Genossen bisher keine Entrüstung aufgebracht. Für die russischen Scheußlichkeiten in Ostpreußen auch nicht. Das deutsche Militärvolk aber, das ist natürlich zu allem fähig!

Ja, wie lange ist es denn her, daß dieses selbe Volk fähig war, den europäischen Ruhm von Maeterlinck, Rolland und Shaw, Hodler und — Jaques-Dalcroze zu begründen?

Wir sind in Deutschland nicht naiv genug, um ausländischen Künstlern, die wir schätzen und die uns besser kennen als ihre Landsleute, in einem Kriegsfalle wie dem gegenwärtigen zuzumuten, etwa aus Dankbarkeit für uns Partei zu ergreifen. Wir wenden uns lediglich an ihre gesunden fünf Sinne und sind enttäuscht, daß wir ihre Urteilskraft beträchtlich überschätzt haben. Lassen wir ihnen also das Vergnügen, zu kollern wie die Truthähne. Es ist wider die Natur, einen Truthahn eines besseren belehren zu wollen.

Wenn aber von deutscher Seite aus so etwas wie eine geistige Grenzsperre für die Autoren und Künstler des feindlichen Auslandes vorgeschlagen wird, so scheint dabei auch mehr das erregte Gefühl als die gesunde Vernunft zu sprechen. Es sollte eigentlich überflüssig sein, die Verkehrtheit eines solchen Vorgehens zu kennzeichnen. Wie denn das? Die deutschen Kritiker sollten sich, die Federn gespitzt und zur Abwehr gezückt, zum Korps der literarischen Grenzwache vereinigen und von nun ab

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keinen Franzosen, Engländer oder Russen gedrückt passieren lassen? Es sollte deutschem Wesen förderlich sein, hinter einer chinesischen Mauer nur noch des eigenen Geistes zu warten? Ganz ernsthaft bejahte mir das ein einflußreicher Publizist. Oeffentlich angeregt worden ist ein solches Verhalten bekanntlich auch.

Die Zeit der friedlichen Auseinandersetzung, die auf diese kriegerisch erregten Monate folgen wird, dürfte derlei Forderungen eines national überspannten Selbstbewußtseins ganz von selbst beseitigen. Die Flutwelle dieser großen Kriegszeit wird, dessen dürfen wir sicher sein, auf dem Boden unseres Nationalbewußtseins auch seinen bestimmten geistigen Niederschlag zurücklassen. Ich glaube nicht, daß in dem Acker der deutschen Kulturarbeit, der von Blut, Tränen und schwerem Zorn gedüngt ist, vorerst wieder jene anmaßende Verherrlichung fremdländischen Wesens und Schaffens aufkommen kann, mit der eine auserwählte Zunft von Geschmäcklern sich selber das Zeugnis des guten Europäertums auszustellen liebte. Diese snobistischen Gigerln der allerletzten Literaturmode, ungemein erhabene Leute von überlegener Verständnislosigkeit — sie werden es künftig viel schwerer haben als bisher, für ihre sensationellen Entdeckungen einen anständigen Haufen derer zusammen zu trommeln, die nicht alle werden.

Aber wir wollen diesen Literaten für die Zukunft auch nicht den Schein einer Handhabe bieten, wo sie einhaken könnten, um mit einem gewissen Recht die Kulturbringer, die Agenten des geistigen Güteraustausches zu spielen. Der Geist wehet, wohin er will. Jeder gute, wahrhaft förderliche Geist, komme er aus welchem Volke immer, soll dem Volke Goethes willkommen sein, auch jetzt und später, wenn die feindlichen Stimmen des Auslandes gelernt haben werden, beschämt über ihre eigene Torheit stillzuschweigen. Wir wollen weder in Eigenbrödelei versimpeln, noch in kritikloser Bewunderung der Fremde den berechtigten Spott herausfordern. Die letztere Gefahr war bislang die größere für uns, sie war zeitweise ein geschichtliches Elend. Das soll sie dem Deutschland dieses Weltkrieges nicht wieder werden. Es wird politisch seine Grenzwacht halten müssen, geistig aber gute Gastfreundschaft gewähren allen guten Gedanken, Worten und Werken aus der weiten Welt.

Eugen Kalkschmidt

Der negative Mensch

Vorher, ehe dieser Krieg kam, da war die „Persönlichkeit" obenauf, der Feingeist mit der kostbar und seltsam ziselierten Seele, der seltene Mensch, der von sich weiß, daß seine Art sehr spärlich über die Erde ausgeschüttet ist. Die Zeitwelle hat ihn hinweggespült, irgendwohin, verschlungen, in lichtlose Grundtiefen gezogen. Und einen anderen Typus hat sie emporgehoben, nein, keinen Typus, sondern ein neues Geschlecht, das mit einem Schlag geboren ward, eine Gesamtheit, die sich mit einemmale fand und da war: die Nation.

Vorher waren die Einzelnen obenauf; sie waren, wenn auch nicht beliebt, so doch gewertet, wenn auch nicht verstanden, so doch geschätzt. Die Zeit, die jetzt die Werte diktiert, hat keine Preistafel für diese Menschen, die ihr einst kostbar galten. Der höchste Wert ist jetzt die Masse, der Korpsgeist, der Gemeinsinn, die Hingabe. Die Weltgeschichte dreht das Rad der Zeit;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die unten waren sind oben, und die oben waren sind unter dem Rad.

Früher konnte man gegen die Zeit sein und war deshalb nicht überzählig, kein Abfall der Menschheit und von ihrer Gemeinschaft nicht ausgeschlossen. Heute ist aus unserer Mitte ausgestoßen, wer auch nur teilnahmslos an der Brandung der Zeit steht; mit sich beschäftigt, oder mit einer Kunst, oder mit einer Philosophie, oder mit schönen Wortgebilden; Denker und Träumer und Verliebte: sie stehen jetzt außerhalb des Kreises, der uns umschließt; sie leben außerhalb der Luft, die wir atmen; sie sind Geschöpfe einer anderen Art; sind negative Menschen.

Alle, die nicht aus sich heraus können, die gleichgültig bleiben und sich an die Häusermauer drücken, wenn ein jubelnder Menschenstrom durch die Straßen schäumt: sie sind negative Menschen. Sie haben Jahr um Jahr für sich gelebt, in sich hinein; die Umwelt bestand für sie nur, soweit sie von ihr bemerkt wurden. Beziehungslos stehen sie jetzt da, ohne Reibungsflächen und isoliert wie in einem Vakuum. Möglich, daß solche Menschen in einer stillen Zeit die Werbekraft der Anziehung haben. Aber die Kraft, ihr Ich von sich zu schleudern und frei und ledig und jauchzend sich an das lebendige Massengefühl zu verschenken, ist ihnen versagt. Sie haben nie etwas empfunden, das außerhalb ihrer liegt; sie können es auch jetzt nicht.

Vielleicht ahnen sie das Glück derer, die mitkämpfen oder auch nur mitfühlen können. Gewiß kann es ihrem scharfen Verstand nicht verborgen bleiben; und überdies haben die Gegensätze für einander ein schmerzlich-feines Gefühl. Verstand und schlummernder Neid ermessen die Seligkeit der Herzen, die ins All hinausschlagen, sie wissen (während sie selber frieren), wie warm und wohl es jenen ist, die mit der Gesamtheit fühlen.

Der negative Mensch ordnet (im Geiste) die Umwelt sich unter, nie sich der Umwelt. Er nimmt keinen Anteil an ihr, den er von ihr fordert. Und da er sie für eine andere Sache aufgehen sieht, wird er aller Welt gram und feind. Der grausam schwere Druck der Einsamkeit und der Vereinzelung drängt ihn in Widerspruch, Haß und Cynismus. So wird der negative Mensch.

Mehr bedauernswert als fluchwürdig, die fühllos durch diese Tage gehen! Die, immer mit sich allein, immer in sich versenkt und immer in sich verliebt, nichts anderes besitzen als ihr mitbekommenes Talent, das nun wertlos geworden ist. Früher waren sie etwas, haben manches gekonnt und konnten manches geben. Jetzt, da die Zeit Entäußerung ihres Ich fordert und ein klein wenig mitfühlen, pocht sie vergebens an. Es zeigt sich, daß diese Armen, die nur fühlen konnten, was durch den Filter ihres Wesens ging, das Fühlen-können für etwas, das sie nicht selbst sind, verlernt haben. Die sorgfältig gezüchtete Absonderung von der Menge, ehemals ein Qualitätsprodukt sublimer Geistigkeit, steigert sich, wenn nicht rasch vom mächtigen Zeitgefühl bis auf die letzte Wurzel aufgezehrt, zu Haß und völliger, eigensinnig-krampfhafter Abkehr von der Masse, die jetzt alles ist, alles überschattend. Was sollen sie in einer Zeit, deren Held die Menge ist, in diesen Tagen, da Tausende für einen Gedanken bluten, der ihnen, den negativen Menschen, fremd ist! — Glück der Mitfreude, Glück des Mit-Leidens, des Wirkens für andere und des Sich-hinopferns! O sich von sich lösen können und aufgehen in ein Anderes!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— Nur er trägt an seinem Ich, das ihm zur Last wird. — In diesen Tagen wird am glücklichsten sein, wer der stärksten Gefühle fähig ist; und der diese Gefühle in Taten umsetzen kann. — Der negative Mensch ist unglücklich.

Hans Natonek

Theodor Lipps †

Wenn ich nach einem Wort für den Denker Lipps suche, fällt mir immer wieder dies ein: ein Seher. Im alten Sinn dieses Wortes, ein Weltabgewandter, dem Inneren, aber auch grundsätzlich dem Großen, Werthaften Zugewandter. Seherkraft war seine Haltung im Colleg: er begann leise zu sprechen, suchte durch Rückschau auf schon Vorgebrachtes anzuknüpfen an zwischen ihm und dem Zuhörer Gemeinsames, dann erst erhob er die Stimme, und mit einer Wendung stellte er sich und uns vor das neue Problem. Und obwohl er seit Jahren mit dem Gegenstand vertraut sein mußte, gelang es ihm, den Hörer zunächst gleichsam auf die Spur des Problems zu bringen. Er lehrte das Erstaunen vor unsern eignen Erlebnissen. Man sah durch ihn hindurch Wunder und Rätsel im eignen Innern, das sich auftat und zu bestimmten Fragen zwang. Lipps stellte dann diese Fragen. Es waren nur wenige Fragen, die er für fruchtbar hielt, zu stellen, aber ich habe ihn keine stellen hören, die er nicht mit Leidenschaft zu beantworten suchte. Erst gab er der Frage fünf, sechs, sieben Formen. Dann erschien die Antwort, ebenso vielfach geformt, herausgeholt nicht aus Begriffssystemen und schematischen Voraussetzungen, sondern aus der Anschauung des gesamten Menschen, in Beziehung gesetzt zu allen erdenklichen Erlebnissen, selbst als Erlebnis geschildert und klargestellt. Das war das Zwingende seiner mündlichen Lehre, daß sie stets an das Ganze Selbst des Hörers appellierte; sie war kein intellektuelles Spiel, das man kühl der Regel nach lernte, sondern forderte innerstes Miterleben heraus. Lipps lehrte nicht Psychologie, sondern bildete Psychologen. Psychologisch Unbegabte habe ich stets unbefriedigt von ihm gehen sehen: ihnen war er nicht „klar" genug . .

Seine einzigartige Begabung, jegliches innere Erleben gleichsam liebevoll, ohne irgend ein Hilfsmittel, nur durch die Kraft seherischer Intuition vor sein inneres Auge hinzustellen, es festzuhalten und zu ergründen, sprach sich in dieser Methode aus, stets den ganzen Menschen zu berücksichtigen. Es war nicht Zufall, daß er die Sinnespsychologie vernachlässigte: sie liegt nicht im Gesichtsfeld des Sehers. Nicht Zufall, daß er vor allem Aesthetiker war: die unabsehbare Fülle des künstlerischen Erlebens, das ihm selbst leidenschaftlich gegeben war, zog ihn an. Nicht Zufall, daß er, der Verfasser einer volkstümlichen glänzenden Ethik, gelegentlich in öffentlichen moralischen Fragen in herbe Konflikte geriet: das Formalistische, die Preisgabe des Blicks auf den ganzen Menschen zugunsten kleiner Effekte, verletzte ihn. So war er geboren zum Kämpfer für die Würde des inneren Menschlichen, und die Geschichte gönnte ihm eine Periode der Veräußerlichung der Philosophie und Psychologie, in der er mit aller Leidenschaft an ihr festhielt. Diese Würde war ihm zunächst nicht Göttlichkeit, sondern das Attribut des ungeheuren Reichtums der Menschenseele, an der er hundert Vorgänge und Tatsachen eigenartig erlebte und neu mit Worten festhielt. Und es gelang ihm mit der Wucht seines Sehertums,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Glauben an die Unerschöpflichkeit des Inneren zu wecken, den heute viele Schüler von ihm in innerer eindringlicherer wissenschaftlicher Zergliederer- und Schildererarbeit betätigen. Es gelang ihm, den inneren Umschwung der deutschen Philosophie mit zu bewirken, das letzte Wesenhafte wieder auf den ersten Platz in der Beachtung der Denker zu rücken. Nicht aus „Psychologismus", sondern aus — Menschlichkeit ergab sich ihm diese Tendenz. Er war der Einheitlichsten einer, die je gedacht haben. Alle seine Bücher haben denselben Stil, da sie dieselbe große Seele, dieselbe Seherkraft, dieselbe Lauterkeit der wissenschaftlichen Gesinnung zur Voraussetzung haben. Er vertrug nicht nur Widerspruch, sondern forderte ihn. Aber er wurde bitter und absprechend, wo er Veräußerlichung sah. Einzelne seiner psychologischen Erkenntnisse können und werden überwunden werden. Sein Denkziel, seine Methode behalten für immer unerschütterlichen Wert, da er die Fragen stellte, welche wir von früher Jugend bis zum späten Alter als unsere eigensten empfinden. Und durch diese Fähigkeit wuchs er ganz von selbst über das Fach der Psychologie in den Bereich der Philosophie, wo die großen Denker von andern Positionen her dem gleichen Lichte zustrebten.

W. Schumann

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feinde und Feinde

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitgl. des österr. Abgeordnetenhauses

Rechts und links ist Deutschland von mächtigen Gegnern begrenzt, die sich in der letzten Zeit als wütende Feinde gezeigt haben, die auf die Vernichtung der Machtstellung Deutschlands ausgehen. Das vereinigt sie, obwohl sie selbst untereinander mancher scharfe Interessengegensatz trennt. Deutschland steht jedem dieser Feinde irgendwie im Wege. Frankreich kann den Verlust Elsaß-Lothringens nicht vergessen. Rußland sieht in dem mit Oesterreich verbündeten Deutschland das einzige Hindernis auf dem Wege nach Konstantinopel, England endlich fürchtet Deutschland als Mitbewerber auf dem Weltmarkte.

Der eigentliche Urheber des gegenwärtigen Krieges ist England. Frankreich und Rußland hätten es sich wohl hundertmal überlegt, über Deutschland herzufallen, das, mit Oesterreich verbunden, ein zu gefährlicher Gegner gewesen wäre. Erst das Bündnis mit England schien ihnen die Gewähr zu bieten, den Gegnern gewachsen zu sein. Daher kommt die große Erbitterung, die in ganz Deutschland gegen England herrscht. Von England hat ein geistreicher Schriftsteller noch vor dem Kriege die witzige Bemerkung gemacht, daß es „das Talent habe, sich immer moralisch vorzukommen.“*) Die widerwärtigste Eigenschaft der Engländer ist ihre Heuchelei, der Cant, den so mancher ihrer eigenen Schriftsteller (so ganz besonders B. Shaw) unbarmherzig gegeißelt haben. England hat sich plötzlich moralisch verpflichtet gefühlt, als Schutzherr der Neutralität Belgiens aufzutreten, ausgerechnet England, dessen Regierungen mit den schändlichsten Völkerrechtsbrüchen und Völkerausbeutungen sozusagen erblich belastet sind. Nichts hat den Haß gegen England in Deutschland so genährt als diese ekelhafte

*) R. Bermann. Irland. Berlin. Hyperionverlag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haltung. Freilich sollte man dabei nie vergessen, daß die in England herrschende politische Freiheit eine ganze Reihe hervorragende Männer veranlaßt hat, laut gegen diesen Krieg zu protestieren. So war es ja auch zur Zeit des Burenkrieges. Die Massen sind zu jeder Art von Chauvinismus nur zu leicht geneigt und einen Pöbel gibt es in jedem Volke. Auch damals waren die Stimmen gegen den englischen Jingoismus in England hinlänglich laut und zahlreich. Die Gefahr ist groß, daß die Erbitterung gegen die Politik der herrschenden Klasse in England umschlägt in einen Haß gegen das englische Volk, das im Grunde friedfertig ist. So herzerquickend es ist, daß die Deutschen, das Volk der Träumer, so weit erstarkt ist, sich mit starker Hand gegen jeden Uebermut zu behaupten, so wäre es höchstbetrüblich, wenn auch unter uns Gesinnungen sich breitmachen würden, die allen guten Ueberlieferungen des deutschen Geistes zuwider sind. Wir können wohl ohne Ueberhebung behaupten, daß die Führer aller deutschen Kulturbewegungen immer auf das Verständnis der ganzen Welt ausgegangen sind, daß uns Völkerhaß völlig fremd ist, daß wir immer versucht haben, alle Rassen und Nationen zu verstehen, ja daß wir sie wirklich verstehen. Das hat ja oft dazu geführt, daß wir anfingen, das Fremde zu überschätzen und das Eigene nicht zu würdigen. Dieses Laster, das einer hohen Tugend entsprang, ist hoffentlich ausgerottet. Ein männliches Selbstbewußtsein, schwer erworben, bleibt nunmehr wohl unser Eigentum. Aber eben darum können wir ruhig die alte Tugend weiterpflegen. Der englischen Regierung und den mit ihr verbündeten Mächten Krieg bis aufs äußerste, dem englischen Volke gegenüber eine ruhige Würde, die es nach dem Kriege wesentlich erleichtern wird, Bande wieder neu zu knüpfen, die endgültig oder auch nur auf sehr lange Zeit zu lösen, weder im Interesse des deutschen noch des englischen Volkes, gewiß aber nicht im Interesse der Kulturentwicklung der Menschheit liegt.

Stark ist gegenwärtig der Engländerhaß in Deutschland. Dagegen gering, ja fast gar nicht vorhanden ist ein Franzosenhaß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den Franzosen gegenüber überwiegt das Mitleid. Und das, obwohl die gesamte französische Intelligenz völlig den Verstand verloren hat. In England hat sich mehr als eine Stimme der Vernunft hören lassen, in Frankreich schlechterdings keine.*) Es war ein Wüten und Toben der feinsten, vornehmsten Geister, das sich in Ausdrücken der Gasse und Gosse entlud. Man war diesem wahnsinnigen Treiben gegenüber völlig ratlos. Daß jeder Franzose, ob Aristokrat oder Proletarier, sein Volk leidenschaftlich liebt, ist bekannt. Daß aber diese Liebe in wahnwitzige Sinnlosigkeit ausartet, wenn irgend jemand es wagt, Frankreich zu bekriegen, überrascht dennoch. Es ist wieder so, wie 1870, wie ich neulich an dieser Stelle behauptete. Ja, es ist ärger. Denn als Viktor Hugo in einem bombastischen Aufrufe die Deutschen vor Paris wegschnattern wollte, würzte er seine Rede noch mit Schmeicheleien für das deutsche Volk. Kürnberger nannte ihn einen Tollhäusler. Heute scheint die gesamte französische Intelligenz im Tollhause zu sitzen. Den Gipfel der Tollheit erreicht irgend einer, der sich nicht mit einer Ausrottung des deutschen Militarismus begnügen will, der schlicht und einfach die Vernichtung des deutschen Geistes fordert. Und trotz alledem und alledem hat man in Deutschland nur Mitleid mit den Franzosen, den Gefoppten dieses Krieges. Es wird lange dauern, bis sie sich von der Schmach, die Spießgesellen des russischen Zarismus gewesen zu sein, werden gereinigt haben.

Gegen diesen, nicht gegen das russische Volk richtet sich der Haß der weitaus größten Zahl der Kämpfer gegen Rußland. Franzosen und Engländer wissen, warum sie kämpfen. Die armen russischen Soldaten, zumeist Analphabeten, werden zur Schlachtbank geführt als ärmste Opfer. Die russische Intelligenz, das, was man in Rußland mit dem Worte „die Gesellschaft" bezeichnet, geht in ihrer Gesamtheit, ob sonst rückschrittlich oder revolutionär

*) Es soll Romain Rolland in den letzten Tagen verständige Worte gesprochen haben. Ich habe nur ein paar Sätze gehört, den ganzen Artikel aber nicht gelesen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesinnt, mit dem Zarismus. Hier sind unsere wahren Feinde. Wenn wir vollständig siegen, werden wir den Franzosen hoffentlich nicht zu wehe tun, vorausgesetzt, daß sie es nicht bis aufs äußerste treiben. Wir werden England in die gebührenden Schranken zurückweisen, aber kaum seine Stellung wesentlich erschüttern können, zufrieden damit, daß das Monopol Englands auf dem Meere gebrochen wird. Aber wenn wir vollständig siegen, und deshalb wünschen wir so glühend unseren Sieg, so können wir endlich die zarische Wirtschaft, diesen wirklichen Schandfleck Europas, vernichten. Wir können geknechtete Völker frei und selbständig machen. Den Segen davon wird auch das großrussische Volk haben, das, noch immer zahlreich genug, sich der inneren politischen Reform wird zuwenden können. Aber für die Dauer wird alsdann der ständige europäische Unruhestifter zur Ruhe verwiesen sein. Durch die wirkende Macht der Tatsachen wird unser vollständiger Sieg eine Epoche einleiten der Herrschaft der selbständigen Nationen.

Wesentlich darin liegt der Sinn des gegenwärtigen Krieges.

Vor 27 Jahren (1887) hat der prächtige F. Th. Vischer diesen Krieg vorausgesehen:

Von Westen der Hahn
Kräht wild uns an,
Von Norden der Bär
Brummt hintenher.
Wir werden uns wehren
Mit Ehren —
Gegen den Hahnen voll Verdruß,
Daß er noch einmal Schläge haben muß,
Gegen des Bären zottige Brust
Mit Herzenslust.
O dürft ich's erleben, könnt ich es schaun,
Wie man die Tatzen, die Raubtierklaun,
Womit er so weithin greift und packt,
Vom überfressnem Leib ihm hackt,
Wie man die Brüder, die er zerbeißt,
Ihm aus dem knirschenden Rachen reißt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Freiherr vom Stein über die Wiederherstellung Polens

Von Georg Gothein, M. d. R.

Der große Staatsmann, dem Preußen seine Wiedergeburt aus tiefstem Sturze verdankt, hat der Frage der Wiederherstellung Polens ein lebhaftes Interesse entgegengebracht. In jetziger Zeit dürfte es von aktuellstem Interesse sein, sich zu vergegenwärtigen, wie der große Patriot, der vor 100 Jahren das Wort prägte: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland" über die Wiederherstellung Polens gedacht hat.

Die vortreffliche, fast durchweg auf archivalischem Material beruhende Biographie Steins von Max Lehmann gibt darüber folgende Ausbeute:

Stein lernte die dem preußischen Staat durch die erste Teilung Polens zugewachsenen Provinzen Westpreußen und Posen, sowie das damals noch selbständige Polen zuerst 1781 nach einer dienstlichen Studienreise kennen, die er im Auftrag des Ministers von Heinitz gemeinsam mit seinem Freunde v. Reden, dem Wiedererwecker des schlesischen Bergbaues, machte. Der Eindruck, den er gewann und in seinem amtlichen Bericht schildert, war ein äußerst ungünstiger. Unglaubliche Rückständigkeit des Ackerbaus — wurde nach seinem Bericht doch der Acker nur alle 12, ja in fruchtbaren Gegenden nur alle 20 Jahre gedüngt. Unzufriedenheit des Adels mit dem neuen Regime, weil es verlangte, daß er einen Teil des Jahres auf seinen Gütern zubringen solle. Bloß 647 Menschen wohnten auf der Quadratmeile; die Nation bestand nur aus Adligen und Bauern. „Jene genießen alle Vorteile des Vermögens und der Gesellschaft; die Gesetze sichern nur ihnen Freiheit und Eigentum, während der Bauer dem ganzen Druck der Armut

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Sklaverei überlassen bleibt. Die Folge des Elends ist Verminderung der Menschenzahl." Der Adlige begünstigt den Genuß des von ihm produzierten Branntweins, wodurch der gemeine Mann in beständiger Armut erhalten wird und seine Körperkräfte frühzeitig zerstört werden. Epidemische und venerische Krankheiten, gegen die nichts getan wird, vermindern unaufhaltsam die Bevölkerung.

Ebenso rückständig wie den Ackerbau findet Stein die gewerbliche Tätigkeit. „Alle Versuche, nationale Manufakturen und Fabriken einzurichten, mußten fehlschlagen, denn durch die Leibeigenschaft ist das Eigentum des Vermögens und der persönlichen Kräfte des größten Teils der Nation der Willkür eines sehr kleinen Teils überlassen; dieser genießt die Früchte der Tätigkeit der ersteren und so erlischt der Trieb zur Tätigkeit, der eine Folge ist der Begierde glücklicher zu werden." „In Polen fehlt der ganze mittlere oder Bürgerstand, der dem Staate die aufgeklärtesten und tätigsten Menschen zu liefern pflegt" schrieb bereits 1781 der Mann, der 26 Jahre später Preußen die Städteordnung gab.

Daß bei solchen wirtschaftlichen wie innerpolitischen Verhältnissen auch der Volkscharakter viel zu wünschen übrig ließ, erschien Stein nur selbstverständlich:

„Das Volk ist träge, genießt sorglos, solange der Vorrat dauert, nährt, wohnt und kleidet sich elend, kennt keine Freude als Ausschweifung und Schwelgerei; im Grunde ist der Adlige nicht anders, nur daß er in unmäßigem Luxus schwelgt."

Aber Stein verkennt auch nicht, wie schwer Polen unter der Zertrümmerung des Landes, unter der fortgesetzt feindseligen Politik — namentlich auch der Zollpolitik — der Teilungsmächte, unter inneren Unruhen und durch fremde Truppen leide.

Später in seiner berühmten aus Nassau datierten Denkschrift, die er 1807 nach seiner brüsken Entlassung verfaßt hat, wiederholt er die 26 Jahre früher über die Zustände der vormals polnischen Landesteile und ihre Bevölkerung gemachten Vorwürfe. Er nennt die Nation in ihrer Gesamtheit leichtsinnig, sinnlich, zu Ränken geneigt. Aber er fügt hinzu: „Bei all ihren Fehlern besitzt sie einen edlen Stolz, Tätigkeit, Energie, Tapferkeit, Edelmut und Bereit-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

willigkeit sich für Vaterland und Freiheit aufzuopfern, womit sie viele Fähigkeiten und Fassungskraft vereinigt. Sie wurde verwandelt durch die 2 Jahrhunderte dauernde Einmischung der Fremden in die Geschäfte des Staats, durch Gewalttätigkeit und Bestechung. Das war wohl die Hauptsache ihrer Verderbtheit." Denn nach ihm „war sie im 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert unterrichtet, kräftig und reich an ausgezeichneten Männern." — — „Selbst unter den schwachen Regierungen der drei letzten Könige, die den Untergang des Staates vorbereiteten, findet man Männer, die durch hohen Sinn, unerschütterlichen Mut, brennende Vaterlandsliebe die edelsten Charaktere erreichten, deren die Geschichte der Nationen erwähnt."

So viel Stein auch an der polnischen Konstitution vom 3. Mai 1791 auszusetzen hatte, „weil sie den Einfluß des rohen, eingebildeten und käuflichen niederen Adels auf Gesetzgebung, ja selbst auf die Rechtsprechung bestehen ließ und auf die Städte und den Landmann wenig Rücksicht nahm", so erkannte er doch die in ihr enthaltenen Verbesserungen unumwunden als „Fortschritte in der Regierungskunst" an. Und mit scharfen Worten beklagte er die Teilung Polens, die „das traurige Bild einer durch fremde Gewalt unterjochten Nation zeigte, die in der selbständigen Ausbildung ihrer Individualität gestört wurde, der man die Wohltat einer sich selbst gegebenen freien Verfassung entriß und an ihrer Stelle eine ausländische, schreibselige, formenreiche Bureaukratie aufdrang". Doch rühmte er auch, wie in Polen unter preußischer Verwaltung die Sicherheit des Eigentums und der Person und alle wirtschaftlichen Verhältnisse fortgeschritten seien; zugleich verlangte er wie für die deutschen Provinzen Preußen so auch für die polnischen Landesteile politische und geistige Fortschritte, vor Allem auf dem Wege der Bauernbefreiung, der Städteordnung wie überhaupt einer weitgehenden Selbstverwaltung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus seinem Gewissen heraus verdammte er die Teilung Polens und forderte wenigstens eine Politik der Versöhnung: „Die nationalen Kräfte und Gesinnungen sollten nicht unterdrückt, sondern gelenkt und gerichtet werden auf gemeinnützige Zwecke."

„Die polnische Nation — schrieb er — ist stolz auf ihre Nationalität; sie trauert, ihre Sprache, ihren Stamm erlöschen zu sehen und feindet den Staat an, der ihr dieses Leid zufügt. Sie würde zufrieden gestellt werden, sie würde diesem Staat anhängen, wenn man ihr eine Verfassung gäbe, bei der ihr Nationalstolz beruhigt und ihr der Besitz ihrer Individualität gesichert wird. Diese nicht zu zerstören, sondern auszubilden wird Jeder für einen Gewinn halten, der nicht mechanische Ordnung, sondern freie Entwickelung und Veredlung der eigentümlichen Natur jedes Völkerstammes für den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft hält."

Stein riet, der Zar solle den Titel eines Königs von Litthauen, Friedrich Wilhelm III. den eines Königs von Polen annehmen und in Warschau einen Statthalter aus den polnischen Granden einsetzen. Oesterreich — hoffte er — würde Galizien an Polen abtreten und dafür durch Bessarabien entschädigt werden. Er erstrebte also im Wesentlichen eine Personalunion des eigentlichen Polen einschließlich der überwiegend polnischen Bezirke Posens und Westpreußens mit Preußen — möglichst allerdings mit gemeinsamer Zollgrenze.

Diese Hoffnungen wurden durch die preußisch-russischen Niederlagen zu nichte. Napoleon machte aus „Neupreußen" das Großherzogtum Warschau. Als dieses im österreichisch-russisch-französischen Feldzug 1809 auf Napoleons Seite gefochten hatte, fand Stein in der Denkschrift vom 17. 10. 1811 zwar scharfe Worte gegen die „aus Edelleuten, Juden und Sklaven bestehende Nation",

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber er glaubte doch zu gewahren, daß ein großer Teil der Polen des gegenwärtigen Druckes, der Verarmung, der Vergeudung des Bluts für fremden Ehrgeiz überdrüssig sei, und deshalb will er „erneut den Versuch machen, sie für die gute Sache zu gewinnen; man möge ihrer Eitelkeit schmeicheln und ihnen ihre Verfassung belassen, sie aber mit Preußen vereinigen durch ein Band, wie es zwischen Oesterreich und Ungarn besteht."

Die Vernichtung der französischen Armee in Rußland im Winter 1812 zeitigte inzwischen bei der russischen Militärpartei den Wunsch, die russische Herrschaft bis an die Weichsel auszudehnen, also auch Ostpreußen und den östlich der Weichsel liegenden Teil Westpreußens zu annektieren und Polen unter dem Szepter des Zaren wiederherzustellen; auch unter polnischen Magnaten tauchten derartige Bestrebungen auf. Stein verwarf schon im Dezember 1812 die Vereinigung Polens mit Rußland — einmal wegen der Inkongruenz des russischen Despotismus mit einer Konstitution, auf welche die Polen nach allem Vorausgegangenen nicht verzichten könnten. Nicht minder aber im Interesse der abendländischen Völkerfreiheit, die durch eine solche Wendung noch mehr gefährdet würde, als durch Rußlands Ausdehnung bis zur Weichsel. Stein nannte die russischen Aspirationen geradezu „wilde und absurde Pläne."

Im Bündnisentwurf vom 24. Februar 1813 gelang es freilich, den Zar nur dazu zu bestimmen, Preußen vom Herzogtum Warschau so viel zu gewährleisten, als erforderlich sei, um in jeder Beziehung — militärisch und geographisch Altpreußen mit Schlesien zu verbinden.

Erst auf dem Wiener Kongreß 1814 kam die Frage erneut zur Verhandlung. Dort verlangte der Zar das ganze Herzogtum Polen einschließlich Krakau und Thorn. Für Stein, den Ratgeber und Freund des Zaren war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das eine ungemein peinliche Lage. Gewiß wollte auch er ein autonomes Polen, aber nicht in Verbindung mit Rußland. Erneut wies er auf die Unhaltbarkeit eines solchen Verhältnisses hin, das die Elemente der Uneinigkeit zwischen dem despotisch regierten Rußland und dem konstitutionellen Polen in sich trage. Ersteres werde in diesem Unterschied einen ständigen Grund zur Eifersucht finden und stets bereit sein, die Union in eine Inkorporation zu verwandeln. Polen aber werde in stetiger Unruhe und Sorge sein wegen Erhaltung seiner Rechte. Das werde um so schlimmer sein, als die Fähigkeit der damaligen Polen eine Konstitution zu handhaben nicht hoch einzuschätzen sei, weil ihnen ein dritter Stand fehle, der in allen zivilisierten Ländern der Depositar der Bildung, der Sitten und der Reichtümer einer Nation sei.

Nach wie vor hielt er die Personalunion mit Preußen — dem ja damals die Konstitution versprochen war — als das allein Erstrebenswerte; schon um das durch Napoleons Siege gestörte europäische Gleichgewicht wiederherzustellen. Die Mächte des Abendlandes — meinte er — sollten sich zusammenfinden in der Bekämpfung jeder Universalmonarchie. Auch der Friede werde gefährdet durch den Vorschlag des Zaren; denn die Konstitution werde in den russischen Polen die Neigung unterhalten, die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes herzustellen, in den preußischen und österreichischen Polen die Tendenz sich loszureißen und sich mit den Brüdern jenseits der Grenze zu vereinigen.

Stein hat sich in all dem als ein weitsichtiger Staatsmann, als vorausschauender Prophet erwiesen. Nach 1½ Jahrzehnten trat das ein, was er von der Union des konstitutionellen Polen mit dem despotischen Rußland befürchtet hatte. Und nicht minder wuchs sich das letztere zu einer die Selbständigkeit Europas bedrohenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Universalmonarchie" aus, der erst durch den Krimkrieg vorübergehend Halt geboten wurde.

Polens Union mit Rußland hielt Stein für so bedenklich, daß er sich sogar Talleyrand gegenüber zu der Forderung verstand, Polen als völlig unabhängiges, mit keinem Nachbarstaat durch Personalunion verbundenes Staatswesen herzustellen. Das erschien ihm der übermäßigen Vergrößerung Rußlands weit vorzuziehen.

Aber er verkannte doch nicht, daß jeder Staat unabhängig von den ethnographischen, natürliche geographische Grenzen bedürfe; aus diesen Erwägungen hat er mit Erfolg die russische Forderung auf Krakau einerseits, auf Thorn andererseits bekämpft, da dadurch namentlich „die preußische Grenze so unregelmäßig und wunderlich einspringende Winkel erhalten würde, daß sie selbst in Friedenszeiten jede Verwaltungsmaßregel hemme."

Stein hat den polnischen Aufstand von 1830 noch erlebt und er beklagte tief das Schicksal des „heldenmütigen und geistvollen Volkes." Scharfen Tadel richtete er gegen die, „die es durch brutale Härte zum Aufstand gereizt hatten." Und mit ins Grab nahm er nach seinen Biographen die Ueberzeugung: „Die Teilung Polens bleibt ein politisches Verbrechen."

Der „ungediente Landsturm"

Von * * *

Ueberall in Deutschland haben sogenannte „Kriegsmusterungen" stattgefunden für die zum Landsturm I. Aufgebots mit Waffen gehörigen ungedienten Mannschaften bis zum vollendeten 39. Lebensjahr. Es sind auf diese Weise ein paar Hunderttausend Männer mehr unter militärische Disziplin gekommen, denn diese „Musterungen" hatten das Ergebnis, daß sich offenbar die große Mehrzahl in den letzten 10—20 Jahren zu tauglichen „Soldaten" der verschiedensten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Waffengattungen ausgewachsen haben. Die „Staatskrüppel" von ehedem haben also mit zunehmendem Alter ihre militärische Ehre gerettet und es eröffnet sich für sie die jetzt besonders geschätzte Möglichkeit, auch noch „Soldat" zu werden. Soweit ist das alles selbstverständlich und notwendig und entspricht dem Grundgedanken der „allgemeinen Wehrpflicht." Aber es sei gestattet, zu der Frage der Verwendung des ungedienten Landsturms, besonders der älteren Jahrgänge, einige Bemerkungen zu machen.

Wer diese „Musterungen" mitgemacht hat, der kann aus dem Vergleich mit den seinerzeitigen Rekrutenmusterungen schließen, daß die Absichten, die man mit diesem Landsturm hat, kaum eigentlich militärische sein können. Man hat also offenbar diesen Leuten Arbeiten zugedacht, die mehr aus Zweckmäßigkeitsgründen auch der militärischen Disziplin unterstellt sind, die aber mit den eigentlichen soldatischen Dingen nur in losem Zusammenhang stehen. Diese Auffassung hat sich — eben durch diesen raschen Betrieb der Ausmusterung — auch bei den Landsturmleuten selbst festgesetzt und darum hatten auch nur verhältnismäßig wenige „etwas anzugeben." Man wollte weder als Drückeberger erscheinen und man traute sich meist körperlich auch das zu, was hier notwendig sei. Das hatte sich ja allmählich im Volksurteil herausgebildet, daß bei der heutigen Kriegstechnik der Landsturm und zumal der nicht gediente, eine sehr harmlose Rolle zu spielen habe und wenn wir Landstürmer jetzt auch etwas zu Ehren kamen vor den Augen der Militärärzte, so wissen wir doch, daß das an der Sache selbst nicht sehr viel geändert hat. Aber eben darum fragt man sich auch, ist hier ein schematischer Betrieb noch berechtigt?

Was die allgemeine Wehrpflicht anlangt, so ergibt sich, daß die Frage der wirklichen Kriegstauglichkeit durch diese Ausmusterungen keineswegs beantwortet ist. Es wäre töricht, wollte man sich selbst so betrügen. Also kann es sich nur um eine militärisch umschriebene Pflicht handeln, sich dem Vaterland zur Verfügung zu stellen zu Zwecken aller Art, die man nun eben in militärische Ordnung gebracht hat. Auch das hat seinen Sinn und seine Berechtigung, man würde dem Verfasser und den Vielen, die mit ihm übereinstimmen, bitter unrecht tun, wenn man ihm Opferbereitschaft in dieser Richtung in Zweifel ziehen wollte. Die Frage ist nur die: ist angesichts dieser Tatsache das Massenverfahren das richtige, ist dieser Dienst, um den es sich doch da nur handeln kann, unter den gegebenen Umständen der dem Staat nützlichste.

Selbstverständlich soll und muß die Militärverwaltung jederzeit die Kräfte zu ihrer Verfügung haben, die sie braucht, aber warten denn nicht so und so viele, selbst bis zu vorgerückten Jahren, die ohne Arbeit und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verdienst sind, mit Schmerzen darauf, daß ihr Dasein wenigstens wieder einen Zweck bekomme, daß sie zum Heer eingerufen werden. Ihnen und ihren Familien ist damit vielfach ein wirklicher Gefallen getan und es ist volkswirtschaftlich rationeller, sie für die Erhaltung ihrer Existenz zu einem solchen Dienst heranzuziehen. Daneben aber stehen auch sehr viele, die ihre Stellung, ihren Wirkungskreis, ihre verantwortungsvolle und volkswirtschaftlich wichtige Aufgabe haben. Sie bedeuten in diesem Stadium des Kriegs für die wirtschaftliche Mobilmachung, für die tunlichste Erhaltung des bürgerlichen Lebens in der Heimat, für die Auffrischung der geistigen und seelischen Straffheit der zu Hause gebliebenen viel mehr, als bei den Arbeiten, die ihnen nun als sogenannten „Soldaten" übertragen werden sollen. Auch vom Kriegsstandpunkt aus sind sie in dieser ersteren Arbeit mehr wert. Dabei darf selbst auch der Gesichtspunkt beachtet werden, daß man nicht ohne Not Existenzen, die auch während des Krieges sich und andere wirtschaftlich tragen können, aus ihren Stellungen heraus nimmt, weil sie nun zufällig zu diesem oder jenem Jahrgang gehören, andere dagegen durch Unterstützung erhalten muß, die ohne Arbeit sind, aber altershalber noch nicht verwendet werden. Ich höre schon den Einwand, daß man hier also eine willkürliche Heranziehung der Arbeiter gegenüber anderen Kreisen vorbereiten wolle, bemerke aber, daß davon gar keine Rede sein kann. Nicht für oder gegen einen Stand, sondern über die Frage der von wirtschaftlichen und staatlichen Interesse aus zweckmäßigsten Verwendung der Kräfte soll nachgedacht werden.

Wenn ich an die Musterung denke, bei der ich mitmachte, dann drängt sich außerdem auch der Gedanke noch auf, wie viele Leute da aus guten, verantwortlichen Privatanstellungen oder selbständigen Stellungen heraus müssen. Gewiß — das mußten seither schon Hunderttausende anderer auch, aber da stand die Möglichkeit einer anderen militärisch wertvollen Leistung gegenüber. Kann man es rechtfertigen, daß solchen Angestellten ihre Gehalte bezahlt werden von ihren Firmen, trotzdem sie die Ueberzeugung haben, was diese dagegen auch für den Staat leisten können, steht in gar keinem Verhältnis zu dem wirtschaftlichen Aufwand, den man billigerweise für sie machen muß. Und aus der Mitarbeit in allerlei sozialen Hilfsausschüssen weiß ich, daß Unterstützungen aller Art sofort fallen müssen, wenn dieser oder jener aus seinem Betrieb herausgerissen wird, um „Soldat" zu werden als Landstürmer. Darum sage ich, daß in dem Maße, als die militärärztliche Prüfung ungenügend war, entsprechend der untergeordneten militärischen Bedeutung dieser Landsturmpioniere, oder was sie sonst alles wurden, die volkswirtschaftliche Prüfung daneben treten soll, um möglichst rationell die Kräfte dort zu verwenden, wo sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht nur sich selbst tragen, sondern darüber hinaus auch der Allgemeinheit etwas nützen können.

Noch weiß ja Niemand, wann der ungediente Landsturm auch wirklich eingezogen wird, aber vorbereitend sei jetzt die Anregung gegeben, dabei nicht zu formalistisch zu verfahren und einfach jahrgangweise aufzurufen, sondern einer gewissen Anpassung von Anfang an Raum geben, indem man einerseits die Freiwilligen aufruft aus allen Jahrgängen des 1. Aufgebots, und zweitens für die Gesuche um Befreiung bestimmte nicht engherzig gefaßte Grundsätze bekannt gibt, die den in Betracht kommenden Kreisen als Unterlage dienen können. Eben weil es sich nicht um eine Uebervorteilung der Behörde oder einzelner Kreise handeln soll und handeln kann, darf alles auch freimütig gesagt werden und soll die Frage jetzt zur Diskussion gestellt werden. Man darf es vielen glauben, es kostet sie die größere Ueberwindung bei der gewohnten Alltagsarbeit zu bleiben. Aber wo man im Großen weder nach Menschen- noch nach Wirtschaftswerten hat fragen dürfen und fragen wollen, solange das Gebot der Notwendigkeit dahinter stand, da darf man doch jetzt auch Verstand und Ueberlegung zu Hilfe nehmen, um da, wo andere Namen zweckmäßiger sind, beizeiten sich an sie zu halten.

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

(Schluß.)

Am nächsten Tag sahen wir Schlehmil nicht. Aber er war bei der goldblonden Frau gewesen. Er muß sich mit ihr erzürnt haben. Sie ging leicht über seinen Besuch hinweg, während sie sonst all die kleinen Ereignisse in der stillen Eintönigkeit ihres Strohwitwertums für sich zu wichtigen Dingen ausbaute. Daraus war zu schließen, daß der Besuch dem armen Schlehmil eine böse Enttäuschung eingetragen habe. Er ließ sich nicht blicken.

Am übernächsten Tag ging ich in sein Hotel. Als ich dort ankam, setzten drei Kulis gerade Schlehmils Stuhl ab. Emil Schlehmil entstieg ihm und wollte hastig ins Haus. Ich rief ihn an. Er war in einem merkwürdigen Staat. Er hatte einen zerbeulten Zylinderhut auf, der ihm zu klein war. Er trug die manchmal geflickte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch die Gamaschen, die er gewöhnlich umschnallte, ganz zerknüllte dunkelblaue Hose seines Alltagsanzugs, sie wurde von einem gelben Lederriemen gehalten, den man unter der Weste sah und an dem ein dicker Revolver hing. Ein Gehrock, der zu kurz und überall zu eng und schon einige Jahrzehnte alt schien, vervollständigte die Kostümierung.

Ich stand mit offenem Mund vor ihm. Er zog mich rasch hinein. Dort lachten wir uns zuerst aus. Ich sagte ihm, so komisch passend habe ich mir keine Kleidung an ihm vorstellen können. Er antwortete, der Gehrock sei zwar zwanzig Jahr alt, aber kein Spaß. Auf die Art der Nebenumstände komme es nicht an. Verlangt werde für Besuche bei hohen Beamten eben nur der Gehrock und der Gehrock des Tutu sei auch nicht viel schöner gewesen. Der sei zu lang und seiner zu kurz. Dann bat er mich ängstlich, ich möchte den andern Europäern ja nur nichts davon sagen, daß ich ihn so gesehen. Sonst wüßten sie, daß er einen Besuch beim Gouverneur gemacht habe und könnten ihm ein wichtiges Waffengeschäft verderben.

Es war in den letzten Tagen vielfach bei den Europäern die Rede gewesen, daß es Emil Schlehmil trotz der mystischen Betriebsart, mit der er seine Geschäfte machte, sehr dreckig ergehe und daß er wohl hungere. Sie erzählten, er habe nur mehr ein Hemd und sein Kuli wasche das jede Nacht aus. Ich sagte ihm das. Da lachte er und zeigte mir eine Kiste, die mit Rollen von den großen Silberdollarstücken gefüllt war. Die sei gestern gekommen. „So!“ lachte er lauernd dazu, sie sprechen immer über meine Geschäfte. Die Nuß können sie nicht knacken. Was sagen sie? „Er schien mir nervös und trotz der Geldkiste war ich mir selber nicht sicher, ob er nicht doch vor dem Hungern stand.“ Ich sagte ihm: „Ich bin eigens von Europa nach Tschangscha gekommen, um Ihre drei jungen Kaufleute hier auszufragen, was sie über Ihre Geschäfte denken. Die kleine goldblonde Frau läßt sie grüßen.“

Da schaute er mich an. Aber er sagte gleich kühl: „Es ist nicht wahr.“ — „Nein, es ist auch nicht wahr. Ich wollte nur wissen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ob Sie sich mit ihr gezankt haben." — „Weshalb interessiert Sie das?" fragte er. „Weil ich diese Frau sehr lieb und gescheit finde und es sich lohnt, daß man um sie wirbt." — „Sie hat ihren Mann", sagte er. — „Es gibt ja auch noch etwas anderes an einer schönen feinen Frau, als das, was ihres Mannes Recht und Besitz ist." Er tat so, als zweifelte er. „Glauben Sie?" fragte er. Ich antwortete: „Hielten es sonst so viele klugen und begehrten Frauen bei ihren Trotteln von Ehemännern aus?" Er schaute auf, wollte etwas sagen, aber er machte nur: maski! Er rief: Lei! lei! hinaus. Sein Kuli kam. Emil Schlehmil bestellte Essen. Er lebte fast nur von Konserven. Viel mehr konnte der Kuli auf dem Petrolofen und in den leeren Konservendosen nicht kochen. Wir aßen auf weißem Papier. Nachher rauchten wir dürre schlechte Manilazigarren, sprachen über das Geheimnis Ko Jin Jang und hätten vielleicht ganz gern über etwas anderes gesprochen. Aber schließlich war das Jin Jang auch etwas, das uns nahe stand, denn es begriff alle unsere Sorgen und Erhebungen und alle schönen Frauen in sich.

Als ich tags darauf allein und zu Fuß in die Stadt gehen wollte, traf ich unterwegs einen Europäer, den ich kannte und wir gingen ein Stück durch die stinkende Gasse zusammen. Es war wärmer geworden und die Gerüche flogen reicher auf. Da kam uns ein Rudel von Menschen entgegen. Sie hielten uns an und schoben einen Mann auf uns zu, der aus einer Wunde am Kopf blutete und ein Schild auf der Brust trug. Darauf stand auf Chinesisch, mein Begleiter übersetzte es: So wurde ich von einem Europäer zugerichtet. Der Auftritt schien ein wenig bedrohlich und wir gingen weiter, ohne uns um den Zug zu kümmern. Wir trafen einen chinesischen Schreiber aus einem deutschen Geschäft. Von dem hörten wir, man erzähle sich, daß Emil Schlehmil einen Kuli mit einer Flasche auf den Kopf geschlagen habe und daß die Verwandten des Kuli nun mit diesem herumzögen, um gegen die Europäer aufzureizen. Das täten sie aber nur, um Geld zu erschinden. Emil Schlehmil sollte in das Gebäude einer europäischen Firma geflüchtet sein und dort von Chinesen belagert werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich ging ins Hotel Tschin Dei. Die Tür zum Flur Schlehmils war geschlossen und öffnete sich nicht, als ich klopfte. Dem Wirt konnt ich mich nicht verständlich machen. Vor dem Gebäude der europäischen Firma stand ein Haufen Chinesen. Aber dort war eine Wand, an der die Veröffentlichungen der Regierung angeschlagen wurden. Die waren stets endlos lang und die Chinesen entzifferten sie durch halbe Stunden. Im Haus waren nur chinesische Angestellte, von denen niemand etwas von Schlehmil wußte.

Wir blieben uns im Unklaren sowohl über seine Tat wie über seinen Verbleib. Aber am nächsten Tag kam mit der chinesischen Post ein Brief. In ihm sagte Emil Schlehmil uns adieu. Er habe plötzlich in dringenden Geschäften abreisen müssen und käme nicht nach Tschangscha zurück. Im Lauf des Tags hörten wir noch, daß der verwundete Kuli in Schlehmils Räume habe eindringen wollen und daß Schlehmils Diener sich seiner nicht anders habe erwehren können, als mit einem Knüttel. Der Kuli wurde angezeigt und bestraft. Emil Schlehmil hatte sich von niemandem verabschiedet und kein Mensch wußte, wie und wohin er abgereist sei. Doch das lag ja im Stil der europäischen Kaufleute und war auch die Fortsetzung von Schlehmils geheimnisvoller Art Geschäfte zu machen. Niemand zerbrach sich den Kopf darüber. Ein jeder fand es in der Ordnung, daß der Narr verschwand, wie er gelebt hatte.

Auch unsere Zeit kam. Der Fluß hatte wenig Wasser. Dampfer und Motorboote konnten nicht mehr fahren. Der Verkehr war stark zurückgegangen und wir fanden nicht gleich ein Fahrzeug, das uns zum Jagtse hinabbringen konnte. Aber eines abends kam ein Chinese und gab uns eine große rote Visitenkarte. Der Name eines hohen chinesischen Staatsbeamten stand darauf. Anfangs fanden wir nicht heraus, was das zu bedeuten hatte. Am nächsten Tag erfuhren wir, daß uns für die Reise eines der schönen Regierungsboote zur Verfügung stand.

Und eines morgens glitt das Boot an der ganzen Stadt entlang den Fluß hinab. Wir standen vorn zwischen den drei Ruderern. Wir kannten die einzelnen Aufbauten der Tore und die Dächer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Tempel in der Stadt wieder. Wir waren so oft an ihnen vorbei gegangen auf unseren Entdeckungsreisen in die Stadt. Aber wieviel hatten wir von dem Spalt der Maske gelupft, die sie deckte. Die Stadt war fremd, wie vorher, noch fremder, da wir sie nun gesucht hatten.

Aber hatten wir von Emil Schlehmil dem Europäer und Deutschen mehr erblickt als manchmal ein hastiges Blitzen seines Herzens und war er nicht — unerkannt — vor uns diesen Fluß hinab oder hinauf ins unermeßliche gelbe Land davon gefahren, der Liebe nahe gekommen wie die Stadt und fremd geblieben wie sie? Alles ist fremd und keusch von Mensch zu Mensch, alles eingekleidet, wie eine chinesische Frau.

Lüge als Kampfmittel

Eine Glosse zum jetzigen Weltkrieg

Von Freiherrn v. Stetten

Was die technischen und organisatorischen Vorbereitungen für den Krieg betrifft, den Apparat der Mobilmachung mit seinen zahlreichen Nebentätigkeiten, die plötzlich von einer motorischen Kraft und in einem Sinn angetrieben werden müssen und so ziemlich das ganze Arbeitsgebiet eines Volkes umfassen, war Deutschland unbestritten seinen gesamten Gegnern über. Dadurch war es möglich, rechtzeitig aus der Rolle des Angegriffenen, des Verteidigers der Friedensidee, in jene des Angreifers überzugehen. Und schon Erfolge zu erzielen, zu einem Zeitpunkt, in dem die Feinde die Reibungen des Ueberganges in den Kriegszustand, noch nicht überwunden hatten. Die deutsche Gründlichkeit und Systematik, welche diesen Vorbereitungen innewohnten, schloß von vornherein Enttäuschungen aus, welche beide Hauptgegner gleich zu Beginn der Feindseligkeiten durch Selbstbluff erleben mußten. Frankreich, indem es orbi et urbi stets verkündet hatte, daß seine schon im Frieden schlagbereiten Grenzschutzkorps in Verbindung mit nicht zu überrumpelnden Sperrbefestigungen jedem feindlichen Einfall gewachsen seien, Rußland, indem es von der weit überschätzten Fähigkeit seiner Reiterei, die Ueberflutung des feindlichen Grenzgebiets erwartete. Beide Mittel versagten, weil sie tatsächlich nicht gründlich und in's Einzelne vorbereitet waren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dagegen blieb uns Deutschen eine bittere Erfahrung nicht erspart. In unserer Ehrlichkeit und Zuversicht, daß es einen zwar fürchterlichen aber honetten Krieg geben werde, mit soldatischen, erlaubten Waffen und Mitteln, hat die deutsche Diplomatie es verabsäumt, schon in Friedenszeiten sich im neutralen Ausland, Stellen und Möglichkeiten zu sichern, dem Weltpublikum die Wahrheit über die Ereignisse und den Verlauf der Kriegführung, zu vermitteln. Dagegen haben die Gegner überreichlich und weitvorsehend dafür gesorgt, daß nur ihre Nachrichten der Außenwelt zukommen, daß der populärste Teil der Presse in neutralen Ländern, ihnen verpflichtet sei und daß das Mittel der Kriegslüge, einseitig und ohne Möglichkeit der Abwehr, von ihnen gebraucht werden könne. So waren Deutschland, trotz seiner herrlichen Anfangserfolge und das verbündete Oesterreich-Ungarn nicht minder, in dem ersten Abschnitt des Weltkrieges, vollständig eingekreist und abgeschnitten vom Mitteilungsapparat, der gänzlichen Verdrehung und Verleugnung der Wahrheit ausgesetzt und unleugbar in der Politik der Gefahr preisgegeben, durch diese Lügentaktik der Gegner, durchaus nicht wertlose Sympathien, Stimmungen in nicht beteiligten Völkern und Ländern einzubüßen.

Es ist klar, daß die systematische Verbreitung von Lügenmeldungen, die ebensowohl Siege in Niederlagen verwandeln, als auch tendenziöse, aufreizende Nachrichten über schlechte Behandlung fremder Staatsangehöriger und über innere Zustände verbreiten konnte, wie es ja auch tatsächlich bis in's Groteske hinein geschah, sich nicht auf die eigenen Telegraphenagenturen und Blätter des kriegführenden Landes beschränken konnte, denn einem französischen Sieg im „Matin", einer Depesche über Revolution in Berlin oder dergleichen unter der Marke „Havas", hätte ein amerikanisches, italienisches, rumänisches Publikum kaum viel Vertrauen entgegengebracht. Und nun gar einer Meldung der russischen Telegraphenagentur oder des serbischen Pressebureaus, die schon in Friedenszeiten keinen Kurs notieren. Die Vorbereitung für den Gebrauch der Lügenwaffe versicherte sich solcher Korrespondenz- und Telegrapheninstitute und gewisser größerer Tagesblätter in allen Ländern. Ueber das Wie dieser Verpflichtung braucht es wohl keiner besonderen Erklärung.

Richtig ist es ja, daß die Wahrheit sich auf Dauer nicht in Lüge, Weiß nicht in Schwarz umwandeln läßt, doch liegt schon in der zeitlichen Beherrschung der öffentlichen Meinung eines neutralen Landes, ein Vorteil, der in der politischen Rechnung ausschlaggebend zum Ausdruck kommen kann.

Wenn die kriegerischen Verhältnisse zur See uns z. B. von Amerika und andern Weltteilen abschneiden konnten, war doch nicht abzusehen, warum wir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die uns günstige Wahrheit nicht nach Italien, in die Schweiz, Türkei und dem übrigen Balkan sofort hätten bringen können, wenn eben diese deutsche Vorbereitung, vielleicht die einzige unter den vielen, musterhaft getroffenen — nicht gemangelt hätte.

Die Wunde ist noch zu frisch, den uns dieser Fehler im anfänglichen Urteil der Außenwelt eingetragen hat, um auf alle Einzelheiten einzugehen. Derzeit dringt ja auch die Wahrheit durch alle Fugen und Spalten unaufhaltsam durch.

Unerwähnt aber möchte ich doch nicht lassen, wie schwer es die Wahrheit z. B. bei einem der meistgelesenen Tagesblätter Oberitaliens hatte, welches anfänglich alle Schauermärchen und Lügen, die Frankreich, England, Belgien und selbst Serbien, über die Deutschen und Oesterreicher verbreiten wollten, in einer Fassung brachte, die das heißblütige Temperament der Italiener geradezu aufwallen ließ, jede Berichtigung und Gegenmeldung einfach ablehnte und selbst dann, als sich die französisch-belgisch-englischen Siege nicht mehr aufrechthalten ließen, in der gleichen Nummer auf der gleichen Seite, oben den französischen Erfolg in Sperrdruck und ganz unten in kleinen Lettern die Meldung vom Gegenteil (als Wiener oder Berliner Depesche) brachte.

Diese gefährliche Phase ist hinter uns. Aber jeder Politiker konnte die Schwierigkeit ermessen, welcher die italienische Regierung gegenüber der nationalen Erregung der siegreichen Lateiner, Stand zu halten hatte.

Und in den Vereinigten Staaten von Amerika wurde das Lügenmittel unserer Gegner, in einer Mischung von Siegesnachrichten und Barbareiakten gegen Amerikaner angewendet und erzeugte auch dort eine böse Stimmung, die erst jetzt gewichen ist.

Ebenso vergifteten die französischen, russischen und englischen Vertretungen die öffentliche Meinung am Balkan, so durch dreist erfundene Maueranschläge in den Landessprachen, worin von Siegen und dem gänzlichen Zusammenbruch der deutschen und österreichischen Macht die Rede war.

Gegen die Lüge in dieser Anwendung, der würdig die alle Wahrheit auf den Kopf stellende Verhetzung der Bevölkerung zum Verzweiflungskampf gegen Barbaren, wie in Belgien, zur Seite steht und die in eine Reihe mit Dum-Dum-Geschossen und dergleichen zu stellen ist, hatten wir ehrliche Deutsche keine Vorbereitung getroffen.

Das war ein Fehler, der nach diesen Erfahrungen in Zukunft vermieden werden sollte ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Immobilisierung der Geister

Von Hermann Friedemann

Die Beschäftigung der Nichtbewaffneten im Krieg ist die Schuldfrage. Wer ist der Anstifter? — Aber die Schuld ist so schwer, daß fünfhundert Millionen Starke gerade genügen, sie zu tragen.

Dennoch hören wir nicht auf, uns mit der Problematik des Krieges herumzuquälen. Es muß wohl so sein. Nur: gar zu einfach sollten wirs uns nicht machen; der Krieg darf uns keine geistige Erholung sein. Die Frage nach dem oder den Schuldigen ist aber, bekanntlich, die wenigst anstrengende Art, sich mit schwierigen Dingen zu befassen. Der allgemeine Entschluß, bei dieser Denkform zu bleiben, scheint seit Kriegsausbruch das einzig Internationale.

Höchstens darüber ist man uneinig, ob der Feind in seinen Staatslenkern oder als Volk zu verdammen ist. Heißen die Schuldigen Grey, Poincaré und Nikolai, oder heißen sie Tom, Jacques und Iwan? Wollten in den feindlichen Nationen Einzelne oder alle den Krieg? Die erste Auffassung ist einfältig; die zweite bösartig.

Es geht freilich nicht an, ein paar Monarchen oder Minister zu Lenkern eines Weltschicksals emporzudichten; ihre Personen sind auch ein zu schmales Ziel für den Haß ganzer Völker. Das merken selbst die mittleren Geister. Ihr Fehlschluß lautet: also gilt die Entschuldigung mit der schlimmen Minderheit nicht; also ist jeder Engländer, oder jeder Deutsche, oder jeder Franzose persönlich haftbar.

Der Fehlschluß entsteht aus der falschen Vorstellung, als seien die Völker in Parteien getrennt, von denen die eine den Krieg, die andere den Frieden will; und man streitet nur darüber, welche von beiden Parteien die Mehrheit hat. Aber solche Willensgruppen gibt es gar nicht. Die Wahrheit ist: daß jeder Einzelne für sich eine Zusammensetzung dieser Parteien ist, nebst ihren Abstufungen. Kein lebender Mensch ist ganz und gar Staatsbürger: er ist es nur mit einem Ausschnitt, meist einem schmalen, seines Willenskreises. Von dem staatsbürgerlichen Seelenfaktor ist aber ein Teil wieder kriegerisch, ein anderer friedlich, einer demokratisch, ein anderer autoritär ... Das alles fließend, und wechselnd in der Zeit. Im selben Menschen bedauert der Staatsbürger den Geburtenrückgang; während, gleichzeitig, der Privatmann ihn fördert. Nur die kindliche Psychologie, die den Menschen für ein Einheitliches hält, kann fragen, wie es denn möglich sei, daß die „ungeheure Mehrheit" eines Volkes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Frieden zu wollen schien, während doch, wie sich nachträglich zeigt, die Mehrheit den Krieg gewollt hat? Beruhigt euch: die Kriegerischen und die Friedlichen waren die gleichen Personen.

* * *

Zweierlei hört man fordern: den ritterlichen und den sittlichen Krieg. Ob gleich einer den andern ausschließt. Der ritterliche Krieg, einst und noch immer ein stolz verkündetes Ideal, scheint uns nachgerade schauderhaft unmoralisch. Welche Rechtfertigung gibt es für einen Kampf, der ritterlich, das heißt: ohne den vollen Einsatz, als Soldaten- und Feldherrnkrieg geführt wird? „Wir kämpfen gegen das feindliche Heer, nicht gegen die friedliche Bevölkerung!" Dieser Kernsatz aller Proklamationen hat höchstens den Sinn einer Abrede: wehrt ihr euch nicht, so tun wir euch nichts. Was darüber hinausgeht, ist Phrase. Gewiß geht der Kampf auch gegen die Zivilisten: denn er geht wider das ganze Volk. In der Tat wird er nicht nur mit Pulver und Stahl, sondern mit Handelssperre, Ausweisungen, Zahlungsverboten, Blockaden und Entlassungen geführt. Die fortschreitende Humanisierung trifft auf die ebenfalls fortschreitende Zweckmäßigkeit: und wo die beiden zusammenstoßen, bleibt immer die Zweckmäßigkeit siegreich. Es ist wie mit der Strafjustiz: die Auflösung des alten Schuldbegriffes muß, anstatt dem Verbrecher milde zu sein, ihn vielmals härter treffen. Die Sühne hat ihr Maß; die Zweckmäßigkeit hat keines. „Schonung und menschliche Rücksicht", sagt Admiral Fisher, „wäre unverzeihliche Dummheit" ...

* * *

Die traurigsten Gestalten des Krieges sind die Intellektuellen. An ihnen wäre es gewesen, Widerstand zu leisten; während des Krieges die Güter des Friedens zu retten: oder zu schweigen. Statt dessen laufen sie hinter den Soldaten her, fuchtelnd, und unterscheiden sich von der Masse nur durch ihr lauteres Schreien. Leute, denen eine Welt zusammenstürzen mußte, überstanden die Wandlung in vierundzwanzig Stunden. Sie dachten an keinen Widerstand. Umlernenkönnen ist etwas sehr rühmliches; aber: so schnell? Während der Soldat dem Feinde gerecht war, entäußerten sich Gelehrte mit unanständiger Eile der Ehrenzeichen, die ihnen nicht etwa von Staatsvertretungen des Feindeslandes verliehen waren. Verantwortliche laufen mit fabrikentstandenen geistigen „Nationalabzeichen" umher. Die Listen und Verknüpfheiten europäischer Diplomatie werden in ihren Spiegeln zur Backfisch- und Lyrikerpolitik. Sie sind es, die mit Wollust dem Schlagwort von der „Mobilisierung der Geister" folgten — indem sie die Geister immobilisierten. Wer das Leid des Krieges erfahren oder empfunden, in aller Unmeßbarkeit empfunden hat: der mag, wenn er kann, sein Dennoch! sprechen. Die Geistigen begnügten sich, den Krieg, vom Tag der Mobilmachung an, bildschön zu finden...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebet

Von Margarete Siebert

Wir knieen hier in Demut nieder
und heben unsre Hände: gib uns Sieg!
Wir zagen nicht. Doch unsre Herzen wissen:
so schwer ist dieser Krieg.

Von unsern Brüdern ziehen alle,
und ziehn so froh. Wir danken dir's so sehr.
Wen gibst du wieder? Du hast's schon beschlossen,
und um ihr Opfer segne unser Heer.

Aus unsrer Inbrunst sollst du türmen
aus ihrem Heldentum die Wand.
Wir lassen unsre Herzen lächelnd brechen,
doch unsern Kindern rette Vaterland.

*

Du gabst uns Sieg. Der du uns wähltest,
wir zittern dir.
Der du nicht unsern Unwert zähltest,
ziemt Danken hier?

Mit Seligkeit das Herz noch ringend,
faßt's solchen Traum?
Von Siegesengeln, unsre Botschaft singend
dem ewgen Raum.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Künstler und der Krieg

Der Krieg hat einige und nicht nur einige Künstler glatt umgeworfen. Ueber Nacht wurden sie andere; Meinung und Lebensgefühl ward gewechselt wie alte und neue Handschuhe.

Künstler dieses Verhaltens sind für das Zeit-Echo (München, Graphik-Verlag)*) belanglos. Sie sind als Fall zu einfach, als Beispiel zu unergiebig. Mag die Nation immerhin gerührt, „ihre" Künstler ans Herz pressen, wenn der und jener große Name sein Einverständnis, seine Ergriffenheit, seine politischen Vorschläge in den Tagesblättern zum besten gibt: wir überlassen sie, diesen Leserkreis und diese Dichtergilde, ruhig ihrem beiderseitigen Wohlgefallen.

Die Absicht des Zeit-Echos geht auf Fragwürdigeres. Nicht als ob die „Stimmen aus dem Lager der Gegner" gesammelt werden sollen. Auch dieses bietet, scheint mir, kaum ein genügendes Interesse. Wie es denn überhaupt langweilt, dieses ewige Meinung-Abgeben, das Schreiben von Essays für und wider, die ganze Stellungnahme des Beschwätzens, des Beweisens, des Bewertens.

Aber der Zustand *vor* der gedanklichen Systemwerdung ... Aber die Unruhe der Verstandes *feindlichen* Strömungen im Ich ... Aber die Nachtgewitter des sich nicht Entschließenkönnens, heimlicher Widerstreit und die stets erneute Qual des Ringens im Garten Gethsemane ... Hier, Künstler, verstatte uns in dich Einblicke. Hier, an der Wurzel des Dämonischen, zeige uns wie stark, wie alogisch, wie unheutig eben der Dämon in dir noch lebt.

Am wenigsten darf einen Künstler der *Krieg* zur fertigen und hingenommenen Ansichtssache werden. Auf ihn stellt man sich nicht ein, löst ihn nicht durch Zugeständnisse, findet sich nicht durch Feuilletonschreiberei gewandt mit ihm ab. Der Krieg, als die metaphysische Krisis ohnegleichen, kann nur so, das heißt als Krisis, als immer erneute Erregung zur Frage, als Herzensangst, Gewissensschwankung, schwere Erschütterung des ganzen Ich vom Künstler, sofern er diesen Namen verdient, erlebt und weitergesagt werden.

Daß er eine Stätte habe, unumwunden er selbst zu sein und sein Persönlichstes zu wagen, wurde für den Künstler diese kleine Zeitschrift gegründet, die den kennzeichnenden Untertitel erhielt: „Ein Kriegstagebuch der Künstler." Ob jeder der beitragenden Schriftsteller, Dichter, Musiker, Maler seine Aufgabe und die hier gebotene Gelegenheit sich auszusprechen so ernst nahm als sie genommen werden muß, ist zu entscheiden weniger meine Aufgabe als die eines nachdenklichen und hoffentlich viel fordernden Publikums.

M. F. Huebner

*) Erschienen ist bisher No. 1—3. Mitarbeiter sind u. a. R. M. Rilke, Th. Mann, A. Mombert, W. Worringer; die Maler Unold, Scharf, Schinnerer, Beh, Stein, Nowak.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. *Theodor Heuß* in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der *Schell*'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Das Parlament und der Krieg

Von Theodor Heuß

Am 2. Dezember hat der Deutsche Reichstag die zweite Fünfmilliarden-Vorlage bewilligt. Die Kriegskredite sind damit verfassungsmäßig gesichert; sachlich waren sie nie in Frage gestellt.

Mit dem Augenblick des Kriegsausbruches hat sich die Bedeutung des Parlaments von Grund aus geändert. Dabei ist nichts geschehen, das seine Zusammensetzung oder Arbeitstechnik berührte. Aber die Entscheidungen von politischem Gewicht hat es selber, notwendig, weniger schwerfälligen Körperschaften übergeben müssen und die Bewilligung der Kredite, zu der man es beruft, ist trotz der Riesensummen nur ein Vollzugs-, kein Beschlußakt.

Die Volksvertretung verwandelt sich aus einer politischen in eine moralische Institution. Sie erhebt keine Rechtsansprüche, sie begnügt sich, das Werkzeug einer Wirkung zu sein. Und wächst damit zu einem neuen Beruf. Auch wer die Macht des Parlaments steigern will, muß offen aussprechen, daß sie geschichtsbildend in diesem Augenblick geringer ist als die meisten Kräfte unseres öffentlichen, wirtschaftlichen, vorab militärischen Daseins. Aber die Bedeutung des Reichstags wächst, und zwar unschätzbar, da er nichts anderes sein will und kann als das Mittel- und Bindeglied zwischen der Volksgesamtheit und den verantwortlichen Trägern der Staatspolitik. Denn so erscheint gerade er, und nicht diese zahllosen zusammengewehten Protestkomitees und die Adressentafeln der Hochschulprofessoren — als der Sprecher des Volkes zum Volk, zum Ausland, zur Regierung. Er ist, gerade in seiner Zurückhaltung, in seinem selbstverständlichen Verzicht auf starke Gesten, die Quelle der moralischen Kraft. Und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deshalb stand die Volksvertretung selber nie so groß vor der Geschichte.

Unsere starken Erwartungen gehen zu der Zeit, die dem Sieg folgen wird. Was kann, was wird von dem bewahrt und fruchtbar bleiben, das jetzt um uns und in uns lebendig ist, vorab jene vertrauensvolle Achtung, die den nächsten als Volksgenossen erkennt und anspricht. Wir werden des Parteiwesens nicht entraten können, im Gegenteil, den Parteien wachsen nach dem Krieg besonders große und schwere Aufgaben zu, und man ist dem Kanzler dafür dankbar, daß er diese Notwendigkeit offen ausspricht, daß er nicht ein entpolitisiertes Durchschnittsdeutschtum als die Losung der Zukunft auszugeben versucht.

Wir hoffen jetzt auf immer die törichte Lehre abgeschafft zu sehen, daß die eine oder andere Partei für sich ein höheres Maß von staatspolitischem Willen beansprucht — durch die Tat haben sie bekräftigt, daß die verschiedenen Wege alle zum selben Ziel münden. Und wir dürfen sagen, daß dieses zum Vaterland gewandte Wesen der Partei bei uns eine tiefere erzieherische Bedeutung hat als dort, wo die Parteien unmittelbarer zur Staatsleitung berufen sind, wo die Gegensätze weniger stark in theoretischen Ueberzeugungen verwurzelt sind als in dem Personenkampf um die Macht, wo die ganze Durchbildung des Volkes in politischen Vereinen und durch eine parteipolitische Presse fehlt, die Deutschland auszeichnet. Etwas ähnliches an Gründlichkeit, an genauer Feststellung aller Trennungslinien gibt es sonst nirgendwo in der Welt wie bei uns. Und doch findet die Stunde der nationalen Gefahr uns einheitlicher als jene Völker, bei denen der Betrieb der Parteikämpfe, trotz aller gelegentlichen Leidenschaftlichkeit, weit oberflächlicher ist als bei uns.

Kein Parlament hat, ohne daß es der Zugeständnisse in der Zusammensetzung des Ministeriums bedurft hätte, vertrauensvoller, würdiger und zugleich politischer mit seiner Regierung gesprochen wie der Deutsche Reichstag. Der Verzicht ist hier der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erfolg. Die deutsche Volksvertretung hat, indem sie den Umfang ihrer Betätigung durch freiwillige Abrede einschränkte, das Gewicht ihrer staatspolitischen Geltung gehoben.

*

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg wächst in seiner Aufgabe. Er war dem Parlament gegenüber manchmal unsicher, wo er als Angreifer oder Angegriffener sprach, wo er die Schwierigkeiten seiner Stellung zwischen Parlament und Monarch allzudeutlich empfand — heute, da die Reibungen auf beiden Seiten fehlen, da das Vertrauen in seinen Ernst und sein Verantwortungsgefühl einheitlich auf ihn zufließt, hebt sich der Klang seiner Stimme. Er setzte seine Rede dort fort, wo am 4. August noch das Fragezeichen stand: bei England, und in einer von Pathos und verletzender Absicht freien, aber durch Sachlichkeit starken Weise umriß er die Grundrichtung der englischen Auslandspolitik. Man wird die Formel annehmen können: daß Rußland die äußere, England die innere Verantwortung für die Weltkatastrophe trage; um so mehr, da wir mit dem englischen Kabinett in vorsichtige Verhandlungen über eine weitgehende Verständigung getreten waren, deren wir uns auch heute nicht zu schämen brauchen.

Dafür ist man Bethmann dankbar, daß er nicht mit den Worten stark war, wie es ein Teil seiner Auslandskollegen sein muß, um die mangelnde Tat im Felde zu ersetzen, daß er nicht mit politischen Zukunftsaussichten arbeitete, für die die Stunde noch keine Verbindlichkeit übernehmen kann. Heute steht alles bei der Kraft unserer Waffen und der inneren Bereitschaft der Volksgemeinschaft — die politische Diplomatie erhält erst später das Wort.

Bleiben wir besorgt, daß ihr für die kommenden großen Aufgaben ein fester Boden geschaffen sei!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Irland und wir

Von Richard A. Bermann

Seit dem Anfang des Krieges hörten wir von Zeit zu Zeit immer wieder ein unbestimmtes Geraune über eine Gärung in Irland. Freilich hatten die parlamentarischen Vertreter Irlands, die Nationalisten wie die Ulsterkonservativen in der denkwürdigen ersten Kriegssitzung des britischen Unterhauses ihren unbedingten Reichspatriotismus feierlichst zu Protokoll gegeben. Aber schon in den ersten Septembertagen kam es in demselben Unterhaus zwischen denselben Nationalisten und denselben Ulsterleuten wieder zu den gewohnten lauten Skandalszenen und nur mit der größten Mühe konnte Asquith den parlamentarischen Burgfrieden wieder herstellen. In der gleichen Woche demonstrierten die amerikanischen Iren in großen Volksversammlungen und in ihrer Presse gegen England und die engländerfreundliche Haltung der irischen Parlamentspartei. Indessen, man wußte, daß die amerikanischen Iren als Nachkommen unglücklicher Emigranten sich viel mehr revolutionären Radikalismus gewahrt haben, als ihre Brüder daheim auf der grünen Insel, denen es in den letzten Jahrzehnten nicht mehr gar so schlecht zu gehen pflegte und die wirklich auf dem besten Wege waren, sich ehrlich mit den Engländern auszusöhnen. Der traditionelle Haß gegen die „Sachsen" schien in Irland nachgerade zu einer bloßen Phrase zu werden; im Grunde hatte die Assimilation sehr große Fortschritte gemacht und nur der unvernünftige Trotz der Ulsterleute schien dem völligen Ausgleich zwischen John Bull und „John Bulls anderer Insel" noch im Wege zu stehen. Allerdings wäre wegen der Ulsterfrage in Irland beinahe ein Bürgerkrieg ausgebrochen, aber die irischen Freiwilligen hatten nicht gegen die Regierung und das britische Reich, sondern für die Regierung und gegen Feinde der Reichsinteressen zu den Waffen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegriffen. So übel noch im Juli 1914 die politische Lage in Irland aussah, so hätte doch der Homerulekonflikt sicher schließlich zur vollen Versöhnung zwischen Iren und Engländern übergeleitet. Vielleicht dachte die englische Regierung, der Krieg gegen einen äußeren Feind werde diese Versöhnung sofort herbeiführen. Aber der Krieg ist ein schlechter Friedensstifter und heute beginnen wir zu ahnen, daß sich die Herren in London auch in diesem Punkte verrechnet haben. Den langsamen, delikaten Prozeß der allbritischen Assimilation im ganzen Weltreich hat Englands unmotivierte Kriegserklärung nicht gefördert, sondern auf das brutalste gestört. Alle alten Wunden klaffen von neuem.

Die englische Zensur ließ nur unbestimmte Gerüchte über die Stimmung in Irland zu uns gelangen. Das Newyorker Irenblatt, „the Gaelic American" prophezeite unentwegt einen Aufstand Irlands gegen England; bei uns glaubten die Sanguiniker sofort daran. Ruhigere Beobachter freuten sich über die nützliche Bundesgenossenschaft zwischen dem einflußreichen irischen Element in den Vereinigten Staaten und den braven Deutschamerikanern, wußten aber, daß in diesem Weltkrieg die vorhergesagten Aufstände nicht auszubrechen pflegen und daß insbesondere ein Aufstand der Iren keine so einfache Sache ist. Daß aber andrerseits trotz allen Beteuerungen der Parlamentarier in Irland keinerlei Begeisterung für den Krieg herrscht, das mußte selbst die englische Presse bald gestehen. Nicht mehr als zehntausend Iren, behaupten die „Times", ließen sich für Kitcheners Millionenarmee anwerben — und man weiß, daß sonst die besten Rekruten Großbritanniens aus Irland zu kommen pflegten. Man hatte in London gehofft, die bewaffneten nationalistischen Bürgerwehren ins Heer einreihen zu können; die Iren weigerten sich aber, dieser Anregung zu folgen. Die Freiwilligenscharen, die sich zum Schutz gegen die Ulsterrebellen bewaffnet haben, erklärten zwar, sie wollten Irland gegen eine etwaige Invasion verteidigen, nicht aber als Kanonenfutter nach Belgien reisen. Bald wurden einige nationalistische Preßorgane noch viel deutlicher und in England begann man von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

irischem Hochverrat zu sprechen. Der „Gaelic American" behauptete sogar, irische Soldaten Englands hätten in Frankreich auf englische Truppen geschossen. Es handelt sich um zwei sehr bekannte Regimenter der Garnison Dublin, nämlich das aus Engländern und Schotten zusammengesetzte Regiment der Kings Own Scottish Borderers und die uririschen Munsterfüsiliere. Die Borderers haben bei den Homerulekrawallen am 27. Juli auf irische Demonstranten gefeuert und Frauen und Kinder getötet; dafür sollen sich nun die Munsterfüsiliere gerächt haben. Ihr Regiment war aus politischen Gründen lange Jahrzehnte hindurch in allerlei exotische Kolonien verbannt gewesen und wurde erst vor einigen Jahren wieder in die irische Heimat zurückversetzt. Man hat mir ein Jahr vor dem Krieg in Irland versichert, die Munsterfüsiliere seien revolutionär gestimmt.

Die amerikanischen Iren und auch geängstigte englische Patrioten wußten noch von anderen Anzeichen der kommenden irischen Revolution zu berichten. Aber man darf wirklich nicht alles glauben, was so erzählt wird. Vor dem Kriege wenigstens haben die Iren nicht sehr viel Sympathie für Deutschland gehabt, das ihnen als der Hort des Protestantentums und Gegner ihres katholischen Glaubens galt. Dagegen gaben sich Sir Eduard Carson und seine protestantischen Anhänger gelegentlich als Freunde der Deutschen. Das katholische Oesterreich, einst der Zufluchtsort vieler verfolgter Iren (ich erinnere an die Familie Taaffe), war in Irland schon eher populär; aber so laue historische Traditionen haben wenig politischen Wert. Hingegen liebt man in Irland die Franzosen sehr aufrichtig. Als vor einem Jahrhundert Frankreich der Feind Englands war, ist es wirklich zu einem irischen Aufstand gekommen. Man kennt bei uns diese geschichtliche Episode zu wenig und doch ist sie sehr lehrreich.

Verschiedene Generale der französischen Revolution, vor allem der geniale Hoche, haben eine Invasion in Irland geplant. Die damals autonome irische Regierung berief zur Abwehr dieser Invasion Freiwillige zu den Waffen. Die Iren meldeten sich in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hellen Haufen, als sie aber bewaffnet waren, stellten sie energische Forderungen an die Engländer. Damals mußten die Engländer klein beigeben und eine liberale und katholikenfreundliche Reform der irischen Regierung gestatten; ein erstaunliches Aufblühen Irlands war die Folge. Trotzdem brachen in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in Irland mehrere Aufstände aus. Uebrigens waren es gerade die angelsächsischen Presbyterianer von Ulster, die sich aus republikanischer Sympathie für die Franzosen gegen den englischen Staat empörten. Es ist wenig bekannt, daß den Franzosen im Jahre 1796 sogar eine Truppenlandung in Irland gelang; allerdings waren es ganz ungenügende Kräfte. Der irische Aufstand wurde in irischem Blut erstickt und wenige Jahre darauf (1801) konnten die Engländer dem geschwächten Lande seine Autonomie nehmen und die famose „Union" durchführen.

Die irischen Bürgergarden von 1914 haben gewiß an jene irischen Freiwilligen vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts gedacht, als sie sich zur Verteidigung des Landes gegen die deutsche Invasion erboten. Daß diese Invasion bisher von der Masse der Iren nicht gewünscht wurde, ist uns vor kurzem amtlich mitgeteilt worden. Der Irenführer Sir Roger Casement kam, wie wir zu unserem freudigen Staunen neulich in der „Norddeutschen Allgemeinen" gelesen haben, aus Amerika nach Berlin, wurde im Auswärtigen Amt sehr freundlich empfangen und fragte an, wie das Deutsche Reich eigentlich zu den Iren stünde. Die Engländer hätten im Lande verbreitet, daß die Deutschen gern Irland verwüsten wollten (als die Hunnen, die sie nun einmal sind) und daß sie vor allem den katholischen Kultus auszurotten gedächten; denn Katholikenfresser sind sie bekanntlich ebenfalls. Sir Roger erklärte, diese Dinge würden in Irland geglaubt.

Und nun sagt das offizielle Blatt, gab der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Namen des Reichskanzlers die folgende Erklärung ab: „Die kaiserliche Regierung weist die ihr unterschobenen böswilligen Absichten aufs entschiedenste zurück

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und gibt die kategorische Versicherung, daß Deutschland nur Wünsche für die Wohlfahrt des irischen Volkes, seines Landes und seiner Einrichtungen hegt. Sollte im Verlaufe des Krieges, den Deutschland nicht gesucht hat, das Waffenglück jemals deutsche Truppen an die Küste Irlands führen, so würden sie dort landen als Streitkräfte einer Regierung, die von gutem Willen gegen ein Land und ein Volk beseelt ist, dem Deutschland nur nationale Wohlfahrt und nationale Freiheit wünscht."

Diese amtliche Erklärung könnte eines der bedeutsamsten Dokumente unserer Zeitgeschichte sein. Man wird in Irland mehr davon sprechen als bei uns; wir wollen aufmerken und warten. Vielleicht hält aber auch der eine oder andere Franzose im Wüten einen Moment inne und schämt sich. Ein keltischer Nationalstaat in Irland ist seit Ludwig XIV. ein Traum aller guten Franzosen gewesen. Man sieht jetzt Frankreich gegen seine geschichtliche Mission kämpfen, gegen den Schatten der Jungfrau von Orleans, gegen den Sonnenkönig, gegen die Revolution und Napoleon, gegen Frankreich.

Die Einschließung von Paris 1870/71

Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen (Berlin)

Wie wir jetzt im Westen und Osten auf dem besten Wege zu einem reinen Stellungs- und Festungskriege sind, so nahm auch 1870/71 der Festungskrieg eine so große Ausdehnung an, daß Ende September die deutschen Feldheere bis auf wenige Ausnahmen vor französischen Plätzen, im Ganzen 15, festlagen, die teils durch Beschießung, teils durch Einschließung oder förmliche Belagerung genommen wurden.

Unter den damals nur drei vorhandenen Gürtelfestungen, deren vorgeschobene Forts gezogenen Geschützen Widerstand leisten konnten, nämlich Metz, das im Kriege erst verstärkte Belfort und Paris war die Hauptstadt der einzig wirklich moderne Waffenplatz, zugleich die größte und stärkste Lagerfestung der Welt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihr nach den Ideen des Ingenieur-Generals Rogniat angelegter Gürtel hatte etwa 7 Meilen (55 km) Umfang, ihre innere Umwallung 4 1/2 Meilen (34 km). Der Platz war unter Louis Philippe (Guizot-Thiers), nach langem Widerstande gegen das embastillement, begonnen, unter Napoleon III. vollendet worden. Er sollte mit 200 000 Mann (davon 60 000 reine Besatzung, das übrige Feldarmee) sich mindestens 60 Tage gegen etwa doppelte Uebermacht behaupten können.

Die verschiedenen weit vorgeschobenen Forts (1,8 km im Süden, bis 7 km im Norden bei St. Denis) waren große geschlossene bastionierte Werke, meist Vier- oder Fünfecke, nach dem Typus des Forts Issy, von hohem Aufzuge, mit offenen Geschützaufstellungen zwischen zahlreichen Hohltraversen, vielen Kasematten (aber ohne Minengallerien) und trockenem mauerbekleideten Graben, gegen den gewaltsamen Angriff gut ausgerüstet. Auch besaßen sie zum Teil Anschlußbatterien, die, wie auch die Zwischenbatterien, zum erstenmale und erfolgreich in der Kriegsgeschichte auftraten.

Außer diesen 16 größeren Werken gab es noch 8 kleinere Reduten, so daß die fast alle wichtigeren Flußübergänge über Seine, Marne und den Ourcq- sowie den Kanal von St. Denis und die Bahnen und umliegenden Höhen beherrschenden Gürtelwerke nur 2—3,3 km von einander lagen. Einzelne der Forts, wie der Mont Valérien, waren förmliche kleine Festungen.

Bei der Armierung waren noch das Plateau des Mont Avron (50, später 74 Geschütze) im Osten, sowie die Höhen von Meudon, Clamart, Fontenay und Villejuif hineingezogen, auch bei St. Denis und Neuilly zwei geräumige Brückenköpfe angelegt worden. Ebenso waren die Stellungen zwischen und vor den Forts stark befestigt, sowie das Schloß von Vincennes im gleichnamigen Gehölz auf der Ostseite. Der eigentliche Gürtel der Forts umschloß 900 qkm Fläche (heute 1200 qkm). Die bastionierte Umwallung (94 Bastione, 64 Tore und Durchfahrten) hat 1870/71, aber keine nennenswerte Rolle gespielt.

Die Besatzung bestand zuerst aus 80 000 Mann Linie, 115 000 Mobilgarden, 130, später 283 Bataillonen Nationalgarden, etwa 15 000 Marinesoldaten mit 124 Feldbatterien und durch Vorräte der Marine-Arsenale auf 2627 Geschütze verstärkter schwerer Artillerie. Dazu kamen eine Seine-Kanonenbootflottille, sowie gepanzerte Eisenbahnzüge und Luftballons. Später streckten 7456 Offiziere und 241 686 Mann die Waffen. Ihre Organisation war zu Beginn der Einschließung noch keineswegs abgeschlossen (abgesehen von den zahlreichen minderwertigen Elementen, namentlich Freikorps), so daß sie schon eine kriegstüchtige, gar zur Offensive geeignete Armee hätte genannt werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können, die sich entweder durchschlagen oder mit einer der zahlreichen, zum stets gehofften Entsatz durch aus der Provinz heranrückende Entsatzheere (besonders unter Aurelle de Paladines) sich vereinigen konnte.

Der Angreifer, die den durch Sedan unterbrochenen Vormarsch auf Paris fortsetzende deutsche Armee, traf am 19. September 1870 vor der Festung ein. Sie hatte anfangs nur 122 000 Mann Infanterie, 622 Feldgeschütze, 24 000 Pferde, die allmählich auf 200 000 Mann und 1100 Geschütze anwuchsen. Es war also stets eine Minderheit in einer die Hauptstadt und ihre Kampfmittel (bis auf den Luftverkehr) von der Außenwelt völlig abschließenden 11 Meilen langen, befestigten Einschließungsstellung (etwa die Linie des heutigen Fortgürtels), die mindestens 400 000 Köpfe erfordert hätte, ähnlich, wir das jetzt auch vor Antwerpen der Fall gewesen ist.

War die Eroberung der Hauptstadt auch von Hause aus ins Auge gefaßt und darin Bismarck und Roon mit Moltke einig, so bestanden doch Meinungsverschiedenheiten im großen Hauptquartier über das zweckmäßigste Verfahren. Gab es doch kein Beispiel des Kampfes um eine mit solchen reichen Hilfsmitteln ausgestattete Armeefestung damals, Sebastopol bot keinen Vergleich, und mit Recht konnte Moltke sagen: „Wir unternehmen ein Wagnis, über das die Welt je nach dem Ausfall urteilen wird." Es gab damals bekanntlich „Aushungerer", „Schießer" und „förmliche Belagerer", und Bismarck war, schon um der Einmischung fremder Mächte vorzubeugen, für das schnellste Verfahren, zumal der Fall von Paris für die Provinzen maßgebend und bestimmend sei. Leider wurde, nicht zuletzt infolge nicht gleich scharf genug bekämpfter nichtmilitärischer, namentlich politischer, besonders englischer Einflüsse (Schwiegermama) der Aufenthalt unserer Truppen ein erzwungen langer, aus Angreifern waren sie schließlich zu Belagerten geworden und in die Gefahr geraten, zwischen zwei Feuer: Paris und eine Entsatzarmee zu geraten. Der Angriff charakterisierte sich im Wesentlichen als eine Einschließung, deren Aufrechterhaltung gegen die offensive Verteidigung zuletzt nur mit Hilfe von Belagerungsartillerie möglich war. Es war also keine Belagerung, sondern nur das erste Stadium des modernen Angriffs, der artilleristische, nicht der Nahangriff, ist durchgeführt worden. Und wenn er doch zum Ziele nach 132 Tagen führte, so lag dies an der gesamten politischen und militärischen Lage Frankreichs, wie nicht minder an den traurigen Zuständen in der Hauptstadt, der die Schrecknisse einer Hungersnot für 2 Millionen Einwohner blühte. Paris wurde am 26. Januar 1871 ein Opfer des Hungers, nicht des förmlichen Angriffs oder des fehlenden Mutes oder der Schwäche seiner Befestigungen. Am 1. März zog der neue Deutsche Kaiser in die französische Hauptstadt ein.

Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Einschließungslinie lag sehr weit von den Forts entfernt, ihre Lage war anfangs, beim Fehlen von Belagerungsgeschützen, schwierig, gestaltete sich aber mit Eintreffen solcher so günstig, daß die Verteidiger ihre Stellung im Vor- und Zwischengelände bald räumen mußten, so schwierig auch die Heranziehung von Munition, besonders durch die lange Behauptung Touls, für die Deutschen war.

Der Angriff richtete sich gegen die Ost- und Südfronten, später auch, besonders auf Vorschlag des Kronprinzen von Sachsen und der Generale v. Stosch und v. Podbielski, gegen die Nordforts und St. Denis. Die großen Ziele der Forts litten sehr, besonders wo sie zugleich umfaßt wurden, dagegen war die Niederkämpfung der Anschluß- und Zwischenbatterien trotz ihrer geringen Zahl und ungenügenden Kampfvorbereitung zeitraubend und schwer. Im Allgemeinen gelang auf der Ostfront ein Aufhalten und Zurückwerfen des Gegners, während sich auf den Südfronten der Angriff zu einem mäßigen Vorschieben der Infanterie- und Artilleriestellungen ausdehnte, und im Norden, der wichtigsten Front, sogar die Fortnahme von St. Denis geplant werden konnte. Die Verluste der Angriffsartillerie waren unbedeutend. Sie schoß sich allmählich heran und verfeuerte — einschließlich der in mäßigem Umfang erfolgten Beschießung der Stadt auf dem linken Ufer (durch bis zu 12 Geschütze) — 110 286 Schuß und Wurf.

Der Verteidiger, bei dem Artillerist und Ingenieur gut Hand in Hand arbeiteten, beschoß die Einschließung stark mit Geschütz und ergriff sowohl artilleristisch wie durch den Ingenieur die Offensive gegen sie. So besonders am 29./30. November durch den zwar abgeschlagenen großen Ausfall General Ducrots nach Südost gegen die schwächste Stelle der Einschließung, nachdem er aber das Plateau des Mont Avron, das die Offensive geschützt hatte, behauptete. So ferner gegen Mitte Dezember im Norden gegen Le Bourget, indem er Bondy, Drancy, Bobigny besetzte. Auch ein Befreiungsversuch nach Südost wurde gemacht, doch waren dies alles nur Zugeständnisse an die durch phantastische Depeschen Gambettas erregte öffentliche Meinung, an Herrn Jules Favre und die von der Presse unterstützten demagogischen Clubs, die ohne Mitwirkung eines Entsatzheeres zwecklos waren und zu verlustreichen Kämpfen gegen den unüberwindlichen Ring der Deutschen führten. General Trochu, das ursprünglich volkstümlichste und umsichtigste Regierungsmitglied, wurde der Sündenbock dieser Mißerfolge.

Der Feind draußen vor den Befestigungslinien war aber nicht der einzige, der zu bekämpfen war: im Innern, hinter den Wällen, war die Revolution. Der Ruf nach der Kommune ertönte. Die Lebensmittel gingen auf die Neige, die Sterblichkeit verdreifachte sich gegen das Vorjahr, und so ergab sich Paris

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem deutſchen Kaiſer trotz der damals dort viel zitierten Verſe: "L'héroique Paris brave les Prussiens. Il ne sera jamais vaincu par la famine. Quand il aura mangé la race chevaline, il mangera ses rats et ses chats et seschiens."

Es hatte aber ſeine Aufgabe erfüllt, alle Erwartungen, die bei ſeiner Erbauung gehegt wurden. Es hatte nicht nur bewieſen, daß eine Feſtung von ſolcher Ausdehnung wohl zu verſorgen und zu verteidigen iſt, ſondern ein trotz aller Schreckniſſe durch Hunger und Beſchießung ſtandhafter Widerſtand war auch dem ganzen Lande zu Gute gekommen, die mächtigen Hilfsmittel von Paris waren nicht nur 60, ſondern 132 Tage lang der Invaſion entzogen worden, etwa 200 000 Mann des feindlichen Feldheeres waren gefeſſelt worden und für die Operationen im freien Felde verloren. Leicht konnte ſeine Zeitgewinn ſchaffende Ausdauer ſogar einen Umſchwung der ganzen Lage unter beſſeren allgemeinen politiſchen und militäriſchen Verhältniſſen herbeiführen, wie der greiſe Thiers, der Vorkämpfer der Befeſtigung der Hauptſtadt, gehofft, Bismarck befürchtet hatte. „Uneinnehmbare" Feſtungen kennt nur der Laie! Auch das heutige Paris muß fallen, wenn der Angreifer richtig verfährt.

Verſperrte Ausſicht

Von Stefan Großmann

Der Verteidiger des Gabriel Prinzip, der den Erzherzog Franz Ferdinand ermordet hat, iſt ein junger Advokaturskandidat, der ſich nicht freiwillig zu dieſem ſchweren Amt gemeldet hatte, ſondern dazu von amtswegen beſtellt worden iſt. Aber einmal in dieſe Würde eingeſetzt, befiel ihn die Leidenſchaft ſeines Berufs, und unwillkürlich ſtellte ſich allmählich zwiſchen ihm und dem Vorſitzenden des Gerichtes ein Zuſtand der Spannung und Gereiztheit ein, der das Merkmal eines echten Rechtskampfes iſt. Um ſo erſtaunter war der junge Anwalt, als ihn der Herr Oberlandesgerichtsrat, gleich zu Beginn der Unterſuchung, noch ehe er ihn mit dem Angeklagten allein ſprechen ließ, um eine Unterredung bat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Verteidiger kam pünktlich auf die Sekunde ins Büro des Richters. Er ging mit sehr festen Schritten über den Korridor, und als er den gleichmäßigen Klang seiner aufhallenden Schritte hörte, da fühlte er sich durch seine eigene Festigkeit und Unbeirrbarkeit gestärkt. Sein Finger klopfte kräftig und selbstbewußt an die Tür, schnell klinkte er sie auf und ging in schnurgerader Linie auf den Oberlandesgerichtsrat zu. „Guten Morgen", sagte er kurz, „Darf ich fragen, was Sie von mir wünschen, Herr Präsident?"

Der Oberlandesgerichtsrat, ein kleines, vielerfahrenes Männchen, hob sein mageres Gesicht, erstaunt über den entschiedenen Ton des jungen Mannes, sah ihn schnell über den Kneifer weg an und lud ihn dann mit einer eleganten Bewegung seiner locker sitzenden Hand ein, Platz zu nehmen.

„Natürlich", sagte der Präsident mit vielleicht absichtlicher Gelassenheit, „möchte ich mich in Sachen des großen Prozesses mit Ihnen unterhalten. Es versteht sich, daß wir den Fall nach allen rechtlichen Normen behandeln wollen."

„Selbstverständlich!"

„Mit welchen Gefühlen immer ich diesem Angeklagten gegenüberstehe. — — Sie wissen, der Richter kennt kein Ansehen der Person, ich werde ihn behandeln wie irgend einen Jurko oder Spiridion, auf dem Mordverdacht liegt."

Der Verteidiger schnupperte aus diesen Worten eine günstige Möglichkeit für Gabriel Prinzip heraus und sagte nun mit beflissener Höflichkeit: „Ich habe nicht einen Moment daran gezweifelt, daß der Herr Präsident sich nicht von politischen Gesichtspunkten leiten lassen."

Der Vorsitzende murmelte nur so: „Ja, ja", er trommelte mit mageren Fingern auf seinem Kinn, irgend etwas schien ihn noch zu beschäftigen ....

Der Verteidiger hätte gerne gefragt: „Was wollen Sie denn eigentlich?" Aber das wäre eine Verletzung des eben geschlossenen Waffenstillstandes gewesen und so störte er die Pause nicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Warum sollte ich den Prozeß als politische Sensation aufmachen lassen?... Natürlich sind gewisse Zusammenhänge unbedingt zu erörtern, aber ich glaube, Sie werden meiner Meinung sein, wenn ich sage: Wir wollen doch auch versuchen, die unselige Tat aus der Psyche des Studenten zu erklären."

Der Verteidiger strahlte: „Gewiß, gewiß."

„... ich bin überzeugt, daß gerade Sie, Herr Doktor, uns manches in der unbegreiflichen Seele dieses Jünglings aufhellen werden."

Der Verteidiger errötete.

„... und deshalb wollen wir lieber diese Beweggründe zu erfassen trachten, als in der Verhandlung Weltpolitik treiben. Wenn es nach mir ginge, würde ich dem Angeklagten von dem großen Krieg gar nichts erzählen. Das würde ihn nur in eine Art von Betrunkenheit und Größenwahn treiben, damit ließe sich nicht gut verhandeln."

Der Verteidiger, noch vom Lob erhitzt, stammelte nur: „Gewiß, gewiß."

„... es freut mich, Herr Doktor, daß wir einer Meinung sind. Dann bitte ich Sie, mit dem Angeklagten über den Krieg gar nicht zu sprechen. Wozu auch? Wenn er ruhig und sanft bleibt, wird er bei Gericht viel mehr den Eindruck eines unreifen Jungen machen."

Der Verteidiger konnte sich über so viel Menschlichkeit noch immer nicht fassen und murmelte nur: „Gewiß, gewiß."

Drei Monate saß Gabriel Prinzip in der Untersuchung. Seine Tat hatte den Krieg mit Serbien hervorgerufen, daran sich die Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich und das weiterfressende Feuer des Weltkriegs schloß! Aber in die Zelle 83 des Militärgefängnisses in Serajewo drang kein Laut des großen Getöses ....

Im Oktober kam die Gerichtsverhandlung.

Der Verteidiger hatte sich psychiatrische Gutachten, Kenntnisse aus Lombrosos Schrift über den politischen Verbrecher und Darstellungen alle Krankheiten der Vorfahren des Gabriel Prinzip verschafft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prinzip wurde im geschlossenen Wagen, dessen Fenster mit Papier verklebt waren, zum Gerichtsgebäude gebracht. Gendarmerie hatte die Straßen von Menschen gesäubert.

Ein Schulkamerad, den keiner für einen Hochverräter hielt, hatte sich vorgenommen, dem Angeklagten eine sorgsam aufbewahrte Zeitung aus der Ferne zu zeigen, auf der in den kolossalen Lettern dieser aufgeregten Zeit der Kriegsausbruch gemeldet war. Aber die Hände der Gendarmen drängten den jungen Mann, gerade als der Zellenwagen sichtbar war, schnell von der Hauptstraße in ein verlassenes Gäßchen zurück.

Im Verhandlungssaal saß Prinzip ganz still und in sich gekehrt da. Auch dem Verteidiger gab er kaum eine Antwort. Dann und wann stierte er in den Zuschauerraum und suchte mit den Augen die Mienen der Frauen, der Richter, der zwei Berichterstatter der Amtszeitung, der sieben anderen unbekannten Menschen ab. Einen von ihnen hielt er für einen Serben und suchte ihn durch vergrößerte Augen und Kopfbewegungen irgend etwas zu fragen.

Der Vorsitzende benahm sich gerecht und tolerant.

Nur einmal, als der Verteidiger eines Mitangeklagten von dem „großen Weltbrand" reden wollte, wurde er wütend und schnitt ihm schnell das Wort ab.

Am dritten Verhandlungstag geschah es, daß vormittags ein großer Lärm von der Straße herauf drang. Eben waren Extrablätter über die Befreiung von Przemysl erschienen. Man hörte ganz deutlich eines Jungen gellende Rufe: „Extrablatt .... Extrablatt."

Prinzip wäre am liebsten zum Fenster gestürzt. Aber der Präsident hatte den bewachenden Soldaten schon einen Wink gegeben und gleich darauf den Gerichtsdiener hinunter geschickt, daß drunten Stille werde.

Stille umhüllte dauernd das Gerichtsgebäude. Manchmal, wenn Prinzip in der Verhandlung so ganz teilnahmslos da saß, da schien es dem Vorsitzenden, als lausche er nach innen, als horche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er auf ganz etwas anderes als auf das Bischen Zeugenverhör, als lechze er nach dem Weltecho seiner Tat... Aber das war vielleicht nur eine Einbildung des Vorsitzenden.

Am Tage der Urteilsverkündigung hatten sich zehn verwegene serbische Studenten geschworen, an Prinzips Zellenwagen heranzukommen, die Tür aufzureißen und ihm zuzurufen: „Es ist Krieg! — Weltkrieg!" Aber die österreichische Polizei stand auf ihrem Posten. Als die Studenten eine Viertelstunde im kalten Sprühregen in der Nebengasse standen, ohne dafür einen Grund angeben zu können, da wurden sie, Mann für Mann, auf die Polizeistube gebracht.

Nach Beendigung des Prozesses schrieb der Vorsitzende an das Justizministerium einen Bericht, in dem es hieß:

„Bei der Leitung des Prozesses ist es nur in erster Linie darauf angekommen, dem angeklagten Mörder über die großen politischen Folgen seiner unseligen Tat im Unklaren zu halten. Diese Genugtuung sollte dem Angeklagten nicht werden! Dank den getroffenen Verfügungen hat Gabriel Prinzip von irgend einem Kriegsausbruch niemals Kenntnis erhalten."

Am letzten Tage der Haft durfte sich Prinzip eine Gunst erbitten, denn er wurde gerecht wie andere behandelt. Er erflehte nichts außer einer Zeitung. Man gab ihm eine sorgfältig ausgesuchte Nummer des Serajevoer Amtsblattes, aus welcher alle Kriegsberichte herausgeschnitten waren.

Die Straßen, die zum Gerichtsgebäude führten, waren menschenleer. Niemand durfte in den Gassen von Serajevo an diesem Morgen ein Fenster öffnen! Kein Gefangenenwärter durfte ein außerdienstliches Wort mit dem Studenten wechseln.

Am Tage nach der Verurteilung sprach der Gerichtspräsident mit dem Verteidiger. Er beglückwünschte ihn zu seiner schönen Rede.

„Es war leider ein aussichtsloser Fall", sagte der Verteidiger.

„Aussichtslos?" Der kleine, zapplige Präsident wiederholte das Wort. „Ja, ja, das war es, es gab keine Aussicht..." Dann wiederholte er verbissen: „Ja, ja, die Aussicht war versperrt!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Herr Präsident haben ihn durchaus milde behandelt."

„Milde? Wie man es nimmt!" Der kleine, magere Präsident sprang aus seinem großen Fauteuil heraus. „Ich habe ihm die größte Stunde seines Lebens genommen!"

Der Verteidiger verstand nicht recht ...

Aber da hatte der Präsident schon wieder seine volle Beherrschung zurückgewonnen und sagte formell: „Ja, ja, ich hab ihn behandelt wie irgend einen Mörder."

An die Zuchthausdirektion erging folgende Instruktion: „Der minderjährige Mörder Gabriel Prinzip ist, den gesetzlichen Vorschriften entsprechend, in Einzelhaft zu halten. Es ist insbesondere strengstens darauf zu achten, daß dem Sträfling keinerlei Mitteilung über die Vorgänge außerhalb der Strafanstalt zugeht."

Gabriel Prinzip wird mit neununddreißig Jahren, am 26. Oktober 1934, das Zuchthaus verlassen. Vielleicht erwartet ihn dann ein Serbe am Ausgangstor, um ihm mitzuteilen, daß seine Untat vor zwanzig Jahren den Anstoß zum Weltkrieg gegeben hat....

Nachbarn*)

Von René Schickele

Die folgenden Zeilen waren geschrieben, lange, bevor der Krieg ausbrach. Trotzdem habe ich außer zwei oder drei Sätzen am Schluß, die wegfielen, nichts daran ändern mögen. Mir scheint, die Randbemerkungen zu Schmitzens Büchern haben ihre Gültigkeit behalten, wie die Bücher selbst ihren Wert. Im Gegenteil meine ich, die Beschäftigung mit französischer und englischer Sitte wäre heute geeigneter, als noch vor vier Monaten, über das Ziel der von Deutschland unterdessen mit Gewalt freigelegten Wege ein wenig aufzuklären.

*

Den gut gegliederten Betrachtungen über Frankreich, das „Land der Wirklichkeit", geht, als Einleitung in die dritte Auflage, eine flink zugreifende Kulturkritik über das unwirkliche Deutschland" voran — eine Musik, die nach Nietz-

*) Dsk. A. H. Schmitz, Das Land der Wirklichkeit. Französische Gesellschaftsprobleme. 323 Seiten. — Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme. 285 S. Beide im Verlag von Georg Müller, München.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sches zornigen Spässen und ergreifenderen Verzweiflungsausbrüchen nicht mehr gut als neu empfunden werden kann. Aber bei Schmitz ist sie von eigenem, fast holdem Klang; nur ein vollkommen amusischer Geist könnte sich ihrem Reiz verschließen. Ich kann mir den Deutschen nicht vorstellen, der gegen die überaus sanfte Massage dieser Beweisführung aufbegehrte. „Das Geheimnis der Form ist bei uns noch nicht ergründet." Gewiß nicht, trotzdem wir, wenigstens auf literarischem Gebiet, seit Jahren die verzweifeltsten Anstrengungen beobachten, dies „Problem": die Form zur Strecke zu bringen. Aber mit der Form verhält es sich wie mit der Gesundheit und anderen guten Dingen: wer sie besitzt, in Fleisch und Blut, der macht sich darüber weiter keine Gedanken. Er stellt sie heraus mit der Selbstverständlichkeit einer organischen Funktion, die sich pflegen und veredeln, aber nimmermehr erfinden läßt. Der „Weg zur Form" ist und bleibt eine Weimarer Sackgasse. Es hilft uns nichts, wie sehr wir auch in Schweiß und Qual hinter dem verfluchten „Geheimnis" her sein mögen. Darum lassen wir es lieber unergründet und versuchen statt dessen, formvoll zu sein, Beispiele zu geben und die vorhandenen zu verbreiten. Beispiel und Nachahmung heißt das Geheimnis. Es gibt kein anderes. Wissen wir doch alle instinktiv, was die Form ist.... Das sage ich nicht gegen Schmitz, obwohl er der harmlose Verfasser eines in 9. Auflage erschienenen „Breviers für Weltleute" ist und sein Neophyteneifer auch sonst gelegentlich in einen schier unlauteren Wettbewerb mit dem Berliner Schneider Hoffmann, dem Wiener Fred und dem Europäer Edel ausartet — nein. Gegen diesen Zweig der Unterhaltungsliteratur ist nichts einzuwenden. Aber der Schreck, wenn erst die Dichter sich in den Kopf setzen, über Stil und Form, ewig über Form und Stil zu schreiben — wie sie bereits so erfolgreich begonnen haben!

Schmitz gibt Beispiele, eine große Anzahl schöner, runder Beispiele, die sich von allen Seiten besehen lassen, und die doch, auf der Reise über den Rhein, durch jahrhundertalte Gegensätze und klimatische Veränderungen das Licht ihres Ursprungs und ihres Zusammenhangs bewahrt haben. Sie sind saftig wie das eigene Leben, rätselvoll und stark wie das der anderen außer uns. Er zeigt die Wurzeln der französischen Gesellschaft, bevor er dazu übergeht, sie zu schildern. Im Mittelpunkt steht der große Regulator: die Moral. Schmitz nennt sie „impressionistisch". Aber sie ist es viel weniger, als ihre — sehr hübsche — Schilderung. Er spricht, immer klug, über Sprache und Stil, wobei er nur eine große Ueberlegenheit der französischen Sprache vor der deutschen übersieht, nämlich jene durch keinen Sprachverein wettzumachende Leichtigkeit des Französischen, aus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Griechischen und Lateinischen gebildete, also fast alle Fremdwörter in seinen verwandten Organismus aufzunehmen. In Wirklichkeit wimmelt die französische Sprache von Fremdwörtern, aber man erkennt sie kaum. Auch ist Schmitz in diesem Kapitel zu sehr dem unerbittlichen Puristen Remy de Gourmont gefolgt. Seit Rimbaud und Laforgue besitzt Frankreich eine „poetische" Prosa, und noch der sachlichste Zeitungsartikel von Barrès ist lyrisch beschwingt, wie kein deutscher Politiker zu schreiben wagte, nicht einmal Naumann. Die Leitartikel des sozialistischen Abgeordneten Sembat in der „Humanité" werden von Freund und Feind und von den Literaten der Closerie des lilas, wie von den Landärzten im Palais bourbon als Leckerbissen genossen. Er schreibt aber ein Französisch, das mit dem Voltaires nicht mehr Aehnlichkeit hat, als etwa das Deutsch des alten Goethe mit dem Wienerisch Peter Altenbergs. Ein Beweis mehr für die wunderbare Einheit der französischen Gesellschaft auch im Sprachgefühl? Ja, aber ebenso sehr für die tatsächliche Veränderung der Sprache und damit des Sprachgefühls.... Folgt ein unterhaltsames Kapitel über Frauen und Liebe, worin Schmitz, — eine seiner unliebenswürdigsten Verranntheiten — französischer, als ein Franzose, den deutschen Mädchen keinen Platz einräumt zwischen dem Kätchen von Heilbronn und der, bei uns doch so unmenschlich üblen Kokotte, — weitere beherzigenswerte Bemerkungen über den „Deutschen in Paris" und schließlich ein neuer Aufsatz über das neue Frankreich. Ich wünsche Schmitzens Buch zwanzig Auflagen, so viel verdient es, und mehr, aber ich möchte ihn bitten, dieses letzte Kapitel für die nächste Auflage umzuarbeiten. Die Polemik dürfte auch dann fehlen, wenn er bei der Umarbeitung weniger oberflächlich bliebe. Da wären zuerst die „Enquête sur la monarchie" und die anderen Bücher von Maurras zu lesen, die er ganz offenbar nur vom Hörensagen kennt (denn der großartige Entwurf eines auf den Ständen aufgebauten Verwaltungssystems hätte seinen Beifall finden müssen), ebenso wie „La révolution dreyfusienne" von Sorel, und vor allem, als klassisches Zeugnis der „nationalen Erneuerung", das Buch, das diese eingeleitet und zum Teil bewirkt hat: „Sur la situation faite au parti intellectuel".... von Péguy, dessen Lebensarbeit sich keineswegs, wie Schmitz vermutet, auf dichterischem, sondern auf kulturpolitischem Gebiet erhebt. Die von Péguy herausgegebenen „Cahiers de la quinzaine" sind der lebendige Ausdruck der jüngsten Geistesgeschichte in Frankreich.

Der Ton des Buches über England ist ein anderer, um vieles düsterer und auch polemischer, als die eher zart besaiteten Weggeleite durch die französische Kultur.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die unwiderstehliche natürliche Wahrheit — die wir indessen alle verabscheuen und ableugnen — ist die: daß das größte der Uebel und das schlimmste der Verbrechen die Armut ist — eine Pflicht, der jede andere Rücksicht geopfert werden sollte: nicht arm zu sein." Nein, das sagt nicht Dsk. A. H. Schmitz, sondern Bernhard Shaw. Aber Schmitz wiederholt in England, was er nicht minder deutlich in Paris aussprach: wie notwendig „ein tieferes Verständnis für die ethische Seite des Wohlstandes und seine Vorteile für Charakter- und Geistentfaltung" sei, — und: „Hier können wir von Englands Erfahrung lernen". Dort konnten wir von Frankreichs Erfahrung lernen.

Der Verdacht, der beim Lesen des ersten Buches in mir aufstieg, haben die Ausführungen des zweiten in fast aufdringlicher Weise bestätigt. „Sicherheit", fährt Shaw fort, „die erste Vorbedingung der Zivilisation kann es dort nicht geben, wo die schlimmste der Gefahren, die Gefahr der Armut über jemandes Haupt schwebt". Schmitz: „Ueber der englischen Demokratie schwebt ein aristokratisches Ideal. Keiner soll durch äußere Willkür gehindert sein, ein Gentleman zu werden, wenn er die Fähigkeit dazu besitzt. Der englische Großbürger wird deshalb langsam zum Aristokraten". Shaw nennt sich „Fabier", Sozialist. Es ist klar, was er gesagt haben will, wenn er die Armut ein Verbrechen nennt. Nicht minder klar, warum Schmitz sich kulturkonservativ nennt. Ein Kulturkonservativer, das ist ein Mann, der, in seiner Art, von oben herab, die Armut bekämpft und dabei langsam vom Großhändler zum Aristokraten aufsteigt. Und im Grund beginnt die Politik für den Kulturpolitiker Schmitz erst beim kulturbedürftigen Großhändler.

Schmitz plaudert inbrünstig zu einer Art verklärtem Mammonismus empor. Aber das Störende daran ist nur der Mangel an Diskretion. Deshalb scheint er zynisch, wo er nur naiv, fanatisch, wo er nur, leichthin, eigensinnig, gehässig, wo er nur verstimmt ist. Es macht sein sonst so ausgezeichnetes Buch schwer lesbar für jeden, der nicht aus dieser bestimmten Sphäre kommt ....

*

Hinzugefügt sei, daß Charles Péguy fast gleichzeitig mit unserm Ludwig Frank den Tod derer starb, die ihre einzigen Gedanken hinter sich ließen, um die allen gemeinsamen Waffen zu tragen. In einem seiner Bücher steht der Satz: „Es klingt unglaublich, für den denkenden Geist kaum zu fassen und bleibt die furchtbare Wahrheit, daß auf Jahrhunderte hinaus über das Schicksal von Völkern Schlachten entscheiden, Schlachten, Siege oder Niederlagen, an denen nur verhältnismäßig wenige teilhaben, von deren Folgen aber alle betroffen werden."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldatenlied

Es ziehen mit dem Hindenburg
Von Tannenberg und Ortelsburg
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett*)
Und ſchwitzen aus ihr beſtes Fett,
Die ganze ſchwere Reiterei,
Der Schwab, der Bayer iſt dabei.

Wir halten Tor und weichen aus
Und ſchwärmen vor im Schlachtgebraus,
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett
Und ſchlafen nie in einem Bett,
Die ganze ſchwere Reiterei,
Der Schwab, der Bayer iſt dabei.

Im weiten Felde liegt ein Platz,
Dort weint einmal ein lieber Schatz ...
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett
Ruht dort im kühlen Totenbett,
So mancher aus der Reiterei,
Der Schwab, der Bayer iſt dabei.

Auf Polens Straßen fliegt der Dreck,
Wir hauen alles von dem Fleck,
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett,
Und machen Rußlands Blutſchuld wett,
Die ganze ſchwere Reiterei,
Der Schwab, der Bayer iſt dabei.

Es iſt nicht immer ein Genuß,
Und oft fehlt es am Ueberfluß
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett ...
Drum, Jungfer, tu nicht ſo kokett
Und ſinge mit der Reiterei
Von Hindenburg und allerlei.

---

*) „Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett" — Artillerie und Ulanen. Nach Ausſagen gefangener Ruſſen die am meiſten gefürchteten Truppen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und reiten wir einmal nach Haus
Mit Eichenlaub zu Wein und Schmaus
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett
Und schlafen in dem schönsten Bett:
Dann singt die ganze Reiterei
Von Tod und Sieg und allerlei.

Wilhelm Schussen.

Russische Balkangeschäfte

Die spekulativen Faseleien über eine neue Gruppierung des europäischen Orients, die einen „zweiten Balkanbund" betreffen soll, mit der Spitze gegen Türkei und Zweibund, tragen das Kainszeichen politischen Hochstaplertums an sich. Die russischen Makler, welche die drei neutralen Balkanstaaten Bulgarien, Rumänien und Griechenland für ihre Zwecke „erkaufen" sollen, schieben diesmal einen Strohpaten für das neue Bündnis vor — Italien. Prüft man jedoch die angebotenen Preise bezüglich ihrer Erfüllbarkeit, kommt der Schwindel klar zu Tag, auf den voraussichtlich weder Sofia, Bukarest noch Athen hereinfallen werden. Und Italien — schon gar nicht. Bulgarien wurde in Aussicht gestellt, soweit ging der Antrag des russischen Gesandten von Savinski, für den Durchmarsch russischer Truppen gegen Konstantinopel, einen mazedonischen Gebietsstreifen zu erhalten, der Serbien im Bukarester Frieden zufiel und den dieses angeblich verschmerzen wolle. Für die volle Verständigung und aktive Parteinahme Bulgariens für Serbien und gleichzeitige Kriegserklärung an die Türkei soll nun der zweite, russische Geschäftsreisende, Fürst Trubetzkoi (der übrigens am Balkan einen sehr niederen Ruf genießt), Bulgarien den vollen Besitz von fast ganz Mazedonien offerieren, wobei Serbien, das dann wieder zum Kleinstaat zusammenschrumpfen würde, durch Bosnien und Herzegowina entschädigt werden sollte. Da fängt also schon das zweifelhafte Verschenken fremden Eigentums an. In Sofia wird man dieser russischen Großmut sehr skeptisch gegenüberstehen, da man dort einerseits weiß, daß ein russisches Konstantinopel die bulgarische Unabhängigkeit zum leeren Begriff machen würde, andrerseits gar nicht überzeugt ist, daß Rußland im Verlauf dieses Krieges in die Lage kommen werde, österreichisches Gebiet zu verschenken, ein Raub an Serbien aber ohne erfüllbare Entschädigung, den letzten Rest an russischem Balkankredit vernichten würde.

In Rumänien liegt gleichfalls ein ähnliches russisches Anerbieten mit der Prämie Siebenbürgen und Bukowina vor, wofür sich die Rumänen mit der russischen Umklammerung und slawischen Einkreisung durch eine russisch gewordene Türkei, versöhnen sollten. Also mit dem sicheren Untergang der romanischen Enklave!

Griechenland, das politisch und finanziell vom Dreiverband am mürbsten gekneteten Balkanland, wird mit albanischen Gebietsaussichten (obwohl es sich bekanntlich schon

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst im Epirus bedient hat), Inselbesitz und einer ganz nebelhaften Perspektive auf Machtvergrößerung zur See (nebelhaft und verschleiert, weil sonst Italien a priori nicht dafür zu haben wäre) geködert. In Athen möchte man ja ungemein gerne ein Geschäft machen, da es im letzten Balkankrieg so gut damit ging — dabei aber doch so lang als möglich den Lasten und Gefahren eines Krieges tapfer ausweichen.

Und nun Italien. Es wäre einfach beleidigend, den maßgebenden, italienischen Politikern zuzumuten, für die kleine, irredentistische Genugtuung an Oesterreich-Ungarn, den russischen Einbruch ins Mittelmeer, durch Förderung Rußlands und Konsorten gegen die Türkei, nicht als hundertfach schwerere Schädigung der italienischen Interessen erkennen zu wollen.

Das erscheint geradezu ausgeschlossen.

Was also bleibt von der ganzen russischen Treiberei, vom neuen Balkanbund — als realer Posten, in der Rechnung auch nur eines der drei neutralen Balkanstaaten aufrecht?

Humbug ... v. S.

Potsdam gegen Potsdam

Dr Karl Liebknecht hat im deutschen Reichstag gegen die Kriegskredite gestimmt, diesmal auch im Plenum; im August hatte er sich noch dem Fraktionsbeschluß gebeugt.

Der Fall ist nicht tragisch.

Wäre der Abgeordnete Liebknecht nicht so furchtbar eitel, so würde man ihm ungescholten das freie Recht der politischen Ueberzeugung zugestehen; aber so hat man die peinliche Empfindung, es handle sich nur um eine Demonstration seiner Wichtigtuerei. Er imponiert sich, indem er annimmt, daß er jetzt, durch die Zeitung der Welt geschleppt, einer Welt imponiere, er, der unabhängige Europäer und Antimilitarist. Das mag ihm gelingen, daß er durch die Winkelblätter von Paris und London als Triumphator geschleppt wird: Sembat, Thomas, Vandervelde werden ihn verachten.

Der Witz der Sache ist: der Reichstagsvertreter von Potsdam ist es, der seine nicht zu beruhigende Stimme erhebt. Er verbündet sich mit jenen guten Freunden draußen, die, bei übrigem Wohlwollen, uns gerade „Potsdam" austreiben wollen. Der kleine Liebknecht hat das Glück, nun sogar in einem Wortwitz unsterblich zu werden. Freilich: der Wahlkreis Potsdam wird nunmehr von diesem Vorkämpfer seines Ruhmes vermutlich genug haben.

Aber die Sozialdemokratie mag sich den Sohn ihres Gründers genau anschauen. Er hält sich heute schon empfohlen als der Führer einer kommenden Partei. In Stuttgart erzieht er sich einen Trupp der Gläubigen. Er hat die Unverfrorenheit und den Mangel an Intelligenz, aus Eitelkeit der Sache der deutschen Demokratie den peinlichsten Schaden beizufügen. Darum: cave canem! Freilich gilt das Bellen nicht immer als das Zeichen der Kraft.

So uninteressant die Person, so unerheblich die Abstimmung — der Mißbrauch eines väterlichen Namens vor der deutschen Arbeiterschaft verlangt ernste Vorsicht.

Fridolin

Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Etwas für Weihnachten

Der Holbein-Verlag in München, dessen sehr schöne Faksimile-Ausgabe der Kupferstiche Dürers hier angezeigt war und sich mir im Gebrauche seither ausgezeichnet bewährt hat, gibt jetzt eine ebensolche, vollständige Ausgabe der Radierungen Rembrandts heraus, von der eine erste Mappe erschienen ist. Die Subskriptionsauflage ist schon auf die Voranzeige hin überzeichnet worden; das verdankt der Verlag jenem ausgezeichneten Dürerwerk. Ueber den Rembrandt wird hier berichtet werden, wenn er vollständig ist, einstweilen sei der erschienene Band angezeigt, da sehr Viele sich darüber freuen werden. Die Ausgabe verspricht ähnlich korrekt und solide zu werden wie der Dürer — daß Faksimiledrucke, auch die besten, keine Originale sein können, versteht sich von selbst. Was bei einem mäßigen Preise an guter, genauer, möglichst elastischer und frischer Wiedergabe in Nachbildungen möglich ist, das ist hier geleistet. Die Mappen werden Rembrandts ganze Graphik enthalten, es bleiben nur jene Blätter weg, welche, früher dem Meister irrtümlich zugeschrieben, seither einwandfrei als nicht von ihm stammend erwiesen sind. Dagegen sind viele Radierungen mit aufgenommen, deren Herkunft unsicher ist, die aber einstweilen noch Rembrandt zugeschrieben werden oder erkennbare Spuren seiner Hand zeigen.

Je mehr hoffentlich der Weihnachtsmarkt, auch der des Buch- und Kunsthandels, durch den Krieg von den üblichen blöden Kinkerlitzchen gesäubert ist, desto sichtbarer steht so ein Werk an seinem Platz. So etwas gehört nicht „in jedes deutsche Haus", das ist eine Einbildung. Aber es gehört dahin, wohin jener schöne Dürer gehört, und dahin, wo man ohne einen Goethe und einen Klavierauszug der Matthäuspassion, ohne Beethovens Sonaten und ohne ähnliche Sterne am Himmel sich das Leben nicht vorstellen kann.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Oesterreich-Ungarn gegen Rußland

Von Richard Charmatz, Wien

Wahrhaftig, die Geschichte liebt Wiederholungen! Auf dem Boden der Habsburgermonarchie wurde der Ansturm der Avaren gebrochen; hier entschied sich das Schicksal der Mongolen; vor den Mauern Wiens endete der Siegeszug des Halbmonds nach dem Westen. Und jetzt ist Oesterreich-Ungarn aufgestanden, um Europa abermals mit erstaunlicher Kraft einen gewaltigen Dienst zu leisten und die Begründung einer russischen Universalmonarchie für alle Zeiten in das Reich der unerfüllbaren Träume zu verweisen. Wenn man die Politik der Zaren in ihren tieferen Zusammenhängen zu ergründen sucht, dann findet man, daß die von St. Petersburg aus immer wieder erneuerten Expansionsbestrebungen ein doppeltes Ziel hatten: den Gewinn von Land und von wichtigen Stellungen an den Küsten. Als Peter der Große selbst die Kunst des Schiffsbaues lernte, vollführte er wohl unbewußt eine symbolische Handlung. Bis ans Mittelländische Meer, bis zur Adria vorzudringen und besonders im Marmara-Meer ungehemmt zu herrschen, das ist die hochfliegende Sehnsucht, die durch die russische Geschichte geht und stets mit elementarer Gewalt zum Ausdruck kommt. Erst wenn man sie ins Auge faßt, kann man das richtige Verständnis für die Balkanpolitik der Zaren und für die panslawistischen Regungen gewinnen, die in einflußreichen Generälen und in hohen Aristokraten stets kampflustige Gönner fanden. Hinter der heuchlerischen Redensart von der Befreiung der „slawischen Brüder" steckt ein glühendes Verlangen, das am besten als „Küstenhunger" zu charakterisieren ist. Da Oesterreich-Ungarn nicht zu dulden vermochte, daß Rußland seine schwere Hand auf die Balkanhalbinsel legte und an der Adria und im Mittelländischen Meere seiner Kriegsflagge Geltung verschaffte, wurde die Habs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

burgermonarchie in St. Petersburg bitter gehaßt. Dieser Groll trat zwar manchmal zurück, aber er verschwand nie ganz. So entstand der Wunsch, Oesterreich-Ungarn zu vernichten; so entwickelten sich die Keime des gigantischen Krieges, den der Zarismus und der Panslawismus den beiden europäischen Zentralmächten aufgedrängt haben. Würde England seiner Vergangenheit eingedenk sein, sich erinnern, mit welcher Eifersucht es früher darüber wachte, daß kein russisches Kriegsschiff durch die Dardanellen dampfte, wäre Frankreich imstande, kühl zu erwägen, was die Republik zu erwarten hätte, wenn Rußland seinen Einfluß auf das Mittelländische Meer ausdehnte, dann könnten die zwei demokratischen Staaten nicht für den Zarismus bluten. Für sie müßte die ungeschwächte Erhaltung Oesterreich-Ungarns ein unerschütterliches Dogma bilden, einen Grundsatz, dessen Verteidigung die höchsten Opfer rechtfertigte .....

Schon lange vor dem Ausbruche des großen Krieges hatte das Zarenreich gegen die Habsburgermonarchie einen geheimen Kampf geführt. Die Panslawisten, jene merkwürdigen Don-Quichotte des Kosakentums, haben nicht bloß außerhalb Oesterreich-Ungarns die Seelen vergiftet, die Köpfe umnebelt und die Saat der Verleumdung gegen den unbequemen Nachbarn ausgestreut, sondern sie sind auch an den Grenzen der Habsburgermonarchie nicht stehen geblieben. Wie die Regierung in St. Petersburg bald sorgenvoll und ängstlich, bald überredend und drohend die inneren Vorgänge im alten Kaiserstaate verfolgte und dabei nicht selten die beabsichtigte Gewährung von Rechten und Freiheiten hemmte, so ließen es sich die reaktionären Panslawisten angelegen sein, auf die Nord- und Südslawen in Oesterreich-Ungarn unmittelbar einzuwirken. Die offiziellen Kreise in Rußland waren auf den Grafen Beust schlecht zu sprechen, weil sie ihm die Bevorzugung der Polen in Galizien vorwarfen. Auch Graf Andrassy mußte hören, daß man in St. Petersburg wenig erfreut wäre, wenn die Autonomie der österreichischen Polen eine Erweiterung erführe. Zur Einschüchterung der Wiener Regierung gedachte man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich der Ruthenen zu bedienen. Mehr als einmal wurde der Versuch unternommen, in dieses Volk Zwietracht zu tragen und eine russophile Stimmung künstlich hervorzurufen. Diese politischen Bemühungen verbarg man freilich hinter religiösen Absichten. Zwar endete der Hochverratsprozeß, der im Jahre 1882 vor den Lemberger Geschworenen stattfand in der Hauptsache mit dem Freispruche der Angeklagten, aber die Ansätze zu einer staatsfeindlichen Bewegung waren vorhanden. Die russophile Propaganda in Galizien wies in den letzten Jahren beträchtliche Fortschritte auf; der in diesem Frühjahre durchgeführte Prozeß gewährte manchen Einblick in das Treiben der Agitatoren. Noch schärfer trat die angerichtete Verheerung hervor, als der Verrat offenbar wurde, der während des Krieges in einzelnen politisch infizierten Ortschaften Galiziens geübt ward. Auch unter den ungarischen Ruthenen wurde eine religiöse Abfallsbewegung mit politischen Zielen entfesselt; die Verhandlungen vor dem Gerichtshofe in Marmaros-Sziget waren ungemein aufschlußreich. Graf Bobrinski, der Führer der russischen Panslawisten, konnte unter dem Schutze des freien Geleites Zeugenschaft ablegen; er kam um zu entlasten und belastete sich und seine Gesinnungsfreunde. Nicht einmal vor der Irreführung und Verhetzung der galizischen Polen schreckte man zurück. Bemühten sich doch die russischen Seelenfänger und -Käufer an die Dezemberverfassung des Jahres 1815 zu erinnern, durch die Alexander I. den Polen seine Gunst bewiesen hatte. Davon, daß bald nachher unter Nikolaus I. das berüchtigte „organische Statut" gefolgt war, sprach man allerdings nicht. Immerhin wurde mit unerhörtem Zynismus den Polen gepredigt, ihre Befreiung dem gütigen „Väterchen" anheimzustellen .....

Im April 1887 verkündete Graf Ignatiew bei einem zu Ehren Katkows abgehaltenen Feste, ganz unverhüllt als letzten Zweck der panslawistischen Bestrebung die Vereinigung aller Slawen unter dem Szepter des Zaren. Eine Autorität hatte unverblümt das Endziel dargelegt. Trotzdem fanden erklärte Panslawisten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Mut, auf österreichischem Boden zu erscheinen und zu werben. Graf Bobrinski, der vor sechs Jahren an dem allslawischen Kongreß in Prag teilnahm und sich dabei überaus anmaßend benahm, konnte auf eine Reihe von Vorgängern blicken. Nennen wir nur die Generäle Komarow und Tschernajew. Selbst unter den Tschechen suchten die Panslawisten vor Jahrzehnten eine religiöse Uebertrittsbewegung zu inszenieren; dem orthodoxen Glauben sollten Anhänger, der panslawistischen Politik sichere Kämpfer gewonnen werden. Die Anstrengungen standen freilich in einem schreienden Mißverhältnisse zu den Erfolgen: doch immerhin, die ruhelosen Aufwiegler scheuten keine Mühe.

Im Jahre 1848 meinte der Slowake Hodscha: „Lieber die Russen als die Magyaren!" Ungefähr so dachte selbst der hochstehende und berühmte kroatische Bischof Stroßmayer, sicherlich eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den Südslawen. Gewiß, der rührige Kirchenfürst war ein guter Sohn Kroatiens. Doch auch er blickte gelegentlich nach St. Petersburg und zog sich sogar eine Rüge des Kaisers Franz Josef zu. Daß die Panslawisten alles daran setzten, um sich unter der leichtgläubigen Bevölkerung der südslawischen Landesteile Gehör zu verschaffen, versteht sich von selbst. Das Gefühl, von einem zu allem bereiten Gegner im eigenen Lande bedroht zu sein, brachte in die kroatisch-slawonische Politik einen bedauernswerten Zug der Unsicherheit. Die Gerichte bekamen viel Arbeit. Dadurch wurde das ganze öffentliche Leben vergiftet; das Denunziantentum erhielt einen Freibrief. Gefälschte Protokolle spielten schon in den Siebzigerjahren eine große Rolle. Zuletzt bot der bekannte Agramer Hochverratsprozeß ein traurig-schmerzliches Bild. Aber die beklagenswerten Verirrungen der Herrschenden waren die Folge der unheimlichen Wühlarbeit, die von den Panslawisten geleistet wurde. In dem dunklen Drange, den Staat vor diesen Verderbern zu schützen, verlor man den richtigen Weg bisweilen aus dem Auge. Gleich den Serben wurden die Slowenen umgarnt, denn überall, wo Slawen wohnten, wollten die Vorkämpfer des Zarismus zuerst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Gemüter an sich fesseln, um dann desto leichter das Land zu erobern. „Der Weg nach Konstantinopel führt über Wien", hatte einst Fadejew prophezeit, und diese Lehre vererbte sich im Kreise der Panslawisten.

Unsäglich schwer litt Oesterreich-Ungarn unter diesen Korrumpierungsbestrebungen, unter diesen nichtswürdigen Versuchen, alte Bande zu lockern und Bürger und Staat in einen Gegensatz zueinander zu bringen. Man kann manches Kapitel der inneren Geschichte der Habsburgermonarchie nicht verstehen, wenn man nicht an das Schreckgespenst des Panslawismus denkt. Das amtliche Rußland, das die Agitatoren beschirmte und förderte, sollte geschont werden, weil Oesterreich-Ungarn eben den Krieg zu verhindern dachte, solange es nur ging. Darum faßte man bisweilen allzu hastig und hart die eigenen Staatsangehörigen an, vergriff man sich manchmal an ihren Rechten. Viel persönliches und viel allgemeines Unglück wurde dadurch heraufbeschworen, denn nicht immer ließen sich die wirklich Schuldigen feststellen. Wie groß das Uebel geworden war, konnte man im April dieses Jahres erfahren, als der Sprecher der österreichischen Delegation Graf Sylva-Tarvuca, ein sehr konservativer und sehr vorsichtiger Herr, die Forderung erhob, „daß der von übelwollenden Nachbarn — ob offiziell oder inoffiziell, darauf kommt es nicht an — in den Grenzländern betriebenen staatsfeindlichen Propaganda mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werde, damit die Völker Oesterreich-Ungarns sich endlich ungestört der Segnungen des Friedens erfreuen dürfen ...."

Jetzt ist der Spuk verflogen, denn der Krieg hat die tröstende Gewißheit verschafft, daß die klingenden Rubel und die tönenden Worte, die aus Rußland über die Grenzen drangen, weit weniger Schaden anzurichten vermochten, als die Panslawisten hofften. Die Tapferkeit, mit der alle Nationen der Habsburgermonarchie für ihr Volk, für ihre Heimat, für ihr Reich, für Kultur wider Unkultur und gegen die moskowitische Reaktion kämpfen, spricht eine beredte Sprache. Heute kann man offen von der Brunnen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergiftung reden, weil es klar geworden ist, wie wenig Quellen wirklich getrübt wurden. Die seit Jahrzehnten insgeheim angestrebte Unterwühlung des österreichisch-ungarischen Bodens hat ihren Zweck nicht erreicht, die Opfer nicht gelohnt und auch der offene Kampf im Felde wird nicht bringen, was das Zarenreich von ihm erwartet. Das Adriatische und das Mittelländische Meer werden der Habsburgermonarchie und des Deutschen Reiches kraftvoll geführte Waffen vor der Russifizierung schützen!

In Reims

Von Max R. Funke, S. Francisco (Cal.)

Ein amerikanischer Publizist, der im September in Reims war, schreibt uns:

Am 4. September kam die deutsche Armee zum erstenmal nach Reims, wo auch sofort mit der Beschießung begonnen wurde. Drei Granaten schlugen ins Museum ein, zerschmetterten eine Außenmauer und die große Galerie moderner Gemälde. Weitere fünf Granaten krepierten einige Meter von der Kathedrale entfernt. Es war halb 10 Uhr morgens. Diese Beschießung währte bis halb 11 Uhr, wodurch die Stadt mit 100 Granaten bedacht wurde, die mehr oder minder Materialschaden anrichteten, aber doch 55 Personen töteten und 130 verwundeten. Diese Zahlen gab die französische Militärbehörde bekannt. Bald darauf traten deutsche Truppen in die Stadt ein. Als Kriegssteuer wurde der Stadt die sehr milde Naturalienzahlung von 50 000 Kilo Fleisch und 100 000 Kilo Brot auferlegt.

Am Montag den 14. September um 9 Uhr morgens begann die zweite Beschießung wieder. Die großen Granaten krepierten in der Nähe des Generalstabs, etwa 100 Meter vom Rathaus entfernt. Die Präfektur hat am meisten gelitten, ebenso die Wohnhäuser in unmittelbarer Umgebung des Rathauses. Mit methodischer Regelmäßigkeit wurde diese Beschießung täglich wiederholt. Die schöne Kathedrale St. Rémi, über welche die Fahne des Roten Kreuzes wehte, beherbergte 200 verwundete deutsche Soldaten, die Prinz August Wilhelm dort unterbringen ließ.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drei Kilometer vor der Stadt wurde unser Zug aufgehalten und es hieß: „alles aussteigen!“ Es ist Freitag Abend am 18. September! Still und gefaßt ist der Auszug der Einwohner aus der Stadt. Barhäuptige Frauen ziehen aufs Land, um wenigstens ihre Kinder zu retten. Sie marschieren in Gruppen und schreien wild durcheinander: „Man schießt auf die St. Rémi, man kann nicht mehr in der Stadt wohnen!“

Es ist 6 Uhr abends, als ich in Reims ankomme. Die Stadt selbst ist nicht menschenleer, wie ich es beim Anblick der ausziehenden Reimser gedacht habe. Menschenmengen bewegen sich auf den Straßen, da ja die Wohnhäuser vor den deutschen Granaten keinen Schutz mehr bieten. Heute ist es der vierte Tag dieser Kanonade! Und die Nacht fällt ein, rabenschwarz finster und immer noch fahren die deutschen Granaten fort auf den Dächern der Häuser und auf den Straßen unter ohrenbetäubenden Zischen zu krepieren. Ich stehe jetzt vor der Kathedrale, die wie ein erhabenes Hochamt in die pechschwarze Nacht emporragt. Das prachtvolle Gotteshaus, das Prinz August Wilhelm in ein Hospital umwandelte, benutzen die Franzosen unter dem Schutze der neutralen Roten Kreuz-Flagge als F e s t u n g. Nämlich vor der Kathedrale sind auf dem Vorplatz schwere Geschütze aufgefahren und auf der Plattform beider Türme liegen S c h n e l l f e u e r g e s c h ü t z e.

Die Nacht verbringe ich mit den Reimser und den französischen Wehrmännern auf offener Straße. Von Zeit zu Zeit erhebe ich mich, um so den Schlaf zu vertreiben. Die Nacht streicht hin und alle Welt schlummert leicht auf den Bürgersteigen der Stadt. Mitternacht ist längst vorbei und noch immer nicht beginnt es sich zu lichten. Da plötzlich ein Zischen und ein Krach, die erste deutsche Granate zeigt den neuen Tag an. Drei andere Granaten folgen und wühlen sich tief in die Erde unweit des Rathauses ein. Es ist 2 Uhr 25! Eine Stunde vergeht und die fünfte Bombe explodiert über der Stadt; gefolgt von drei weiteren Granaten. Dann wieder Totenstille, Totenstille in der Luft, derweil das Volk in den Straßen sich in Unruhe ergeht. Kinder jammern, Frauen weinen. Mögen jene Diplomaten von London und St. Petersburg, die den Krieg mit leichtem Herzen heraufgeschworen, die grauenvolle Nacht unter dem mörderischen Granatfeuer mit erlebt und all den Jammer mit angesehen haben, anstatt meilenweit von den pfeifenden Granaten in behaglichen Palästen zu sitzen. Ich bin allein im geisterhaften Schweigen der großen schwarzen Nacht. Wie schrecklich nur der Krieg ist, er gebührt edle Gefühle, edle Taten, aber auch die Laster in ihrer nackten Häßlichkeit. Wozu, ihr Franzosen, mißbraucht ihr dieses prachtvolle Gotteshaus, das heute als Heim für Genesende dient, als Festung, als Beobachtungsposten für eure Kriegsleitung? Das alles unter dem Schutze der Fahne des Roten Kreuzes! Nicht der deutschen Armeeleitung ist zuzuschreiben, daß die ehrwürdige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kathedrale unter Feuer genommen wird, sondern die alleinige Schuld gebührt nur dem Generalstab der Festung Reims, das ein Hospital als militärisches Verteidigungsmittel benutzte. Und eine weitere Torheit ist es, eine Stadt zu befestigen, die ein derartiges Meisterwerk beherbergt, welches im Kriegsfall bei einer Beschießung zum Opfer fallen kann, wenn auch der Feind sichtlich bestrebt ist, dieses Unheil zu vermeiden. Endlich erinnert Euch, Ihr Franzosen, an Euere Beschießung auf Rom im Juni 1849. Ihr habt Rom zerstört, das heilige Rom mit seinen vielen Stätten heiliger Schönheit, die für ewige Zeiten der Welt zu gehören schienen. Und aus diesen Trümmern ging das moderne Rom hervor!

Diesen Samstag Morgen den 19. September werde ich nie vergessen. Noch rabenschwarz hängt die Nacht herunter und doch beginnt die Kanonade der Deutschen. Welch schöner, aber auch schrecklicher Anblick! Die Bomben gleichen feurigen Meteoren, die von Nogent — l'Abbesse, 8 Kilometer östlich von Reims, zu ihrer leuchtenden Bahn aufsteigen und in die Stadt ihre böse Botschaft bringen. Der Tag bricht an, und die himmelansteigende Kathedrale erhebt sich in mehr sichtbaren Umrissen sanft über die mit gelben Moos getönten Dächer der Stadt. Sie macht nur den Eindruck eines unschuldigen Kindes, das auf dem Schlachtfeld mitten unter den Toten, die es einst liebevoll pflegten, lacht und tollt. Immer dichter wurde der feurige Regen und die Granaten beginnen in der Nähe der Kathedrale ihr mörderisches Werk. Schon liegen die schweren Geschütze der Franzosen in Trümmer und um die Plattform beider Türme zischen und platzen die Granaten. Der Verlust der Franzosen an diesem Tag ist furchtbar, in großer Zahl bleiben sie auf dem Platze liegen. Nur die Schwerverwundeten, die ausschließlich amputiert werden müßten, kommen ins Hospital.

Bis zu diesem Augenblick hat die Kathedrale nur ein großes Loch auf der rechten Seite des Daches. Das Haus des Präfekten und 60 andere Wohnhäuser in dessen Nähe sind dem Erdboden gleichgemacht. Gegen 5 Uhr nachmittags fing der Dachstuhl von St. Rémi Feuer. Es war groß und erschütternd, wie in voller Erhabenheit und Anmut die gewaltigen heiligen Feuer zum hohen Himmelsbogen emporleckten. Wie konnte ich den Blick von der erhabenen Pracht der „Mutter aller Kirchen Frankreichs" wenden, habe ich ja etwas so Schönes, so Romantisches und doch so Schmerzliches nie gesehen. Nur der Feuergeist adelt das Heiligtum!

*

Was nun die Außenarchitektur der Kathedrale anbetrifft, so hat sie unter der Beschießung gelitten, doch ist sie noch reparaturfähig. Zuerst das prachtvolle Portal der Kirche, vor welcher die französische Artillerie aufgefahren ist! Die Bildsäulen sind teils gebrochen, teils enthauptet. Christus und die Leidtragenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind beschädigt, während die Jungfrau von Orléans völlig unversehrt blieb. Ein Teil der Spitze des Nordturms droht abzustürzen und die zierlichen Säulen sind durch die Schüsse stark lädiert.

Es gibt keine Türen mehr, die Eingänge stehen klaffend weit auf und ich blicke in das ungeheuere Schiff, wo mir eine Trostlosigkeit entgegengähnt, die jeglicher Beschreibung spottet. Granatensplitter haben fast alle Kirchenfenster zersprengt, die kunstvollen Pfeiler sind geschwärzt und ein Brandgeruch verhindert frei aufzuatmen. Die Kronleuchter sind zu Boden gestürzt und der Altar, ein unvergleichliches Meisterwerk, stark beschädigt. Ich gehe weiter durch Schutt und Asche weihevoller Steine und verkohlter Holz- und Strohüberreste aus den Krankenlagern deutscher Helden. Und ich lasse meine Augen in dieser heiligen Kunststätte rundlaufen und wohin ich blicke, gähnt das Grauen entgegen. Die ersten Stufen der Treppe im Nordturm sind durch das Feuer aus dem Schiff völlig verbrannt und um sie zu benutzen, stellte ich mir aus den Holzüberresten der verkohlten Bänke eine notdürftige Leiter her. Ueber verkohlte Sprossen und Stufen krapple ich empor zur Plattform des Nordturms. Von der Höhe aus breitet sich vor mir ein noch vor einigen Tagen prächtiges Panorama aus, heute aber durch die Beschießung der Stadt in einen jammernswerten Zustand gebracht. Die reiche rémische Stadt trägt tiefe Wunden. Die deutschen Granaten haben in der Ceresstraße, Universitätsstraße und im Vorort Flechambault, sowie im Stadtteil der Glasbläsereien furchtbar wütend gearbeitet.

Neben den ausgezeichneten Sammlungen prähistorischer Objekte und Kunstgegenstände aus der römischen und gotischen Zeit, haben die Franzosen bei Zeiten die unvergleichlich prachtvolle Teppichsammlung in Verwahrung gebracht. Diese 42 Teppiche umfassen 1. die 2 Teppiche des „fort roy clovis" ein Geschenk von Charles, Kardinal von Lothringen und Erzbischof von Reims (1538—1574) aus dem Jahre 1573; 2. die 17 Teppiche „Histoire de la vie de la Vierge," Geschenke aus dem Jahre 1530 von Robert de Lenoncourt, Erzbischof von Reims (1509—1532); 3. die 17 Teppiche „Histoire de la vie du Christ", ausgeführt von Daniel Pepersack und geschenkt im Jahre 1640 von Henri de Lorraine, Erzbischof von Reims (1629—1641); 4. die vier Teppiche „Cantique des Cantiques", Seidenstickereien auf Leinwand aus dem 17. Jahrhundert und 5. die beiden Teppiche „Saint Paul a Lystre" und „Saint Paul a l'aréopage", Kopien aus der „Tätigkeit der Apostel" nach Raphaël, Gobline aus dem 19. Jahrhundert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An Bord eines Linienschiffes

Von Richard Woldt

Kriege sind Belastungsproben. In Friedenszeiten rüsten die Völker. Für das Waffenhandwerk werden Menschen ausgebildet und als Soldaten in das Räderwerk der komplizierten Heeresmaschinerie eingegliedert. Die Techniker ersinnen und verfeinern die Werkzeuge der Kriegsführung: Waffen, Festungswerke, Schiffe, und in ihren stillen Stuben sammeln die Generalstäbler Material, schätzen die eigenen und fremden Heereskräfte, entwerfen die Operationspläne, wie nachher in dem gewaltigen Schachspiel die Kriegsmittel zu Lande, zu Wasser und in der Luft zur Entfaltung kommen sollen.

Aber was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Manöverübungen und Schießversuche können doch nur die Grundlage zur Aufstellung von Theorien geben, die wichtigsten Erfahrungstatsachen bringt erst der Krieg selbst, der fürchterliche Ernst in der Erfüllung all jener Bedingungen, für die gerüstet worden ist.

Und dieser Krieg wird alle Maßstäbe hinter sich lassen. Er bedeutet ein Ringen zwischen modernen Staaten, die auch den Krieg „kultiviert" haben. Die früheren Kämpfe waren Nahkämpfe, Heer gegen Heer, Mann gegen Mann, heute sind Fernkämpfe daraus entstanden und Massenheere in einer Kampfesfront von bisher ungekannter Ausdehnung stehen sich gegenüber.

Zugleich ist dieser Krieg auch ein technischer Krieg erster Ordnung. Mit den modernsten technischen Hilfsmitteln haben die Völker ihre Heere ausgestattet, der Soldat ist ein Maschinenmensch, der all jene Zerstörungsmittel in Betrieb setzt, die von der Technik geschaffen wurden. Grausamer, verheerender, furchtbarer hat die Technik den Krieg gemacht, eine besondere Eigenart haben die Kampfesformen des Seekrieges erhalten müssen.

Die Ereignisse überstürzen sich. Wortkarg sind in ihrer sachlichen Kürze die Berichte des Generalstabes und der Admiralität und doch ist jeder Tag ein Kriegsdrama für sich. Erst später werden wir die Geschehnisse besser würdigen können.

Was hat sich nicht schon alles auf dem Kriegsschauplatz des Meeres ereignet! Sofort nach der Kriegserklärung in fieberhafter Eile und doch wohlüberlegter Zweckbestimmung der Aufmarsch. Ueberall an den wichtigen Küstenpunkten lauert der Tod. Aus der Verteidigung ist die deutsche Marine gelegentlich auch zum Angriff übergegangen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gleich zu Beginn legt die „Königin Luise" an der Themsemündung Minen, dann später die beispiellose Kriegsfahrt von „U 9", die Kreuzerfahrten der „Emden." Und nun in diesen Tagen, während die vorstehenden Zeilen geschrieben werden, kommt die Nachricht, daß das englische Linienschiff „Bulwark" plötzlich mit Mann und Maus in die Tiefe ging. Die englische Admiralität läßt sofort dazu die Mitteilung verbreiten, der Dreadnought sei wegen einer „inneren Explosion" zum Sinken gekommen, er sei an sich selbst zu Grunde gegangen.

So ist der Seekrieg! Es lohnt sich schon, an dem Repräsentant eines Linienschiffes die Vorgänge auf dem Meere klar zu machen.

* * *

Der 10. Februar 1906 bedeutet für die Geschichte aller Kriegsmarinen ein denkwürdiges Datum: an diesem Tage ist der erste Dreadnougth von Stapel gelassen worden. Der Typ des Kampfschiffes vom jeweilig größten Kaliber hat für alle Staaten moderner Seekriegsführung eine neue Periode kostspieliger Rüstungen eröffnet. Der englische „Fürchtenicht" wurde auch bei uns in Deutschland nachgebildet und ist durch den Typ des Linienschiffes vertreten.

Was ist ein Dreadnought? Der zünftige Schiffbauer antwortet auf diese Frage mit einer Reihe von Angaben über Breite, Länge, Deplacement, Maschinenleistung, Armierung und Besatzung. Aber welche Vorstellung kann sich die „Landratte" davon machen? Was nützt es dem Laien, der noch nie ein großes Linienschiff selbst besucht hat, wenn er folgende Zahlen hört:

Linienschiff

Deplacement oder Wasserverdrängung in Tonnen (1000 kg)	24 000 t
Länge	172 m
Breite	29 m
Tiefgang	8,3 m
Maschinenleistung in Pferdestärken ausgedrückt	28 000 PS.
Geschwindigkeit pro Stunde und Knoten (1 Knoten = 1852 m)	23 Knot.
Armierung: 10 Geschütze 30,5/50	
14 „ 15/50	
12 „ 8,8/40 u. s. w.	
Kohlenfassung in Tonnen	3 600 t
Besatzung	1 079 Mann.

Es kommt darauf an, den Sinn, den Rhythmus in dem Schöpfungsplan eines solchen Meeresriesen zu verstehen.

Der Dreadnought ist ein wehrhaftes Schiff, ausgerüstet mit Geschützen von furchtbarer Zerstörungskraft, umgeben wie ein Gürteltier mit einem gewaltigen Panzer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch von den Schiffsgeschützen macht der Ingenieur nicht viel Wesen, in seiner lakonischen Zahlensprache schreibt er z. B. 8,8 cm S. K. L/40 oder 30/5 S. K. L/50, d. h. ein Geschütz von 8,8 cm (30,5) innerem Rohrdurchmesser, dessen Rohr 40mal (50mal) so lang ist, also eine Länge von 3,75 m bezw. 16 m hat.

Das sind Krupp'sche Schnellladekanonen. Die Oeffentlichkeit hat sich mit den 42 cm Festungsgeschützen beschäftigt, aber auch die großen 30,5 Schiffskanonen können sich mit ihren 16 Meter langen Rohren, ihren Rohr- und Geschoßgewichten, den Geschützladungen und der Durchschlagsenergie sehen lassen.

Dabei sind die 30,5 Geschütze gegenwärtig noch nicht einmal die größten Kanonen; einzelne Staaten gehen dazu über, die Kaliberstärken der schweren Geschütze auf 38 cm zu steigern. Auch die Neubauten der deutschen Marine werden diesen Typ erhalten.

Die Anhänger der Dreadnoughts-Formation wenden auf die Ausbildung der großen Geschütze ihr Augenmerk. Die große Schiffskanone ist die Hauptwaffe. Und es wird nicht nur darnach gestrebt, die Zerstörungsenergie der Geschosse zu steigern, sondern die Artilleriewirkung soll auf die größten Entfernungen möglich sein. Der Gegner soll schon im Fernkampf geschwächt in die Entscheidungsschlacht eintreten.

Ebenso eingehend ist in Marinefachkreisen die Debatte um die beste Aufstellung der Geschütze. Die schwere Artillerie wird nach Möglichkeit „mittschiffs", d. h. in der Mitte des Schiffes angeordnet. Auf Drehtürmen gelagert, soll der Schiffsriese versuchen, zum Gegner in Breitstellung zu kommen und nun besonders aus allen schweren Geschützen die gesamte furchtbare Feuerwirkung entfesseln. So sind die Zwillings-, Drillings-, Vierlingstürme entstanden, der Einbau von zwei, drei und vier Geschützen in ein gemeinsames Panzergehäuse.

Während die schwere Artillerie auf dem Oberdeck breit und protzig mit ihren Riesenrohren finster drohend dem Beschauer entgegen starrt, halten sich die mittleren und kleineren Geschütze mehr verborgen. Bescheidener lugen die Rohre aus den Oeffnungen des Schiffsrumpfes und den Schanzverkleidungen hervor. Ihre Aufgaben sind auch andere.

Die leichte und Mittelartillerie von 8,8 und 15 cm Mündungsdurchmesser der Rohre soll die Feuerkraft der schweren Geschütze ergänzen. Die großen Kanonen richten schon in großen Entfernungen ihr Ziel auf die panzergeschützten Teile des feindlichen Schiffes, die Mittelartillerie nimmt sich die ungeschützten Teile vor. Und dann sind die beiden kleineren Geschützarten dazu bestimmt, die gefährlichen Torpedoboote unter Feuer zu nehmen. Wenn diese Feinde des Linienschiffes sich heranschleichen, muß die Mittelartillerie mit gut gezielten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Treffern und die leichten Kanonen mit dem Hagel ihrer Schnellfeuer die Torpedoboote abwehren und zu vernichten suchen.

Alle Marinefachleute haben vorausgesagt (und sie werden wohl schon in diesem Kriege Recht bekommen), daß heute die Seegefechte, wenn es zum Treffen Schiff gegen Schiff kommt, sich schnell entscheiden. Auf die beste und schnellste Feuerwirkung wird es ankommen, wer imstande ist, den Gegner zuerst durch seine Artillerie den größten Materialschaden zuzufügen.

Ein anderes wichtiges Moment der Kampffähigkeit eines Linienschiffes bedeutet die Panzerung.

Nach der Erfindung der Bombenkanone durch den französischen Oberst Paixhaus im Jahre 1822 ergab sich die Notwendigkeit, die Schiffe gegen das neue Geschoß zu verteidigen. Mit Panzerplatten aus Walzeisen fing man an, die Verbesserung der Geschütze ließ auf verbesserten Plattenschutz sinnen. Heute werden in der Kriegsschmiede von Krupp Stahlnickelpanzer angefertigt; durch Zusatz von Nickel erhalten die Stahlplatten Zähigkeit und Elastizität, und durch ein Härteverfahren wird die Außenhaut gegen das Durchschlagen des Geschosses hart und undurchdringlich. Krupp hat diese Härtung so ausgebildet, daß eine fertigbearbeitete Platte bis zur Weißglut erhitzt, an der Oberfläche von einem kohlenwasserstoffhaltigen Gasstrom bestrahlt wird. Die stark kohlenhaltig gewordene Oberfläche erfährt dann bei plötzlicher Abkühlung in einem Oelbad ihre Härtung.

Ein farbenprächtiges Bild ist bei Krupp im Essener-Werk der Werdegang einer solchen Panzerplatte.

Der glühende Block kommt angewärmt aus dem Ofen. Ein Fahrkran packt ihn und trägt ihn auf das Walzenbett, das aus 10—12 Walzen besteht. Einen Augenblick liegt der Block schwerfällig und hilflos auf dem Walzenlager. Er leuchtet in blendendem Farbenspiel und läßt Funken sprühen, bis plötzlich unter ihm ein dumpfes Rollen anhebt. Die Walzen setzen sich in Bewegung. Sachte und behutsam und doch zugleich sicher und mitleidslos nimmt das Walzenspiel den Block in Behandlung. Wie der Teig unter dem Nudelholz wird eine Platte ausgewalzt von der Länge, Breite und Stärke, wie das die Arbeiter auf ihrem Arbeitszettel ausgeschrieben erhielten. Dann kommt wieder eilfertig ein Kran angefahren, die Platte wird eingehakt, zum Oelbad hingeschleppt, gehärtet und fertig gemacht. Je nach ihrer Dimension und Form schützt sie dann später die empfindlichen Apparate der Kommandostelle vor den feindlichen Geschossen oder nimmt ihren Platz irgendwo am Schiffsrumpf ein.

Es sind große Aufträge an Geschützen und Panzerplatten, die von der Firma Krupp jährlich für die deutsche Marine geliefert werden müssen. Die Panzerplatten an den Bordwänden haben eine Fläche von 10—15 qm und ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einzelgewicht von 20 000—30 000 kg. Einzelne Platten kommen der Marinebehörde auf 60 000 Mark Anschaffungskosten. So schwer und kostspielig ist der Schutzmantel, den der Dreadnought für seine Kriegsfahrt bekommt.

Trotzdem ist das Schiff beweglich und geschmeidig in seinen Bewegungen auf dem Wasser.

In Friedenszeiten konnte man das auf Manöverfahrten bewundern. Hintereinander dampft das Geschwader der großen Linienschiffe mit 23 Knoten pro Stunde (das sind rund 43 Kilometer) heraus. Für die großen Schiffskolosse als Marschgeschwindigkeit auf dem Wasser ist das eine ganz anständige Kraftleistung, die von den Maschinen hergegeben werden muß.

Das Flaggschiff, auf dem sich der Flottenchef befindet, hat die Führung. Durch Flaggensignale wird jedem Schiff angegeben, was es zu tun hat und wie im Parademarsch „links schwenkt", „rechts schwenkt", so wenden und drehen sich die Riesenschiffe; es ist als wenn sie der Flottenchef an der Leine führt. Diese Formationen werden fleißig geübt, auf anstrengenden Geschwaderfahrten mußte die Besatzung lernen, das Schiff in allen möglichen Situationen zu beherrschen und zu dirigieren.

Der Dreadnought ist aber auch ein sehr gehorsamer Geselle. Ein in seiner Art wundervolles System von Signaleinrichtungen und Kommandoapparaten durchzieht wie ein Nervennetz den ganzen Schiffskörper.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Wuhuu

Von Hermann Horn, Obermenzing-München

Auch als die langen Züge der Truppen durch das Dorf zogen, war Jean Wuhuu nicht anders wie sonst.

Der Maire sah, wie er sich am Misthaufen neben den weißen Gänsen umhertrieb und Rüben aus einem Wagen stahl.

Der Dorfgewaltige war dick und trug glänzende Augen in dem aufgeschwemmten Gesicht, wie ein kranker und aufgeregter Mann. Er lockte Jean Wuhuu hinter die Scheune und warf ihn mit einem Tritt in die Brennesselstauden, die neben dem Scherbenhaufen und der schwarzen Bretterwand standen. Der Unglückliche hob in ohnmächtigem Schmerz drohend die Hände auf, fletschte die Zähne und hub einen Tanz der Wut und des Schmerzes an. Das dauerte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Weile, dann setzte er sich auf den Scherbenhaufen traurig, wie stets am Ende, und hub sein Heulen an wuh-huu —. Der Maire ergötzte sich daran, — denn er hatte, wie das ganze Dorf, das Schaudern davor vergessen. Die Leute horchten nicht mehr auf, wenn sie die langgedehnten Töne hörten, und pflegten nur zu sagen: „Jean Wuhuu heult."

Der Verstand dieses Unglücklichen war kurz und unzulänglich. Trotzdem lebte in seinem Inneren ein heißes, dumpfes Verlangen nach den Menschen insbesondere den Frauen, denen er gerne nachschlich, um sie bescheiden und sehnsüchtig zu betrachten. Diese Glut brannte stets umsonst und fand nur Abweisung statt Vereinigung, und so ungeschwächt sie wie die Gefühle eines wedelnden Hundes stets begehrlich bei jedem Anlaß hervorbrach, der Widerstand der Enttäuschung lockte immer wieder das schmerzliche Heulen aus ihm hervor, das ihm seltsame Ahnungen von Gefühlen des Schmerzes und der Wollust erweckte.

Er war groß und kräftig, sprach mit ungelenker Zunge und die ständigen Enttäuschungen gaben seinem Gesicht etwas Verstörtes und Wildes. Und dieser Eindruck wurde durch den schwarzen Bart und die vernachlässigten, langen Haare noch vermehrt.

Gegen Abend saß Jean Wuhuu auf einem Markstein am Waldweg, der mit seinen zerrissenen Wagenspuren in's Dorf führte. Drei fremde Männer standen plötzlich vor ihm mit Gewehren und beschmutzten Gesichtern, und frugen ihn nach dem Dorfe.

Er starrte sie an, und als sie die Frage in einer seltsam klingenden Sprache wiederholten, lachte er mit seinen weißen Zähnen, sprang auf, deutete mit den Armen in der Luft umher, lallte vielerlei und führte die drei dann, über den braunen Weg mit den großen Steinen, der sich tief in das Moos des Waldes eingefressen hatte, dem Dorfe zu.

Einer schritt vor ihm, zwei hinter ihm.

Auf einmal zuckte der breite, graue Rücken des Mannes vor ihm zusammen, verschwand und vor ihm stand ein furchtbares Gesicht, das schrie ihm etwas entgegen. Aber das Gewehr mit dem glän-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zenden, breiten Messer, das sich gegen Jean Wuhuu gewendet hatte, fiel klirrend zu Boden, der Unglückliche schwankte und der Weg war erfüllt mit aufgeregten Menschen des Dorfes.

„Ho-ho" und „ha-ha" lachten sie, „gut getroffen —." Sie schnitten den Gefallenen die Kehlen durch, durchwühlten ihre Taschen und schnatterten durcheinander.

Jean Wuhuu stand zitternd zwischen ihnen und hätte gern geheult, ohne es zu wagen, und sie zogen alle ab, bis auf den Letzten. Der setzte ihm das Bajonett eines Gefallenen auf die Brust und schrie ihn an, und hob drohend die Fäuste. Wehe, wenn er das Maul nicht halte, und trat nach ihm, vor er den andern nachging.

Der Aermste beugte sich zu den Toten, er versuchte die wackelnden zerschlagenen Köpfe aufzurichten und tränkte seine Hände mit Blut.

Angst überfiel ihn, denn es war dunkel geworden und er begehrte heißer denn je nach der Gemeinschaft der andern. Voll Sehnsucht trabte er den andern nach, die in der Nacht verschwunden waren.

Lange umkreiste er die Schenke, vor er durch die Hintertüre eintrat. Da sassen sie alle, in der Mitte der Maire mit bleichem Gesicht und suchte sich gegen die andern zu behaupten, die begehrten, was er selbst wollte, und nicht wagte.

Viel schrien sie, schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, sprangen hitzig auf, bewiesen mit den Händen und der Schnelligkeit der Zunge, klagend und polternd, fluchend und triumphierend.

Und dann stand des Pfarrers Schwester aus der Stadt vor ihnen. Totenbleich, das volle Gesicht brennende Augen blickten darin, und in schneeweißer Kleidung.

O — wie ihre Stimme bebte in Schmerz und Wut aufgelöst.

„Könnt' Ihr nicht lesen? O, diese Hunde, diese Hunde, überall schlägt man sie zurück, wo sie sich stellen. Aber sie treiben unsere Kinder, Frauen und Greise, unsere Priester vor sich her, daß unsere Kugeln die erst durchbohren müssen, vor wir an ihre Mordkehlen kommen können. Ihre plumpen Stiefel werden Euch zertreten, zertretet sie, nebenan in der Scheune bewaffnet Euch, alles ist da, seid Männer. Männer für Frankreichs Größe. Frankreich — Frankreich!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wie sie alle erbleichten und vor sich hinsahen, gewahrte einer Jean Wuhuu, der aus dem Hintergrunde hevorgetreten war, und mit weit aufgerissenen Augen sehnsüchtig nach dem Mädchen sah.

Als seien sie froh, einen Ausweg zu finden, stürzten sie sich, aufmerksam geworden, auf ihn, er müsse sterben, er werde sie verraten — zweimal, denn er wisse nun, wo die Waffen seien.

Und so wild war die Erregung, daß sie nichts vernahmen, bis plötzlich unter der Türe ein deutscher Unteroffizier mit drei Mann stand, und laut „Ruhe" rief.

Da ließen sie ab von Jean Wuhuu, der nun ein Mittelpunkt war, mit seinem langen Haupt und Barthaar und den aufgeregten Augen, die aus den Höhlen traten, weil der offene Mund keine Worte fand.

Alle erzitterten, die ihn eben hatten morden wollen. Ein Schauder durchzog sie, die Rache für alles, was sie ihm angetan, war in Jean Wuhuu Hand gegeben. Wenn er wollte und verstand, würde der Elendeste und Verachtetste des Dorfes über sie alle triumphieren.

Und sie standen und warteten — — —

Aber Jean Wuhuus Herz begehrte wie immer nach ihnen und wußte von keiner Entscheidung. Er streckte die Hände nach dem Mädchen aus, das ihn mit einem nie genossenen, lockenden Lächeln ansah und stieß einen Laut aus, den keiner verstand, in seiner Sprache war es die Versicherung begehrender Treue.

Dem deutschen Unteroffizier war diese Gestalt verdächtig und er sah das Blut an seinen Händen.

Der Maire trat vor auf die Frage eines der deutschen Soldaten, zog die Schultern katzbuckelnd hoch und bewegte bedauernd die gespreizten Hände: „Nix versteh — —" und hatte verstanden und überlegte schon die Antwort auf die neuen Fragen. O, gerade wegen des Blutes an den Händen, hätten sie den fest nehmen wollen — daß er das ganze Dorf nicht in Unglück stürze.

Und Jean Wuhuu verstand, als ihn die Soldaten packten, daß er wieder betrogen war wie so oft und schlug aufgeregt mit den Armen um sich, fletschte die Zähne nach seiner Art und deutete

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf die andern und machte mit der Hand einen Schnitt über seine Kehle.

Während die deutschen Soldaten zögerten, kamen neue die nächtliche Dorfstraße entlang. Die trugen die drei meuchlings ermordeten Kameraden zwischen sich herein in die Wirtsstube und legten sie auf den Boden.

„Wer hat's getan — — wer hat's getan", schrie der Unteroffizier, und schlug dem schneeweiß gewordenen Maire, der wieder die hochgezogenen Schultern hin und her bewegte, mit der Faust in's Gesicht.

Und ehe es einer verwehren konnte, schoß das junge Mädchen mit einer verborgen gehaltenen Pistole den deutschen Unteroffizier zu Boden und schrie mit schriller Stimme: „Zu den Waffen — zu den Waffen!"

Auf den Straßen begannen die Schüsse zu krachen, in der Stube keuchten und brüllten die Kämpfenden, das weißgekleidete Mädchen fiel unter den Bajonettstichen erbitterter Soldaten, da hub ein fürchterliches, entsetzliches Heulen an, daß die Kämpfenden, Feind gegen Feind inne hielten und sich entsetzt in die Augen sahen. „Es ist nur Jean Wuhuu", flüsterte ein Bauer, vor er den Bajonettstoß erhielt, der nur aufgeschoben war.

Lange tobte der Kampf, Feuerbrände loderten allerorts auf und die Soldaten wie die Dorfbewohner waren vor den Flammen geflohen. Vom Waldsaum sahen sie, nebeneinander erschöpft und schweigend auf die rote Lohe herab, die stetig und gefräßig knisternd und prasselnd die Dorfstraße entlang zog.

Da hörten sie alle zum letzten Male Jean Wuhuu. Sein Heulen klang jammervoll, entsetzlich zum Himmel auf und hatte die Kraft eines schmerzerfüllten, ewig begehrenden und enttäuschten Tieres.

Und die Dorfbewohner vergaßen zu sagen: „Es ist nur Jean Wuhuu", sie setzten sich auf die Erde und lauschten.

Enttäuscht und von allen Kräften des Lebens verlassen, starrten sie leer in die Nacht und waren weit dem Grauen geöffnet, das aus Jean Wuhuus schrecklichem Heulen in sie drang.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Georg Brandes und sein stolzes Gemüt

Von Stefan Großmann

ines Tages wurden mir im Ministerium des Aeußeren einige Nummern des Kopenhagener „Politiken" gezeigt, in dem ganz unbeschreibliche Lügen über die Verzweiflung, die Hungersnot und die ausgebrochene Revolution in Wien und in ganz Oesterreich standen. Ich vertrage eine ordentliche Menge Lügen, diese aber schienen mir doch zu dick aufgetragen. Außerdem schmerzte es mich, sie in einem skandinavischen Blatt zu finden. Ich weiß wohl, wie viele französische und wie viele russische Einflüsse in Kopenhagen spielen, es ist ein Kleinparis und bildet seine Leute, besonders seine Journalisten, nach Pariser Modellen. Immerhin, Kopenhagen ist trotz dieser Verwischtheit, noch immer ein Stück Skandinavien .... Ich setzte mich hin und schrieb einen offenen Brief an Georg Brandes, der ja auch der Bruder des Ministers und Redakteurs Edvard Brandes ist und also mit dem größten Blatt der Radikalen in einigem Zusammenhang steht. Dem offenen Brief merkte man die geheime Wut über die lügnerischen Meldungen des „Politiken" kaum an, ich lud G. Brandes ein, sich das zerfallende, von Hungersnöten gepeinigte, von Rebellen aufgewühlte Wien selbst anzuschauen und bei einem Mahl auf dem Kahlenberg die letzten Freuden Wiener Gastlichkeit zu genießen.

Darauf antwortete Georg Brandes in einem Brief, worin er den „Angriff" zurückwies und der Mitarbeiter des „Politiken" und Bruder des Redakteurs und Ministers Edvard Brandes tat so, als erschiene „Politiken" irgendwo zwölftausend Meilen weit von ihm....

Ich antwortete Brandes in einem Privatbrief, worin zu lesen war:

„Sie dürfen nicht glauben, daß ich einen Angriff gegen Sie losließ! Es war ein Appell! Bei dem Ernst der Stunde ist es nötig, daß Deutschland-Oesterreich auch seine Freunde mobilisiert.

Es hat sich nur darum gehandelt, daß in „Politiken", dem gelesensten Blatte Ihres Vaterlandes, viel Häßliches, von Rußland inspiriertes, gegen Deutschland-Oesterreich erschien.

Wir verlangen von Dänemark nicht, daß es Partei nehme, obwohl ich, dem skandinavischen Geistesleben seit Jünglingsjahren hingegeben, nicht zufällig einer Nordländerin angetraut, gewisse pangermanische Träume nie aufgeben werde — wir verlangen von Dänemark nur, daß seine Presse nicht aus trüben Quellen schöpfe!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn es mir gelungen wäre, Ihre Aufmerksamkeit auf die sonst von Ihnen nicht gelesenen Artikel des „Politiken" zu lenken, bin ich schon zufrieden ..... Ich wollte einen gerechten Zuschauer auf eine Unanständigkeit in seiner Nähe aufmerksam machen. Wer in diesen Tagen Deutschland Freundschaft bezeigt, dem wird dies nicht vergessen werden, freilich auch nicht korrekte Gleichgültigkeit."

Auf diesen Brief kommt Georg Brandes dieser Tage in „Politiken", daß er nun doch wieder zu lesen scheint, zurück. Er zitiert den letzten Satz des Briefes und schreibt dazu: „In der Regel versäumte man nicht ... bekannten Schriftstellern ins Auge fallende Vorteile in Aussicht zu stellen und gleichzeitig eine Drohung für den entgegengesetzten Fall zu murmeln." (Folgt die Zitierung des Satzes: „Wer in diesen Tagen Deutschland Freundschaft bezeigt etc. etc."). „Es ist klar, daß eine solche Aufforderung auf stolzere Gemüter ihre Wirkung verfehlt. Auf manche andere wirkt sie aber."

Ich habe Georg Brandes auf lügnerische Berichte in seinem Leibblatt gewiesen. Er war ein zu stolzes Gemüt, um sich für eine rechtschaffene Berichterstattung im Kreise seines Wirkens einzusetzen. Auch gut. Aber ich frage jeden, der diesen Brief ohne bösen Willen liest: Welcher Vorteil, welcher „in die Augen fallende Vorteil" ist darin Georg Brandes in Aussicht gestellt, welche Drohung ist ihm zugemurmelt worden? In jenem Artikel schreibt Georg Brandes: „Ueberall, wo Deutschland eine wohlwollende oder begeisterte Auslassung über die deutsche Sache fand, vervielfältigte es sie ins Unendliche, hob den Fürsprecher bis in den Himmel und belohnte ihn durch Kauf seiner Bücher mit soliden Geldsummen." Da G. Brandes in einem Aufsatz die Skandinavier Steffen und Hedin, Björnson und Hamsun, Madelung, Jensen und Nansen wegen ihrer deutschfreundlichen Kundgebungen tadelt, wird er, ein so stolzes Gemüt er sonst sein mag, nicht zögern, anzugeben, wer von den Genannten mit „soliden Geldsummen" von Deutschland belohnt wurde! In Wahrheit stockt das deutsche fast wie das französische Verlagsgeschäft und die nordischen Autoren leiden darunter ebenso wie die deutschen. Ein so stolzes Gemüt wie Georg Brandes wäre zu einer weniger gemeinen Motiv-Ansinnung verpflichtet! Er ist doch sonst sehr zartfühlend. Es kränkt ihn, daß Maeterlinck und Wells „die sich in der einen oder anderen Form gegen Deutschland aussprachen" (wie diskret hier Maeterlincks Mordgelüste beschrieben werden!) vom Simplizissimus „karrikiert und verhöhnt" wurden.

Für Deutschland-Oesterreichs heroischen Kampf hat Georg Brandes nur ein kleines, still ironisches Lächeln, das er sich vor vierzig oder fünfzig Jahren bei französischen Skeptikern angeschafft hat. Ich will dies Bißchen unmenschliche Ironie nicht erst mit langmächtigen Zitaten aus dem Aufsatz Brandes belegen. Sein stolzes Gemüt ist vorsichtig genug, diese Ironie zwischen den Zeilen zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verstecken. Ich möchte dieses unsagbare Lächeln nur feststellen. Vermutlich ist Deutschland so gutmütig, zu vergessen, wer es in diesen Tagen im Fieber des Krieges gehaßt hat. Den aber, der es in diesen Tagen gelassen — aus der Neutralitätsloge — belächelt hat, wird es sich einige Zeit merken.

Vierzeiler

Von Max Bernstein

Dalcroze

Viel hat er getan für „Körperkultur"
Wir wollen's ihm nicht vergessen.
Ihm fehlte die des Geistes nur,
Um deutschen Wert zu ermessen.

Wells.

Die Lippen, die einst nach Wahrheit riefen,
Sie predigen schäumend statt Kriegs den Mord.
Wir sehen ihn sinken in finstere Tiefen
Und zucken die Achseln: „Mann über Bord"....

Conan Doyle.

Trefflich mag es dir gelingen,
Zeigst du scharfen Sinnes Klarheit.
Aber in den großen Dingen
Trifft nur großer Sinn die Wahrheit.

Immer neue Beweise.

Braucht nicht neue Aktenstücke,
Wer das Netz wob, zu beweisen.
Was gesponnen fremde Tücke,
Deutsche Kraft wird es zerreißen!

Die Kathedrale.

Gar Mancher klagt mit tiefem Kummer,
Daß solch ein Werk der Kunst die Welt verliert,
Der aus der gleichen Zeitungsnummer
Zuerst erfahren, daß es existiert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England spricht.

Bekämpfen sie meinen Feind entschlossen —
Das ist mir jetzt gerade recht.
Und schädigt der Feind meine lieben Genossen —
Das ist für später auch nicht schlecht.

England.

Warum kein Feind so hassenswert
Wie des Neiders Gestalt bleibt?
Weil er nach fremdem Blut begehrt,
Während sein eigenes kalt bleibt.

Britannia rules the waves.

„Ich bin der Herr! Denn keiner hat
Die Kraft, mit mir es zu wagen!"
So rühmte der Riese Goliath —
Eh' ihn Davids Schleuder erschlagen ....

Die Feldpost.

Von manchem Fehler hört man raunen.
Doch gab es je ein Lob von größ'rer Stärke,
Als dieses tadelnde Erstaunen,
Daß sich ein Fehler zeigt an deutschem Werke?

Lujo Brentano

Am 18. Dezember vollendet Lujo Brentano in München sein siebzigstes Lebensjahr.

Der Tag soll denen, die sich dankbar seine Schüler nennen, nicht im Kriegslärm verhallen; auch heute, da sich in der Not der Zeit alle großen Dinge fast nur an militärischen Werten messen, soll das Gedenken der Wissenschaft uns nicht verloren gehen.

Freilich: die Zeit will nichts von dem Gelehrten hören, dem Historiker des ländlichen Erbrechts, dem Lehrer von seltener Klarheit des Ausdrucks und heller Frische der Darstellung. Sie blickt auf den Kämpfer. Und so ist auch uns gerade heute niemand so wichtig und wertvoll als der Sozialpolitiker Brentano; denn ihn erblicken wir in unmittelbarer Berührung mit dem großen Geschehen unserer Geschichte. Er steht als ein vorahnender und zugleich fühlender und wollender Wegbereiter am Anfang deutscher Sozialpolitik; gerade seine rücksichtslose Unbefangenheit in diesen Fragen hat ihn zu dem vielbefehdeten und am meisten gehaßten Vertreter des „Kathedersozialismus" gemacht. Aber er wird heute auf nichts mit so großer Genugtuung blicken als gerade auf die Tätigkeit, die er der Arbeiter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewegung und der sozialen Frage gewidmet hat. Denn kein Zweifel: die deutsche Sozialpolitik, die Hebung des vierten Standes, intellektuell und gesundheitlich, die Festigung der Arbeiterschaft in tragfähigen Verbänden erweist sich heute, auch militärisch betrachtet, als eines der stärksten Fundamente unserer Siegeszuversicht im Felde, unserer ruhigen Ordnung in der Heimat. All das Gerede, das bis in die letzten Jahre mit starker Heftigkeit gegen Brentano anstürmte: daß die Durchführung seiner Forderungeu die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt konkurrenzunfähig mache, bricht in dem Augenblick jämmerlich zusammen, da der Weltmarkt aufgehört hat, da aber die Tüchtigkeit, Gesundheit. Disziplin der arbeitenden Bevölkerung die Lebensgrundlagen künftiger Gewerbeentwicklung sichern muß.

In Brentano mischt sich die anschauende Ruhe des erkennenden Gelehrten mit der Leidenschaft des Publizisten. Beides ist gleich stark in ihm. Innerhalb der Geschichte der Volkswirtschaftslehre werden jene Arbeiten über die Arbeitergewerkschaften, über die Tarifverträge seinem Namen einen unvergänglichen Platz geben; aber er gehört ebenso der innerpolitischen Geschichte Deutschlands als der Wecker und Klärer des Willens zur sozialen Tat.

Er ist eine kämpferische Natur, er kann hassen und es ficht ihn wenig an, sich gehaßt zu wissen. Aber er ist auch eine Quelle der Liebe und des Vertrauens, eben weil er eine Natur mit starker innerer Kraft ist. So konnte er einen Kreis von Schülern sammeln, die nicht nur des künstlerischen Glanzes seiner Vorlesungen sich erinnern, der Anmut seines Vortrags und der feinen Spiegelung seines munteren Witzes, sondern denen das Ungebrochene seines Charakters, die klare Menschlichkeit seines Weltbildes eine erzieherische Gabe war, die sie aus Hörsaal und Seminar mit ins Leben hinausnahmen.

Die frische Beweglichkeit seines Wesens, vor der das Starre flieht wie das Kleinliche, das Pathetische wie das Philisterhafte, hat ihm eine wunderbare Jugend erhalten. Deren freuen sich dankbar und mit guten Wünschen heute alle diejenigen, deren Jugend in den erhellten Kreis seines Wirkens getreten ist.

Theodor Heuss

Irland

„Wird und kann im Jahre 1915 in einem Lande Europas ein Religionskrieg ausbrechen?" So fragt bei Anlaß einer Besprechung der Ulster-Affäre Richard A. Bermann in seinem witzigen Buch „Irland", und neigt zur Verneinung der Frage. Wir haben gesehen, daß Dümmeres möglich ist. Und so wird immer wieder der Verstand mit neuer Verwunderung vor der lästigen Tatsache stehen, daß zwischen Menschen und Völkern Mächte walten, neben denen der gute Verstand als armer Zwerg sich ducken muß. Soll man darum weniger auf kluge Leute und feine Köpfe hören? Sich weniger über das Tröstliche freuen, daß menschlicher Scharfsinn und Witz gelegentlich, und sei es nur auf Seiten bedruckten Papieres, das materielle Geschehen bewältigen und eine Art von Vernunft, von Harmonie, von Sinn in die Dinge bringen kann?

Nein, und darum rühme ich hier, unzeitgemäß genug, ein kurz vor dem Krieg erschienenes Buch „Irland" von R. A. Bermann (Berlin, Hyperionverlag), das voll von Witz und amüsanter Darstellungskunst steckt und dennoch gar nicht ausschließlich, nicht ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mal vorwiegend von der Person des klugen Autors handelt, sondern wirklich von Irland, von dem seltsamen Irland, wo Herr Carson im Interesse der Bezwinger Irlands die von den Bezwingern Irlands gewünschte Selbstständigkeit des Landes bekämpft, wo es für den, der kein Eingeborener ist und bezahlen kann, wundervolle Gegenden und Aussichten gibt, wo jedermann überzeugt ist, er stamme von den uralten irischen Königen ab, wo es weder Nationalspeisen noch überhaupt eine Nationalität mehr gibt, sondern nur einen liebenswürdig knottigen und sperrigen Provinzialcharakter, der sich gegen die Anglisierung wehrt, nachdem sie in der Hauptsache schon vollzogen ist. Das Buch ist so subjektiv wie ein flott und geistreich geschriebenes Reisebuch nur immer sein kann, dennoch lernt man daraus über Irland, fast mehr noch über England, eine Menge Lernenswertes. Sogar einen Haufen Geschichtliches, was man sonst so schwer lernt. Denn — „wie oft denkt man an einem normalen Tag in Deutschland an den dreißigjährigen Krieg? In Irland kann ein gebildeter Mensch nicht zwölf Stunden leben, ohne einmal an Begebenheiten des siebzehnten Jahrhunderts erinnert zu werden. Dagegen helfen Wälder von blühenden Fuchsien nicht und Bergabhänge voll Ginster und Heidekraut."

Die Unsentimentalität dieses guten Buches ist nicht schnoddrig, denn der Verfasser ist Oesterreicher, und seine Poesie ist verschämt und nicht oberflächlich, denn er ist ein moderner Mensch voll Mißtrauen gegen sich selber. Er müßte ein guter Reisekamerad sein.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Weihnachtsbrief 1914

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin.

Der 1. Dezember versammelte die Reichstagsabgeordneten. Die Stadt war fast wie sonst. Sie hat mehr eigenes Leben als am 4. August. Der Verkehr ist groß, wenn auch an den Hauptkreuzungen nicht so riesenhaft, wie vor einem halben Jahr. Mein Hotel war trotz seiner Größe voll von Gästen; nur Deutsche, fast keine Ausländer.

In den Ministerien herrscht außerordentliche Geschäftigkeit. Der Einlauf im Reichsamt des Innern an Depeschen beträgt täglich 800, im Auswärtigen kommen und gehen die Menschen eiliger als je. Von der Goltz verabschiedet sich nach Konstantinopel. Er ist sehr gealtert. Das Kriegsministerium ist nicht nur in seinen rein militärischen Abteilungen aufs Höchste angespannt, es hat sich eine große Zivilistensektion in der Rohstoffabteilung beigelegt, die sich für die verschiedenen Branchen wieder in eine Reihe von Ausschüsse gliedert, die alle belagert sind. Die Staatsmetropole wurden zum Sitz von Staatsmonopolen in einem Maß, das den ganzen Charakter des Wirtschaftslebens inmitten des Kriegs umwälzt. Man sucht sich gewisser Brücken von der Privatwirtschaft zur Staatswirtschaft, durch die Schaffung von Aktiengesellschaften zu bedienen, die der Staat beherrscht, aber mangels Erfahrung nicht durch Staatsbeamte in Gang setzen kann. Er macht deshalb bei der Großindustrie improvisierte Personalanlehen und die A. E. G., die unter elektrischer Hochspannung zu arbeiten geübt ist, stellt ihre Köpfe zur Verfügung. Von organischem Talent und Einsicht der an die Spitze gestellten Persönlichkeiten hängt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viel ab. Der Versuch, die Preise im Interesse des Staats und der Privatwirtschaft von der gefährlichen Höhe, nach der sie streben, herabzuholen, ohne durch die Eingriffe an anderen Stellen den Anreiz zu gewerblicher Tätigkeit und Schaffung von Arbeitsgelegenheit auszuschalten, ist groß. Bei dem Mangel einer Vorbereitung und dem plötzlichen Nebeneinanderarbeiten zweier verschiedener Wirtschaftsprinzipe, wird es ohne Brüche nicht abgehen. Aber die staatliche Belebung der gewerblichen Tätigkeit ist gleich unentbehrlich zur Zurückdämmung der Arbeitslosigkeit und zur Beschaffung des riesigen Heeresbedarfs. Deutschland gleicht wirtschaftlich einer Festung. Die Not kennt das Gebot wirksamsten Schutzes und man muß Experimentalphysik in Kommunismus treiben.

Stimmung.

In Berlin fragt man nach der Stimmung draußen, draußen nach der Stimmung in Berlin. Es herrscht drinnen und draußen eine klug unterdrückte Ungeduld. Die Menschen sind in Deutschland diszipliniert und mit Geduld bewaffnet. In Berlin etwas weniger als im Reich. Unter vier Augen sind viele erstaunt, daß es nicht noch schneller geht. Es ist merkwürdig, die meisten Leute in Berlin haben eine Neigung, nach irgend einer Person zu suchen, an der sie ihren Unmut über die Ursache ihrer Ungeduld entladen können. Man redet hier viel mehr von den einzelnen Heerführern und den Personen des Hauptquartiers. Hindenburg ist der Liebling und die Hoffnung. Daneben ist sein Generalstabschef Ludendorff Favorit, vollends, seitdem er gesagt hat: „Wer sagt, daß wir's in Rußland nicht schaffen, der kann mich ...“ Man freut sich, daß er so sanguinisch im Sattel sitzt. Man redet über die Riesenleistungen der einzelnen Kontingente; es fällt ehrliches norddeutsches Lob für die Süddeutschen ab und Bedauern über die ihrer Standhaftigkeit entsprechenden Verluste. Aber die Trauer geht auch in den Häusern von Berlin um. Ich war in einem Haus von Berlin W., das allein 5 Tote hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kanzler.

Der Kanzler hatte einen erfreulich guten Tag. Er sprach rednerisch besser als je. Der Ton hatte etwas von der feldgrauen Einfachheit und Frische an sich. Es war politisch wichtig, daß Bethmann-Hollweg am 2. Dezember auf der Rednertribüne reüssierte. Er bekam die öffentliche Meinung hinter sich. Ein, noch außerhalb des Parlaments stehender Konventikel, den man in Berlin den „verlängerten" Wehrverein getauft hat, arbeitet mittels subkutaner Einspritzungen und Einflüsterungen gegen Bethmann-Hollweg. Geht man den geräuschlosen Treibereien auf die Spur, so stößt man auf merkwürdige Gedankengänge und Personen. Zwingt man diejenigen, die sich bewußt oder unbewußt anstecken lassen, Rede zu stehen, dann trifft man auf eine Substanzierung des Mißfallens, die durchsetzt von Widersprüchen ist. Verkündiger der Kriegsnotwendigkeit machen das auswärtige Amt dafür verantwortlich, daß diese Politik nicht mehr Bündnisse auf diplomatischem Weg erreicht habe. Auch das Mißvergnügen über strategische Einzelheiten explodiert gegen den Kanzler. Wenn sie die Eventualität, daß nicht alle militärischen Blütenträume reifen, für Momente ins Auge fassen, so sind sie im Voraus unzufrieden mit dem etwaigen Friedensvertrag, machen für diesen nicht die Strategie, sondern den Kanzler verantwortlich und heischen deshalb in naiver Weise eine Personaländerung. Auch auf von der Goltz sind sie sehr übel zu sprechen. Wenn er nicht so „mild" gegen die Belgier gewesen wäre, „so wäre alles anders", lautet die kopflose Behauptung. Man muß mit diesen Treibereien, die ihren Herd bei kleinen Minderheiten, ihren Nährboden aber zum Teil in der Antipathie gegen eine innerpolitischen Kursänderung haben, rechtzeitig ins Auge fassen, damit durch diesen Unfug kein Schaden entsteht. Licht und Luft hilft gegen den Hausschwamm.

Das belgische Problem

beschäftigt die Köpfe und die Phantasie. Ich habe es in allen Tonarten taktieren hören, mit allen Varianten zwi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen den beiden äußersten Extremen. Es ist sehr nützlich, wenn diese Beschäftigung sich rein privatim abspielt. Mag man zu der Frage stehen wie man will, sie darf nicht nach den Rezepten von Dilettanten gelöst werden. Auch ist es falsch, sich zu präjudizieren und nicht das Gesamtresultat der Strategie abzuwarten, mag dieselbe nun alle oder nur einen Teil der Hoffnungen erfüllen.

Ich verüble das der Staatsweisheit meines verehrten und sonst überkritischen Kollegen Bassermann, daß er Formulierungen öffentlich ausgibt, die nachher zu Stimmungsverwirrungen führen können. Der militärische Adjutant von Antwerpen ist in der Lage, in der Vielseitigkeit des Problems intime Einblicke zu gewinnen.

Die strategische Lage

bildet in Berlin den Hauptinhalt aller Gespräche. Man soll künftig nicht glauben, daß die Menschen im Jahre 1914 nur diejenigen Gedanken beschäftigt haben, die sich in der Presse spiegeln. Die Presse muß aus taktischen Gründen auf Kritizismus verzichten. Es ist dies wegen der willkommenen Einheitlichkeit der Stimmung und wegen der Möglichkeit einer Entstellung kritischer Aeußerungen außerhalb des Landes geboten und wird von der deutschen Presse in einer, die Disziplin und Uniformität der andern Länder noch übertreffenden Weise bestätigt. Aber auch unter vier Augen ist die Ueberzeugung allgemein: daß auch im Westen kein Einbruch der Gegner jetzt oder später gelingen kann. Die Abwehrkraft Deutschlands mit ihren außerordentlichen menschlichen, technischen und wirtschaftlichen Kräften ist unüberwindlich.

Die Hoffnungen der Marine, gestützt auf bestimmte Tatsachen, sind groß und lebhaft.

Die Lage im Osten, wo der Krieg Bewegungskampf geblieben und nicht in den Schützengräben neutralisiert ist, wird nach der Auffassung aller, auch der intimsten Kenner, zu einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mißerfolg der russischen Aggression führen; trotz aller und aller Truppennachschübe Rußlands droht seinem Feldzug ein Zusammenbruch. Damit ist auch der heiße Sanguinismus seiner Alliierten dem winterlichen Gefrierpunkt entgegengeführt.

Der Kampf an der Nordsee wird — so wie der Gesamtfeldzugsplan in den ersten fünf Monaten sich gedreht hat — an der Weichsel mitentschieden, entscheidet auch über die Entfernung oder Annäherung des Friedens und den Friedensvertragsinhalt, mit dem sich voraussichtlich die Kabinette in der Stille ebenso lebhaft beschäftigen, als sie es kluger Weise öffentlich bestreiten. Tropfen höhlen den Stein, auch Blutstropfen. Der Kriegsdruck bohrt insgeheim und automatisch, in allen Ländern und jeden Tag verstärkt am Frieden. Der Druck ist am größten in Belgien, in Frankreichs okkupierten und an der Front liegenden Gebietsteilen und in Rußland. Die taktischen Gründe, die zwingen, den Druck zu leugnen, beseitigen ihn nicht, und Menschenkenner wissen, nicht erst seit heute, daß in leidenden Ländern die Kriegsstimmung in die Friedenssehnsucht umschlagen kann, bevor man es außen wahrnimmt.

Deutschlands Boden ist durch die unvergleichliche Tüchtigkeit seiner Truppen von der Fackel des Kriegs verschont. Aber die Weihnachtskerzen sind tief beschattet. Der Christtag findet die Menschheit ohne „Frieden" und ohne „Wohlgefallen". Die Völker versichern, gegeneinander um ihre „Sicherung" zu kämpfen, für einen Zustand, der die Wiederkehr des Zustands von 1914 unmöglich macht. So schwer wird dieser empfunden. Aber alle ahnen, „nicht Roß noch Reisige" haben diese Riesenmacht, sondern nur eine Umbildung der Völkergesinnung. Das große Problem ist, wie kann 1915 der Ausgangspunkt eines Geistes sein, der die Opfer fruchtbar macht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pariser Kriegspanorama

Von * * *

Einer unserer Mitarbeiter, der sich das erste Kriegsvierteljahr noch in Paris aufhielt, schickt uns folgende Stimmungsbilder.

Paris, im Oktober.

I.

Champ de Mars.

Die Herbstsonne versinkt hinter den Hügeln von Passy und St. Cloud; blutig, kupferrot. Das Heer der farbigen Schatten von Ville d'Avray flutet in weiten Wellen über die Stadt, als wäre es von der Mobilmachung mitbetroffen worden. Seitdem es eine Straßenbeleuchtung hat, sah Paris nicht mehr Sonnenuntergänge von solcher Pracht wie in diesem glutvollen Herbst. Wurde ihm die Freude am verlöschenden Himmelslicht durch künstliche Konkurrenz beeinträchtigt. Der arme Weltstädter wußte längst, daß der Sonnenaufgang für ihn nicht bestimmt ist. Den sieht in der Weltstadt gewöhnlich nur, wer nicht in ihren Mauern geschlafen hat. Jetzt, da die Zeppelinfurcht weite Stadtteile im Dunkel läßt, lernt der Stadtmensch, daß das Bogenlicht der Straße, das Flammenglühen der Auslagen ihm auch den Sonnenuntergang denaturiert hatten.

Der zweifelhafte Orientalismus des Trocadero stanzt eine unwahrscheinlich schwarze Silhouette aus dem rosafarbenen Abendhimmel. Auf dem weiten Champ de Mars studiert die Menge den offiziellen Frontbericht. Wie jeden Abend erfährt sie, daß man überall Fortschritte gemacht habe, und daß die Russen immer noch auf dem Weg nach Berlin seien. Plötzlich zieht ein schon vertrautes Geräusch alle Blicke in die Höhe: vom rechten Seineufer kommt er, der Taube (sprich „toob" oder auch wie taupe d. i. Maulwurf). Sein Ziel ist der Riesenturm, der durch die drahtlose Telegraphie aus dem Symbol sinnloser Zwecklosigkeit ein durch eine „zone militaire" behütetes Wertobjekt geworden ist. Da wird es aber lebendig. Die weißen Zelte am sanften Abhang zum Pont de Jéna verwandeln sich in Abwehrkanonen, von allen Seiten beginnt es zu knattern und zu bellen. Der Posten am Verankerungspylon des Antennennetzes leert das Magazin seines Lebelprügels auf den fremden Vogel. Der zieht unbekümmert um die ihn umschwirrenden weißen Wölkchen seine Bahn, von Zeit zu Zeit etwas in den letzten Sonnenstrahlen Blitzendes zurück-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassend. Noch einen Blick wirft er hinüber nach dem Flugplatz von Issy les Moulineaux, wo die französischen Flieger hastig ihre Apparate zur Verfolgung bereit machen. Erst als hinter dem großen Rad schwarze Punkte aufsteigen, wendet er sich gelassen nach Norden.

Unter ihm jagen sich wirre Gerüchte. Eine Bombe soll Avenue Montaigne eine Familie getötet haben, eine andere in die Seine gefallen sein. Bei der Etoile sei ein Auto zerschmettert, hinter Pantin der deutsche Vogel heruntergeschossen worden. Die (recht zahlreichen) Skeptiker lächeln resigniert. Sie haben Recht: Bis heute ist es niemals gelungen, in Paris selbst ein deutsches Flugzeug herunterzuholen.

Der Aquatintahimmel ist erloschen. Der „Bougie de Brobdignac" ragt in ein Meer von Pastellfarben hinein, das alle Uebergänge vom opalisierenden Grün bis zum schwärzesten Blau aufweist. In finstere Schatten gehüllt schläft die Lichtstadt zu ungewohnt früher Stunde. C'est la guerre . . . Plötzlich blitzt in Issy eine Lichtschlange auf, ein mächtiger Lichtkegel streift über den halben Horizont:

Den Kometen steckt er wie eine Rute
Drohend am Himmelsfenster aus . . . .

Der Herrgott? Nein. Und ein Komet ist es auch nicht. Wie so viele andere, haben die Menschen auch diese ehrwürdige Tradition in eigene Regie übernommen. Und betreiben nach ihrer Art die Sache gleich rationell und methodisch. Die Lichtbänder verlängern, verkürzen, spalten und vereinigen sich wieder. Und liefern so in wenigen Stunden einen erschöpfenden Lehrkursus sämtlicher bisher beobachteter Kometenschweifformen.

2.

Les grands boulevards.

Es ist zweifelhaft, ob es Wälder gibt, die man vor Bäumen nicht sieht. Es ist jetzt aber erwiesen, daß es Straßen gab, die man vor lauter Wagen und Autos nie zu sehen bekam. Der Krieg hatte auf den großen Boulevards zunächst wenig geändert. Man saß vergnügt an warmen Augustabenden auf den Terrassen der Cafés, genehmigte befriedigt die Besetzung von Mülhausen, Colmar und Zabern, den Beginn der Belagerung von Metz und Straßburg und gedachte sich so gemächlich allmählich den Rhein hinabgleiten zu lassen. Jeder Tag brachte seine petite victoire, und falls diese einmal ausblieb, dieweil auch die stärkste Phantasie nicht immer mit Volldampf arbeiten kann, erörterte man die Aufteilung des deutschen Reiches, wobei nur die Provinzen Brandenburg und Pommern Schwierigkeiten machten, indem für diese beim besten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Willen kein „rechtmäßiger" Eigentümer gefunden werden konnte. Das Monatsende brachte dann das böse Erwachen. Das Erscheinen der Prussiens bei Compiègne und Chantilly die Panik. Innerhalb weniger Tage flüchtete über eine Million unter Vorantritt der Regierung in die Provinz. Zurückblieb eine veränderte, unbekannte Stadt, voll nie erschauter Wunder. Man konnte von der Madelaine bis zur Rue Montmartre flanieren, ohne einem Vehikel zu begegnen. Kein heute Lebender hatte jemals solches gesehen oder nur für möglich gehalten. Die ewig über der Weltstadt brütende Benzinwolke war verschwunden, und auf den herbstlichen Baumkronen lag jener goldene Duft, den man in deutschen Landen nur in manchen Städten des Oberrheins antreffen kann. Man stellte endgültig fest, daß die großen Boulevards aus Häusern und Bäumen bestehen, nicht etwa aus Straßenverkehr, Schaufenstern und Jahrmarktsplunder, wie die herrschende Meinung bisher angenommen hatte. Die schreienden Auslagen und die Cinémas waren geschlossen, und man nahm mit Verwunderung wahr, wie altmodisch trotz aller Amerikanisierung diese konservativste aller Riesenstädte im Grunde geblieben war. Es war wie ein Traum. Das Alles war neu, und doch auch wieder nicht. Wo hatte man es nur schon gesehen? Die Antwort fand man, wenn man am Pavillon de Marsan vorbeiging. Da hängen die Boulevardbilder der Nachzügler der Schule von 1830, die längst schon Impressionisten waren. Die alte Zeit war wieder erwacht . . .

Jetzt beginnen die Blätter zu fallen, und der Traum ist nur noch schwer festzuhalten. Die langen Reihen der in Ermangelung jeden kaufkräftigen Publikums geschlossenen Läden drängen sich dem Auge deutlicher auf als vordem, Trauer und Ernst stehen hier zu dem genius loci in schreienderem Widerspruch als sonstwo in der Welt. Die Veteranen erzählen — dem Jüngeren unkontrollierbar, daß selbst unter den Schrecken der Belagerung und des Bombardements das Weltstadttreiben vor 44 Jahren nicht so vollständig gelähmt gewesen sei, wie jetzt. Nachprüfung ist gestattet. Doch genügt ein Blick auf die zahlreichen Zeitungsbuden zur völligen Ernüchterung. Die Zeitungen bestehen mangels Papier — und Siegesnachrichten in der Regel nur aus einem einzigen zweiseitigen Blatt. Und selbst dieses enthält zahlreiche weiße Stellen, denn in keinem anderen kriegführenden Lande feiert die Zensur solche Orgien, ist so viel zu verheimlichen. Dem Deutschen werden täglich die offiziellen Berichte der feindlichen Hauptquartiere mitgeteilt, in allen größeren Städten findet er die Zeitungen der neutralen Länder ausgehängt. Noch nicht dreimal ist dem Franzosen innerhalb der zehn ersten Kriegswochen der deutsche Tagesbericht bekannt gegeben worden, und auch dann nur verstümmelt, im Auszug. Schon an der französischen Grenzstation Bellegarde gegenüber Genf darf keine schweizerische Zeitung feilgehalten werden, wird der aus der Schweiz kommende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zug nach schweizerischen Zeitungen durchsucht, die von den Beamten konfisziert werden; selbst die frankophilen in Genf und Lausanne erscheinenden Blätter. Nur durch solche hermetische Absperrung gegen das Ausland gelang es, den Franzosen wenigstens halbwegs bis heute in seinen Illusionen zu erhalten.

Nur die Postkartenindustrie behielt ihre Freiheit, und so kann hier die französische „Zivilisation" über die deutsche Kultur, französischer Esprit über deutsche Plumpheit Triumphe feiern. Das wird denn auch recht gründlich besorgt. Die dazu benötigten Requisiten bestehen in der Hauptsache aus Töpfen und Stühlen der Nacht und dem entsprechenden Zubehör. Diese werden dann in irgendwelche Beziehungen zu den beiden verbündeten Kaisern, gelegentlich auch zum deutschen Kronprinzen gebracht. Auch allerhand Schweinernes wird gelegentlich zur Erheiterung herangezogen. Selbstverständlich muß auch der arme Mannecken-Piß herhalten, der auf die Distanz Brüssel-Paris dagegen gänzlich wehrlos ist. Der ganze Plunder könnte nach deutschen, also barbarischen Anschauungen nicht zwei Stunden ausgestellt bleiben, ohne daß die Polizei einschritte. Aber man ist zum Glück im Lande der lateinischen Zivilisation und dankt seinem Schöpfer, daß man nicht so ist wie diese Vandales, Huns, Ostrogoths und — Burgrafs. Dieses ist das Schlimmste; kein Mensch hat jemals erfahren warum.

3.

Esplanade des Invalides.

Hier schlägt das Herz der Stadt, seitdem der alte Afrikakämpfer Gallieni das Kommando aus den Händen des republikanischen Hofgenerals Michel des camp retranché de Paris genommen und seinen Sitz in dem alten Palais aufgeschlagen hat. Auf der Esplanade stehen Autos und sonstige Transportmittel in langen Reihen. Wie sonst. Die badauds schauen dem Requisitionsgeschäft zu. Wie sonst kriechen die kleinen Buben durch die den Graben martialisch flankierenden alten Mörser, welche die Vorüberellenden an schmerzliche Lücken in der Heeresausrüstung mahnen. Rekruten ziehen truppweise durch das Tor nach dem rechten Flügel, wo das Musterungsgeschäft vor sich geht. Offiziere und Ordonnanzen eilen hastig hinüber nach dem Kriegsministerium in der Rue St. Dominique. Da gab es etwa Mitte August wundersames zu schauen. Eines Nachmittags hing hier im Ehrenhof eine deutsche Fahne. Sie war dunkelrot, weiß gekreuzt und führte den üblichen schwarzen Adler in der Mitte. In einem Seitental der Vogesen war eine deutsche Brigade in einen Hinterhalt geraten, und die Fahne unter einem Leichenhaufen gefunden worden. Wie so vieles andere, hatte man auf französischer Seite auch diese Eventualität nicht vorausgesehen. Nicht bedacht, daß der Kriegszufall auch diese Möglich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit nicht ausschloß. Obwohl selbst in dem wirklich nicht allzu brillant verlaufenen Feldzug von 1870 zwei deutsche Fahnen erbeutet worden waren, wenn auch derart zerschossen, daß man darauf verzichten mußte, sie aufzuhängen, und sie nur unter einer Glasglocke seither ausstellen konnte. So kamen denn die bei Kriegsausbruch im französischen Kriegsministerium gebietenden Gevatter Schneider und Handschuhmacher in die größte Verlegenheit, als ein Auto die rara avis hereinbrachte. Man bewunderte die reiche Arbeit, die in so starkem Kontrast zu der Dürftigkeit französischer Feldzeichen stand, die schnell herbeieilenden — sagen wir artig neutral „schönen Damen" schnitten sich Fransen ab zum Andenken, zuletzt ließ man die Fahne durch einen Unteroffizier am Balkon aushängen. Als die Kunde in die Offizierklubs kam, erstickten die dort versammelten alten Herrn beinahe vor Wut. Eine ehrenvolle Niederlage wollten sie hinnehmen, wenn der Gegner nun einmal allzu stark wäre, aber nicht lächerlich werden vor aller Welt. Man telephonierte entrüstet nach dem Elysée. Der dort hausende kriegerische Lothringer schäumte. Schon nach zwei Stunden wurde die Fahne wieder eingezogen und im Elysée von Offizieren in einem kleinen Salon untergebracht, vor dem die Nacht über ein Leutnant zur Ehrenwache befohlen wurde. Eine Kompagnie der Garde Republicaine brachte sie am nächsten Morgen nach der Kapelle der Invalides. Ohne Musik. Wenn in französischen Landen seit dem ersten Mobilmachungstage ein Spiel gerührt wurde, so ist dies durch deutsche Musikbanden geschehen. Als man zwei Wochen später den Donner deutscher Geschütze bereits in den östlichen Stadtteilen von Paris hören konnte, zeigte die Fahne Ausreißgelüste, und die Regierung glaubte sie vorsorglicherweise bei dem Ausflug nach Bordeaux mitnehmen zu müssen . . .

Kleine Bretonen kommen vom Pont Alexandre III. Es sind Marinefüsiliere, die zum ersten Mal die Lichtstadt betraten und das Grab Napoleons sehen wollen. Man schickt sie nach der Rückseite, wo der nächste Zugang zum Dom ist. Da stehen einige Troupers vom 21. (lothringischen) Armeekorps am Tor; sie führen ihre vernarbenden Wunden spazieren. Ihre Gesichter tragen einen kalten, hochmütig-verächtlichen Ausdruck zur Schau. Selbst das mystische Blau der Napoleongruft vermochte ihnen nicht recht zu imponieren, geschweige denn die sonstigen Herrlichkeiten des vom Krieg im Lebensnerv gelähmten Paris. Ein grimmer Kerl mit rötlichem Schnauzbart erzählt von den Kämpfen in Deutsch-Lothringen: „Ja, wenn sich alle gehalten hätten wie wir Lothringer, dann ..... Ein premier soldat (Gefreiter) aus Nancy verstand mehr vom Kriege, als die geleckten Offiziere, die von Paris kamen . . . Und dann die aus dem Midi, die Provencalen . . . Pouah! . ." Weiter kommt er nicht, da er gerade seinen Kautabak in weitem Bogen ausspucken muß . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es wird kühl. Ein dünner Oktobernebel steigt auf. Es dunkelt zu ungewohnt früher Stunde. Am Abend schätzt man das Haus selbst in dieser weichen Isle de France. Ein weißbärtiger Stelzfuß humpelt herbei, das Tor zu schließen. „On manque d'Invalides aux Invalides" hatte der Matin mit großen Lettern vor wenigen Monaten verkündet. Er kann sich beruhigen. Die deutschen Haubitzen haben für ein weiteres halbes Jahrhundert gesorgt . . .

An Bord eines Linienschiffes

Von Richard Woldt

(Fortsetzung)

Als Organisationsgefüge kennt der Militarismus nur die unbedingte Disziplin, das Einfügen des Einzelmenschen in das einmal ausgebildete Triebwerk des gesamten Heereskörpers. Es gibt hier keine freie Willensbestimmung. Der Soldat hat an seinem Platz zu stehen und bedingungslos das zu tun, was ihm an ausführender Handlung vorgeschrieben ist. Das freie Denken unter eigener Verantwortung wird ihm abgenommen. Das Gehirn ist ausgeschaltet, jene Macht bestimmt, die in kunstvoll abgestufter Verantwortlichkeit der Vorgesetzten über dem Soldaten steht.

Das spüren wir auch bei der Marine: der Matrose behandelt Hebel und Klinken, Apparate und Maschinen, Griff um Griff so, wie der Befehl, das Kommando an ihn herankommt. Blind führt er aus, was von ihm verlangt wird. Und gedacht und entschieden wird oben von der Kommandostelle.

Dort ist das Gehirn, wo der Wille entsteht, der Entschluß. Die Ausführung der Matrosen im Maschinenraum, an den Geschützständen, an den Steuerapparaten sind Handlungen, sind Taten. Die Tat wird auch hier von dem Willen dirigiert. Ein vielgestaltiges Netz von Signaleinrichtungen von Schiff zu Schiff, und von Kommandoapparaten zur Befehlsübermittlung des Kapitäns an die eigene Besatzung hat die Technik schaffen müssen.

Auf der Plattform hoch am Kompaßstand, von unten gut sichtbar, hält ein Matrose in jeder Hand eine Fahne. Mit harten Bewegungen schwenkt er diese Fahnen nach den verschiedenen Richtungen. Es sind die Flaggensignale, die bei Tage nach den nächsten Schiffen hin gegeben werden. Die Matrosen, für diese Funktionen ausgebildet, sind die „Signalgäste." Sie müssen lernen, die Sprache der Flaggen zu handhaben, um den Signalaustausch von Schiff zu Schiff zu übermitteln. Die verschiedenen Stellungen der Arme bedeuten Buchstaben, die sich zu Worten zusammensetzen. Eine ähnliche Sprache führen farbige Wimpel. Gleich bunten Schmetterlingen flattern sie an den Masten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf und nieder, die Fähnchen je nach ihrer Farbe geben die Formationsbefehle an, die der Flottenchef dem Kommandanten der einzelnen Schiffe übermittelt.

Die Anwendung von Flaggen und Wimpel ist nur bei gutem Wetter und bei Tage möglich, eine Ergänzung bilden Lichtsignale.

Auch das fiel uns in Friedenszeiten im Kieler Hafen auf, daß nicht nur am Abend und des Nachts, sondern auch am Tage Lichtsignale hoch fliegen. Aus Pistolen werden sie abgefeuert und geben nun, je nach ihrer Zusammenstellung, eine Telegraphensprache.

Ferner treten an die Stelle der Flaggen in der Dunkelheit Nachtsignalapparate; drei doppelfarbige Laternen, die in zweckmäßigen Abständen untereinander möglichst hoch aufgehängt sind, werden durch einen Schalter von der Kommandobrücke aus zum Leuchten gebracht. Wieder besteht die Sprache in der Zusammenstellung der Lichter und Farben und dem kundigen Auge gibt auch die „Topplaterne" an der äußersten Spitze eines Mastes, die von unten durch einen Schalter ein- und ausgeschaltet wird, ein ganz bestimmtes Signal.

Alles das sind optische Nachrichtenmittel, durch Lichtwirkungen hervorgerufen. Dazu kommen die akustischen Signale, die auf Schallwirkungen basieren. Es sind Pfeifen und Sirenen, und es klingt wie ein Aufschrei, wenn man in stiller Nacht den unheimlich heulenden Ton einer solchen Sirene hört. Auch Alarmschüsse aus den leichten Geschützen sind für Signalzwecke vorgesehen.

Von der größten Bedeutung aber für die gegenseitige Verständigung auf See ist die Anwendung der drahtlosen Telegraphie. Diese wunderbare Erfindung, den Gedanken ungehemmt und ungehindert über Land und Meer hinauszusenden, ist der Kriegstechnik in weitem Umfange nutzbar gemacht worden. Wir können uns den modernen Krieg kaum ohne Funkentelegraphie vorstellen.

Als Nelson mit seinen Schiffen die französische Toulonflotte im Mittelmeer suchte, befanden sich die beiden gegnerischen Geschwader nur wenige Meilen von einander entfernt, ohne daß sie davon eine Ahnung hatten. Heute wäre das nicht möglich. Neben den Erkundigungsfahrten, die planvoll von dem Kern eines jeden Flottenkörpers abgelassen werden, verbindet die Funkentelegraphie selbst auf große Entfernungen die einzelnen Schiffe miteinander. Zur gegenseitigen Orientierung und Warnung über Stellung und Stärke des Gegners sind sofortige Meldungen mit Funkenspruch möglich. Oben am Mast ist die Mitteilung aufgefangen worden und leise knackt in der „Funkenbude" der Apparat, der die Mitteilung entziffert ...

Dazu kommen die Kommandoapparate.

Die Führung eines Kriegsschiffes erfolgt im Ernstfall von dem gepanzerten Kommandostand aus, der eine freie ungehinderte Uebersicht nach allen Seiten gestattet und meist vor dem vorderen Mast etwas erhöht angeordnet ist. Ebenso

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist die Zentralkommandostelle unter dem Kommandostand durch Panzer geschützt, der Platz, der die Apparate zur Befehlsübergabe vereinigt.

Die Kommandoapparate an Bord dienen dazu, Befehle von der Kommandobrücke nach den Maschinenräumen, nach den Geschützen, den Torpedoräumen, den Ruderständen zu übermitteln.

Unter den früheren Verhältnissen genügte die Uebertragung der Stimme des Kapitäns durch Sprachrohre. Bei den älteren und vor allen Dingen kleineren Schiffen ist die Uebertragung auch hier und da vorhanden, durch 30—50 mm weite Kupferröhren wird ja auch der Schall verhältnismäßig weit fortgepflanzt. Bei längeren Leistungen kommt man aber bald an die Grenze der Lautübertragung; neben den Sprachrohren wurden mechanische Telegraphen eingeführt.

Die Anlage bestand aus einem „Geber" und einem „Empfänger." Beide Apparate haben Scheiben, auf denen die vorkommenden Befehle aufgedruckt sind. Auf jeder Scheibe bewegt sich ein Zeiger, der den Befehl anzeigt, der erteilt und in Empfang genommen werden soll. Der Kapitän dreht mit der Hand den Zeiger seines Gebers auf ein bestimmtes Feld der Scheibe, in gleicher Weise wird auf dem Empfänger durch Drahtseilen, Ketten, Rollen und Räder eine parallele Zeigerstellung hervorgerufen.

Die modernste Ausführungsform ist elektrisch. Wieder handelt es sich um zwei Apparate, deren Zeiger sich auf entsprechend vorgedruckten Scheiben bewegen können, nur daß die eigentliche Arbeitsübertragung nicht Hebel und Gestänge, sondern der elektrische Strom ausübt.

Nach diesem Prinzip arbeiten die Kommandoapparate für die verschiedensten Zwecke. Es gibt an Bord eines großen Linienschiffes „Maschinen-Telegraphen", „Ruder-Kommandoapparate", „Ruder-Anzeiger", „Artillerie- und Torpedo-Telegraphen", „Kessel-Telegraphen."

Der Maschinen-Telegraph übermittelt die zur Ausführung der verschiedenen Manöver nötigen Befehle von der Kommandostelle aus nach den Maschinenständen.

Der Kessel-Telegraph verbindet den Maschinenraum mit dem Heizraum, damit dort die Orientierung über die benötigten Dampfmengen vorhanden ist. Durch Glockensignal gibt der Maschinist weiter, mit welchen Quantitäten Feuerungsmaterial die Heizer die Feuerung bedienen sollen. Die elektrischen Glockensignale mit dem Zeigertelegraphen sind also für die Heizer die „Manager" ihrer schweren Arbeit.

Der Ruder-Telegraph soll bei der Havarie, bei einer Betriebsstörung, der mechanischen Anlaßleitung der Dampfrudermaschinen die Befehle zur Rudereinstellung nach dem Maschinenraum übermitteln. Der Ruderanzeiger hat die jeweilige Stellung des Ruders an den interessierten Dienstorten mitzuteilen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denn genau so wie die Fortbewegung des Schiffes durch Telegraphen signalisiert und kontrolliert wird, steht auch die Ruderbewegung, die Steuerung des gewaltigen Schiffskörpers, unter Beobachtung.

Der Artillerie-Apparat dient dazu, von der Kommandostelle aus Befehle nach den Geschützstürmen und Kasematten zu geben. Da hier eine große Zahl von Kommandos wegen der vielen Geschützstände gegeben werden muß, so sind die Apparate mit drehbaren Trommeln oder Scheiben versehen; der Artillerie-Telegraph ist mit der Tastatur einer gewaltigen Orgel vergleichbar, auf der die grausige Gefechtssymphonie gespielt wird.

Der Torpedosignalgeber. Auch die großen Linienschiffe haben, meist unter Wasser, ein paar Torpedoausstoßrohre, aus denen sie im geeignetem Moment der Schlacht den feindlichen Schiffen ein paar Torpedos in den Leib jagen. Die Telegraphen-Apparate dienen dazu, den Artilleristen den Befehl zum Abschuß des Torpedos zu geben.

Ein Klingelzeichen und der Zeiger des Empfängers rückt im Torpedoraum auf „Füllt." Das ist die Orientierung des Kommandanten, ob die Kolonne der Torpedomannschaft schußbereit ist. Dem leitenden Offizier wird zurücktelegraphiert „Ist gefüllt." Der Kommandant läßt jetzt den Zeiger des Empfängers auf „Fertig" springen. Von unten wird nach dem Geber geantwortet: „Ist fertig" und dann folgt das Kommando „Los", das Rohr öffnet sich, ein paar eingeübte Bewegungen der Geschützmannschaften, ein Rauschen und der Torpedohai wühlt sich heimtückisch an das feindliche Schiff heran .....

Es ist ferner notwendig, auf der Kommandostelle in jedem Augenblick zu wissen, welche Bewegungen das Schiff macht, mit welcher Schnelligkeit gefahren wird. Dafür sind Umdrehungs-Fernzeiger konstruiert, die Maschinen und Mannschaft kontrollieren. Auf dem Tableau eines solchen Apparates befinden sich vier Skalen, für die vier Maschinen „Backbord-Vordermaschine", „Steuerbord-Vordermaschine", „Backbord-Hintermaschine", „Steuerbord-Hintermaschine." Auf jeder Skala markiert ein Zeiger mechanisch, mit welcher Umdrehungsgeschwindigkeit nach vorwärts oder rückwärts die betreffenden Maschinen arbeiten. Von den Wellen der Maschinen überträgt das bei den neueren Apparaten wieder der elektrische Strom.

Dazu kommen lautsprechende Telephone, die wie aus einem großen Schallrohr noch auf ein paar Meter Entfernung die durchgesprochenen Worte laut vernehmbar übertragen.

(Schluß folgt).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland und die französische Revolution

Von Ludwig Hatvany

Wer hat es versäumt, die Straßen von Paris immer und immer wieder mit gerührtem Gefühl zu durchwandeln? Denn wahrlich, ich sage euch, hier hat jeder Stein seine Weltgeschichte.

Doch wollen wir einmal die Brille des Historikers abtun und die bürgerlichen Häuser von Paris ganz nüchtern, kalt und ohne vorgefaßte Meinung ins Auge fassen. Der Schmutz lagert sich nicht als edle Patina über architektonische Wunder, — das ist nur Schmutz, einfacher Schmutz, und die von Schmutz bedeckten Häuser sind keine Paläste von ehedem, die eine kümmerliche Nachwelt zur billigen Mietskaserne umwandelt. Diese Häuser scheinen eben von jeher, nur als bürgerliche Mietswohnungen gedient zu haben. Warum also vor nüchternen Nützlichkeitsbauten die tiefe Ergriffenheit des Beschauers?

Mir ward das Geheimnis enthüllt an jenem Abend, da ich an die morschen Säulen der freien Vorhalle des Odéontheaters gelehnt, einen Blick auf den kleinen Platz vor dem Theater tat. Hier hat sich seit der Premiere des „Figaro", seit hundertunddreißig Jahren nichts verändert. Das Auge wandert neugierig forschend von Haus zu Haus und da ihr triviales Aeußere nichts besagt, so sucht die durch altbekannte, weltberühmte Straßennamen stets erregte und wachgehaltene historische Phantasie von der Vergangenheit dieser Gebäude etwas zu erraten. Auf dem ersten Stock des Hauses, links, bei der Straßenecke ist eine Marmorplatte angebracht. Die Buchstaben sind nicht gut zu entziffern, bis mir dann auf einmal im jähen Widerschein eines Autos ein Name entgegenblitzt: Camille Desmoulins.

Mein Gott, welche Enttäuschung. Wie anders lebte dieses Haus in meiner Vorstellung. Spricht doch der liebenswürdigste, leichtsinnigste, grausamste Emporkömmling der Feder, der tolle Abenteurer des zündenden Wortes, dieser Charmeur der Guillotine: Camille Desmoulins, von eben diesem selben Haus, wie von dem Endzweck alles Erreichbaren, wie von einem wahren Paradiese. Hier hat er den kurzen Rausch glücklicher Liebe in seinem Heim und glücklichster Macht in seiner Heimat erlebt und von hier aus schrieb er seinem Vater intime Ergüsse, die uns den wahren Sinn der revolutionären Schlagworte erraten lassen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit heißt ganz einfach, das Recht, die Sicherheit und die Wohlfahrt des kapitalistischen Bürgers im Gegensatz zu dem feudalen Recht und zum höfischen Prunk des Aristokraten. Hätte die zerlumpte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menge der aufgewiegelten Stadt auch nur einen Blick in die Familienbriefe des verführerischesten ihrer Führer werfen dürfen, der nun nach der guten Partie mit seiner feinen, reichen Lucile ganz zufrieden und wohlgemut in die schönduftende, neue Wohnung zieht, ihr wäre wahrlich der Schrei nach Freiheit in der Kehle stecken geblieben.

Wir hingegen, die Kinder des dritten Standes, die Ururenkel der französischen Revolution, erblicken in diesen bürgerlichen Mietskasernen aus dem achtzehnten Jahrhundert das irdische Gehäuse der bürgerlichen Revolution, die ersten faßbaren, materiellen Formen einer bürgerlichen Welt, in der wir noch immer zu leben haben. Hinc illae lacrimae .... daher auch die innerlichste Ergriffenheit bei dem Anblick dieser schmucklos nüchternen Mauern.

*

Dieses vorsintflutlich anmutende Odéon-Theater hieß einstens „das neue Théatre Francais" und war gewiß mit den neuesten Errungenschaften des Theaterwesens vortrefflich ausgestattet. Dieser verträumte kleine Platz vor dem Theater war ein Teil des neuen Quartiers, wo reiche Bürgersleute der erstaunten Welt gezeigt haben, daß man nicht notwendig eines eigenen Palais bedarf, um auf das bequemste zu wohnen. Auch das erste Hotel, im heutigen modernen Sinne des Wortes, das Hotel Ritz des achtzehnten Jahrhunderts, ersteht unweit vom Odéon-Theater. Als Josef der Zweite seine Schwester in Paris besucht, wohnt er nicht im königlichen Schloß, sondern in diesem Gasthof, der, zwar für bequeme Bürger gebaut, auch den Ansprüchen eines Monarchen genügt. Die Stadt der Demokratie bereitet die Zeit der Demokratie vor und Paris wird, so wie es einst die der grandseigneurialen Prunkformen war, allmählich zum bürgerlichen Formenspender Europas. Das geht nun beinahe hundert Jahre lang, bis zu den großen Boulevardbauten des zweiten Kaiserreiches. Der Typus Haußmann'scher Boulevardbauten wiederholt sich besonders stolz auf dem Wiener Ring und in bescheidenerer, provinzieller Form, überall in den Ringbauten der siebziger und achtziger Jahre.

Von diesem Zeitpunkt an macht sich eine gewisse Erschöpfung merkbar. Paris bleibt stecken — Europa muß sich selbst helfen. Eine Epoche des Schwankens und Experimentierens beginnt. Bald wird der amerikanische Wolkenkratzer, dann wieder das englische Einfamilienhaus als Muster genommen, schließlich bleibt dem deutschen Professor nichts übrig, als sich den Kopf zu zerbrechen über die Möglichkeit des billigen, praktischen und zugleich gesunden und schönen Wohnens. Der Jugendstil grassiert — es entstehen Bauten, die gewiß billig und praktisch und gesund sind, denen sich jedoch mit dem besten Willen keine Schönheit nachrühmen, aber leider umsomehr eine engherzig karge Abgesperrtheit von weitem unangenehm anmerken läßt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Frankreich hatte man nur ein spöttisches Lächeln für deutsche Experimente und blieb ruhig in alten Häusern wohnen, deren Ebenbilder wegen ihrer dunklen muffigen Unwohnlichkeit in unseren Städten allmählich niedergerissen werden. Während in Paris die Bürgerstadt von ehedem licht- und luftlos weiterlebt, entstanden im sonstigen Europa, nach dem Berliner Muster, sonnige und räumige, aber monoton einförmige, barbarische — sprechen wir das Wort aus — trivial-häßliche „Kurfürstendämme."

Doch das war nur eine Etappe. Die lyrische Sehnsucht des Deutschen nach Schönheit, der ewig germanische Sinn für das Zierliche und Schmucke läßt sich von dem utilitären Berlinertum nicht erdrücken. Im Gegenteil. Er lebt im Unterbewußtsein des kraftvoll erwachten, lebendigsten Berlin weiter und die verträumte deutsche Gartenstadt hält ihren blumigen Einzug in die kahle Metropole. Seit kurzem scheint das Problem gelöst zu sein. Wer einmal die Kolonie Frohnau um Berlin und die allerneuesten Bauten in der Stadt selbst, wer die fröhlichen Niederlassungen um München (Harlaching, Solln, Pullach) gesehen hat, der muß sich gestehen, daß das bürgerliche Ideal knapper Berechnung und spielerischer Mannigfaltigkeit, des weisesten, praktischen Sinnes und der geschmackvollsten Ausführung nun endlich gelöst zu sein scheint.

Womit natürlich nicht gesagt ist, daß der zum gesellschaftlichen Snob gewandelte Kaufherr nicht am besten tut, wenn er den Pariser Aufenthalt dem Berliner Wohnen vorzieht. Wie schön ist es für den einstigen Bankmenschen, sich im eleganten Viertel ein altwürdiges Palais oder in der Umgebung von Paris ein historisches Lustschloß zu kaufen. Der Börsenagent von Chicago wird mit einem Schlage zum Nachfolger der Bourbonen und Bonapartes, der Pompadour und der Du Barry. Eine Gartenmauer, hinter der nur das hohe Grün der Wipfel über die Straße schauert, trennt sein verweichlichtstes Epikuräertum von der engen, ungeordneten, lärmenden Innenstadt oder von dem benzindurchtränkten Staub der Pariser Umgegend. Doch wehe dem kleinen Advokaten, dem Professor, dem Beamten, der sich mit dem Komfort der Vorrevolutionszeit, im besten Falle mit dem des zweiten Kaiserreiches begnügen muß und verurteilt ist, gleichviel ob in den Ortschaften mit dem luxusverheißenden Namen: Enghien, Maison Lafitte oder vielleicht auch in den bescheideneren Villenkolonien der Marne zu wohnen: es erwartet ihn überall dasselbe entsagungsvolle Schicksal. Eine altmodische, verfallene, baderaumlose Villa und die trostlose Aussicht auf eine verwahrloste, staubige Landstraße.

Wer sich aber aus der Stadt flüchtet, um sich in der Provinz zu erholen, dem ergeht es nicht besser. Das französische Dorf mit seinen alten, finstern, stockhohen Häusern — die sich vom Pariser Haus nur durch den Düngerhaufen im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Torweg unterscheiden —, mit seinen steinernen, trostlosen, undurchdringlichen Gartenmauern, gemahnt mich immer an eine losgelöste, armselige Vorstadt von Paris. Der Gutsherr in seinem Schloß thront „sozialismuserregend" über der traurigen Gemeinde. Nicht anders in der Provinzstadt. Um die Ueberreste eines großartigen Mittelalters (Rouen, Reims), einer royalen Barockzeit (Nancy, Luneville) vegetiert eine alte, verkommene, bürgerliche Ansiedlung aus den vorigen zwei Jahrhunderten. So wiederholt sich in Dorf und Stadt, immer und überall, in verschiedenen Varianten, das Pariser Bild.

*

Nirgends in der Welt ist der Abstand zwischen arm und reich so grausam fühlbar, nirgends ist der Mittellose so hilfloselend und der Nurbemittelte so wenig imstande, für sein bißchen Geld etwas Gutes zu kaufen, als in dem Lande, darin einst der dritte Stand für seine theoretischen Rechte gefochten. Vielleicht läßt sich die berüchtigte Sparsamkeit des französischen Philisters am besten durch den Umstand erklären, daß das Geld in Frankreich als Kaufmittel für Lebensgenuß in Summen aufgebracht werden muß, wie es sich nur die französische Plutokratie und die internationale Horde genießender Nachtlokalbesucher leisten kann.

Frankreich ist also trotz der bürgerlichen Revolution und trotz der republikanischen Staatsform schon längst nicht mehr das Land des glücklichen Mittelstands. Indem der Gallier auf die leblosen Reste einstiger aristokratischer Herrlichkeit oder auf das gegenwärtige, wüste und morbide Treiben seiner einheimischen und zugereisten Wohlleblinge deutet und für den billigen Luxus des Deutschen nur Worte des Spottes kennt, scheint er ganz zu vergessen, daß man einst für eben diese bürgerliche Wohlfahrt die Marseillaise gesungen, die Bastille erstürmt und einen französischen König guillotiniert hat. Die einfach-edle deutsche Gartenstadt, das luftige, duftige, billige Mietshaus, die schöne, moderne Schule (in Frankreich ist die Schule in ihrem Programm mittelalterlich, in ihrer Einrichtung unhygienisch), das gutbestellte, reine Krankenhaus (Frankreich ist in dieser Beziehung bedauerlich zurückgeblieben), die blitzblanken Straßen, die nicht damit drohen, daß sie nach einem Gewitter einstürzen (man erinnert sich an ähnliche Unfälle in Paris), jede demokratische praktische Einrichtung vom billigen und doch gutgehaltenen Hotel. (In Frankreich gibt es kein Mittelding zwischen Hotel Ritz und dem Schmiergasthof), bis zum feinen aber preiswertem Buch (in Frankreich gibt es entweder unerschwingliche Prachtausgaben oder sehr schlecht ausgestattete, billige Bücher) — alle diese großen Annehmlichkeiten eines vorgeschrittenen Mittelstandes, was sind sie anders als wahrgewordene Zukunftsträume eines Desmoulins? Der bürgerliche Wohlstand, der sein Hab und Gut militärisch bewacht, — der Paradoxist würde sagen, das ganze, militaristisch, bürgerlich-moderne Deutschland ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die eigentliche Erfüllung der französischen Revolution.

Vielleicht bedeutet die französische Zerrissenheit, daß die Welt des tiers-état ausgewirtschaftet hat? Vielleicht soll sich unter dem Druck der Krise Frankreich verändern und neue, ungeahnte Lebensformen der Welt schenken. Wer nur einen Tag in einer französischen Industriestadt verlebt hat, den muß eine bange Ahnung erfassen von neuen Gesellschaftsschichten, die unabweislich nach vorwärts drängen. Wer weiß? Vielleicht? Wer wagt es, sicheres vorauszusagen? Deutschlands heutige Kraft ist jedenfalls ein Beweis der starken Lebensfähigkeit des tiers-état und wehe der unglücklichen Heimat, die, stets ihre eigene Gegenwart vernichtend, von Krise zu Krise in ewiger Unruhe lebt, für bessere Staatstheorien, die dann einst, in einer fernen Zukunft, fremde, ja sogar feindliche Länder zu verwirklichen haben.

Und die Nacht grub Gräber ...

Von Paul Zech

Blutrot aufgeglühter Birkenwald
überflammte unsere Kolonnen.
Jeder Schritt, der Waldung abgewonnen,
war von Donnerkeulen überballt.

Jeder Baum war Krater, der Granaten spie,
von durchschossner Brust noch aufgefangen,
bis wir nicht Gewehre mehr — nein, Beile schwangen,
Farrn und Feuer pflügend mit dem Knie.

Doch der eisengraue Ring,
den wir unter Wolkenbrüchen von Geschossen
um die waldumkrallten Schanzen schlossen,
Dreimal sprang der eisengraue Ring.

Sprang zurück und dröhnte Sturm
in die tausendfachen Trommeln unsrer Rache,
tanzte in den Fahnen vorne wie ein Drache
und zerbrach den Wipfelturm.

Und die Nacht grub Gräber im erloschnen Wald,
warf hinab den Kranz aus Mond und Stern geflochten
und der Mütter Wurzelherzen pochten
wie der Salven hallende Gewalt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg

Heimgesammelt
Von Feldern und Auen
Sind schon die letzten Garben,
Und eh die Sonnenstrahlen erstarben
Haben die ängstlichen Frauen
Fenster und Türen verrammelt.

Nun nach Jahren
Des Friedens widerhallen die Wälder
Vom hellen Klang der Trompeten;
Die Weiber und Kinder beten — —
Ueber die kahlen Felder
Reiten Husaren.

Arthur Rutra

Die Schulden des Herrn v. Swerbejew

Exzellenz von Swerbejew, bis vor kurzem, bekanntlich, russischer Botschafter in Berlin, ist bei Ausbruch des Krieges unter Hinterlassung einer Schuldenlast von 152 Mark (schreibe hundertzweiundfünfzig Mark) nach seiner Heimat abgereist. Sein Amtskollege Iswolski aber, der in Tegernsee eine Villa besitzt, soll es — wenn nicht alle Zeitungsnachrichten lügen — noch weit toller getrieben haben. Denn sein Konto bei einer ehrbaren Gemüsehändlerin und Kreislerin beläuft sich allein schon auf die stattliche Summe von 300 Mark und wenn man dazu noch die unbezahlten Rechnungen für elektrisches Licht und für die Erneuerung von einem Paar schiefgetretener Stiefelabsätze nimmt, so übersteigen die Schulden des Herrn Iswolski die des Herrn Swerbejew um mehr als das Doppelte.

Welchen Zweck die beiden russischen Diplomaten mit dieser Schädigung unserer Geschäftswelt verfolgten, bedarf erst noch näherer Aufklärung. Was aber die Schulden des Herrn Swerbejew betrifft, so lassen sie jedenfalls interessante Rückschlüsse auf die sonstige Lebensweise und den Charakter der Exzellenz zu. Besagte 152 Mark sind nämlich für ein Paar Reitstiefel zu bezahlen — woraus ohne Zweifel erhellt, daß Herr Swerbejew über seine Verhältnisse lebte, erstens insofern er, trotz seiner zerrütteten Vermögenslage, dem kostspieligen Reitsport huldigte, zweitens insofern er seine Stiefel bei einem offenbar recht teuren Schuster bestellte, drittens ... aber ich will niemanden mit dem Aufzählen gewisser Schlußfolgerungen langweilen, die doch jeder politisch denkende Kopf —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und das sind wir ja jetzt alle, alle — selbständig ziehen kann.

Da wir übrigens gerade von Schlußfolgerungen sprechen —: wäre es nicht auch denkbar, daß, beispielsweise, unsere Botschafter in Paris und Petersburg zufolge ihres letzten energischen Auftretens — sagen wir (um beim Leisten zu bleiben): ebenfalls eine unbezahlte Schusterrechnung hinterließen? Und *wenn* diese Möglichkeit sich wirklich ereignet hätte — würden sich dann vielleicht die Friedensverhandlungen länger hinausziehen? Würden etwa die unbezahlten Botschafterrechnungen bei der Festsetzung der Kriegsentschädigung eine Rolle spielen, oder was sonst würde mit diesen Rechnungen geschehen?

Ich gebe zu, daß es, besonders gegenwärtig, einige wichtigere Fragen zu entscheiden gibt. Aber immerhin sind die Schulden des Herrn Swerbejew nicht gerade *so* unwichtig, daß man überhaupt nichts darüber zu sagen hätte. Ich meine natürlich: wenn man diese Schulden *bildlich* versteht. Denn dann bedeuten sie alle häßlichen kleinen Relikten, alle Läpperschulden, alle unbezahlten Forderungen materieller, aber auch ganz besonders ideeller Art, die uns unsere Feinde über dem Hals gelassen haben. Ja, wir alle — nicht nur der Berliner Schuster des Herrn v. Swerbejew — haben von unseren Feinden etwas zu fordern, denn solange sie unter uns waren, haben wir ihnen kreditiert an Universitäten und Laboratorien, in Bibliotheken und wissenschaftlichen Seminarien, in technischen Betrieben und kaufmännischen Kontoren, ja selbst in der großen, gewaltigen Organisation, durch die wir uns jetzt vor ihrem Neid und ihrer Habgier schützen müssen: im deutschen „Militarismus."

Aber wer, als nur ein Krämer, denkt heute daran, ein Verfallsurteil zu erwirken gegen Swerbejew und Genossen? Wer kann sich überhaupt ernstlich dazu entschließen, eine Rechnung aufzustellen, wo im voraus anzunehmen ist, daß die Gegenrechnung darauf die einzige Zahlung sein wird? Und, ehrlich gesagt: sind wir selbst augenblicklich in der Verfassung, unsern Gegnern eine Rechnung zu schreiben, in der wir auch nicht die Prozente dieser Feindschaft mit dazu rechnen?

Wer es aber dennoch nicht unterlassen kann, die Abrechnung, die voraussichtlich schon unser Heer besorgen wird, aus der geschützten Stille seines Privatkontors heraus vorzunehmen, der präsentiere sich wenigstens nicht als Rechnungsführer einer ganzen Nation. Denn abgesehen davon, daß man wirklich sehr im Zweifel sein kann, *wer* sich ohne Ueberhebung zu diesem Amt berufen fühlen dürfte, hängt dergleichen Verrechnungen, in diesem Augenblick wenigstens, immer etwas Kleinliches, Kindisches, Kümmerliches und Geiziges an. Haben wir denn wirklich immer nur gegeben, um später nehmen zu können; oder war uns das nicht schon manchmal genug, daß wir geben konnten, während die anderen nehmen mußten?

Wer heute unseren Feinden ihre Schulden vorrechnet, handelt wirklich ein wenig wie der Schuster, der nun Herrn Swerbejew mit der Rechnung nachläuft. Wenn ich Swerbejew wäre, würde ich nie wieder Reitstiefel bei ihm machen lassen. Aber vor allem würde ich ihm, selbstverständlich, niemals zahlen. Adolf Lapp

Karlsbader Gäste

Ein internationaler Badeort, das begreift man, ist vom Krieg nicht sehr erbaut. Karlsbad, das gerade in den letzten Jahren mit besonderer Hast

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neue Hotels, Riesenhotels, errichtet hat, wurde mitten in der Saison vom Kriege überrascht und das bedeutet für die Badestadt einen sehr hohen Verlust. In den letzten Wochen sind nun neue Gäste eingetroffen, Gäste aus einer Gegend, die auch sonst Karlsbad aufsucht: Galizianer. Der Flüchtlingsstrom warf gut hunderttausend österreichische Polen nach Wien. Schließlich mußte der Strom aber auch in andere Bahnen gelenkt werden und Eine dieser Zufluchtsstationen hieß Karlsbad. Die ersten, wohlhabenderen Flüchtlinge wurden, da die Hotels leer stehen, mit verdoppelter Wirtsfreundlichkeit empfangen. Dann aber kamen Arme! Unter diesen Armen sind Leute, die gestern noch reich waren, Leute, die so schnell flüchten mußten, daß sie ihr Hab und Gut nicht sichern, geschweige denn mitnehmen konnten. Ich habe einen Lemberger Rechtsanwalt gesprochen, der sich jetzt in Wien als Extrablatthändler täglich ein paar Heller verdient, der sagte mir: „Ich mußte mit den Meinen so schnell fort, daß ich froh war, ein Bündel Kleider und meine drei Kinder beisammenzuhaben. Im Gedränge am Bahnhof verloren wir das jüngste Mädchen. Gott weiß, wo und ob es noch lebt ...“ Es gibt unter den Galiziern, die Wahrheit zu sagen, auch etliche wenig angenehme Flüchtlinge, Leute, die keinen ausgesprochenen Reinlichkeitsfanatismus haben, dafür aber die leichte Gereiztheit und die anklägerische Wehleidigkeit der Heimatlosen. Manche waren wochenlang auf Reisen, sie konnten nicht anders als in Frachtzügen befördert werden und das Leben in diesen reisenden Pferchen war traurig genug. Es ist vorgekommen, daß Schwangere in diesen vollgepfropften Waggons geboren, auch hatten die Flüchtlinge während der vieltägigen Reise zwischen leidlich warmer, aber verpesteter Luft und so eisiger Kälte in den Waggons zu wählen, daß es auch erfrorene Gliedmaßen gab.

Die Stadtgemeinde Karlsbad war — nach dem anklagenden Bericht eines Karlsbader Lokalblattes — von dem Eintreffen galizischer Flüchtlinge vierzehn Tage vorher verständigt worden! Die erste Antwort war, daß Karlsbad versuchte, die Flüchtlinge fernzuhalten. Das gelang nicht. Als die Galizier nun anlangten, da wurden sie in einen — Keller (Esterhazykeller) in der Franz Josefstraße geschafft. Zum Lager wurde ihnen aufgeschüttetes Stroh angewiesen. Hier lagen Familien, Männer, Weiber, Kinder, etwa achtzig Personen in dem einen Keller. Auch eine Wöchnerin und ein Ruhrverdächtiger drunter. Das unterirdische Gewölbe war nur schwach erhellt. Der Berichterstatter des Karlsbader Blattes schreibt, daß in dem Raum ein solcher Gestank herrschte, daß man eintretend, sich einer Ohnmacht nahefühlte.

Die zweite Unterkunft fanden die Flüchtlinge auf der Karlsbader Rennbahn. Auch hier keine genügenden Vorbereitungen, vor allem keine benützbaren Oefen. Die Leute froren. Erst später wurden die Oefen in Stand gesetzt. Die Flüchtlinge besaßen oft keine Decken, so lagen Kinder frierend auf dem Stroh! Die Verwaltung der reichen Badestadt hatte nicht einmal für Kotzen gesorgt! Das Erste, was man mit den wochenlang oder wenigstens viele Tage lang herumgeführten Flüchtlingen hätte tun sollen, wäre natürlich gewesen: sie zu baden. Es gab keine Badegelegenheiten, obwohl in Karlsbad natürlich kein Mangel an Wannen sein kann! Andere Flüchtlinge waren in dem Vorort Fischern im Stalle eines Hotels untergebracht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Selbstverständlich gab es auch viele gute Menschen, die sich daran erinnerten, daß diese galizischen Flüchtlinge Vaterlandsgenossen sind. Es gab kleine Wirte, die sich der Vertriebenen annahmen, arme Leute, die den Aermsten beistanden, Kinder, die den Kindern der Heimlosen Spielzeug brachten. Das sozialistische Blatt in Karlsbad erließ einen Aufruf zu Gunsten der in den Karlsbader Konzentrationslagern liegenden Oesterreicher..

Offiziere haben mir, mehr als einmal, erzählt, daß die jungen polnischen Juden, die als Soldaten in den Schützengräben liegen, ihre hebräischen Gebetbücher neben sich liegen haben. Sie beten um die Niederlage des Pogromzaren, sie beten für ihre irgendwohin vertriebenen Eltern, Schwester, Kinder. Das Schicksal verhüte es, daß so ein galizischer Soldat einen Feldpostbrief der Seinen aus Karlsbad empfange!.... Die Stadt Karlsbad, in der jetzt viele tausend lichte Zimmer mit Betten und Badewannen leer stehen, erinnern sich an ihren uralten Beruf, Fremde ordentlich zu beherbergen, auch wenn es vertriebene, verarmte, melancholische Galizianer sind!

Stefan Grossmann

Von ein paar Büchern

Die geschäftigen Rezensenten hatten diese letzten Monate, die sich sonst für sie in sinnloser Arbeit überstürzten, Erholungszeit — der Strom der Weihnachtsbücher ist ausgeblieben. Damit ist manchem guten Mann sein Lebenszweck verbogen, aber im übrigen — Gottseidank! Es hätte vielleicht nicht erst der eisernen Warnung bedurft, daß der Verlagsbuchhandel die Fruchtbarkeit der deutschen Literatur etwas eindämme.

Glücklich, wer jetzt Jean Paul, Keller, Raabe lesen kann — er ist geborgen. Wer möchte jetzt nicht die Unrast der Tage einmal bei einem guten innigen Buche vergessen, aber wir bringen es nicht fertig. Die Zeitungen lassen uns nicht los, die Zeitschriften und Broschüren drängen sich in unsere einsamen Stunden — Krieg, Krieg!

Und der Buchhandel muß, will er Personal beschäftigen und etwas verdienen — die „Konjunktur" ausnutzen — die ‚Hausse, in Kriegsliteratur ist nicht eben würdig, denn sie hob namenlos viel Schund in die Höhe, aber sie ist wirtschaftlich sehr verständig.

Es ist vielleicht recht zufällig, was man im einzelnen liest — man flieht die gräßlichen chronikalen Bilderbücher und greift dorthin, wo man Erwartungen hat. Die auch von großen Unternehmen herausgebrachten Kriegschronikbücher in Wochenfortsetzungen sind fast alle (notwendiger Weise) mäßig; völlig enttäuschend die Chronik, die E. Engel für Westermann zusammenstellt.

Von der ernsthaften Kriegsliteratur erscheint mir Paul Rohrbachs Buch: „Der Krieg und die deutsche Politik" bei weitem das Beste: Wärme bei leidenschaftsloser Klarheit des Ausdrucks, Sachkenntnis bei ruhiger Haltung des Urteils, Festigkeit, Kraft. Das kleine Buch ist ausgezeichnet durch höchste Natürlichkeit des Vortrags: die geübte Hand beschreibt mit sicherer Führung der Geschichte die schier unentweichbare Notwendigkeit dieses Krieges. Es ist zum Teil vor dem Kriegsausbruch geschrieben und dann, ohne Aenderungen, durchgeführt: so bleibt es geschichtlich ernsthaft und ist kein aus Aktualitäten und Enthüllungen zusammengeleimtes Tageswerk.

Von der zahllosen Broschürenliteratur enthält das Wertvollste die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sammlung „Der deutsche Krieg", die Ernst Jäckh bei der Verlagsanstalt in Stuttgart herausgibt: Hefte mit verschiedenem Temperament und wechselndem sachlichen Gewicht, alle mit dem ernsthaften Willen der Klärung, Belehrung, Willensbewegung ohne subalternen Lärm. Einige der Arbeiten sind etwas schwach (Binswanger, Erzberger); um so vortrefflicher die meisten andern, so von Oncken, Naumann, Traub, Losch, Bäumer, Schmidt. Naumann behandelt das französische Problem mit feiner und unbefangener Gesinnung.

Ich stelle in diese Reihe noch Ulrich Rauschers kleine Bekenntnisschrift: „Die Kriegspflicht der Daheimgebliebenen" (A. Langen); eine Arbeit, die durch die Abwesenheit des Pathos und die lebendige Kraft des Ausdrucks ausgezeichnet ist und in der Schlagwortverwirrung der Heimat (ihrer Presse!) durch klare Würde und bereiten Ernst Ordnung schaffen will.

Eine muntere Stunde schenkt uns die Zusammenstellung von Werner Klette „Unsere Feinde, wie sie sich lieben" (Delphinverlag München); es ist der Einfall zum Buch ausgebaut, englische Urteile über Frankreich, Rußland u. s. f. abzudrucken, französische über England usw., keine Zeitungspolemiken, sondern Bruchstücke aus ernsthafter Literatur. Das Büchlein hat, neben dem Reiz der aktuellen Bosheiten, einen bestimmten volkspsychologischen Wert; zahlreiche gut gewählte Karikaturen stützen seine Schlagkraft.

*

Die letzten Tage brachten noch ein paar große Stapel: Nansens Buch über „Sibirien" (Brockhaus), die herrliche Ausgabe der Briefe des großen Friedrich (Hobbing) — man sieht sie an und freut sich, wenn eine ruhigere Stunde sie uns ganz aufschließt.

Bei den schweren Bänden liegt ein kleiner, leichter: Das ist ein neues Versbuch von Hermann Hesse „Musik des Einsamen" (Verlag Salzer, Heilbronn). Und wer spürt es nicht: zwischen der oft gewalttätigen Zwecklyrik unserer Tage ist es eine wahre Wohltat, fern von gereimter Publizistik (die auch ihre Rechte hat!) der Gast eines Dichters zu sein, der nicht Journalist, sondern Künstler ist. Die Blüte reifer und herber Männlichkeit, Resignation, die sich in ruhiges Kraftgefühl verwandelt — es ist jener stille feste Schritt der Verse, den wir in der Kunst Hesses kennen und dem wir gerne folgen, da er uns zu einem nicht entweihten Tempel führt.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Zukunft

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

ie haben wir Menschen von heute, nie hat eine Generation ein solches Neujahr erlebt. Halb hat sich die Menschheit mit ihrem Anpassungsvermögen und ausspähend nach den Ereignissen der nächsten Stunde schon abgestumpft gegen den unerhörten Druck des Niedageweſenen. Aber der Wechsel des Jahres 1914/1915 richtet den Blick unter der Wucht eines geschichtlichen Rucks empor und hinaus über die endlosen Schlachtfelder — Schlachtfelder in einer Ausdehnung von weit über tausend Kilometern! Einst gab eine einzelne Oertlichkeit der Schlacht den Namen und der Geschichte des Landes, des Jahrzehnts, des Jahrhunderts Richtung oder Gepräge. Heute wird ein einziger Krieg gleichzeitig in drei Erdteilen der alten Welt geführt und auf ihren Meeren bis an die Ufer der neuen Welt. Die Schlachtfelder von 1870, von 1815, von 1812, in Frankreich, Belgien und Rußland sind im gleichen Augenblick mit Blut getränkt und zugleich ballen sich da, wo Napoleon in Aegypten, wo Cäsar und Alexander marschierten, wo die Kreuzzüge und Moses durchzogen, Kriegsheere, welche die Scharen und Legionen an Zahl und Rüstung hundertfach überragen. Die Erde hatte nie die Feuerbrunst eines Weltteils, nie eine Sturmflut von Blut gesehen. Nicht stehende Heere, sondern schreitende Völker prallen zusammen, erfinderisch wie noch nie in den Mitteln der Vernichtung, der Tötung und Verwüstung. Hoch aus den Lüften und aus des Wassers Tiefe trifft der Tod und feiert grausame Triumphe. Härter als der Winter Rußlands ist die stählerne Härte dieses Kriegs. Die Zahl der Toden übertrifft die Zahl der Heere früherer Kriege, die Zahl der Verwundeten die Einwohnerzahl ganzer Länder. Aber immer neue Männer treten in die Lücken, alle Länder und alle Weltteile füllen die Reserven.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mag der Krieg heilig oder heillos genannt werden, das Schauspiel ist so furchtbar als gewaltig, die Schauer des Weltereignisses ergreifen jeden Einzelnen, jede Familie, jeden Staat, jeden Weltteil „und des Donnerers Wolken hängen schwer herab" auf das Geschlecht von 1915.

*

Die Urkunden zur Vorgeschichte vervollständigen sich, aber Urkunden können auch zu bestimmten Zwecken gefertigt werden, wie der Geheimbericht an das französische Kriegsministerium vom März 1913 im französischen Gelbbuch beweist. Authentischer und wichtiger ist der Brief des Herrn Bonar Law, des Führers der Konservativen Englands, der schon am 2. August 1914, also vor Deutschlands Ueberschreitung der belgischen Grenze das englische Ministerium auffordert, auf Seiten Rußlands und Frankreichs in den Krieg einzutreten. Die Träger des konservativen und chauvinistischen Geistes Englands haben also in dem hochkritischen Moment der letzten Abwägung die schon vorher taumelnden liberalen Minister vorwärts gestoßen durch die Drohung einer Entfesselung des Kriegsgeistes und des englischen Selbstgefühls bei etwaigem Zaudern der Minister. Wir wollen die Sichtung des Stoffs der Vorgeschichte einer ruhigeren Zeit vorbehalten. Zurückstellen wollen wir auch die Frage, ob England, das laut seinem Hauptorgan, der „Times", den Krieg hätte verhindern können, den Riesenfehler dieser Unterlassung heute wiederholen würde.

*

Der Rückblick auf das Jahr 1914 gestattet einige Feststellungen. Das deutsche Heer hat in zwei Riesenfronten in Ost und West einen Brustwall entgegengesetzt, den die vier Gegner mit ihren Hilfsvölkern nach 150 Tagen an keiner einzigen Stelle zu durchbrechen vermochten. Deutschland ist in keiner Schlacht der Ost- oder Westfront besiegt, keine deutsche Festung ist gestürmt oder auch nur belagert. Deutschland hat seine Heere breit in russisches Staats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebiet und weit in den französischen Norden hineingeführt. Belgien ist bis auf einen winzigen Streifen in deutschem Besitz, nachdem es sich, falsch beraten, mit England, Frankreich und Rußland „verbündet" hat. Der Krieg wütet in fremdem Gebiet und nicht in den deutschen Grenzen. Im Innern Deutschlands herrscht ein Zustand fast wie im Frieden. Die Grenzgemeinden im Oberelsaß und in Ostpreußen, die zu leiden hatten, sind räumlich verschwindend gegenüber den großen Okkupationsgebieten bei den Gegnern.

Die deutsche Marine hat in fünf Monaten die Armada von England und das Geschwader von Frankreich an Tatkraft und Aktivität weit übertroffen. Die deutsche Ostseeküste blieb völlig verschont, im Unterschied zu der Ostküste Englands, die an mehreren Stellen durch die englische Marine nicht vor Beschießung beschützt werden konnte.

Oesterreich und Ungarn nicht zu vergessen, hat trotz der Ueberflutung Galiziens durch russische Truppen das Innere der Monarchie zu schützen vermocht und die Aggression nach Rußland vorwärts tragen können.

Vor Allem aber, Deutschland als Wirtschaftskörper hat nach fünf Monaten eines furchtbaren Krieges noch nicht entfernt in dem Maße zu leiden wie die große Mehrzahl der Gegner und weit weniger als man das schon für den ersten Monat in Deutschland befürchtet hatte. Es beschafft den Riesenbedarf des eigenen Landes aus eigenen Kräften und hat eine sehr große Anzahl von Gewerbebetrieben, Dank der Intelligenz und der Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie, weiter entwickelt und belebt. Das sind neben der Beschaffenheit der Truppen die festen Wurzeln der Kraft. Die Ein-Milliardenanleihe ist reell viereinhalbmal überzahlt und die nächste Milliardenanleihe wird wieder überzeichnet, ohne Zwang und ohne Bluff.

Deutschland ist es gelungen, im Krieg ein Bündnis mit der Türkei abzuschließen, dessen rasche Aktivität die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

russische Flotte im schwarzen Meer lahm gelegt hat, Rußland im Kaukasus und in Persien anfaßt, den Bosporus, trotz der englisch-französischen Beherrschung des Mittelmeers feuerfest verriegelt und dem Suezkanal ein ähnliches Schicksal in spätere Aussicht stellt. In Afghanistan und Indien kann das Flugfeuer der Erhebung einfallen.

Das Uebergewicht des Erfolgs im Jahre 1914 ist zweifellos auf Seiten Deutschlands und seine Ursachen wirken fort. Man darf dies als sicher aussprechen, auch wenn man nicht blind gegen den Berg von Schwierigkeiten ist, vor den dieser Krieg jeden seiner Teilnehmer stellt. Die Ueberzahl der Gegner, die Masse ihrer Hilfstruppen und — man darf es mit ehrlicher Achtung aussprechen — die Tapferkeit und Intelligenz der Franzosen, die ihr Vaterland verteidigen, ebenso wie der Opfermut der Belgier und die Unerschütterlichkeit der Engländer haben im Westen den Durchbruch in das Zentrum und an die Nordküste Frankreichs aufgehalten, dank der modernen Verteidigungstechnik. Denn wohlgemerkt, die Defensivkraft ein und derselben Truppe verhält sich zu deren Offensivkraft wie zwei zu eins.

Von der Vergeblichkeit der Offensive kann der hervorragende Generalissimus Joffre, Mr. French und Nicolai Nicolaijewitsch ein Lied singen. Nirgends sind sie durchgestoßen, nirgends haben sie auch nur einen einzigen gewichtigen Schlag gegen die deutschen Truppen auszuführen vermocht.

Auch ohne verfrühten Triumph darf man sich erinnern, daß der ganze Feldzugsplan der Gegner auf einen Durchbruch der Russen aufgebaut ist, der zu einer Truppenentblösung der Westgrenze führen und der französisch-englischen Armee den Vorstoß an den Rhein ermöglichen sollte vor dem Winter und Neujahr 1915. Dieser Feldzugsplan der Alliierten ist gescheitert. Die Russen, die Hilfe bringen und die Kriegsfackel nach Deutschland tragen sollten, sind von Hindenburg nicht nur hinaus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschmissen, sondern im eigenen Lande geschlagen, — eine leidende Tätigkeit trotz des unzweifelhaften russischen Mutes, die der russische Kriegsquartierbericht mit der Bezeichnung „Rückwärtskonzentration" eingestanden hat. Damit ist die reelle Grundlage der alliierten Hoffnungen unheilbar erschüttert.

Wohl ist Mars ein Hasardeur, aber die Offensivkraft — und auf diese kommt es an — die mit Maschinengewehren besetzten deutschen Linien zu durchbrechen, selbst wenn die Russen das unglaubliche Kriegsglück haben sollten, die Deutschen an diese Linien zu drängen, besitzt Rußland und Frankreich jetzt nicht mehr. Dadurch entfällt die Hoffnung der Alliierten auf Sieg, falls diese Hoffnung sich nicht auf Wahrscheinlichkeiten und nicht auf Wünschen aufbaut.

*

Und nun einen Blick auf die Zeit nach dem Krieg. Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Türkei werden keine Verstimmung gegeneinander hinaustragen. Denn keiner dieser Staaten hat Hoffnungen oder Versprechungen enttäuscht. Den Alliierten droht tiefste Verstimmung. Belgien darf aufschreien, daß es von den Verbündeten im Stich gelassen worden ist, Frankreich darf anklagen, daß es die erdrückende Riesenlast des Feldzugs der Verbündeten zu Dreiviertel habe tragen müssen, im Westen mit seinen Truppen, in Rußland mit seinem Geld. Das Geld ist verloren und die russische Armee hat die Zusage des Einbruchs in Deutschland und nach Berlin nicht eingelöst und damit den furchtbaren Krieg zu einem vergeblichen Abenteuer der Revancheidee gemacht. Noch heißer wird der Groll sein, der sich in Paris gegen England richtet, dessen Fußballspieler die französische Jugend allein vorgehen ließen und dessen Flotte die deutschen Küsten nicht bombardiert hat.

Diese Enttäuschungen sind so gewaltig, daß sie die Gruppierung der Entente dauernd

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprengen werden. Will Frankreich künftig Politik- und Darlehensgeschäfte wieder mit Rußland machen? Oder mit England, das wenigstens den Profit in Asien hat, daß Rußland durch die Deutschen schwer geschwächt ist.

Es ist heute und noch geraume Zeit nicht die Aufgabe der Deutschen, den Blick der Franzosen zu schärfen. Die Erkenntnis ist unfruchtbar, solange sie sich nicht selbst einstellt. Nur soll man den Deutschen nicht nachsagen, daß sie nicht inmitten des Kriegs den Blick für die Tragik Frankreichs bewahrt haben, die nicht ewig sein muß, wenn nicht die Lehren dieser grausamen Kriegsgeschichte vergeblich sind. Wer jetzt nicht lernt, der lernt nimmermehr. Das gilt für Alle. Auch für die Deutschen.

Wenn Deutschland als Nationalstaat den Krieg bestanden und an innerer Einheitlichkeit gewachsen ist, so liegt hierin zugleich ein Hinweis auf die politische Zweckmäßigkeit, sich keine fremden und unhomogenen Volksteile einzuverleiben und die Einladung, im Westen nicht über den strategischen Sicherheitszweck hinauszugehen. Das Wort des Kaisers am 4. August 1914 ist wahr gewesen: „Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren." Freilich, solange die Gegner die kriegsgeschichtliche Entwickelung, deren Grundlinien schon an Neujahr 1915 zu erkennen sind, nicht verstehen wollen, kann weder von Frieden noch von Freigabe der Faustpfänder die Rede sein.

Es wäre anmaßend, wenn Deutschland meinen würde, es müsse andere überreden, vernünftig zu sein. Es wird am stärksten in allen Lagen sein, wenn es sich an den Wahlspruch hält, den die Königin Charlotte auf Feldpostkarten den württembergischen Truppen zugeeignet hat: „Der Patriotismus besteht nicht in dem Haß gegen andere Völker, sondern in der Liebe zum eigenen."

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Schweizer Stimme im „Bund", die wohlwollende Neutralität atmete, hat zu Beginn des Kriegs besorgt gefragt, „ob der Feldzug in Deutschland die innerpolitische Reaktion stärken werde?" Diese Furcht ist durch den Gemeingeist, der sich in Deutschland entwickelt hat, gebannt. Es wäre eine Fälschung des tiefsten Sinnes der allgemeinen Aufopferung, wenn eine Beschränkung politischer Rechte eintreten würde, statt einer vertrauensvollen Ausgestaltung derselben, getragen von Vertrauen zum eigenen Volk.

Politisches Mißtrauen werden sich das deutsche Volk und die deutschen Kämpfer, die Unerhörtes leisten, nach dieser Zeit der Opfer nicht bieten lassen. Dieser Krieg hat in Deutschland mächtig das Bewußtsein des Gleichwerts erhöht. Aber auch noch ein anderes Bewußtsein, daß die Auslese der leitenden Köpfe in Heer, Diplomatie und Staatsverwaltung künftighin klug und ehrlich nur nach dem Grundsatz der größten Tüchtigkeit und nicht nach veralteten Rücksichten erfolgen darf.

Schützenvereine

Von Ludwig Thoma

Unter den vielen Vorschlägen, die heute für eine soldatische Erziehung der Jugend gemacht werden, begegnete ich kürzlich einem, der ernsthafte Beachtung verdient.

Die Jungmannschaft soll schießen lernen.

Der Vorschlag hat alles für sich und die Ausführung würde nirgends auf Schwierigkeiten stoßen, hoffentlich auch nicht auf Widerstände in Kreisen, die nun einmal keiner Neuerung hold sein können.

Es ist notwendig, daß das deutsche Schützenwesen vom Grunde aus umgebildet wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer schießt denn heute in Deutschland? Erwachsene Männer und ältere Herren und maßgebend ist ausschließlich der Geldpunkt.

Wer es sich leisten kann oder wer solche Ausgaben auf die leichte Schulter nimmt, wird Mitglied eines Schützenvereins und weiß am Ende des Jahres, daß diese Art von Vergnügen nicht gerade die billigste ist.

Die größeren Schützenfeste sind sehr teuer geworden, die kleinen bieten keine Möglichkeiten des Gewinnes und wer nicht vom Zufall und vom Glück begünstigt ist, kann auch als guter Schütze nicht gegen die Professionellen aufkommen.

So ist es gekommen, daß selbst große Veranstaltungen, die bekannten drei- und vierhundertjährigen Jubiläumsschießen nur von ein paar hundert Schützen, wenns hoch kommt, besucht werden. Und immer von den gleichen.

Eines ist dabei unbestreitbar: daß die Leute, deren Ausbildung dem Schützenwesen Inhalt, Zweck und Sinn geben könnte, ihm vollständig ferne stehen. — Nämlich: die Jungen.

Ein weiteres ist aber ebenso gewiß.

Die heute in Deutschland betriebene Art des Schießens hat für die militärische Ausbildung keinen Wert.

Allgemein schießt man auf 130, bei Bundesschießen auf 180 Meter, und zwar mit Gucker (Diopter) und Korn, nicht mit Mittelvisier, dazu mit einem haarfein gestellten Stecher und mit einem Gewehre, dessen Kolben so ausgehöhlt ist, daß man die Backe möglichst bequem hineinlegen kann.

Das alles führt zu Gewohnheiten, die einer soldatischen Ausbildung geradezu hinderlich sein würden.

Raschheit, auf die es ankommt, schnelles Erfassen des Zieles, schneller Abzug, das Fangen, wie der technische Ausdruck lautet, gelten nichts. Der Gebrauch des Guckers und die kurze Distanz führen dazu, daß der Schütze möglichst bedächtig das Ziel einen Schuß für den andern aufsitzen läßt und hier entscheidet weniger die Schnelligkeit des Entschlusses, die Fixigkeit, das scharfe Auge, als die Kunst den Atem möglichst lange anzuhalten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es haben sich alle möglichen Kniffe herausgebildet, um das ruhige Halten zu ermöglichen.

Die Tiroler, als die schlausten, ziehen zwei Joppen an, damit sie der Schlag des Herzens nicht stört und bekannte Meisterschützen trinken sich ein ganz genau bemessenes Rotweindampfl an, das ihnen den Gleichmut gibt. Wieder andere müssen die zweite Maß Bier getrunken haben, enthalten sich des Rauchens, ja einige versuchen es gar mit Brom und anderen Giften, alles, um nur ja eine ruhige Hand zu haben.

Was hat das alles mit dem militärischen Schießen zu tun, bei dem auf ruhiges Halten wenig, auf schnelles Erfassen des Ziels alles ankommt und bei dem 300 Meter als geringe Entfernung gelten?

Heute, wo fast nur im Liegen oder im Schützengraben mit Auflegen geschossen wird?

Den Nutzen der Schützenvereine ermißt man am besten, wenn man sich vorhält, daß sich in der Hauptsache seit 60 und mehr Jahren eigentlich nichts geändert hat.

Denn auch mit Vorderladern hat man, wie heute, mit Gucker und Korn auf 100—120 Meter geschossen. Die große Entwicklung der Waffe ist also ohne Einfluß auf unser Schützenwesen geblieben.

Das muß anders werden, oder das Schießen der Vereine wird immer mehr ein bloßes Spiel.

Wie soll's nun anders werden? Das Vorbild haben wir in der Schweiz, wo militärisch geschossen wird; mit dem für Scheibenstände angepaßten Militärgewehr, mit Mittelvisier und Korn, auf Entfernungen, die zur soldatischen Ausbildung und Fortbildung hinreichen, und liegend oder knieend.

Freilich — und da ist doch eine Schwierigkeit — müßten unsere Schießstände abgeändert werden.

Das läßt sich aber an den meisten Orten wohl machen, wenn die Verwaltung guten Willen hat und nicht in überängstlicher Scheu vor allen Möglichkeiten ein kostspieliges Abblenden verlangt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie könnte sich wirklich auf die Besonnenheit der Schützen verlassen, und davon abstehen, die Vorsehung zu spielen. Ganz gelingt es ihr ja doch nicht und es bleiben beim Gebrauche der Schußwaffe noch viele Gefahren bestehen.

Gehen hierin die Behörden einmal etwas großzügiger vor, dann erwachsen ihnen noch einige andere recht schöne Aufgaben.

Die Staatsregierung hat bis heute an der bürgerlichen Schießkunst nie fördernd, nur hindernd Anteil genommen, und hat nur die Anlegung von Schießständen erschwert. Wie wäre es, wenn sie sich um die Entwicklung der Schießkunst und um diese Art der Jugenderziehung kümmern würde. Das erprobte Beispiel könnten wir wiederum in der Schweiz finden und darnach wäre vielleicht folgendes zu ermöglichen.

Der Staat liefert an jeden Schützenverein für Bleigeschosse abgerundete Militärgewehre, die sonst an exotische Länder um billiges Geld verkauft werden.

Er verlangt von allen jungen, gesunden Leuten von 16 Jahren an, daß sie in der Zeit vom April bis Oktober monatlich zweimal an den Sonntagen unter Aufsicht Schießübungen abhalten. Er liefert die Munition und gibt etliche Ehrenpreise, die nicht Geldpreise sein müßten. Es würde genug Anspornung geben, wenn er z. B. Schützenschnüre an die Besten verleihen würde.

Die Leitung hat der unter Aufsicht des Bezirksamtes gewählte oder auch von diesem ernannte Schützenmeister; es fänden sich in jedem Orte die geeigneten Männer, denen diese Aufgabe Freude machen würde.

Außerdem könnte ja in jedem Kreise ein Oberschützenmeister über die Ausführung der Vorschriften wachen.

Das will nicht mehr sein, als eine Anregung. Ein fertiger Plan könnte vom Ausschusse des deutschen Schützenbundes vorgelegt werden, wenn sich, wie es den Anschein hat, maßgebende Leute für die Entwicklung der soldatischen Erziehung unserer Jugend auch über den Krieg hinaus bemühen werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An Bord eines Linienschiffes

Von Richard Woldt

(Schluß)

Ausgestattet mit diesen Kommandoapparaten und Signaleinrichtungen hängt der Erfolg der kriegerischen Aktion des Schiffes natürlich von der Schulung der Besatzung ab. Alle militärische Erziehung muß darauf hinausgehen, die Menschen der Besatzung mit der Betriebssetzung jener Zerstörungskräfte vertraut zu machen, die für das Schiff als Kriegsfaktor in Frage kommen.

Vom ersten Tage an, wenn der junge Mann in die Marine eintritt, umgibt ihn eine eiserne Disziplin. „Des Dienstes gleichgestellte Uhr" regelt alle Einzelheiten seines Soldatenlebens. Die ausgehobenen Marinerekruten haben ein paar Wochen auf dem Kasernenhof ihre ersten militärischen Unterweisungen erhalten. Wenn sie dann auf das Schiff kommen, erhält jeder Matrose wie ein lebendes Inventar seine Nummer, und nach dem Schiffsplan werden die Soldaten ebenso wie die Einrichtungsgegenstände eingeordnet. Die Offiziere und Unteroffiziere sind abkommandiert, die Matrosen auszubilden. Das Schiff und die Besatzung soll eine Einheit werden. Die Matrosen werden „geklaßt", jeder Mann bekommt seine „Rolle", seinen Platz, sein Tätigkeitsfeld im Triebwerk des ganzen Organismus zugewiesen. Alle Kategorien erhalten wieder ihre spezielle Ausbildung. Die zukünftigen Artilleristen kommen an die Geschütze, das Maschinenpersonal unten in den Maschinenraum, die Signalgäste werden für den Signaldienst ausgebildet.

Nach den ersten Vorübungen geht es mit den Kasten hinaus auf See. Zunächst zu Einzelübungen und nachher zu Uebungen im Geschwaderverband.

Die Geschwaderübung ist ein fingiertes Gefecht. Da wird „klar Schiff" geübt, „Feuer im Schiff", „Leck im Schiff", aber die wichtigste Schulung und den Höhepunkt im Leben der Besatzung liegt doch in dem Kommando „Klar zum Gefecht!"

Die Geländer werden weggenommen, vom Oberdeck verschwinden alle Teile, die für den Kampfzweck entbehrlich, für die Bewegungsfreiheit hinderlich sind. Am Kommandostand steht der Kapitän, er empfängt seine Befehle vom Flottenchef und vor sich läßt er auf der Tastatur die Kommandoapparate spielen. Die Artilleristen an den Geschützständen erhalten ihre Feuersignale, nach dem Maschinenraum hinunter läuft die Befehlsübergabe der Bewegungen, der Schwenkungen und so muß im Ernstfall der Entscheidungsschlacht jeder Soldat auf seinem Posten stehen, muß gedrillt sein, um kaltblütig die Teilfunktionen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu erfüllen, die für ihn bestimmt sind. Eine moderne Seeschlacht ist ein Mikrokosmos, ein vielgegliedertes Loslassen der Zerstörungskräfte.

Der Flotte sind Marineflugzeuge und Marineluftschiffe vorausgeeilt, um die Stellung und Stärke des Feindes zu erspähen. Hoch aus den Lüften empfängt der Admiralchef seinen Bericht: der Schlachtplan wird entworfen und alle Gefechtseinheiten erhalten ihre Weisungen.

Die Großkampfschiffe werden verteilt und dampfen vorwärts. Die Kreuzer als die Kavallerie rekogosziert, greift feindliche Torpedoboote an und die unheimlichen Unterwasserboote liegen auf der Lauer, um sich auf gegnerische Schiffe loszustürzen.

Aehnlich wie der Generalstab einer Landarmee das große Schachspiel des Krieges, den Plan, die Taktik und Gangart der einzelnen Kriegsfiguren ersinnt und einleitet, findet auch im stillen Kartenzimmer des Admiralstabes eine solche Beratung statt. Nach den Meldungen über die Stärke und Formation des Feindes wird der eigene Schlachtplan entworfen. Und es sind wieder die verschiedenen Signalmethoden, nach denen auf dem Operationsfeld des Seekampfes die Befehle der Gefechtsleitung weitergeben werden.

Gewiß können sich im Laufe der Schlacht die Formationen ändern, ein starres Festhalten an die einmal aufgestellten Dispositionen würde verhängnisvoll werden. Aber auch jetzt löst sich die Schlacht nicht in ein Chaos, in ein ungeordnetes Losstürmen auf. Die Leitung geht auf Unterführer über, auf Kommandanten kleinerer Gefechtseinheiten. Diese bilden einen einheitlichen Kampfverband für sich und suchen die leitenden Grundgedanken des von der Admiralität entworfenen Gefechtsplanes zu verwirklichen.

Die Verbindungen untereinander haben aber noch nicht aufgehört. Selbst wenn im Gewühl der Schlacht von Schiff zu Schiff der eigenen Flotte andere Verständigungsmittel nicht mehr möglich sind, arbeitet noch die drahtlose Telegraphie. Oben dröhnen und toben die Geschütze ihre gewaltige Symphonie der Zerstörung, unten aber im stillen Apparateraum arbeitet mit leisem Knacken der Funkentelegraph. Er berichtet dem Flottenkommandanten über den Verlauf des Kampfes, und hin und her geht Antwort und Gegenantwort, bis die Schlacht entschieden ist.

* * *

Wenn nun auch in diesem Krieg die Landheere für das Gesamtresultat die wichtigsten Entscheidungen herbeiführen, so wird auch der Seekrieg bedeutungsvoll genug sein. Der deutschen Marine steht der Brite gegenüber und die Feuerprobe hat unsere junge deutsche Seemacht im Kampf mit der bisher weltbeherrschenden Flotte Englands auszuhalten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber Grey und seine Berater haben wohl an den Einsatz nicht gedacht: die wirkliche oder auch vermeintliche Weltmachtstellung Englands auf dem Meer. Zur Tradition des englischen Volkes gehört es ja, sich zur See für unüberwindlich zu halten. Und nun kommen die Zweifel; englische Zeitungen sprechen sich darüber glatt aus: selbst erfolgreiche Seegefechte größeren Stils würden auch für die englische Flotte opfervoll genug sein, um den Wunderglauben an die Unbesiegbarkeit der englischen Seemacht ins Wanken zu bringen.

England führt allerdings gegen uns einen Handelskrieg. Unsere Volkswirtschaft soll zerstört werden, statt kriegerischer Waffentaten will der Krämergeist siegen. Aber die englische Admiralität weiß schon, weshalb sie die Vorsicht als den besseren Teil der Tapferkeit wählt, trotz aller Tiraden ging die bisherige englische Taktik darauf hinaus, nicht die Entscheidung durch eine starke Offensive zu suchen. Erfolgreiche Guerilla-Kämpfe der deutschen Marine haben dem Selbstgefühl der englischen Nation schon empfindliche Schläge versetzt. In der englischen Tagespresse konnten wir solche moralische Wirkungen schon konstatieren, als der tollkühne Streich der Besatzung von „Königin Louise" und die Bravourleistung von „U 9" bekannt wurde.

Dazu kommt noch eine andere Folgeerscheinung, die wir heute in seiner ganzen Bedeutung noch nicht überschauen können. Dieser Krieg wird wichtige marinetechnische Probleme zur Entscheidung bringen müssen. Es handelt sich um die Frage „Großkampfschiff oder Unterseewaffe." Werden die Großkampfschiffe jetzt im Torpedo und Unterwasserseeboot (eventuell auch im Marine-Luftschiff und Wasserflugzeug), solche gefährlichen Gegner bekommen, daß der Ausgang der Schlacht dadurch entscheidend beeinflußt wird?

Aus England sind die Zweifel zuerst gekommen. Vor Jahresfrist fiel das Wort des englischen Admirals Scott von den Unterseebooten „die den Dreadnoughts jedes Existenzrecht nehmen, die sie vertreiben werden von der offenen See, vor deren unsichtbaren und unabwehrbaren Angriffen sie im Hafen selbst keinen Schutz finden können."

Dieses Urteil, so laut und bedingungslos ausgesprochen, hat großes Aufsehen erregt. Mit Recht. Denn hier sprach einer der angesehensten Fachleute Englands, der Vater der modernen Schiffskanonen, und ging mit seinem eigenen Lebenswerk grausam ins Gericht.

Die gleiche Stimmung gaben die Ausführungen Churchills in einer seiner letzten Etatsreden wieder: „Man hat sich überall daran gewöhnt, lediglich in Dreadnoughts zu rechnen, aber vielleicht kommt der Tag, an dem die Stärke der Marine überhaupt nicht mehr an Dreadnoughts gerechnet wird." Diese Charakteristik wurde gegeben in Rücksicht auf die Entwicklung der Untersee-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waffen, ähnliche Wirkungen auf die Kampffähigkeit des Linienschiffes wird auch durch den Luftkrieg zur See erwartet.

Gewiß wollen wir uns hüten, frühzeitig zu prophezeien. Was im Fluge der Ereignisse jetzt der Krieg hervorbringt, wird erst später einmal gesichtet werden können, wenn die Dinge aus einer gewissen Distanz zu betrachten sind. Erst müssen wir die ausführlichen Berichte des Generalstabes und der Admiralität besitzen, um Ursache und Wirkung genau auseinanderhalten zu können, um einwandsfrei die Erfahrungen und Erfolge der verschiedenen Kriegswaffen gegenseitig abzuwägen.

Aber eine solche Episode wie „U 9" gibt heute schon den Beweis, daß ein erfolgreicher Unterseebootkampf eine furchtbare Wirkung hervorrufen muß. Wenn die Zweifler an die Unbesiegbarkeit der Dreadnoughtsschiffe Recht bekommen, dann ist vor allen Dingen England mit seiner Rüstungspolitik geschlagen.

England hat in Dreadnoughtsrüstungen seine Marinepolitik einseitig vorwärts getrieben, eine Ablehnung der Dreadnoughts-Theorie würde wichtige Bestandteile der englischen Flotte entwerten. Aber auch in kleineren Staaten wird es dann leichter möglich sein, maritim mit England Schritt zu halten. Für den Anschaffungspreis eines großen Linienschiffes, den man heute auf 45 Millionen Mark bei modernen Typen veranschlagen kann, bekommt man schon 30 Unterseeboote.

So wird dieser Krieg zur See manche Umwertung vollziehen, er wird wichtige militärische und politische Fragen entscheiden und in seinen Wirkungen bedeutungsvoll genug sein.

Der ewige Krieg

Von Catherina Godwin

Als ich im Frühling den mächtigen Friedenspalast in Haag zum ersten Male sah, schien eine Atmosphäre von Verlassenheit den kahlen Riesenbau zu umschweben. Oede starrten aus rotem Gestein die trüben Fensterscheiben, hinter denen sich kein Leben regte.

Rückerinnernd scheint mir jener Friedenspalast wie das Symbol seiner eigenen mächtigen Idee, die verlassen und unbelebt, ewig unzeitgemäß bleiben muß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entsetzen schleicht über uns alle dahin, daß gerade jetzt, da die große Friedensidee schon aufgebaut schien, die gewaltige Theorie des Völkerfriedens sich plötzlich gebietend in ihren krassen Gegensatz: — in die gewaltige Realität des Völkerkrieges — verwandelte.

Aber ist denn im letzten der Gegensatz von Krieg und Frieden so kraß? Setzt denn das Extrem so unerbittlich grausam ein, wie es uns scheinen will?

Sind Krieg und Frieden nicht vielmehr Wechselbegriffe, die nicht von einander lösbar sind? Gehen sie nicht gewissermaßen in einander über und arbeiten einer für den andern, so wie der Militarismus in Friedenszeiten für den Krieg sich rüstet und in Kriegszeiten nur für den Frieden kämpft? Arbeiten sie nicht beide in identischem Streben ständig für ihr gemeinsames Ziel: für die Erhaltung — für den Fortschritt — für das Leben der Nation?

Auch der Frieden trägt in sich den Widerschimmer des Krieges.

Denn wenn das Ich der Nation, den akuten Kampf mit der Waffe aufgibt, dann beginnt sofort der andere, chronische Krieg zwischen den einzelnen Menschen, den wir „Konkurrenz" nennen; und wieder ersteht erneut und verstärkt der heimliche Kampf von Kaste zu Kaste, vom Ich zum Ich. Und auch dieser Kampf ist untrennbar mit dem Kulturbegriffe des Fortschritts verknüpft, auch in diesem Kampfe werden Kräfte gemessen und gesteigert, es versinken die einen und steigen die Anderen und auch hier ahnen wir, wie beim Kampfe der Nation, daß auch unser Lebenskampf für die kommenden und wiederkommenden Generationen gekämpft wird.

Es gibt keinen Frieden, wie wir ihn träumen. Auch Frieden ist rudimentärer Krieg.

Der scheinbare Lebensdualismus von Krieg und Frieden ist geboren aus einer Lebenseinheit.

Sobald wir den Kampf bekämpfen, bekämpfen wir das Leben selbst. Denn wo das Erdreich von Leben beginnt sich zu regen, keimt der Kampf empor, der mit dem Lebensbegriffe verwachsen ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Lebensausdruck ist die Bewegung und jede Bewegung ist Kampf.

Wir sind nun einmal Kriegsvölker, vom Beispiel der Natur bestimmt, zur Verdrängung des Schwächeren durch den Stärkeren.

Es ist dies das Vernichtungsprinzip des Einzelnen und das Erhaltungsprinzip der Allen.

Und wie der Eine und die Allen, über sich selbst und ihr Menschentum hinaus nach dem Göttlichen streben, das sie in hundertfacher Gestalt sich symbolisieren und zu dem sie hienieden doch nur in ihrer Sehnsucht gelangen — so ist das Streben nach dem Frieden, der heilige Wunsch nach einem fernen hohen Ziele, an das wir glauben und für das wir gläubig immer wieder und wieder — in blutigem Kampfe — kämpfen.

Massenquartier und Persönlichkeit

Von Werner Klette

Ein bayrischer Truppenübungsplatz, Baracke 117, halb 5 Uhr früh. Herr Privatdozent Dr A... erwacht und besinnt sich; er hat heute „Zimmerschur." Er ist als 32jähriger einer der ältesten Ersatzreservisten und liegt hier seit 10 Wochen auf Stroh, links von ihm ein aus Kairo eingerückter Kaufmann und rechts ein aus Brasilien noch glücklich herübergelangter Heizer. Zu dritt haben sie *eine* Decke als Unterlage. Dreiunddreißig Mann und zwei Unteroffiziere schlafen, schnarchen und husten in der Halbbaracke...

Herr Dr A... gähnt. Lange liegt er oft wach und hört zu, wie die Leute stöhnen und wohl aus dem Traum heraus ein paar wirre Worte sagen. Heute wartet er auf den Schritt des „Unteroffiziers vom Tag", auf den rauhen Griff nach der Klinke, den barschen Ruf: „Aufstehen!" Kaum dringt das erste Frührot durch die acht behauchten Fenster — hat die Oktoberkälte den Schläfer geweckt oder das sanfte Pfeifen der Mausfamilie, die man noch immer nicht erwischen konnte? Oft hat er ihr bei ihrem Poltern zugehört und dann eine der so seltenen *Stunden des Besinnens* genossen, hat mit sich allein sein dürfen. Denn der Soldat ist nie allein, das Massenquartier erstickt die Persönlichkeit. Jetzt im Kriege darf er nicht einmal „an sein fernes Lieb" denken; scharfes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufpassen im Felde vor dem Feinde, strenge Wacht beim Postenstehen auch für die Landwehrleute hier im Lager, wo in ziemlicher Freiheit fast zehntausend Franzosen gefangen gehalten werden.

Auch unter ihnen hat unser Dr A . . . intelligente, ja bedeutende Köpfe bemerkt; auch sie mögen in der fremden Umgebung nachsinnen über die Leichtigkeit, womit sich der Mensch anpaßt, über den Wert, im Massenquartier zusammengepfercht zu werden mit robusten und stillen, mit rohen und wilden Naturen. Durch eine Kette gemeinsamer, allen gleich fremden Handlungen tagsüber mit ihm vereint, fühlt sich der Mensch dem Mitmenschen innerlich näher gebracht, ja macht selbst Witze, die er vor Monaten nie belacht hätte, und freut sich kindlich seiner Fähigkeit des Sichanpassens.

Bald drängen Bilder die Gedanken zurück; man lebt inniger mit der Natur vereint, als je in einer Sommerfrische . . . Während unser alter Rekrut zu dem klarer sich abhebenden Braun der Holzbalken in diesem unhygienischen und arg feuergefährlichen Schuppen aufblickt, ziehen die täglich vertieften Eindrücke im Gedächtnis herauf. Eindringlich ist besonders der Eindruck der wohldisziplinierten aufmarschierten Baracken, wenn man in einer Vollmondnacht die mittlere Lagerstraße dahineilt; als ein Bild militärischer Sorgfalt stehen sie mit ihren acht rotleuchtenden Fenstern im silbrigen Licht wohlausgerichtet da; sie sind sich so gleich, daß man mit der elektrischen Taschenlaterne erst suchen mag, bis man No. 117 findet. Ueberhaupt mag ein Malerauge auf dem bayrischen Truppenübungsplatz bei Tage recht viel Freude und Anregung finden. Verschnauft man beim Vorstürmen in ausgeschwärmter Schützenlinie und schließt einen Moment die Augen, so haftet meist ein impressionistisches Meisterstück der Natur. Unter den zarten Pastelltönen des wie Perlmutter schillernden Abendhimmels scheinen sich die Grundfarben in köstlichen Intensitäten zu sammeln, etwa dort 50 Meter fern in den blauen Uniformen mit den roten Aufschlägen und Krägen, die sich vom feldgrauen Gelände abheben. Die sinkende Sonne bestrahlt wohl auch, als Ueberraschung bei wolkigem Wetter, irgend einen Zielpunkt des Flügelmanns, einen Beobachtungsturm, einen buschigen Baum, „das" Wäldchen, „den" spitzen Kirchturm . . . Längst wurden hier die Gegenstände zu Begriffen, längst erzwang sich ihr Aufruf Muskelreaktionen, so eng sind sie verkettet mit Befehlen, die im Ohr blieben . . . „Sprung auf, marsch, marsch! Richtung der Kuppelturm links —!"

Gewinnbringend erscheint außer der für den geistigen Arbeiter so nützlichen gründlichen Muskelanspannung bei Freiübungen, Märschen, Turnen und Felddienstübungen, insbesondere die gemeinsame Ernährung, das „Menagieren." Im Lager muß man oft eine Viertelstunde im Regen stehen, bis man den „kriegsstarken" Kaffee bekommt; ist auch die Suppe kräftig, so ringt das Gebiß eines

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch schon etwas degenerierten Kulturmenschen leicht ohne rechten Erfolg mit dem an vier, fünf Wochentagen wiederkehrenden, mit der Hand dargereichten Kuhfleisch; und die Gemüse sind, wie meist in Bayern, selten und grob zubereitet. Ans Abendessen aber denkt unser Doktor nicht gern, denn da hat er unkameradschaftlich verzichtet und ist in die Kantine gegangen. Bekanntlich hat der Soldat eigentlich gar keinen Anspruch auf Abendessen; die wenigen Pfennige, die am Morgen-„Kaffee" erspart werden, reichen eben zu einem handtellergroßen Scheibchen Schweizerkäse oder einer „Regensburger"; schlimm aber sind die Tage, wo es nur Kaffee und ein Weißbrot gibt, oder einen Rettich oder den nicht jedem Magen willkommenen „Leberkäs." Es gibt in jeder Baracke arme Teufel, die sagen, man sei doch von 7—11 Uhr und 3—6 Uhr herumgejagt worden und könne sich ruhig halb 9 zu Bett legen —: da schläft man eben schon, wenn sich der Hunger meldet. Keiner gesteht ja gern, was er ruhig gestehen dürfte: daß er zu Kriegsanfang den kleinen Laden zugesperrt, oder daß er mit den 33 Pfennigen Kriegssold auskommen, Putzzeug und Stiefelfett kaufen und womöglich der Frau noch etwas Geld nach Hause schicken muß. Was soll er da in der Kantine hocken?

Unser Dr A... freilich ist dort Stammgast geworden, nachdem er seinen ersten Schreck über Rauch und Lärm dadrin überwunden hat. Die zwei, drei Gasthäuser in der Bahnhofsgegend sind fern und gleichfalls überfüllt; in den fünf, sechs Kantinen des Lagers aber, das man ohne Erlaubnisschein nicht verlassen darf, bekommt man für 50 Pfg. ein Schweinskotelett und für 10 Pfg. den Salat dazu. Das Bier kostet 24 Pfg., und zahlt man seinem Nachbarn eine Maß, so bekommt man sein Vertrauen geschenkt und erzählt, was sich die letzten dreißig Jahre in seiner weiteren Familie zugetragen hat. Man würde es freilich gern sehen, wenn einige Liebesgaben sich in die Ersatzregimenter verirrten... Gewiß, die gehören zunächst in die Front; aber unter den Landwehrleuten sind viele, die sich getreulich und sofort gestellt haben, im Ausland aber Frau und Kinder, Geschäft und Gehalt verließen und sich nun als Putzer eines Unteroffiziers einige Groschen verdienen...

Das Ereignis des Tages für die Truppen, die erst ausgebildet werden, ist die Ankunft der Zeitung. Wie mögen erst die Kameraden draußen im Feld sich danach sehnen! Man fährt zu Rade bis zur Bahn entgegen, um sie noch vor Beginn des Gewehrunterrichts zu erwischen; man liest auch die Lokalblättchen, weil darin bisweilen die militärischen Berichte aus den großen Tageszeitungen nachgedruckt werden... Und Sonntags versucht man wohl gar, in die Geheimnisse der Felddienstordnung oder des Exerzierreglements sich einzuarbeiten. Man begnügt sich mit der Theorie, weil man selbst fühlt, man ist der Praxis noch nicht gewachsen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber ahnen lernt man sie auch im Lager: kommen doch die Artillerie und die Kavallerie der nächsten Garnisonen zum Scharfschießen. Dann surren die Geschosse, dann blitzen und dröhnen die Granaten, Rauchwolken springen draußen auf, und nach dem träge nachkommenden Knall errät man die Entfernung des Ziels. Stehende und liegende Schützen stellt es dar, auch kulissenartig errichtete Häuser, eine Burg, eine Kirche. Lange hielt sie der Ankömmling für echt.

Ahnen mag man auch, wie es draußen aussieht, wenn wieder ein Zug neuer gefangener Franzosen ankommt.

Prächtige Farbwirkungen auch hier: die blauen Mäntel und die roten Hosen der Infanteristen, dazwischen hinein ein flotter Dragoner im hellblauen, kurzen Rock, die afrikanischen Jäger mit dem Nackenschutz und die dunkeln Artilleristen. So umdrängen die Gefangenen eine Verkaufsbude, wo sie Milch, Tabak usw., aber kein Bier kaufen können. Andere fahren Kommißbrot, das sie backen, herbei, und sie sollen immer noch so ausgehungert sein, daß sie gern hineinbeißen. Man begreift das nicht; denn in ihrer eigenen Mannschaftsküche kochen ihre Kameraden dasselbe Mittagessen wie die deutschen Köche für die deutschen Mannschaften. Möchten es die deutschen Feldsoldaten wenigstens immer so gut haben, wie diese gefangenen Franzosen — von den drüben in Gefangenschaft gehaltenen deutschen Kameraden wagt mans ja kaum mehr zu hoffen ...

Einen Tag aber gibts, da kommt sich gelegentlich auch der Lagersoldat wie ein Gefangener vor. Da Urlaub auch den Kriegsrekruten nur ungern gewährt wird, sind die Sonntage schlimm und lang. Da gibt es wohl einigemale Appell, vielleicht auch Kirchgang in die nächste Klosterkirche, höchstens noch einen Alarm, weil ein kommandierender General sich angemeldet hat. Glücklich sind dann die, welche Besuch aus der Stadt bekommen — ein kostspieliger Spaß! Die meisten Soldaten sind ja leidenschaftliche Kartenspieler — hier ist das Spiel köstlicher Zeitvertreib. Bald aber hat auch der Rekrut gemerkt, wie man sich Urlaub erschwindeln kann, um wenigstens einen Samstagabend und einen Sonntagmorgen bei Frau und Kind verbringen zu dürfen: in der Schreibstube des Rekrutendepots kennt man genau gewisse Freitag eintreffende Telegramme, die von Erkrankungen nächster Verwandter und von der Heimkehr leicht verletzter Feldsoldaten gar rührend und dringend berichten ... Damit geht man dann etwas unruhig zum Hauptmann, der vielleicht im Zivilleben Oberstaatsanwalt oder Landesgerichtsrat ist. Mit dem professionellen, skeptischen Lächeln blickt er dem ergrauenden Rekruten ins Auge, denkt aber dann: „Er ist verheiratet und der Befehl kann ja schon morgen kommen —“ und unterschreibt den bereit gehaltenen Urlaubsschein ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Erblindeter

Als es nacht wurde
und ich traurig, in mich versunken,
wie in einem Abgrund,
nur noch den Sekunden lebte
und Stund und Tag auch nicht mehr war
und Jahreszeit und Jahr,
und nur noch der Ewigkeit ungangbare Wüsten
mein Fuß betastete,
o, da flog ein Schmetterling
oder auch ein Blatt
in meine unsehenden Hände!
Und sie hielten's wie heilig in ihrer Mitte,
allein schon von der Möglichkeit berauscht,
daß mich, der ich nicht suchen kann,
die Dinge finden!
Als würd ich nun wie Gras und Blatt und Baum
und es sähen mich die kleinen
grünschimmernden Käfer!
Und die Sensen in den Schnitterhänden
griffen sicher nach mir aus
und eines Vogels Flug sei auf meinen
schwanken Ast gerichtet;
von einer Sonne beschienen,
die ihr Auge ist und ihre Hand
und auch ihr Fuß
und mütterlich sie alle im Wachstum
weiterführt bis zu eines Abfalls Reife
oder einem Tod —
die an ihre stille Erde hingenommen.
Doch da nahm der Wind
das Kleine, Unerkannte mit hinweg
und ließ in meinen offnen Händen bloß
als eins der Ihrigen
und ihres Schöpfers ureigenste Natur
die himmlische Geduld!

Regina Ullmann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg und Frieden

Fünf Monate Weltkrieg, an dem fast die Gesamtkräfte der meisten großen Militärstaaten teilnehmen. Und schon eine Verlustſtatistik von mehreren Millionen aus dem Kampf geschiedener Menschen und Milliardenwerte zerstörter mobiler und immobiler Güter. Aber nirgends noch eine Entscheidung, die einen brauchbaren Ansatz zum Frieden böte.

Wohl erheben sich vereinzelte Stimmen und zwar bezeichnenderweise auf der Seite, die den Weltkrieg wollte und veranlaßte, dahin, es müßte bald der Zeitpunkt der Erkenntnis eintreten, weiteres Kämpfen als nutzlos anzusehen. Die temperamentvollsten unserer Gegner, Franzosen, sprechen davon. Optimisten von gestern in Pessimisten von heute gewandelt, führen aus, daß der Fall eintreten könnte, die Deutschen siegreich bis zur Loire vordringen zu sehen, die Russen nach gescheitertem Angriffsplan am Rückzug aus Polen und Galizien zu wissen und England in Aegypten und auf seinem Indienweg ernstlich bedroht zu erkennen, so daß die Fortsetzung des Krieges *für den Dreiverband*, derzeit *nichts* mehr verspreche.

Angenommen — es könnte sich diese Ueberzeugung bei unseren Gegnern durchsetzen. Dann müßte sich erst recht der Entschluß auf *deutscher* Seite *verdichten, solchen Frieden glattweg abzulehnen*. Psychologisch mag es immerhin befremden, daß der friedfertigste, kulturell für die Friedensidee reifste Teil sich diesmal harthörig jeder Vermittlung verschließt. Es ist tief begründet. Begründet durch den *Zweck* dieses Krieges, den die Gegner selbst über alle Dächer hinausschrieen. Sie zogen los, Deutschland als Weltmacht zu vernichten. Deutsche Arbeit, deutscher Gewinn, deutsche Erfolge aus Konkurrenzneid niederzuschlagen. Da es nun diesmal nicht gelang, da deutsche Kraft der ganzen Schar standhielt, wollten sie einen heuchlerischen Frieden, um später — besser gerüstet — die Hetzjagd wieder aufzunehmen. Die gegnerische Tendenz, die Neid, Haß und Eitelkeit bleibend nähren werden, können wir mit noch so nachhaltigen Siegen leider nicht aus der Welt schaffen. Aber ein halbes Jahrhundert an *Ellbogen-* und *Entwicklungsfreiheit* können wir uns durch den Krieg sichern. Und wenn unsere wirtschaftliche und innere Arbeitsfähigkeit im bisherigen Maß anhält, wird uns dann auch ein zukünftiger Zerstörungsversuch stark genug antreffen.

Der Feldruf unserer Gegner von heute ist es, der uns den Krieg usque ad finem aufzwingt . . . v. S.

Soldatenlieder

„Die Barden! Ha! Wo sind die süßen Alten
Mit ihrem herzerhebenden Gesang?"

Nachdem Hermann mit unendlicher List die Erhebung und die Schlacht gegen Varus vorbereitet hat, und die Feldherren zusammentreten, um die Schlachtordre zu empfangen, werden die Barden gerufen, damit sie mit Gesang, die Milden anfeuern, schrecklich wie ein Schloßenwetter Blitze gegen den Feind zu spein. Auch heute zieht das Heer mit Gesang gegen den Feind, aber die süßen Alten mit ihrem herzerhebenden Gesang kommen nicht mehr, obgleich sie wieder gerufen werden. Das Jahr 1813 hat wirklich wertvolle Kriegs- und Soldatenlieder hervorgebracht und vor allem die deutsche Form eines Kriegsgedichtes; das Jahr 1866 und noch 1870 hat einige Stücke, besonders Einzugsgedichte von Fon-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tane und „König Wilhelm saß ganz heiter“ dazugelegt. Aber der größte deutsche Krieg wird nicht ohne Gesang, aber ohne neuen Gesang geführt. Von den Millionen Kriegsgedichte der letzten Monate ist fast nichts bekannt und nur die Strophe populär geworden, die neue Reime auf Schuß, Stoß, Tritt und Klaps aufzählt, aber nicht an einem Gedicht gestaltet. Es fehlt uns eben heute eine dichterische Konvention, die so stark ist, daß sie auch den Laien neue Worte und Wendungen schenkt. Da sie fehlt, dichtet die kompakte Majorität plötzlich um 40 Jahre zu alt, und da sich die Zeit nicht betrügen läßt, um 40 Jahre zu schlecht. Daher werden auch kaum Soldatenlieder, kräftig und gut wie die alten im Biwak, in unseren Schützengräben entstehn. Talente zum neuen, volkstümlichen Kriegsgedicht hat Brennert, nur sind seine Gedichte zu lang, um volkstümlich zu sein.

Man kann die alten Soldatenlieder heute, wo einen jedes kriegerische Wort und Requisit rührt, nicht mehr wie im Frieden lesen. Das ganze Soldatenleben ist heute unsere Sache und wir finden beim Lesen in den alten, schönen Liedern, daß im Grunde wenig anders geworden ist und die Unveränderlichkeit des schönsten und furchtbarsten Todes immer gleichempfunden wurde, auch wenn heute niemand sagen kann, was er leidet.

Für den Soldaten ist sein Leben vor allem eine Lust. Er wird plötzlich ein anderer Mensch, hat eine Stellung und sieht nach etwas aus. Es ist für viele schmerzlich, Soldat zu werden, aber Soldat zu sein ist immer schön. Alle müssen es ja werden und alle Mädchen weinen, wenn die Burschen in ihre Kasernen ziehn. Der Rock ist schön, die Knöpfe glänzen und jede Waffe glaubt bevorzugt zu sein. Die Liebe des Mädchens macht das Leben schön und „wenn wir bei den Mädchen schlafen, sind wir unserm König gleich“. Eine adelige Dame schläft bei einem Soldaten, wie es heißt „aus lauter Lieb und Treu“, denn Soldaten, sind geborener Adel. Eine Müllerstochter stellt den Soldaten noch höher, verstößt den verliebten Edelmann und will absolut einen Soldaten haben „und sollt sie ihn aus der Erde raus graben“. Trübe ist aber der Soldat, wenn sein Schatz bei einem andern steht; dann trinkt er Kirsch, Kümmel und Nelken, bis er ins Grab getragen wird. Andere Soldaten haben ein leichteres Herz. Sie wollen ihr ganzes Leben verlieben, ohne zu heiraten, die Geliebte verlassen und eine neue suchen. Der eine kehrt zurück, sieht sich betrogen und sticht das Messer in ein falsches Herz; ein anderer hat erst als Reservist Erfolg, seitdem er als Rekrut gelernt hat, pünktlich Posten stehen. Der dritte aber kehrt zurück, heiratet und singt nun ewig von der Zeit, die man ungern ertrug, aber umso lieber im Liede rühmt.

Aber der Tod ist das Furchtbarste und Schönste. Kein Gedicht übertrifft die reiche Schönheit des „Morgenrot“ von Hauff, der auch schon mit 25 Jahren an sein eigenes „Ach, wie bald! ach, wie bald!“ glauben mußte. Der Füsilier besingt sein Leben, das lustige Exerzieren, das heitere Marschieren und scheidet fröhlich aus der Welt. Aber die Soldatenlieder, die nicht allgemein, sondern aus dem Augenblick und dem einzelnen Erlebnis entstanden sind, zeigen die blutigen Körper und die Schwerverwundeten auf dem verlassenen Schlachtfeld, die Gott um ihren Tod bitten. Ein schönes volksliedartiges Stück drückt die Rührung eines Jägers am Massengrab des zehnten Bataillons aus. Nach der Schlacht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Sedan hört ein Bayer einen Sterbenden jammern. Er schleicht sich heran, gibt dem Franzosen zu trinken und begräbt zuletzt den toten Kameraden. Aber die furchtbarsten Dinge, die der Soldat kennt, vernichten die berechtigte Wahrheit des menschlichen Optimismus nicht: „Wer Glück hat, kommt davon, Wer Angst hat, springt davon". Und der Soldat von Fridericus Rex tröstet scheidend seine Lowise: „denn träfe jede Kugel apart ihren Mann, Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann". Fällt aber der Soldat, so weiß es seine Liebste gleich. Im „Feld des Morgens früh" trifft die Kugel den Husar, der Schnitterin wird so bange, „im Feld des Morgens früh", sie spürt, daß der Liebste gefallen ist.

Die deutschen Soldatenlieder sind Volkslieder, ungereimte und gereimte, astrophische Stücke, derb, aber auch zart in den unendlich verschiedenen Weisen aus des Knaben Wunderhorn geschüttet. Es sind Marschlieder, Putzlieder, Kasernen- und Kneipenlieder, die, abgesehen vom Allgemeinen, viel Eigentümliches enthalten. Denn wenn die Welt unterginge und nur die Soldatenlieder übrig blieben, wüßten wir aus ihnen, wie die Franzosen plündern, daß der alte Fritz nur öfters zu plündern hätte permittieren sollen und daß niemand so prompt wie der Preuße sein Traktament bekommt.

Die Soldatenlieder sind natürlich nicht Gedichte, sondern Gedichte mit Musik. Bei Eugen Diederichs erscheinen kleine Flugblätter, mit alten und neuen Noten, neuen Liedern zu alten Melodien und manchem allgemeinen Stück. Deutsche Kriegslieder hat außerdem Anna de Lagarde und Mathilde Berger bei Wilhelm Heims, Leipzig, herausgegeben. Ein gemütliches, von Fritz Rumpf gesammeltes und koloriertes Bändchen ist schon vor dem Kriege bei Erich Reiß, Verlag, Berlin, erschienen. Es enthält auch weniger bekannte, melodische, alte Stücke. Die besten und beliebtesten Texte hat der Staat unter die Soldaten gebracht, durch das offizielle Kriegsliederbuch für das deutsche Heer 1914. Wenn die Krieger dieser Schlachten die Barden rufen, zu bergerhebendem Gesang, erhalten sie dieses Heft, das 20 Pfennig kostet, und ein Stück der deutschen Heeresorganisation ist. In der Art, wie es den modernen Mangel an Moment und Genie ausgleicht, hat es seinen symbolischen Charakter. Felix Stössinger

Dürers Zeichnungen

Unter den wenigen unaktuellen Neuigkeiten des Kunstverlags in diesem Winter fällt eine edle Erscheinung auf, scheinbar dem Tage fremd, für den tiefer Mitlebenden aber bedeutsam und fast aktuell als ein Hinweis auf tiefste Werte des deutschen Charakters. Heinrich Wölfflin hat einen kleinen Quartband Handzeichnungen von Albrecht Dürer herausgegeben, 78 Blätter in sehr guten Wiedergaben, chronologisch geordnet. Nach seiner bewährten Art hat Wölfflin sich nicht begnügt, den Bildern eine nebensächliche Einführung mitzugeben. Er sagt vielmehr auf seinen wenigen Seiten Entscheidendes in klassischer Bestimmtheit, seine Definition des Wesens der Dürer'schen Zeichnung ist selber ein Musterstück gründlich deutschen Erfassens und Stilisierens.

Man ist gewohnt, Dürer zu nennen, wenn man von deutscher Art oder deutscher Seele redet. Man denkt dabei gerne an die Mischung von freistürmender Sehnsucht mit tiefer innerer Gebundenheit, an den Einschlag

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Kindestum im Männlichen und von Philistertum im Leben. Der Zeichner Dürer zeigt diese Mischungen im klarsten Resultat, indem er die Linie, den klaren Strich nicht nur dem malerischen Arbeiten mit massigen Dunkelheiten vorzieht, sondern die Linie mit innigster Liebe zu einer ganz neuen Bedeutung und ornamentalen Selbständigkeit führt. Auf dem Umweg über die Abstraktion findet er die Form! Man denkt daran, wenn man bei Wölfflin liest: „Es ist kein Zweifel, daß die gegenwärtige Generation von Dürer abrückt. Man schätzt den jungen Dürer, aber gerade der meisterliche Künstler, je mehr er die vollkommene Klärung der Form als erstes Prinzip der Kunst vertritt, verliert für unsere Zeit an Interesse."

Der Krieg hat uns einen neuen Antrieb gebracht, dem ererbten Wesen nachzugeben und das Deutschtum neu zu erkennen. Viele tun es, indem sie die gestern noch angebetete Kunst des Auslandes heut mit Füßen treten. Andere gehen reinere Wege und besinnen sich mit neuer Andacht auf die Größten der Vergangenheit. Sie sehen den malerischen jungen Dürer sich zum zeichnerischen alten Dürer entwickeln, und sehen den glühenden Goethe des Werther zum stillkühlen der Wahlverwandtschaften werden, und sie sehen bei beiden den bitter strengen Weg zur Form, den bis zur Kälte gespannten Manneskampf um die geistige Ueberwindung der Natur, und sie bedauern weder die Lieblichkeiten des jungen Dürer noch die strahlende Wärme des jungen Goethe, sondern sehen beide notwendig untergehen in der Geklärtheit männlicher Form, heldenhafter Bewußtheit. Man kann, auf diese Weise, von Dürer so viel lernen wie von Scharnhorst oder Hindenburg. Und mit einer Stunde der wirklichen Vertiefung in diese deutsche Welt tut und gewinnt man mehr als mit dem ausdauerndsten Anspucken ausländischer Kunst.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

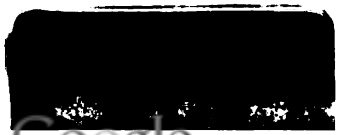
JUL - 1 1969

AP30
.M15
Jahrg. 8
1914
Bd. 3-4

Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE



Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913846
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google